image
not
available






Berkeley

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm von Giesebrecht.

Erster Band.

Gründung des Kaiserthums.

Fünfte Auflage.

Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1881.

Dem Andenken

Friedrich Wilhelms IV.

Königs von Preußen.

Vorrede zur ersten Auflage.

Das Buch, dessen erster Theil hiermit der Lesewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserreichs deutscher Nation, stellt in seinem weiteren Gange die Glanz- und Blüthezeit dieses Reichs dar, indem es von den glorreichen Thaten der Ottonen, der fränkischen Kaiser und Hohenstaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaiserthum, den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erliegend, von seiner stolzen, weltbeherrschenden Höhe herabsteigen mußte. Der Gegenstand dieses Buchs ist demnach die geschichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlandes entschieden, in der das deutsche Kaiserthum vor Allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigenthümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab, — der Gegenstand ist die deutsche Kaiserzeit, wie wir diese Periode mit einem kurzen, doch kaum mißverständlichen Namen bezeichnet haben.

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit für die weltgeschichtliche Entwicklung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiser aus dem deutschen Volke hervorgingen und Deutschland der Hauptsitz ihrer Macht

war, es verschmolzen auch erst innerhalb dieser Zeit die deutschen Stämme, wie sie damals zum ersten Male staatlich in sich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft seine besondere und eigenthümliche Entwicklung gewinnen konnte. Ueberdies ist die Kaiserzeit die Periode, in der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.

Zu vielfach hat unser Volk die traurigen Folgen seiner inneren Zersplitterung erfahren, zu schwer hat es unter dem Einfluß fremder Mächte, welche die innere Spaltung Deutschlands für ihre Zwecke benutzten, zu leiden gehabt, und zu lange ist es in der ununterbrochenen Entwickelung seiner reichen Kräfte gehindert worden, als daß es nicht mit der heißesten Sehnsucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutschlands zurückverlangen sollte. Diese Sehnsucht durchzieht unser ganzes Volk; sie durchdringt das gesammte deutsche Leben in unseren Tagen. So verschiedenartige Richtungen sich auch in der Gegenwart durchkreuzen, so entgegengesetzte Parteibestrebungen sich bekämpfen: hier begegnen sie sich. Aber sie trennen sich sofort wieder bei der Frage, wie das Ziel der allgemeinen Sehnsucht zu erreichen sei. Es möchten da wohl Manche die längst zertrümmerten Formen einer fernen Vergangenheit, wäre es möglich, wie sie einst waren, herstellen, um das Leben der Gegenwart in sie zu zwängen; Andere wünschen die Bildungen der neueren Zeit mit denen einer früheren zu verbinden, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise; wieder Andere wollen auf ganz neuen Grundlagen die Einheit des deutschen Reichs und Volkes herbeiführen. Tausend Pläne, die man entwirft, tausend Wege, die man einschlägt: wer möchte sagen, ob einer von ihnen und welcher zum Ziele führt?

Vielleicht daß man sich eher einigte, wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte. Um so näher liegt es, wie man meinen sollte, die Vergangenheit hierüber zu befragen, je sicherer man der Antwort ist. Denn jene große Zeit unseres Volkes hat sich nicht unbezeugt gelassen. Sie spricht zu uns in den hochragenden Münstern und den festen Mauern der alten Städte, in den bemoosten Burgen, die von unseren Bergen blinken; sie tönt zu uns herüber in Helden- und Minneliedern, deren Laute uns noch jetzt verständlich sind; in Flur und Wald, auf den Höhen und im Thale gehen die Sagen von des alten Reichs Herrlichkeit um, und unsere Vorfahren haben unwidersprechliche Zeugnisse ihrer Macht und Größe in vielen Tausenden alter Pergamente und in zahlreichen Geschichtswerken hinterlassen. So ist es wahrlich kein vergebliches Bemühen, Natur und Wesen jener Zeit zu ergründen, sie in deutlichen Zügen sich gegenwärtig zu machen.

Und schon sehen wir über das ganze Deutschland eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit verbreitet, die sich auf die Erforschung des deutschen Mittelalters richtet und gerade mit besonderer Vorliebe der Kaiserzeit zuwendet. Keine Mühe wird gescheut, um verborgene werthvolle Reste der Vergangenheit an das Licht zu ziehen; mit unermüdlicher Geduld und systematischer Gründlichkeit wird Alles, was sie uns überliefert hat, bis in das Einzelnste untersucht. Da erscheint Gesetz und Regel, wo man vordem nur Willkür sah, in inneren Zusammenhang treten Erscheinungen, die unerklärbar schienen; nicht nur reicher und lebensvoller gestaltet sich von Tag zu Tag das Bild unserer großen Vorzeit, sondern auch klarer, übersichtlicher, verständlicher.

Es sind die uneigennützigsten Bestrebungen, denen wir solche Aufschlüsse über unsere große Vergangenheit verdanken; sie suchen zunächst keine andere Befriedigung, als die unmittelbar in der Wissenschaft selbst gegeben ist, aber sie weisen doch zugleich über dieselbe hinaus. In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volkes gerichtet, stehen diese Studien ja mitten inne in den Strömungen der nationalen Entwicklung. Ihrer Natur nach populär, haben sie die Theilnahme des Volkes in Anspruch zu nehmen. Nur von dieser getragen können sie zu ihrer vollen Blüthe gelangen; wie sie andererseits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende Rückwirkung üben müssen.

Niemand, der tiefer die geistige Bewegung unserer Zeit auffaßt, wird wohl verkennen, daß sich ein wohlthätiger Einfluß dieser Studien auf das Leben bereits kundgiebt. Die auf die Höhen der Macht gestellt sind, begreifen die Bedeutung derselben und fördern sie durch manches Zeichen ihrer Huld; die hervorragendsten und weitblickendsten Geister der Gegenwart erkennen den nationalen Gewinn, den sie verheißen; das Gebiet deutscher Kunst und Wissenschaft beginnt durch sie nach vielen Seiten hin erweitert und umgestaltet zu werden. Aber dennoch fehlt sehr viel daran, daß die Theilnahme des Volkes an diesen Studien eine allgemeinere sei, daß auch nur die Mehrzahl Derer, die sich zu den gebildeten Klassen zählen, für den Gang derselben ein lebhaftes Interesse zeigte. Wie wäre es sonst möglich, daß noch immer die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Rechtszustände des Mittelalters im Schwange sind, daß man selbst im Munde sonst wohlunterrichteter Männer so häufig Aeußerungen findet, die von einer großen Unkenntniß der früheren Verhältnisse unseres Volkes zeugen, daß längst widerlegte Märchen nicht nur von Mund zu Mund, sondern auch von Buch zu Buch aufs Neue nacherzählt werden? Wie wäre es sonst zu erklären, daß während über anziehende Theile der modernen Geschichte Originalwerke und fast noch mehr Uebersetzungen den ausgedehntesten

Leserkreis finden und schnell nach einander wiederholte Ausgaben derselben hervortreten, selbst die besten Werke über das deutsche Mittelalter kaum nach Jahrzehnten wieder aufgelegt werden? Man spricht wohl viel von Kaiser und Reich, aber ziemlich mittelmäßige Arbeiten über die neuere deutsche Specialgeschichte finden immer noch eine weitere Verbreitung, als die wichtigsten Publicationen über die alte Reichsgeschichte. Man werfe in die Handbücher der deutschen Geschichte einen Blick; wie dürftig sind da die glänzendsten Zeiten des Reichs behandelt, während die Zeiten der Auflösung in unverhältnißmäßiger Breite dargestellt werden.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen die Mitwelt nicht anschuldigen. Sie lebt zum großen Theil in Ideen und Interessen, die denen des Mittelalters geradezu entgegenlaufen. Unsere politischen Zustände haben sich besonders durch die raschen Veränderungen unseres Jahrhunderts so umgewandelt, daß wer aus ihnen seinen Blick in jene entfernten Zeiten wirft, nur mit Mühe sich begreiflich macht, daß die Menschen, die er dort handeln sieht, von seinem Fleisch und Blut waren und von demselben Volksgeist getrieben wurden, der in ihm mächtig ist, daß es derselbe Grund und Boden ist, auf dem sie standen und er jetzt steht. Die ganze Entwicklung unserer Bildung und Literatur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des Volkes nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen. Nur daran liegt uns, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im Ganzen und Großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Mißverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet. Indem die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses uns nothwendig oder mindestens sehr heilsam erschien, erwuchs der Plan dieses Buches. Von diesem Gesichtspunkt aus will es beurtheilt sein.

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreis, der sich aus allen Ständen unseres Volkes zusammengesetzt für die historische Literatur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter, als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffes erfordert aber einerseits die innere nationale Entwicklung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannigfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zwecke des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich, dem Gesammtbilde eine solche Uebersichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreis leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang, der Phantasie diese große Epoche deutscher Geschichte mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, so mußte das Buch nach des Verfassers Meinung auch mit Nothwendigkeit auf Herz und Gesinnung deutscher Leser nachhaltig den beabsichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verhehlte sich der Verfasser nicht. Er sah wohl ein, daß ohne die Fähigkeit, seinen Stoff nach allen Seiten geistig zu durchdringen, ihn in lebensvollen Anschauungen zu erfassen und diese Anschauungen künstlerisch darzustellen, seine Absicht nimmermehr zu verwirklichen sei. Er vergegenwärtigte sich auch, daß der patriotische Zweck, der ihm vorschwebte, nur zu erreichen sei, wofern es ihm gelänge seinen Worten etwas von der Begeisterung einzuhauchen, die ihn für seinen Gegenstand beseelte. Aber die Aufgabe schien ihm

schöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß, und so wagte er seine beste Kraft an ein nach seiner Meinung für unser Volk heilsames Werk. Er ist fern von dem Wahne, das Ideal, das ihm vorschwebte, erreicht zu haben, aber mindestens der Vorwurf dürfte ihm, nachdem er sich zwanzig Jahre lang mit dem Studium der Geschichte des deutschen Mittelalters beschäftigt hat, nicht mit Recht gemacht werden, daß er sich vorschnell und unvorbereitet an eine Aufgabe gemacht habe, deren Schwierigkeiten von ihm nicht erwogen seien.

Nachdem der Verfasser so den wichtigsten Gesichtspunkt für seine Arbeiten angegeben hat, bedarf es nicht vieler Worte mehr zu weiterer Verständigung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Buche dieser Art nicht Alles jedem Leser unbekannt sein kann, und Kenner der deutschen Geschichte werden mit Fug urtheilen, daß nicht Weniges in demselben, wenn auch in anderer Form und in einem anderen Zusammenhange, bereits längst gesagt sei. Sollte in solchem Urtheil ein Tadel liegen, so will ihn der Verfasser lieber hinnehmen, als daß man ihm mit Grund vorwerfen könnte, seine Darstellung blende durch den Glanz neuer Hypothesen und Combinationen, die der äußeren Beglaubigung und der inneren Wahrheit entbehrten. Sollte sich nicht überhaupt in der Richtung der modernen Geschichtsschreibung — wir denken dabei nur an Werke eigenthümlichen Geistes, nicht an saft- und kraftlose Compilationen — ein übermäßiges Trachten nach dem Neuen, eine allzu große Scheu die hergebrachte Ueberlieferung fortzupflanzen bemerklich machen? Das Neue ist nicht immer das Richtige und Echte; das höchste Gesetz des Geschichtsschreibers bleibt aber unter allen Umständen die Treue der Darstellung. Und diese liegt ja nicht allein darin, daß er sich durch willkürliche Erfindungen die Ueberlieferung der Quellen zu verfälschen hütet, sie beruht ebensosehr darauf, daß nicht Nachrichten von zweifelhaftem Werthe oder unsicherem Ursprunge, vieldeutigen Ausdrücken oder zersplitterten Notizen ein allzu großes Gewicht

beigelegt und sie dazu benutzt werden, die bisherige Auffassung der Verhältnisse völlig umzukehren. Es geschieht dann leicht, daß an sich Geringfügiges in den Vordergrund der Darstellung gedrängt und das Erhebliche verdeckt wird; das Bild gewinnt die Züge einer Karikatur und wird bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Auch das an neueren Geschichtsschreibern häufig hervortretende Streben, durch Beziehungen auf moderne Verhältnisse die Zustände der Vergangenheit anschaulicher zu machen, verführt unseres Erachtens leicht auf Abwege. Man läuft Gefahr den Personen Motive unterzulegen, die sie nicht haben konnten, die Vorgänge aus Gesichtspunkten zu beurtheilen, die der Zeit fern lagen, der gesammten Darstellung eine vielleicht für den Augenblick bestechende, aber doch falsche Färbung zu geben. Der Verfasser, dem der Werth der Wahrheit mehr gilt als der Reiz der Neuheit, glaubte die wahre Gestalt der Kaiserzeit seinen Lesern am treuesten zu schildern, wenn er sich so eng wie möglich an die besten Quellen anschloß und die hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit häufig mit ihren eigenen Worten reden ließ. Wo dieses Verfahren nicht anwendbar schien, hat er sich meist lieber bewährten Autoritäten angeschlossen, als eigenen Combinationen einen weiten Spielraum gegönnt. Man sage nicht, daß es bequeme Arbeit sei, das Erz, das Andere aus den Schachten geholt, einzuschmelzen; der Verfasser weiß auch, wie es in den Schachten aussieht, und es ist ihm fürwahr nicht alles Erz zugetragen worden.

Und hier noch ein Wort über die Einleitung des Buchs, die des Eigenthümlichen wohl am wenigsten enthält und sogar viele Controversen, in denen sich die moderne Geschichtsschreibung zu bewegen liebt, recht absichtlich umgeht. Sie ist trotzdem der vielleicht mühevollste Theil der Arbeit gewesen. Hätte der Verfasser nur für geschichtskundige Leser geschrieben, er hätte den Inhalt dieser Einleitung auf wenige Blätter zusammengedrängt; er wollte aber durch dieselbe zunächst für Leser sorgen, denen weder ausgebreitete Vorkenntnisse, noch genügende historische Hülfs-

mittel bei der Lectüre dieses Buchs zu Gebote stehen. Es kam darauf an, solchen Lesern die Bedeutung der deutschen Kaisergeschichte für den weltgeschichtlichen Zusammenhang, wie für unsere nationale Entwicklung deutlich zu machen, und dies schien kaum anders als durch eine gedrängte Uebersicht der tausendjährigen Vorgeschichte der germanischen Stämme möglich. Die Darstellung mußte dabei so ausführlich gehalten werden, daß nirgends eine Unklarheit blieb, während andererseits Alles auszuscheiden war, was auf die spätere Entwicklung keinen merklichen Einfluß übte. Alles Problematische wurde zur Seite geschoben, weil es die Leser, die vorzüglich hier in das Auge zu fassen waren, eher verwirrt als aufgeklärt hätte. Der Verfasser kann nicht sagen, daß die Einleitung, wie sie vorliegt, seinen eigenen Ansprüchen nur von fern genügte, aber er hofft, daß sie dennoch vielen Lesern willkommen sein wird.

Namhafte Vorgänge wiesen darauf hin, das Buch frei und leicht ohne das schwere Beiwerk von Quellenanführungen in die Welt zu senden. Vielleicht gewann es so leichter den Leserkreis, den es am liebsten anziehen möchte; auch konnte ein gelehrter Apparat bei einem bereits wiederholentlich behandelten Stoff leichter entbehrlich scheinen. In der That war es Anfangs die Absicht des Verfassers von allen Beziehungen auf die Quellenliteratur abzusehen und die Darstellung lediglich für sich selbst einstehen zu lassen. Aber mehrfache Rücksichten geboten ihm schließlich einen anderen Weg einzuschlagen. Zuerst hat er denn doch manche bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen und Hülfsmittel zu seiner Arbeit verwendet und ist durch diese oder durch selbstständige Forschungen zu neuen Resultaten gelangt, die er wenigstens andeutend begründen mußte. Dann schien es ihm Pflicht, solchen Lesern, die durch die Darstellung angeregt sich tiefer in das Studium jener Zeit begeben wollten, dazu einige Anleitung zu geben.

Viele der großen Schwierigkeiten, welche sonst dieses Studium darbot, sind jetzt glücklich gehoben. Durch die von Pertz

herausgegebenen Monumenta Germaniae historica ist ein unerschütterliches Fundament desselben für alle Zeiten gewonnen; die früher zerstreuten Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters werden hier nicht nur zuerst vereinigt, sondern auch ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgegeben und nach allen Seiten kritisch erläutert. Die Sammlung umfaßt schon die meisten Quellenschriften der Kaiserzeit und geht dem Ende dieser Periode mit beschleunigten Schritten entgegen. Von den wichtigsten Schriftstellern sind überdies bereits Handausgaben veranstaltet, und selbst Lesern, denen die lateinische Sprache des Mittelalters nicht geläufig, ist durch Uebersetzungen ein großer Theil der Quellen zugänglich gemacht worden. Dann ist das urkundliche Material durch Böhmers Regesten der Kaiser und Jaffés Regesten der Päpste jetzt ohne Mühe zu überblicken. Endlich haben Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser, Rankes Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause und mehrere Monographien, die sich diesen Werken angeschlossen haben, eine feste Methode für das Studium dieser Zeit gewonnen. Wo so viele Erleichterungen dem weiter Forschenden gegeben sind, schien es geboten, ihn nicht die weiten Umwege wandeln zu lassen, die ältere Werke angeben mochten, sondern ihn unmittelbar mit einigen Fingerzeigen auf die geebnete Bahn hinzuweisen, die jetzt sicher zum Ziele führt. Lediglich aus diesem Gesichtspunkt ist die Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, sind die kurzen Verweisungen der Anmerkungen auf die Quellen und die neuere Literatur zu beurtheilen. Weder auf Vollständigkeit des Apparats, die einen bedeutend größeren Raum in Anspruch genommen hätte, war es abgesehen, noch auf einen fortlaufenden Commentar der Darstellung, wie denn diese auch von den Anmerkungen getrennt gehalten wurde und durchaus als ein selbstständiges Ganzes anzusehen ist.

Es wäre unser lebhafter Wunsch, daß sowohl die Lehrer an den höheren Schulen, wie die reiferen Zöglinge derselben durch die Quellenbeilage veranlaßt würden den Zeugnissen der

großen Vergangenheit unseres Volkes näher zu treten, als es bisher meistentheils geschieht. Abgeleitete Darstellungen haben ihren großen und besonderen Werth, sie bilden die nothwendige Vorbereitung, um die Denkweise früherer Jahrhunderte verstehen zu lernen; ist aber das Verständniß hiefür einmal eröffnet, dann reden die Quellen mit viel deutlicherer Zunge, als es jeder spätere Geschichtsschreiber vermag. Der Verfasser weiß, daß die Edelsten unserer Jünglinge sich für eine große Zukunft unseres Volkes begeistern und nach ihrem Theil dazu mitzuwirken wünschen. Möchten sie an dem Bilde, das wir von der Herrlichkeit des alten Reichs entworfen haben, begreifen lernen, daß es vor Allem die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren waren, die sie frei, mächtig und groß machten, daß ohne dieselben alle schönen Träume von einer neuen glückreichen Zeit für unser Volk nimmerdar in Erfüllung gehen werden. Die Geschichte lehrt vor Allem, daß die Seele mehr ist denn der Leib, daß der Geist nicht in und an diese oder jene Form gebannt ist, sondern daß zu aller Zeit geistige Tüchtigkeit dem Leben neue Gestalten und Formen giebt. Die Wissenschaft der vaterländischen Geschichte ist nicht allein dem Ariadneknäuel zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückgeführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten; sie ist ebensosehr der Fackel gleich, die unseren Pfad erhellt und vorwärts, wie rückwärts, ihre Strahlen werfend dem Ausgange zuleuchtet, an dem unserem Volke heller — wolle es Gott! — das Tageslicht entgegenstrahlen wird, als es unseren Vorderen schien. Diese Wissenschaft möchten wir unserer Jugend an das Herz legen, die Beschäftigung mit derselben nicht als eine Arbeit des Zwanges, sondern als den Gegenstand freier, liebevoller Thätigkeit von ihr getrieben wissen und zugleich ihr einige Anleitung bieten, wie sie dieses Studium zu bleibendem Gewinn für Geist und Herz pflegen kann. Denn ein großer innerer Segen ruht auf demselben; es macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Große von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden.

Ein eigenthümlicher Unstern hat bisher über den größeren der deutschen Kaiserzeit gewidmeten Werken gewaltet. Leibnizs Annalen und Mascovs Commentarien sind unvollendet geblieben, und auch Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser ist nur der mächtige Torso eines größeren unvollendeten Werks über diese Periode. Viel leichter ist jetzt die Arbeit, als sie zur Zeit jener großen Forscher war, und so darf der Verfasser, wenn ihm Gott Gesundheit und Kraft erhält, in nicht langer Frist zum Abschluß dieses Buchs zu gelangen hoffen.

Wenn das Unternehmen zum glücklichen Ziele gedeihen und sich den Dank des Publicums gewinnen sollte, so schuldet es denselben zum nicht geringen Theile dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotischer Wärme den Plan des Verfassers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit allen Wünschen desselben entsprochen und ihm dadurch wesentlich die Arbeit erleichtert hat.

Berlin, den 4. August 1855.

Vorrede zur vierten Auflage.

Die Vorrede, mit welcher zuerst dieses Werk hervortrat und welche auch in den späteren Auflagen wiederholt wurde, ist bereits so eng mit demselben verwachsen, daß es nicht räthlich scheint sie nun zu beseitigen. Wie das Buch entstand und was mit demselben beabsichtigt war, ließe sich jetzt wohl mit anderen Worten sagen, aber nicht ohne die Gefahr dabei in Anachronismen zu verfallen.

Freilich ist jene Vorrede selbst heute in anderer Weise ein Anachronismus. Wer gedenkt in der Pracht des Lenzes der Winterszeit, wo er nach dem ersten grünen Halm unter der Schneedecke suchte? Und wer versteht noch die heiße Sehnsucht nach dem einigen, großen, mächtigen Deutschland in einer Zeit, wo ein neues Reich und ein neues Kaiserthum begonnen hat, wo Deutschland fester als je geeinigt, seine Macht allgemein anerkannt ist?

Aber ob die Verhältnisse, unter denen jene Vorrede geschrieben wurde, den wunderbarsten Wechsel erfuhren, das Werk selbst, welches sie einleitete, wird doch auch jetzt noch Verständniß finden, ja vielleicht dem Bedürfniß eines noch größeren Leserkreises entgegenkommen, als es früher der Fall war. Denn es ist nicht allein inmitten der Ereignisse, welche wir staunend erlebten, überhaupt eine lebhaftere Theilnahme in unserem Volke für seine

Geschichte erregt, sondern es sind ihm auch gerade die mächtigen Gestalten seiner alten Kaiser, wie es in allen Perioden nationaler Erhebung geschah, wieder recht vor die Seele getreten. Und wie wäre es auch nur möglich, daß nicht jetzt, wo die neuerstandenen Namen von Kaiser und Reich auf Millionen eine zauberische Macht üben, wieder jener Zeit gedacht werden sollte, wo sich die ganze Bedeutung der deutschen Nation in jenen Namen zusammenfaßte? Und eben jene Zeit ist es, welche in diesem Buche darzustellen versucht wird.

Ob wir wollen oder nicht, wir werden unsere Blicke aus dem neuen Reiche immer wieder nach dem alten zurückwenden müssen; denn die Völker können so wenig, wie die einzelnen Personen, ihre Vergangenheit vergessen. Und die Zustände des alten Reichs, wie sie einst in der Zeit seiner Kraftfülle bestanden, werden je bestimmter sich die neuen Verhältnisse bei uns entwickeln, gerade desto mehr die allgemeine Aufmerksamkeit wieder erregen und fesseln. Nicht als ob nach der Herstellung jener abgestorbenen Zustände zu trachten wäre, was an sich ein sinnloses Bestreben sein würde, sondern vor Allem um in der Vergleichung des alten und neuen Reichs immer deutlicher zu erkennen, auf wie verschiedenen Grundlagen beide ruhen, und um danach die Aufgabe zu ermessen, welche dem neuen Reiche gestellt ist, wenn es der Nation Aehnliches leisten soll, wie ihr das alte unter ganz anderen Verhältnissen geleistet hat.

Unser altes Kaiserreich war nicht nur dem Namen nach ein römisches, sondern seine Existenz war mit dem Begriff des Imperium, wie er sich im römischen Staatsleben und der römischen Kirche ausgebildet hatte, untrennbar verbunden. Wieviel es deshalb auch für die Verbindung der deutschen Stämme, für die Entwicklung einer gemeinsamen Nationalität in denselben, für den Zusammenhalt und die Machtstellung des deutschen Volkes gethan hat, einen rein nationalen Charakter hat es niemals gewinnen können. Unser neues Kaiserthum hat dagegen, wie seinem Namen, so seiner Bedeutung nach mit dem römischen keine Ver-

bindung; lediglich aus den Interessen der deutschen Nation hervorgegangen, ruht es einzig und allein auf nationaler Grundlage. Sobald es von dieser sich löste, würde es unfehlbar einem raschen Verfalle geweiht sein.

Diese rein deutsche Natur des neuen Reichs stellt ihm eine unermeßlich große, aber zugleich unermeßlich schwierige Aufgabe. Es gilt nicht allein die Nation zusammenzufassen, sie gegen fremde Angriffe zu schützen, ihr die ihr gebührende internationale Stellung zu sichern — das Alles wurde auch vom alten Reiche verlangt — viel mehr kommt es jetzt darauf an, alle Kräfte der Nation in freier, originaler Entfaltung zu fördern, damit der deutsche Geist, nachdem er in der Zucht einer zweitausendjährigen Geschichte geweckt, gebildet und erstarkt ist, zum Heil der Menschheit Alles zeitige, was seinem ureigenen Wesen entspricht und bisher unter dem Einfluß andersgearteter Elemente nur unvollkommen in die Erscheinung zu treten vermochte.

Für die fremdartigen Elemente unseres Lebens pflegt man heutigen Tages wohl auf einigen Gebieten, wie z. B. dem kirchlichen, ein scharfes Auge zu haben, aber man ist für dieselben in anderen Sphären, wo sie nicht minder handgreiflich hervortreten, nur um so blinder; man verkennt damit den ganzen Umfang und die ganze Schwierigkeit der dem neuen Reiche gestellten Aufgabe. In ihr liegt die Arbeit für Jahrhunderte, und vielleicht noch gefährlicher, als träges Zuwarten, wäre unverständige Hast, die statt zu lösen zerreißen und statt zu fördern uns in die Barbarei der Urzeit zurückführen würde. Aber unter so glückverheißenden Sternen ist das neue Reich in die Welt getreten, daß nur der Kleinmüthige daran verzweifeln wird, daß es seine Aufgabe völlig erfassen und lösen wird.

Im Hinblick auf die Zukunft unseres Volkes fühlt sich der Verfasser von jedem Kleinmuth frei, aber desto mehr beschleicht ihn derselbe, wenn er auf sein eigenes Werk sieht. Dieses Buch, welches er in nicht langer Zeit zum Abschluß zu bringen hoffte,

hat er in zwanzig Jahren nicht zu vollenden vermocht. Näher und näher ist er wohl dem Ziele gerückt, aber erreicht ist es nicht, und immer größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß sein Werk ebenso Fragment bleiben wird, wie alle früheren, welche sich die gleiche Aufgabe gestellt hatten, wenn es sich auch der Vollendung am meisten nähern sollte.

Da dem Verfasser wegen des langsamen Vorrückens des Werks nicht selten Vorwürfe gemacht sind, darf er hier vielleicht zu seiner Entschuldigung Einiges anführen. Wiederholt wurde er nach dem Beginn der Arbeit in andere Lebensverhältnisse versetzt und ihm neue Aufgaben gestellt, die ihn auf längere Zeit ganz von diesem Werke abzogen. Aber auch aus dem Fortgang der Arbeit selbst erwuchsen ihm Verzögerungen, die ihm, wenn er sie in ihrem ganzen Umfange hätte voraussehen können, wohl den Muth genommen hätten, sich an ein so weitaussehendes Unternehmen zu wagen.

Nicht leicht wird ein Schriftsteller bei der ersten Anlage eines Buchs den Erfolg desselben klar zu übersehen vermögen; er täuscht sich über denselben nur allzu leicht. Auch hier zeigte es sich als Täuschung, wenn der Verfasser glaubte, daß eine auf das größere Publicum berechnete Geschichte der deutschen Kaiserzeit die eigentlich gelehrten Kreise wenig berühren würde. Von den verschiedensten Seiten wurde das Buch in die wissenschaftliche Discussion gezogen und vielfach zum Ausgangspunkt für weitere Forschungen genommen. Dies drängte aber mit Nothwendigkeit den Verfasser dazu, die eigene Forschung in den späteren Bänden mehr und mehr zu vertiefen, und zugleich, da trotz der starken Auflagen wiederholt neue Drucke nöthig wurden, auch jene Untersuchungen, die sich inzwischen an das Werk angeschlossen hatten, für dasselbe zu verwerthen. So hat die Arbeit in verschiedenem Betracht einen größeren Umfang gewonnen, als sich Anfangs erwarten ließ und ist dadurch erheblich verzögert worden.

München, 29. Mai 1873.

Vorwort zur fünften Auflage.

Da abermals ein Neudruck dieses Werks nothwendig wurde, mußte dasselbe wiederum einer Durchsicht unterworfen werden. Der Text hat dabei manche Veränderungen erfahren, ohne daß der Charakter der Darstellung davon im Wesentlichen berührt worden wäre. Durchgreifendere Umgestaltungen waren in der kritischen Beilage erforderlich, damit der jetzige Stand der Forschung aus derselben erhelle.

Was den hier an das Licht tretenden ersten Band betrifft, so sind für denselben jetzt auch die einschlagenden Theile von Waitz Deutscher Verfassungsgeschichte und Dümmlers Geschichte Ottos des Großen benutzt worden. Daneben habe ich alle neueren Arbeiten, welche die Zeit der sächsischen Kaiser berühren, so weit sie mir erreichbar waren, zu verwerthen gesucht. Da der Druck sich durch zwei Jahre hinzog, hat freilich Einzelnes nur in den „Nachträgen" berücksichtigt werden können. Die beigegebene Uebersichtskarte hat Herr Professor H. Kiepert einer sorgfältigen Revision unterworfen und wird sich dadurch den besonderen Dank des Lesers erworben haben.

Indem ich Allen, welche mich mit Uebersendung von Druckschriften oder durch andere Mittheilungen erfreut haben, aufs Neue den herzlichsten Dank ausspreche, erlaube ich mir die Bitte zu wiederholen, mich auch ferner auf solche Weise unterstützen

zu wollen. Die Zusendung von kleineren die deutsche Kaiserzeit betreffenden Arbeiten, die in Journalen, Programmen, Dissertationen oder anderen Gelegenheitsschriften gedruckt sind, wird mir besonders erwünscht sein, da solche Arbeiten meist auf dem Wege des Buchhandels kaum zu erlangen sind.

München, 15. Februar 1881.

W. v. Giesebrecht.

Nachträge.

S. 795. Z. 4 von unten. J. Loserth weist im Archiv für österreichische Geschichte Bd. LXI. S. 4 ff. nach, daß Cosmas von Prag in größerem Umfange, als man bisher geglaubt, die Chronik des Regino benutzt hat. Nach Loserths Ansicht soll Cosmas nicht allein stilistische Wendungen aus Regino entnommen, sondern durch Entlehnung aus Regino auch falsche Thatsachen in die Geschichte Böhmens eingeführt haben. Es ist mir mindestens zweifelhaft, ob dies in dem von Loserth angenommenen Umfange der Fall ist.

S. 797. Z. 18 von unten. Zu Jaffés Regesten sind in neuester Zeit vielfache Nachträge geliefert worden, besonders von J. v. Pflugk-Harttung, Acta Pontif. Roman. inedita Bd. I. Abth. 1 und 2 (Tübingen 1880), von Ferd. Kaltenbrunner, Papsturkunden in Italien in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften Bd. XCIV. S. 227 ff. und von S. Löwenfeld in einem Nachtrag zu Kaltenbrunners Arbeit in den genannten Sitzungsberichten Bd. XCVII. S. 55 ff.

S. 821. Z. 2 von unten. Ueber die politische Geographie Italiens im zehnten Jahrhundert handelt eingehend Ant. Rolando in seiner Abhandlung: Geografia politica e Corografia della Italia Imperiale nei secoli IX. e X., abgedruckt im Archivio Storico Italiano Ser. IV. T. V. Ueber die Umgegend von Rom im Mittelalter hat G. Tomassetti im zweiten, dritten und vierten Bande des Archivio della Società Romana di Storia Patria (1879—1881) interessante Untersuchungen veröffentlicht; die genannte Zeitschrift enthält auch andere werthvolle Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Roms.

S. 832. Z. 13 von unten. In letzter Zeit hat C. F. Wyneken in den Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. XXI. S. 239 ff. einen Aufsatz unter dem Titel: „Die sogenannte Schlacht auf dem Lechfelde" publicirt und wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Ottos I. Sieg über die Ungarn nicht auf dem südlich von Augsburg belegenen Lechfelde, sondern nördlich der Stadt auf dem linken Lechufer erfochten sei.

S. 845. Z. 5 von oben. Widukind berichtet, daß Otto I. kurz vor seinem Tode eine Gesandtschaft aus Afrika zu Merseburg empfangen und sehr geehrt habe. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß zu dieser Gesandtschaft auch ein jüdischer Mann mit Namen Ibrahîm ibn Jakûb gehört habe, von dem sich neuerdings ein Reisebericht über die slawischen Länder in dem um die Mitte des elften

Jahrhunderts abgefaßten geographischen Werke des Abû Obeid-al-Bekri, eines spanisch-arabischen Autors, vorgefunden hat und von de Goeje in den Mittheilungen der niederländischen Akademie der Wissenschaften Abth. II. Th. 9 (Amsterdam 1880) mit einer Uebersetzung herausgegeben ist. Nach de Goejes Publication hat F. Wigger in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte, Jahrg. 45 (Schwerin 1880) S. 3 ff. Ibrahîms Bericht in mehreren Punkten näher erörtert und namentlich die Zeit des Aufenthaltes Ibrahîms an Ottos Hof festgestellt. An Wiggers Arbeit hat dann G. Haag weitere Bemerkungen über Ibrahîms Bericht in den Baltischen Studien, Jahrg. 31 (Stettin 1881) angeschlossen. Leider sind mir der Text und die Uebersetzung de Goejes nicht zu Gesicht bekommen, doch erregen schon die Auszüge Wiggers das lebhafteste Interesse. Ibrahîm unterscheidet in den Slawenländern einige große Herrschaften, die er als Königreiche bezeichnet: das Reich der Bulgaren, das böhmische Reich, das polnische Reich und die Herrschaft des Nacu (Nako) im Nordwesten des Slawengebiets. Das Reich des Nacu, als dessen Hauptort Wili-Grad d. h. Große Burg oder Meklenburg erwähnt wird, hat Ibrahîm offenbar selbst besucht, ebenso Böhmen, wo er Prag als den ersten Handelsplatz der slawischen Länder bezeichnet. Ob er auch Polen, das Reich des Misiko, betreten hat, ist nicht ersichtlich. Von dem Bulgarenland sagt er selbst, daß er es nicht durchreist, aber bulgarische Gesandte zu Merseburg am Hofe Ottos gefunden habe. Als Nachbarn des polnischen Reichs erwähnt er außer den Russen auch die Preußen (Brûs) mit ihrer eigenartigen Sprache, ferner einen sonderbaren Frauenstaat, hier an die älteren Nachrichten des Wulfstan vom Maegdaland und die jüngeren des Adam von Bremen von der Terra feminarum gemahnend; Ibrahîm behauptet seine Kunde von diesem Amazonenstaat vom Kaiser Otto selbst erhalten zu haben. Im Uebrigen zeigt sich Ibrahîm als ein aufmerksamer, zuverlässiger Beobachter und giebt sehr erwünschte Nachrichten. Vieles in seinem Bericht bedarf offenbar noch eingehender Prüfung; so ist streitig, ob die Notizen über eine große zwölfthorige Stadt an der See mit einem Hafen auf Danzig zu beziehen sind oder auf Julin, wie Haag meint. Es wäre auffallend, wenn Ibrahîm nicht auch über die von ihm besuchten deutschen Länder ähnliche Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte; vielleicht bringt die weitere Durchforschung der arabischen geographischen Literatur noch mehr von Ibrahîms Reisebericht an den Tag.

S. 846. Z. 8 von oben. Gegen die Annahme Ottos von Freising, daß die Babenberger in der Ostmark und demnach auch die ihnen verwandten Markgrafen auf dem Nordgau von dem 906 enthaupteten Adalbert von Babenberg herstammten, ist am entschiedensten Cl. Schmitz in seiner Schrift: „Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher und die Dynastie der Babenberger (München 1880)" aufgetreten. Er beschuldigt Bischof Otto einer dreisten Geschichtsfälschung, zu der ihn politische Motive veranlaßt haben sollen, und sucht nachzuweisen, daß Berchthold, der erste Markgraf auf dem Nordgau, und sein Bruder Liutpold, der Markgraf von Oesterreich, Söhne des 954 erschlagenen Pfalzgrafen Arnulf gewesen seien, also dem herzoglichen Geschlechte der Liutpoldinger angehört hätten. Die schwere gegen Bischof Otto erhobene Anschuldigung läßt sich mit Allem, was wir sonst von ihm wissen, schwer in Einklang bringen, und der von Schmitz angenommene Zusammenhang der späteren Babenberger mit dem alten bairischen Herzogshause erregt doch auch sonst mehrfache Bedenken. Daß die nordgauischen

und österreichischen Babenberger zunächst aus den Maingegenden kamen, steht außer Zweifel. Schweinfurt galt später als die Stammburg des Geschlechts, nach welcher sich auch die Nachkommen Berchtholds nannten; in Würzburg fand Markgraf Liutpold I. von Oesterreich bei Händeln seines Hauses mit dem dortigen Bischofe ein trauriges Ende. Daß aber Pfalzgraf Arnulf die Mark auf den Nordgau und in den ostfränkischen Gegenden gehabt habe und so sein Geschlecht hier ansäßig gemacht sei, ist eine Annahme, die sich durch kein Quellenzeugniß stützen läßt. Ueberdies müßte auffallen, daß die Nachkommen Berchtholds und Liutpolds, obwohl sie vielfach nach dem Herzogthum Baiern getrachtet haben — und die Nachkommen des Letzteren haben es ja auch zeitweise gewonnen — sich doch niemals auf Erbansprüche an dasselbe unseres Wissens berufen haben. Schmitz sucht ferner nachzuweisen, daß es nicht der genannte Graf, später Markgraf Berchtholb gewesen sein könne, dem nach Thietmar II. c. 14 der sächsische Graf Lothar zur Obhut übergeben wurde, sondern vielmehr an Herzog Berchtholb von Baiern gedacht werden müsse. Er stützt sich dabei auf eine Aenderung, welche sich beim Annalista Saxo z. J. 943 in Thietmars Werken findet; aber der Annalist wurde dazu nur durch die Rücksicht auf eine offenbar irrige Genealogie bewogen, die er zum Jahre 977 giebt. Man muß bei Thietmars Worten um so mehr stehen bleiben, als er hier seine Familiengeschichte berührt, in welcher er sich stets gut unterrichtet zeigt. Die chronologischen Widersprüche, welche sich nach Schmitz S. 6 ff. bei der Annahme, daß Graf Berthold 941 der Hüter des Grafen Lothar geworden sei, ergeben sollen, werden größtentheils damit begründet, daß Berthold sich schon um 942 mit Eila, der Tochter Lothars, nach Thietmar verheiratet haben müsse. Nirgends ist dies jedoch gesagt, und die Ehe konnte recht wohl erst ein Jahrzehnt später geschlossen werden. Dann hat weder Eila, die 1015 starb, ein abnormes Lebensalter erreicht, noch die anderen Personen des Hauses, soweit wir deren Todesjahr kennen.

S. 847. Z. 24 von oben. Ueber das Gründungsjahr des Bisthums Prag siehe auch J. Loserth in seinem Aufsatz: „Der Umfang des böhmischen Reichs unter Boleslaw II.“ in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung Bd. II. S. 17 ff. Loserth weist darauf hin, daß die Angaben des Cosmas über die Ausdehnung der böhmischen Herrschaft zur Zeit Boleslaws II. auf der gefälschten Stiftungsurkunde für das Bisthum Prag beruhen. Man wird das zugeben können, aber sich doch hüten müssen daraus weitgehende Folgerungen zu ziehen. So stellt Loserth in Frage, ob Krakau wirklich zur Herrschaft Boleslaws gehört habe und erst nach dessen Tode den Böhmen entrissen sei. Aber in dem vorhin erwähnten Bericht des Ibrahim wird Krakau ausdrücklich als eine Stadt Boleslaws bezeichnet (Wigger a. a. O. S. 7 und 14).

Inhalt.

Erstes Buch.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung. Einigung in der fränkischen Monarchie.

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900—950.

Drittes Buch.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

Seite

Quellen und Beweise zum zweiten und dritten Buch.

Erstes Buch.

Einleitung.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung.

Einigung in der fränkischen Monarchie.

1.

Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit.

Von den waldreichen Bergzügen an, die jetzt das deutsche Land in eine nördliche und südliche Hälfte scheiden, wohnten in den frühesten Zeiten, zu denen unsere Kunde aufsteigt, die deutschen Völkerschaften gegen Mitternacht bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee. Das Meer trennte sie hier von den skandinavischen Stämmen, in Sprache und Sitte ihnen damals so nahe verwandt, daß sie kaum durch deutliche Kennzeichen zu unterscheiden waren; während im Süden die Main- und Neckargegenden, wie das böhmische Land von Stämmen ganz anderer Art und Natur, von celtischen Völkern, bewohnt wurden. Celten waren auch im Westen die Nachbarn der Deutschen, wo der breite Rheinstrom beide Völker schied. Gegen Morgen erstreckten sich die Sitze der Deutschen bis in die weiten Ebenen an der Weichsel, wo Slaven theils mit ihnen grenzten, theils ihnen dienten.

Ein mannigfaltig gestaltetes und reich gegliedertes Land war so von den deutschen Stämmen eingenommen. Mit dichtbelaubten Bergen wechseln fruchtbare Abhänge und milde Thäler, mit wasserreichen Bruchgegenden und sumpfigen Marschen dürre Haideländer und unfruchtbare Dünen, mit öden Landstrecken, wo kaum die Kiefer gedeiht, fettes Ackerland und grüne Wiesenflächen; doch ist es im Ganzen kein übermäßig gesegnetes Land, nur Arbeit und Ausdauer vermögen dem Boden reichliche Ernten abzugewinnen. So ist es noch jetzt, obwohl die Geschlechter von Jahrtausenden mit eisernem Fleiße gearbeitet haben, um den Boden ergiebiger und den Anblick des Landes freundlicher zu machen. Aber ob das Land nicht mit Ueberfülle ausgestattet ist, erzeugte es in den ältesten Zeiten, wie jetzt, ein kraftvolles und ernstes Menschengeschlecht, voll Freiheitsdrang und mit mächtigen Trieben zu gei-

stiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, wie an den Glauben und die Sitte der Väter.

Vielgespalten, wie der Boden, waren im Anfange die deutschen Stämme selbst. Jeder regelte seine Angelegenheiten für sich, hatte seine besondere Weise des Lebens und Seins. Freundschaft und Feindschaft wechselten unter ihnen mit dem Umschwung der Zeiten. Da sie ohne jeden äußeren Zusammenhalt waren, konnte nicht einmal das Gefühl engerer natürlicher Verwandtschaft im Gegensatz gegen die andersgearteten, sie umwohnenden Völker in ihnen recht lebendig werden. Wenn sie auch Sagen erzählten von ihrer gemeinsamen Abstammung von einem Urvater, wenn auch ihre Aehnlichkeit in Körperbildung, Naturanlage, Sprache und Sitte ihnen nicht entging, so gab es doch kein auch noch so loses äußeres Band, das sie alle umschlungen, nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, mit dem sie ihre Gesammtheit von anderen Nationen unterschieden hätten. Ein Jahrtausend hören wir von diesen Stämmen in der Geschichte, ehe sie sich mit dem gemeinsamen Namen „Deutsche" bezeichnen. Von einem deutschen Volke im strengen Sinne des Wortes kann deshalb in den frühesten Zeiten nicht die Rede sein, nur sehr allmählich und durch besondere Fügungen hat sich ein staatlicher Verband hergestellt, der die Deutschen zusammen- und zugleich gegen die andern Völker abschloß. Vordem gab es nur verwandte Stämme, die, bald über ein größeres bald ein kleineres Gebiet verbreitet, in ihren besonderen, in sich bestimmten und abgegrenzten Verhältnissen lebten.

Zahlreiche Namen solcher Stämme werden aus den Anfängen unserer Geschichte überliefert. Die meisten derselben sind längst verschollen, und bei manchen hält es schwer nur die Stelle zu bezeichnen, wo sie einst hausten. Aber es gab einst so viele staatliche Verbände unter den Deutschen, als man solche Stämme zählte; Verbände freilich weder von so umfassender Art noch von so zwingender Gewalt, wie die, in denen wir jetzt leben. Denn nur wenige und beschränkte Zwecke verfolgte damals die staatliche Vereinigung der Stammgenossen; auch betraf sie ursprünglich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes, während die Unfreien und Besitzlosen nur mittelbar an den Rechten und Pflichten der Gemeinschaft Antheil hatten. Die freien Männer der Genossenschaft im Kriege zu Schutz und Trutz gegen äußere Feinde zu verbinden, ihnen unter und gegen einander Sicherheit für ihre

Person und Alles, was zu ihrem Hause und Hofe gehörte, zu verbürgen: das waren die einzigen Zwecke des Staates; die Verfassung war hiernach allein auf den Krieg nach außen, auf den Frieden im Inneren gerichtet.

Alle staatlichen Ordnungen der Deutschen gingen davon aus, daß die Gesammtheit des Volkes, und sie allein, über Wohl und Wehe des Ganzen zu entscheiden habe und daß jeder freie Mann, wo es sich um das Ganze und damit zugleich um sein eigenes Schicksal handle, auch sein Wort in die Wagschale legen könne und müsse. Zu gewissen Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten deshalb die freien Männer des Stammes zur großen Gaugemeinde zusammen, die ebensowohl zur Heerschau, wie zum Gericht und zur Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Volkes diente. Bewaffnet erscheinen sie, aber heiliger Friede wird sofort von den Priestern verkündet und jeder Bruch desselben von ihnen gestraft. Loose werden geworfen, um zu erfahren, ob die Berathung den Göttern genehm sei; fällt das Loos nach der Meinung der Priester günstig, so gebieten sie Ruhe, und die Versammlung ist zur Berathung eröffnet. Dann werden die Fürsten je nach ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm, ihrer Beredsamkeit gehört; doch gelten ihre Worte nur einem Rath, nicht einem Machtgebot gleich. Mißfällt der Rath, so weist man ihn mit unwilligem Geschrei ab; gefällt er, so schlagen die Männer mit den Frameen — kleinen Speeren, welche ihre Hauptwaffe bildeten, — zusammen; denn Nichts tönte ihnen süßer und glückverkündender, als Waffenklirren. In solchen Versammlungen wurde über Krieg und Frieden entschieden. Hier wurden auch die Fürsten (Vorsteher) erwählt, welche für die einzelnen Theile des Stammlandes, die Untergaue (Hundertschaften), zugleich als Heerführer und Richter dienten. Hier wurden ferner die peinlichen Anklagen gegen Freie zur Verhandlung gebracht. Als todeswürdige Verbrechen galten nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und unnatürliche Wollust; denn sie allein schienen dem Gemeinwesen unmittelbar gefährlich und erregten nach der Meinung des Volkes den durch den Tod des Schuldigen zu sühnenden Zorn der Götter. In diesen Versammlungen geschah endlich auch die Aufnahme der heranwachsenden Jünglinge in die Gemeinschaft der Stammgenossen durch die feierliche Verleihung von Schild und Speer. Ueberzeugte sich die Gemeinde, der Jüngling werde die Waffen rühmlich zu führen wissen, so schmückte ihn

ein Fürst oder der Vater oder einer der Verwandten des Hauses mit diesen Zeichen der Manneswürde: damit trat er aus dem engen Verband des Hauses in das Leben der Gemeinde ein, wenn er gleich, so lange er ohne eigenen Besitz war, an den Beschlüssen derselben keinen entscheidenden Antheil nahm.

Wie die große Gaugemeinde die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes berieth und entschied, so sammelten sich die freien Männer, um ihre engeren Verhältnisse zu ordnen, in den Untergauen, den Hundertschaften, zu gewissen Zeiten an ihren Malstätten. In diesen kleineren, öfters wiederkehrenden Versammlungen bewegte sich mit nicht minderer Regsamkeit das Leben des Volkes. Auch hier erschienen die freien Männer regelmäßig und nahmen an Allem ununterbrochenen Antheil; es handelte sich ja um ihre eigensten und nächsten Angelegenheiten, es galt für einen Jeden, sein Recht, seine Freiheit und Ehre zu schützen. Denn hier wurde Urtheil und Recht über Alle gesprochen, die den Frieden gebrochen oder sonst sich gegen freie Männer und ihr Eigenthum vergangen hatten. Die Strafen, auf welche die Gemeinde unter dem Vorsitz des Fürsten erkannte, waren Bußen, welche zu Anfang in Rindern und Pferden, dann in Geld theils den Beschädigten oder dessen Blutsfreunden theils der Gemeinde gezahlt wurden. Die Buße für den Todtschlag, das Wergeld genannt, richtete sich nach dem Stande des Erschlagenen. Durch die Erlegung derselben wurde der Frevel gesühnt, und der Thäter erkaufte sich damit aufs Neue den Schutz und den Frieden der Gemeinde; nur wer beharrlich denselben brach, wurde für friedlos und damit für rechtlos erklärt, alles Schutzes entblößt und sich selbst überlassen.

In ähnlicher Weise standen endlich auch die, welche auf einem engeren Gebiete, sei es in einer Dorfschaft oder in Einzelnhöfen, neben einander wohnten, in dem Verbande der Markgenossenschaft: die Versammlungen derselben beschäftigten sich indessen nur mit untergeordneten Angelegenheiten und waren ohne Bedeutung für das Gesammtleben des Volkes.

Das Band der Familie, welches die Blutsverwandten einst allein und deshalb auf das Festeste an einander gekettet hatte, war durch die staatliche Vereinigung zwar bereits gelockert, doch noch immer sehr stark. Noch stand es der Familie zu, wenn einer der Ihren getödtet war, zur Selbsthülfe zu schreiten und Blutrache an dem Mörder zu üben, und

häufig wurde der richterliche Spruch der Gemeinde, wie das Wergeld verschmäht, um den Frevel blutig zu rächen. Leicht trieb dann die Rache zu neuer Rache und neuen Freveln, und in endloser Fehde führte wohl ein Geschlecht gegen das andere die Waffen bis zu seiner gänzlichen Vertilgung. Wenn sich auch das Recht der Familie der Ordnung des Staates bereits unterordnen muß, übt es doch noch überall einen durchgreifenden Einfluß auf das Leben der Gesammtheit. In der Gemeinde vertritt die Familie ihre Glieder, vertheidigt sie und haftet für sie; sie empfängt das Wergeld für den, der aus ihrer Mitte erschlagen ist; im Kriege stehen die Familiengenossen bei einander im Heere, wie sie im Frieden nachbarlich wohnen.

In noch minderem Grade berührte der Gemeindeverband das Recht des Hauses. Auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem Hause und auf seinem Hofe schaltete der deutsche Mann mit voller Unabhängigkeit, die er eifersüchtig bewachte. Hier herrschte er, ein König im Kleinen, über Weib und Kind, wie über das Gesinde mit dem ungebrochenen Ansehen unbeschränkter Gewalt; es gab keinen Willen, als den seinen, dem nur Glaube und Sitte Schranken setzten. Aber nirgends zeigte sich mehr als hier, daß gute Sitte mehr vermag als gute Gesetze. Sobald die Ehefrau die geweihte Schwelle des Hauses übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie fortan Alles mit ihm zu theilen habe, Arbeit und Gefahr, Noth und Tod; aber er theilte zugleich willig mit ihr auch alle Freuden des Lebens, selbst des Krieges Ruhm und Ehre — die höchsten Güter, die er kannte, — entzog er ihr nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geschenke, während sie ihm gleichfalls Waffen darbrachte; diese Gaben galten für Heiligthümer, und heilig gleich ihnen war die Ehe und geheiligt durch sie das ganze Haus. Etwas Göttliches und Prophetisches verehrte der Deutsche im Weibe: im Frauenworte leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf. Nichts achtete er höher als Frauenlob, Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeste Sporn zum Siege. Was Wunder daher, wenn die Frau mehr im Hause mitherrschte als diente, die Herrin neben dem Herrn war. Ein enges, geweihtes Band umschlang die Gatten, und nicht minder Eltern und Kinder. Des Vaters Gebot und der Mutter Bitte waren den Kindern heiliges Gesetz, das Gedeihen derselben die Lust der Gatten. Je mehr der Kinder, desto

größer der Segen des Hauses, desto freudenreicher die späten Jahre der Eltern. Milde und menschlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hause selbst dienten oder noch häufiger gegen Hofdienst und Zins ihnen überlassene Felder bebauten und inmitten derselben ihre eigene Wohnung hatten. Das Herkommen regelte das Verhältniß des Unfreien zu seinem Herrn und sicherte jenen kaum minder, als es äußerer Zwang vermocht hätte. Körperliche Züchtigung der Knechte kam selten vor; im Ganzen war ihre Lage kaum wesentlich verschieden von dem Loose der Freigelassenen und derjenigen Freien, die ohne eigenen Grund und Boden gegen Zins das Feld eines Hofherrn bauten. Wußten sich diese auch gegen Beschädigungen an ihrem Leibe oder ihrer Freiheit durch die Gemeinde gewahrt, so war doch ihr Vertreter in derselben lediglich ihr Hofherr, an dessen Willen sie sich deshalb überall gebunden sahen.

Eine gemeinsame Obrigkeit gab es bei der Mehrzahl der deutschen Stämme in Friedenszeiten nicht; nur für den Krieg wählte sich das Volk einen gemeinsamen Oberfeldherrn, den Herzog. Nicht Stand oder Reichthum entschied die Wahl, sondern sie traf den tapfersten Mann, den die Stammgenossen auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Seinem Gebote folgten im Kampfe die Fürsten, von denen jeder die Männer seiner Hundertschaft führte. Doch war die Gewalt des Herzogs keine unumschränkte; Todesstrafen zu vollstrecken, wie einen freien Kriegsmann zu binden oder zu schlagen stand ihm nicht zu, sondern war nur den Priestern erlaubt, die gleichwie auf Weisung der Götter solche Strafen verhängten. Denn der Krieg galt den Deutschen als eine heilige Sache, und der Kriegsmann stand im Schutze der Götter. Deshalb führte man auch heilig verehrte Zeichen und Bilder in die Schlacht und glaubte die Himmlischen selbst als Kampfrichter gegenwärtig im Waffenstreite. Mit dem Ende des Krieges ging die Gewalt des Herzogs zu Ende; dagegen wohnte den Fürsten in ihrer Hundertschaft die ihnen durch die Gaugemeinde übertragene Gewalt auf Lebenszeit bei. So waren sie es allein, in denen sich eine feste obrigkeitliche Gewalt darstellte und die neben den Gemeinden ununterbrochen einen bestimmenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staates übten. Denn nicht nur daß alle richterlichen Entscheidungen innerhalb ihres Bezirks unter ihrem Vorsitz getroffen wurden, auch besondere Zusammenkünfte fanden unter ihnen statt, um minder wichtige

Landesangelegenheiten, die einen Beschluß der ganzen Gemeinde nicht zu erfordern schienen, ohne Verzug zu erledigen.

Die Stellung der Fürsten, zu der jeder Freie von der Gemeinde gewählt werden konnte, war eine höchst ehrenvolle; sie war es vornehmlich auch deshalb, weil es jedem Fürsten freistand, sich aus den Jünglingen und Männern, die in seinen Dienst zu treten begehrten, ein bewaffnetes Gefolge zu bilden. Der Waffendienst, den diese ihm dann leisteten, verringerte nicht die persönliche Freiheit und Ehre, wie jeder andere Herrendienst; er verlieh vielmehr Ruhm und Glanz ihnen selbst, wie dem Herrn. Im Frieden bildete das Gefolge die Ehrenwache des Fürsten, im Kriege seine Schutzwehr. In unverbrüchlicher Treue, mit Hand und Mund gelobt, standen die Gefolgsgenossen zu ihm; mit den stärksten sittlichen Banden war das ganze Verhältniß befestigt. Ruhm, Ehre und Lohn theilte das Gefolge mit dem Führer; seine Huld war jedem Genossen der höchste Stolz, und alle wetteiferten die erste Stufe in der Schaar zu gewinnen, denn das Urtheil des Führers bestimmte verschiedene Rangstufen in derselben. War dies der Ehrgeiz des Gefolges, so war das Streben des Führers, eine möglichst zahlreiche Schaar um sich zu sammeln und sich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kräftigen Jünglingen zu umgeben. Mußte der Fürst nach Beendigung des Kampfes, weil er im Frieden sein Gefolge nicht zu erhalten vermochte, dasselbe auflösen, so zog wohl die thatendurstige Schaar auf eigene Hand unter einem selbstgewählten Anführer auf Abenteuer aus oder begab sich in den Waffendienst fremder Völker, die gerade im Kampfe standen. In den Gefolgen fanden zum großen Theil die Freigeborenen oder Freigelassenen, die ohne eigenen Landsitz waren, ihren Unterhalt und ihre Ehre. Aus solchen Gefolgen bildeten sich zuweilen festere Genossenschaften aus, die selbst den Gemeinden gefährlich werden konnten; fehlte doch diesen ohnehin die kräftige Leitung eines machtvollen Oberhauptes, während im Gefolge Alles auf der strengen Unterordnung unter den erkorenen Führern beruhte.

So bestanden in den Familien, in den Häusern, wie um die Person der Fürsten mannigfache Kreise und Genossenschaften, welche ihrer Natur nach die staatliche Vereinigung eher erschwerten als förderten; auch waren die verschiedenen Verbände selbst, in denen sich bereits ein politisches Bewußtsein kundgab, von der Gau- bis zur Markgenossenschaft herab, nicht fest gegen einander geordnet und bestimmt be-

grenzt; vielfach durchkreuzten sich ihre Befugnisse und Zwecke. Ueberdies war der Staat noch vorherrschend an natürliche Bedingungen geknüpft: die Theilnahme an der Gemeinde hing von dem Besitz eines Grundstücks ab, die Standesunterschiede, auf denen der Staat beruhte, waren erblich, die Amtsgewalt der Fürsten wurde zwar nur auf Lebenszeit verliehen, aber die Neigung sie erblich zu machen regte sich schon in den ältesten Zeiten. So ist dieser Staat nach allen Seiten hin beschränkt, während der deutsche Mann, der zum Zeichen seiner Unabhängigkeit frei das lockige Haar herabwallen läßt, noch in fast ungebrochener Selbstständigkeit dasteht. Auf seinem Hofe, in seinem Hause gebietet allein sein Wille; in der Gemeinde thatet er nur da mit, wo er mitgerathen hat; nur von freien Männern nimmt er Recht, über die auch er Recht sprechen kann; er schlägt die Schlachten seines Volkes mit, aber er greift auch zur Blutrache für die Seinen zu Speer und Schild und kämpft auf eigene Hand für die eigene Sache. Auch vereinzelt ist er stark und scheint der Gemeinde mehr seinen Arm und seinen Rath zu leihen, als daß er ihrer Hülfe und ihres Friedens bedürfte.

Wie die Deutschen noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder diese höchstens zu Dörfern zusammenbauten, durch welche frei der Wind wehte und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie die Städte noch als Zwingburgen der Freiheit scheuten und flohen, so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, welches die Menschen wie willenlose Wesen zusammenzwängt und die Kraft und die Interessen des Einzelnen der Gesammheit zum Opfer bringt; dagegen zeigte sich schon damals in allen Kreisen des Lebens ein frischer Trieb zu freier, selbstständiger Gestaltung der nächsten, unmittelbar gegebenen Verhältnisse. Genossenschaft bildet sich neben Genossenschaft, Körperschaft neben Körperschaft, Macht neben Macht, wo deutsche Art und Weise sich frei entfalten kann. Von jeher haben nur der Drang der Noth und die unabweisbare Ueberzeugung, daß die höchsten Zwecke des Lebens ohne eine starke Autorität und ein festeres Band nicht zu erreichen sind, die Deutschen auf weitere Bahnen staatlicher Entwicklung geführt.

Und früh genug hat viele Stämme der Zwang der Verhältnisse genöthigt, eine stärkere Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen. Der Beginn der Königsherrschaft liegt bei manchen deutschen Völker-

schaften vor aller Geschichte; bei anderen entsteht sie mit der ersten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt ist. Bald haben gefährliche Parteikämpfe im Inneren, bald andauernde Vertheidigungskriege gegen benachbarte Völker, bald Eroberung und Niederlassung auf fremdem Gebiete zur Aufrichtung der königlichen Gewalt den Anlaß gegeben. Wo man aber Könige einsetzte, wurden sie von der Gemeinde gewählt, und zwar aus einem besonders bevorzugten Geschlecht, dem dann die Herrschaft verblieb. Für geheiligt galt die Person des Königs, wie ihm auch priesterliche Rechte beiwohnten. Auf ihn ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, mit dem er auf dieselbe Weise durch Schilderhebung eingesetzt wurde. Doch übte der König auch im Frieden die höchste Gewalt: er berief und leitete die Volksgemeinde in ihren Berathungen, er hatte den Vorsitz im höchsten Gerichte, und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorsteher der Bezirke. An die Stelle der Wahlfürsten in den kleinen Gemeinden traten somit königliche Beamte, die später allgemein den Namen der Grafen führten. Nur da findet sich meistentheils Königsherrschaft, wo sich bereits ein größeres Gebiet — sei es durch Eroberung, sei es durch freiwillige Uebereinkunft — gebildet hatte, wo die alte Stammes- und Gau-Verfassung schon einer weiteren Entwicklung der staatlichen Verhältnisse zudrängte; daher herrschte der König meist über ein ausgedehnteres Gebiet, über ein zahlreiches Volk. Der Ausdehnung seiner Herrschaft entsprach sein Reichthum an Grundbesitz, der ihn namentlich auf eroberten Gebieten weit über die anderen freien Männer erhob. So gewann er die Mittel, um ein glänzendes und zahlreiches Gefolge zu erhalten, zu dem man sich um so mehr drängte, je ehrenvoller und lohnender der Königsdienst war. Aber der König war nicht allein der Fürst der Gemeinde und der Führer seines Gefolges; er war zugleich der Schutzherr aller Hülfsbedürftigen, der Wittwen und Waisen, der Fremdlinge und vor Allem jener zahlreichen Klasse von persönlich freien Männern, die ohne Besitz, von der Gemeinde ausgeschlossen, erst unter der Königsherrschaft zum rechten Genuß der Freiheit kamen und sich sichtlich über den Stand der Knechte und eigenen Leute erhoben.

So groß die Rechte der Könige auch waren, so wesentliche Befugnisse von der Landesgemeinde auf sie übergingen, so gelangten sie doch damals in keinem Stamme zu einer unumschränkten Gewalt. Die Ge-

meinde behauptete sich neben ihnen mit selbstständiger Macht, und noch weniger vermochten sie tiefer in die Rechte des Hauses und der Familie einzugreifen. Auch gewann ihre Herrschaft nicht bei allen Stämmen, wo sie aufkam, gleichen Umfang und gleiche Stärke; wie sich denn überhaupt auch innerhalb dessen, was allen Deutschen gemein war, immer die mannigfaltigsten besonderen Gestaltungen staatlichen Lebens bei den einzelnen Völkerschaften ausbildeten. So erhob sich bei der Mehrzahl von ihnen über dem Stande der freien Leute ein erblicher Adel, der obwohl ohne erkennbare Vorrechte in der Gemeinde, doch seine eigene Ehre genoß und aus dem die Könige hervorzugehen pflegten; bei manchen Stämmen bestand dieser alte Erbadel nur aus wenigen Geschlechtern und ist früh erloschen, bei anderen erhielt er sich länger und gewann auf die Geschicke des Volkes einen dauernden Einfluß. Nicht minder gestaltete sich das Loos der hörigen Klassen, wie der besitzlosen Freien fast bei jedem Stamme in abweichender Weise. Ueberall treten uns neue, besondere Formen des Lebens entgegen, die von der frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft des deutschen Wesens Zeugniß ablegen, zugleich aber immer deutlicher die Zersplitterung und Vereinzelung der Deutschen in jenen Urzeiten kundgeben.

Nimmermehr hätten diese unvollkommenen und in stäter Umgestaltung schwankenden Formen des staatlichen Lebens bei ungehemmter Entwicklung aus sich die deutschen Stämme zu einem großen Volke verbinden können: erst, als die Noth sie in die großen Kämpfe der Weltgeschichte trieb und sie Jahrhunderte hindurch um ihre Freiheit ringen mußten, gestaltete sich bei ihnen ein umfassenderes Staatsleben, einigten sich die Kräfte der Nation mehr und mehr. Mächtige Königreiche wurden dann von deutschen Kriegsfürsten begründet, aber nicht sowohl die letzten Reste altgermanischer Gemeindefreiheit haben diese Reiche zusammengehalten, wie die deutsche Kriegstüchtigkeit und die deutsche Treue.

2.

Der Freiheitskampf der Deutschen gegen Roms Weltmacht.

Um das Jahr 120 vor Christi Geburt geschah es, daß mehrere deutsche Stämme gegen Süden und Westen vordrangen und in die benachbarten Gebiete der celtischen Völkerschaften einfielen. Die Celten, ihnen einst an Kriegsmacht überlegen, aber damals schon geschwächt und durch innere Spaltungen gelähmt, konnten der zahllosen Schwärme, die sie überfielen, — denn auch Weiber und Kinder folgten dem Zuge — sich nicht erwehren; sie unterwarfen sich daher theils den Eroberern, theils erkauften sie den Besitz ihres Landes durch große Opfer, theils schlossen sie sich selbst dem verheerenden Zuge der Kriegsschaaren an und folgten ihnen auf der weiteren Wanderung. Bis zu den Alpen stürmten dann die vereinigten Kriegsschaaren fort und vernichteten im Jahr 113 ein römisches Heer, das ihnen im östlichen Theil des Gebirgs den Uebergang nach Italien wehren wollte.

Die Römer zitterten vor diesen neuen Feinden, die sie als die Cimbern bezeichnen hörten; sie besorgten, jene möchten auf die Stadt selbst zueilen und jene Schreckenstage zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Aber das Kriegswetter stürmte in anderer Richtung weiter; es wandte sich über den Rhein und verheerte Gallien, bis es hier wiederum römisches Gebiet erreichte. Und schon waren neue Völker dem cimbrischen Schwarme gefolgt; die vereinigte Macht der nördlichen Stämme faßte man unter dem Namen der Cimbern und Teutonen zusammen. Als sie an den gallischen Küstenstrich am mittelländischen Meere, der sich auf beiden Seiten der Rhonemündungen ausbreitet und den die Römer seit Kurzem ihrer Herrschaft unterworfen hatten, gelangt waren, forderten sie vom römischen Senat hier Land und erboten sich dafür ihm mit den Waffen zu dienen. Der Senat schlug ihr Anliegen ab und sandte ihnen ein Heer nach dem anderen entgegen. Aber Niederlage folgte auf Niederlage. Rom war in der größten Bedrängniß: die gallische Provinz lag den Feinden offen, Spanien, seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen bezwungen, wurde von ihnen plündernd durchzogen, und bald schickte sich ein Theil der Heereshaufen an, abermals vom Norden aus

in Italien einzudringen und die Hauptstadt selbst anzugreifen. Da rettete der große Cajus Marius den Staat, indem er in zwei blutigen Schlachten (102. 101) die gefürchtete Macht der Cimbern und Teutonen vernichtete.

Diese Kämpfe hatten den Deutschen die Stärke Roms, aber zugleich auch die Schwäche der celtischen Stämme gezeigt. Bald erfolgten daher neue Heereszüge über den Rhein und die Waldgebirge des Südens. In die Stelle der Cimbern traten die Sueven und erfüllten mit ihrem Kriegsruhm die Welt.

Der suevische Name bezeichnete eine Gesammtheit von Völkerschaften, die sich weithin über die Mitte des deutschen Landes verbreiteten, aber ohne eine bestimmte staatliche Vereinigung gewesen zu sein scheinen. Von dem Lande der Semnonen aus, das zwischen der mittleren Elbe und Oder lag, sollen sie ausgegangen sein. Hier feierten sie noch später im Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste, bei denen Menschenopfer bluteten. Diese Stämme erhoben sich jetzt aus ihren alten Sitzen, drangen südlich und westlich vor, eroberten einerseits die celtischen Länder um Main und Neckar bis zur Donau hin und drängten andererseits dem Rheine zu. Die celtischen Stämme der Helvetier und Bojer wurden von ihnen zurückgeworfen, auch die deutschen Stämme am Oberrhein von ihnen bekriegt und sich jenseits des Flusses auf gallischem Boden neue Wohnsitze zu suchen genöthigt; endlich setzte Ariovist, damals der kühnste Heerführer der Sueven, selbst über den Rhein und zwang die gallischen Sequaner, als deren Bundesgenosse er zuerst erschienen war, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Mit 15,000 Mann war er nach Gallien gekommen, aber bald hatten sich 120,000 Krieger unter seinen Befehl gestellt, und immer neue Schaaren zogen ihm aus den deutschen Ländern zu. Gleichzeitig drangen andere deutsche Stämme, von den Sueven aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, in die Gegenden am Niederrhein, und es schien, als würde das ganze gallische Land den unbezwinglichen Kriegsheeren, welche vom Osten anstürmten, in Kurzem erliegen.

Wohl erkannten die Gallier, daß die deutschen Stämme, ob sie nun über den Ober- oder Niederrhein oder über die Donau in ihre Länder einbrechen mochten, wie sie in Tapferkeit und Kriegsmuth sich glichen, so auch durch Körperbildung, Sprache und Sitte verwandt seien, und bezeichneten sie mit dem gemeinsamen Namen „Germanen" — mit einem

Worte unsicherer Deutung, das entweder als die Rufer oder als die Nachbarn erklärt wird. Germanen sollen zuerst nur einzelne deutsche Stämme, die sich, aus der Heimath vertrieben, an den Ufern der Maas niedergelassen hatten, von den Galliern genannt sein, bald gaben sie indessen allen Deutschen diesen Namen und überlieferten ihn den Römern, die jetzt auf gallischem Boden mit dem alten Feinde aufs Neue zusammenstießen.

Denn gerade zu dieser Zeit, als ganz Gallien vor den Sueven zitterte, als Ariovist seinen lange unstät umherirrenden Kriegerschaaren feste Wohnsitze in Gallien erwerben wollte, führte Julius Cäsar, dem große Siege im Norden die Wege zur Herrschaft über Rom bereiten sollten, seine Legionen aus der römischen Provinz in die inneren Länder Galliens, um auch sie dem römischen Volke zu unterwerfen. Es war die Frage, ob Cäsar oder Ariovist, ob Römer oder Germanen in Gallien fortan gebieten würden. In einer blutigen Feldschlacht unterlag Ariovist dem größten Kriegsmann seiner Zeit; die Macht der Germanen in Gallien wurde gebrochen, und in mehrjährigen Kämpfen unterjochte Cäsar alle Stämme und Staaten Galliens bis an den Rhein. Und schon wollte er auch das innere Germanien Rom unterwerfen. Zweimal (55. 53 v. Chr. G.) überbrückte er den mächtigen Strom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte sein Heer an das jenseitige Ufer. Aber als ob er fühlte, daß dem Ruhme Roms hier Gefahr drohe, scheute sich der sonst so unerschrockene Mann mit den Sigambern und Sueven in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu streiten und kehrte ohne Sieg über den Rhein zurück.

Der Kampf gegen die Germanen vererbte sich, als Cäsar unter den Dolchen der Mörder gefallen war, auf sein Geschlecht. Nachdem Kaiser Augustus die unermeßliche Gewalt des römischen Volkes zugefallen, begannen, sobald er sich in der neubegründeten Herrschaft sicher fühlte, die Kriege im Norden aufs Neue, um die Germanen unter Roms Herrschaft zu beugen. Im Jahre 15 v. Chr. drangen Drusus und Tiberius, die reich begabten Stiefsöhne des Kaisers, tief in die Alpenthäler ein. In dem gewaltigen Berggürtel, der Italien im Norden umzieht, wohnten damals noch freie Völker theils celtischen Stammes, theils illyrischer Abkunft, und verbreiteten sich von hier aus über die nördliche Hochebene bis zu der Donau. Oestlich vom oberen Rhein bis zum Inn saßen die rätischen und vindelicischen Stämme, weiter

nach Osten dann bis zu dem Bergzug, den man jetzt den Wiener Wald nennt, die Noriker, südlich von ihnen von der oberen Drau und Sau bis zu dem innersten Winkel des adriatischen Meeres die Carner, an die sich nach der Donau zu die pannonischen Stämme schlossen, welche alles Land zwischen der mittleren Donau und der Sau bis zu ihrer Mündung eingenommen hatten. So beschwerlich die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden war, wurden doch diese Völker, vielfach unter sich gespalten, im Fluge den römischen Waffen unterworfen, und die Donau wurde der andere Grenzstrom zwischen der römischen Herrschaft und den Germanen.

Jetzt war die Möglichkeit gegeben, zugleich vom Süden und Westen die Germanen anzugreifen. Der Angriff ließ nicht lange auf sich warten; schon im Jahre 12 sammelte Rom seine besten Streitkräfte am Rhein und der Donau. Vom Niederrhein her fiel Drusus, in dem der kriegerische Geist seiner Ahnen fortlebte, in Germanien ein, während Tiberius an der Donau stehen blieb und durch List und Verlockung der deutschen Häuptlinge die Stämme jenseits der Donau für Rom zu gewinnen suchte. Zu derselben Zeit geschah es, daß Marbod, der Herzog der suevischen Markomannen und der mit ihnen verbündeten Quaden, die celtischen Bojer aus Böhmen vertrieb und sein deutsches Kriegsvolk daselbst ansiedelte. Am Hofe des Augustus hatte der Jüngling die Kunst ein freies Volk zu knechten gelernt und richtete nun, von den Römern begünstigt, unter den Seinen eine Königsherrschaft auf, wie sie noch nie sich Deutsche hatten gefallen lassen. Er erbaute sich eine feste Burg und umgab sich mit einer Leibwache, wie der Kaiser zu Rom; nach römischer Weise übte er sein Heer ein, das er auf 70,000 Mann Fußgänger und 4000 Reiter brachte, und unterwarf mit demselben weithin bis zur Oder und Weichsel zahlreiche Stämme seinem Gebote. Noch stand er in gutem Vernehmen mit den römischen Gewalthabern; Viele sahen in ihm nur ein Werkzeug, um Roms Macht im Norden der Donau zu begründen.

Mit den Batavern, die auf der vom Rhein und der Waal gebildeten Insel wohnten, und mit den Friesen im Bunde hatte indessen Drusus das untere Rheinthal besetzt und eine Flotte gebaut, um von der Land- und Seeseite zugleich in das innere Germanien einzudringen. Auf Wasserstraßen, die er sich selbst durch Verbindung der Yssel mit dem Rheine erst geschaffen hatte, führte er dann die erste römische Flotte

in die Nordsee und lief in die Ems ein. Mit überwiegender Macht hoffte er die trotzigen Stämme der Chauken und Brukterer leicht zu bändigen; aber ehe ihm dieses gelang, mußte er die Heimkehr antreten. Im folgenden Jahre schlug er einen anderen Weg ein. Verbündet mit den Chatten, deren Sitze im jetzigen Hessenland waren, drang er in das Gebiet der Cherusker ein und rückte bis zur Weser vor. Aber Mangel an Lebensmitteln und die ungewohnte Kälte des Winters nöthigten ihn bald zur Rückkehr. Auf dem Heimwege umstellten ihn Cherusker, Sigambrer und Sueven; er hätte dem Verderben nicht entrinnen können, wenn nicht die Uneinigkeit der Deutschen den sicheren Sieg ihren Händen entrissen hätte. Zur Behauptung des eroberten Landes errichtete Drusus ein Castell am Zusammenfluß der Lippe und Alme, Aliso genannt; es war der erste feste Punkt, den die Römer im inneren Germanien gewannen und durch eine Besatzung sicherten.

Nach diesem Zuge gönnte Drusus den Legionen längere Ruhe, die er benutzte, um eine Reihe von Castellen auf beiden Seiten des Rheins zu bauen, Brücken bei Mainz und Bonn über den Fluß zu schlagen, Gräben und Wälle längst dem Ufer anzulegen und das Taunusgebirge mit Befestigungen zu versehen; erst mit dem Frühjahr des Jahres 9 drang er zum dritten Male an der Spitze seiner Heere in die deutschen Länder ein. Sein Weg ging diesmal durch die Maingegenden, wo er mit Sueven kämpfte, dann wandte er sich der Werra zu, brach sich Bahn durch den Thüringerwald, begegnete den Cheruskern und gelangte bis zu der Elbe, bis zu Völkern, deren Namen nicht einmal ihm und seinen Kriegern bekannt waren. Als das Heer über den Fluß setzen wollte, soll Drusus ein Weib von übermenschlicher Gestalt erschienen sein und zu ihm gesprochen haben: „Wohin, unersättlicher Drusus? Es ist dir nicht beschieden alle diese Länder zu schauen; kehre um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!“ Es war eine jener dunklen Mahnungen, wie sie dem Menschen bisweilen nahe dem Grabe entgegentönen.

Drusus trat den Rückzug an; seine Tage waren gezählt. Als er die Saale überschritten hatte, stürzte er mit dem Pferde und brach den Schenkel. Er ward in ein in der Nähe aufgeschlagenes römisches Sommerlager gebracht; dort starb er, ohne daß sein Fuß wieder römischen Boden betreten hatte, in der ersten Blüthe des Mannesalters. Das Lager wurde abgebrochen, aber der Stelle blieb der Name, „das Unglücks-

lager". Auf ihren Schultern trugen die Anführer und Hauptleute der Legionen den Leichnam nach Mainz; Tiberius, der auf die Todesnachricht herbeigeeilt war, schritt als erster Leidtragender dem Trauerzuge voran. Am Rhein wünschte das Heer die Asche des geliebten Führers zu bestatten, aber Augustus wollte dem Andenken des Sohnes höhere Ehre erweisen. Auf dem Marsfelde zu Rom wurde der Leichnam verbrannt und im Mausoleum des Augustus die Asche beigesetzt; auf der Appischen Straße wurde Drusus ein Triumphbogen errichtet und ihm und seinen Nachkommen der Beiname Germanicus „der Ueberwinder der Germanen" verliehen. So ehrte der Kaiser den Helden, der der römischen Herrschaft in Germanien für immer Bahn gebrochen zu haben schien.

Tiberius, der bis dahin hauptsächlich gegen die pannonischen und dalmatischen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, setzte das Werk seines Bruders am Rheine fort. Tief drang er in die deutschen Länder ein, während Augustus selbst nach Gallien kam und in der Nähe des Kriegsschauplatzes verweilte. Erschreckt schickten die deutschen Stämme an den Kaiser Gesandte und baten um Frieden. Ohne Furcht vor göttlicher Rache und vor der Meinung der Menschen ließ der arglistige Römer die schutzlosen Fürsten der Deutschen ergreifen und als Kriegsgefangene in den gallischen Städten bewahren; hier gaben, um den Muth der Ihrigen nicht zu lähmen, die deutschen Fürsten sich selbst den Tod. Aber ohne ihre Häupter wagten die Deutschen der Römermacht nicht ferner zu widerstreben; ruhig durchzieht Tiberius die deutschen Gauen, kehrt als Sieger heim und triumphirt über die unterworfenen Germanen. Man trug in die römischen Annalen ein: alle Völker zwischen Rhein und Elbe hätten sich ergeben.

Domitius Ahenobarbus, ein unternehmender Feldherr, empfing nach Tiberius den Oberbefehl in Germanien. Schon führte er ein römisches Heer über die Elbe, und die Stämme jenseits des Flusses zogen die Bundesgenossenschaft Roms der ungewissen Entscheidung des Kampfes mit einem stärkeren Widersacher vor. Nachdem Domitius dem Augustus in den überelbischen Gegenden einen Altar errichtet, kehrte er mit Ruhm gekrönt zurück. Einige Jahre nachher trat Tiberius abermals den Oberbefehl am Rhein an. Mit übermächtigen Streitkräften griff er zu Lande und zur See die deutschen Stämme an, da sich immer noch nicht alle dem Gebote des Kaisers fügen wollten. Aus der Nordsee lief seine

Flotte in die Elbe ein; ohne Widerstand drang das Landheer vor und vereinigte sich mit der Flotte. Zwei Winterquartiere hielt das römische Heer in der Mitte germanischer Völker (4—6 n. Chr. G.). Der zahlreiche Stamm der Chauken beugte sich; die Cherusker, das streitbarste Volk der Germanen, schlossen Bündniß; die Brukterer, Kanninefaten und andere Stämme erkannten Roms Hoheit an. Mehr durch Bestechung und arge List, mehr durch Ueberredung und Versprechungen, als durch Waffengewalt, kam Tiberius zu solchem Ziele, und wenig fehlte daran, daß die Freiheit der Deutschen den letzten Tag sah. In Germanien herrsche Ruhe, sagten die Römer, und schon glaubten sie auch das überrheinische Land als Provinz einrichten zu können. Neben den römischen Lagern und Burgen entstanden Märkte und bildeten sich Ortschaften, Kolonisten bauten sich dort an, römische Sitte und Lebensweise wurde den Germanen vertrauter, in hellen Haufen eilte die germanische Jugend herbei, um unter den römischen Feldzeichen ihren Kriegsmuth zu stillen.

Aber, ob es die Römer glaubten, Germanien war noch nicht unterworfen. Je williger sich die nördlichen Stämme zu fügen schienen, desto trotziger wurde Marbods Sprache, der sich schon mächtig genug dünkte, um der Gunst der Römer entbehren, ihnen kühn die Spitze bieten zu können. Und furchtbarer schien er in seinem Uebermuth Rom, als einst Pyrrhus oder Antiochus der ewigen Stadt gewesen war. Man mußte ihn mit den Waffen zu bändigen suchen. Mit zwölf Legionen drang Tiberius im Jahre 6 von der Donau her gegen ihn vor, und nur fünf Tagemärsche war er von den Vorposten der Feinde entfernt, als sich plötzlich ganz Pannonien und Dalmatien gegen die Römer erhob. Von der Noth überwältigt mußte Tiberius Frieden mit Marbod schließen, der sich unbesiegt als ein freier Fürst behauptete.

Jetzt regte sich der Freiheitssinn aufs Neue auch bei jenen Völkern im Norden, die Rom schon für völlig überwunden hielt. Quinctilius Varus war in diese Gegenden als Statthalter gesandt worden; er sollte römisches Gerichtswesen und römische Besteuerung unter den Germanen einführen, wo bis dahin der freie Mann Niemandem Steuern gezahlt und kein anderes Gericht als das der Gemeinden gekannt hatte. Mit den Steckenbündeln seiner Lictoren, von römischen Juristen und Schreibern umgeben, zog Varus in das Land und schlug an der Lippe und Weser seinen Richterstuhl auf. Anfangs wagte kein Stamm ihm den Gehorsam zu verweigern; doch mit welcher Erbitterung mußte es der deutsche

Mann sehen, daß ein fremder Gewalthaber nach einem Recht, das er nicht verstand, über ihn richtete, daß er selbst für leichte Vergehen die knechtische Strafe körperlicher Züchtigung erlitt, daß über Leben und Tod der Machtspruch eines Einzelnen entschied und daß er, dem bisher nur seine Knechte zinsbar waren, einem Höheren steuern sollte! Was der Römer von ihm verlangte, setzte ihn nach seinen Begriffen dem Knechte gleich und griff den innersten Kern seines Lebens an. Die Erbitterung gegen Varus und Rom wuchs mit jedem Tage, mit ihr der Rachedurst und das glühende Verlangen sich dem Joche der Fremdherrschaft zu entwinden.

Mittel und Wege fand der kühne und scharfe Geist eines jungen Cheruskers. Armin, aus einem adligen Geschlecht seines Volkes entsprossen, war früh, wie Andere seines Hauses, in den römischen Kriegsdienst getreten; durch Tapferkeit hatte er sich ausgezeichnet, das römische Bürgerrecht erhalten und war zum Ritter erhoben. Unter Tiberius hatte er gegen sein Vaterland gedient und unter solchem Führer vor Allem gelernt, wie man der List mit List begegnet und wie nur durch vereinte Kraft und strenge Zucht große Dinge zum Ziele zu führen sind. Als er in die Heimath zurückkehrte, um sich sah und erkannte, daß die von den Vätern ererbte Freiheit nicht ohne einen muthigen Kampf zu retten sei, daß für des Vaterlandes heiliges Recht und für die Götter, die über der Heimath walteten, Schild und Speer von jedem freien Manne ergriffen werden müsse, da wußte er die Fäden einer Verschwörung so fein und so geheim zu schürzen, daß der Römer, obschon gewarnt, doch in sein Netz ging. Armin verstand die zwiespältigen Stämme zu einem großen Unternehmen zu einigen und zum ersten Mal in ihnen das Gefühl zu wecken, daß es eine große gemeinsame Sache gebe, die sie alle in gleicher Weise zu vertheidigen hätten. Die Häupter der Cherusker, der Brukterer, Marsen und Chatten und durch sie alle wehrhaften Männer dieser Stämme gewann Armin für den Freiheitsbund und verlockte dann den sorglosen Varus in das von Thalschluchten vielfach durchschnittene Waldgebirge am linken Ufer der Weser. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüssen brach hier die germanische Wuth auf das Römerheer ein. Drei Tage lang suchte es sich unter tausendfachen Qualen dem Verderben zu entwinden; drei Tage lang wurde es verfolgt, bekämpft und besiegt, bis sich Varus endlich voll Verzweiflung in sein Schwert stürzte und die

Seinen sich entweder dem Sieger ergaben oder im Kampfe den Tod suchten. Ein Heer von gegen 50,000 Mann war völlig vernichtet und nur mit genauer Noth schlug die Besatzung von Aliso sich zum Rheine durch (9). Der Rhein war wieder die Grenze der Römerherrschaft.

Blutig war die Rache der Germanen. In heiligen Hainen, die in der Nähe des Schlachtfeldes waren, opferten sie die Anführer und Hauptleute des überwundenen Heeres den Göttern. Am Galgen fanden Viele der Kriegsgefangenen den Tod. Den römischen Sachwaltern wurden die Zungen aus dem Munde gerissen. „Endlich, Natter, hast du aufgehört zu zischen!" sagte ein Germane, als er die blutige Zunge in seiner Hand hielt. Die Augen stach man den Gefangenen aus, hieb ihnen die Hände ab, und Manche haben lange ein elendes Leben dahingeschleppt. Vornehme Römer wurden als Knechte und Hirten auf die Höfe und Felder deutscher Männer gebracht. Selbst der Todten schonte die Wuth der Sieger nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgehauen und an Marbod als Siegeszeichen gesandt.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage trübte die Freudenfeste, die Augustus für den mühevollen Sieg des Tiberius über die Pannonier anstellen ließ. So schlimm die Botschaft war, so fürchtete der alte Kaiser doch noch Schlimmeres; im geängstigten Geiste stellte er sich vor: die vereinigten Deutschen, eine unwiderstehliche Macht, würden über den Rhein stürmen, Gallien, des großen Julius Eroberung, in ihre Gewalt bringen, dann über die Alpen brechen und Rom bedrohen; schon sah er die Herrschaft seinen Händen entfallen, das Werk seines Lebens zusammensinken. Er ließ Wachen bei Tag und Nacht Rom durchziehen, ordnete eine allgemeine Aushebung an, gelobte dem Jupiter Spiele und Opfer, wenn der Staat gerettet würde; wehklagend zerriß er seine Kleider, ließ Haar und Bart struppig wachsen; wie einen Wahnsinnigen sah man ihn gegen die Wand mit dem Kopf rennen und hörte von seinen Lippen den Schmerzensschrei: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Der Tag der Unglücksschlacht blieb ein Schrecken seines Alters.

Die Besorgnisse des furchtsamen Greises waren eitel gewesen. Die Germanen gingen nicht über den Rhein, und Tiberius, der eilends zu den Legionen geschickt war, konnte ruhig die zerstörten Grenzfesten herstellen. In den beiden folgenden Jahren ging er noch zweimal nach Germanien hinüber, aber mit der ängstlichsten Vorsicht, und kehrte bald wieder heim. Auch der lebensmüde Kaiser wollte seine Herrschaft nicht

neuen Gefahren aussetzen, und sterbend hinterließ er dann seinem Nachfolger den Rath, die Grenzen des Reichs nicht mehr zu erweitern.

Tiberius, der im Jahre 14 die Herrschaft überkam, dürstete nicht nach neuen Siegen über die Germanen; er wußte, daß die Künste der Verführung jenseits des Rheins wirksamer seien, als Waffengewalt, und begriff, daß die Zersplitterung und die daraus entspringende Befehdung der deutschen Stämme unter einander die römische Herrschaft sicherer vorbereiteten, als Angriffe von außen, welche mindestens für den Augenblick die Kräfte Germaniens vereinigten. Aber sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, ein trefflicher und tapferer Jüngling, der Liebling der Legionen, befehligte am Rhein, und in ihm glühte das Verlangen das Werk seines Vaters fortzusetzen, die Niederlage des Varus zu rächen. Sofort ging er über den Strom und überfiel die Marsen an der Lippe. Verheerend durchzieht er das Land; das hochgefeierte Heiligthum der Göttin Tanfana wird zerstört. Aber schon erheben sich wieder zu Hauf die benachbarten Stämme, die Brukterer, Tubanten und Usiper, und suchen Germanicus den Rückweg abzuschneiden. Nur mit Mühe schlug sich das römische Heer bis zum Rhein durch.

Nichts war gewonnen, doch das ruhmlose Unternehmen spornte nur zu größerer Thätigkeit den rastlosen Geist des jungen Führers. Sobald es die Jahreszeit erlaubte (15), ging er von Neuem bei Mainz über den Rhein, zog durch das Land der Chatten und kehrte dann bei Bonn in das römische Gebiet zurück; zugleich befriegte ein anderes Heer, das bei Xanten über den Fluß gegangen war, die Marsen und Cherusker. Gerade damals spaltete die Cherusker eine traurige Fehde. Gegen Armin erhob sich sein Oheim Segest, dessen Tochter Thusnelda, dem Herzen mehr gehorchend als dem Befehle des Vaters, sich Armin, dem Befreier des Landes, vermählt hatte. Der Adel der Cherusker und mit ihm das Volk griff zu den Waffen; ein innerer Krieg brach aus und brachte Segest in solche Noth, daß er den Beistand der Römer in Anspruch nahm. Das Heer des Germanicus eilte herbei und entsetzte Segest, der von Armin belagert war. Der Befreite folgte mit seinem ganzen Hause den Römern, und selbst Thusnelda gerieth in Gefangenschaft, in der sie einen Knaben gebar, dessen der Vater nie froh werden sollte.

Wuthentbrannt stürmte Armin durch das Land der Cherusker; Waffen forderte er gegen Segest, Waffen gegen die Römer. Das, rief

er, sei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen ein schwaches Weib fortschleppten; aber möchte immer Segest als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Germanen würden dessen gedenken, daß sie zwischen Elbe und Rhein Steckenbündel und römische Richter gesehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Ruthenstreiche und zahle keine Steuern; wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angestammtes Recht der Zwingherrschaft vorzögen, da sollten sie sich von ihm zu Ehre und Freiheit führen lassen. Die Cherusker schaarten sich um Armin; zu ihnen gesellten sich die angrenzenden Stämme; eine neue Erhebung der norddeutschen Stämme bereitete sich vor. Und schon eilte Germanicus herbei. Ein größeres Heer schickte er unter dem kriegskundigen Cäcina durch das Bruktererland an die Ems, die Reiterei unter Pedo durch das Land der Friesen; er selbst ging mit einer Flotte auf der Wasserstraße, die einst sein Vater gebahnt hatte, in die Nordsee, fuhr in die Ems ein und vereinte sich hier mit dem Heer des Cäcina und den Reiterschaaren. Die Chauken schlossen sich ihm an; die Brukterer wurden zerstreut. Als man an die Stätte kam, wo Varus mit seinen Legionen dem Feinde erlegen war, wurden die friedlosen Schatten gesühnt und ihnen ein Grabdenkmal errichtet. Man stieß auf Armins Heer, man kämpfte mit ihm, aber ohne Glück, und mußte alsbald den Rückzug antreten. Germanicus ließ den Cäcina vier Legionen auf der Heerstraße von Aliso an den Rhein zurückführen. Nur der Tapferkeit und der Umsicht des erfahrenen Führers war es zu danken, wenn die Legionen vor einem ähnlichen Verderben bewahrt blieben, wie die Schaaren des Varus. Schon erschien Armin wieder auf den Höhen und jauchzte den Seinen zu: „Siehe Varus und die Legionen abermals vom Schicksal umgarnt!" Nur mit schweren Verlusten entkam dies Heer den Cheruskern. Drusus hatte mit seinen Legionen abermals den Seeweg eingeschlagen. Auch sein Rückzug war nicht ohne Beschwerden; zwei Legionen, die er ausgesetzt hatte und die ihren Weg zu Lande an der Küste der Nordsee fortsetzten, geriethen durch die ihnen neuen Sturmfluthen dieses Meeres in große Gefahr und in noch größere Schrecken.

Tiberius mißbilligte das gefahrvolle, erfolglose Unternehmen, aber Germanicus Kühnheit stieg mit den fehlgeschlagenen Hoffnungen nur höher und höher; nimmer müde bereitete er noch größere Heereszüge vor. Im Frühling des folgenden Jahres (16) ließ er einen Streifzug in das

Gebiet der Chatten ausführen; er selbst drang in die Lippegegend ein und stellte die Heeresstraße zwischen dem Rhein und Aliso her. Dann kehrte er zurück, um den Hauptschlag gegen die Cherusker zu führen. Tausend Schiffe lagen am Unterrhein, und ein Heer von gegen 100,000 Mann schiffte er auf denselben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems, die Legionen wurden hier an das Land gesetzt und der Weser zugeführt, an deren anderem Ufer das Heer Armins lagerte.

Als sich die Kriegsschaaren gegenüber lagen, verlangte Armin mit seinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt — der im römischen Heere diente, ein Zwiegespräch. Man verstattete es ihm. Durch den Fluß getrennt, sahen und begrüßten sich die lange geschiedenen Brüder. Flavus hatte im Kampf für die Römer ein Auge verloren; Armin fragte ihn, woher diese Entstellung seines Antlitzes rühre. Als jener ihm den Ort und die Schlacht nannte, fragte Armin weiter, welchen Lohn er dafür empfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung seines Soldes, der Ordensketten, anderer Ehren, die er erhalten. „Wie wohlfeil," rief Armin höhnisch aus, „wird doch die Knechtschaft erkauft!" Und dann sprachen sie gegen einander, Flavus von Roms Größe, des Kaisers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohn des Gehorsams, von der Sicherheit für Weib und Kind; Armin von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens; er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten, mit ihm — sagte er — flehe die Mutter: er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen, noch verrathen. Immer heftiger wurde die Rede, zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen; nur mit Gewalt konnte man ihn fortreißen.

Germanicus setzte über die Weser und griff das Heer des Armin an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer, noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder, und schon wenige Tage darauf lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellte der Römer eine Waffensäule mit der prunkenden Inschrift auf: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dann aber begann der Rückweg: mehrere Legionen schlugen den Landweg

ein, mit den anderen kehrte Germanicus zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreuete sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüther, Niemand glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Germanicus nur einen geringen Theil des Heeres zurück. Dennoch sandte er in demselben Jahre noch einmal ein Heer in das Gebiet der Chatten und zog selbst, zum dritten Male in Jahresfrist, über den Strom gegen die Marsen aus. Nachdem die Länder dieser Stämme weithin verwüstet waren, kehrte das Heer in das Winterlager zurück. Bald darauf mußte Germanicus dem Machtspruch des Tiberius weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um im fernen Osten ein ruhmloses Ende zu finden.

Die inneren Fehden, durch welche, wie Tiberius hoffte, die deutschen Stämme sich endlich doch nothgedrungen Roms Herrschaft beugen würden, brachen, als kaum die drängendste Gefahr beseitigt war, in der That wieder aus. Marbod hatte an der Befreiung Germaniens keinen unmittelbaren Antheil genommen; er hielt seinen Vertrag mit den Römern, um sicherer die Herrschaft, die er über zahlreiche deutsche Stämme gewonnen hatte, zu behaupten. Aber die Semnonen und Longobarden ergriff der alte Freiheitsgeist, sie schüttelten Marbods Joch ab und verbanden sich mit dem Bunde freier Völker, an deren Spitze Armin stand, während auf der anderen Seite unter den Cheruskern Zwiespalt ausbrach und Inguiomer, Armins Oheim, der es nicht über sich gewinnen konnte dem Gebote des Neffen zu gehorchen, mit seinem Anhang zu Marbod übertrat. Aus Nebenbuhlern wurden Armin und Marbod alsbald erbitterte Feinde und zogen mit Heeresmacht gegen einander zu einem Wettstreit um den Ruhm und die Macht. Nicht planlos kämpften sie, sondern nach allen Regeln der Kriegskunst, die sie beide von den Römern erlernt; in regelrechter Schlachtordnung rückten ihre Heere auf einander. Armin feuerte die Seinen an, indem er auf die neuerrungene Freiheit, auf den Sieg über Rom hinwies; einen Verräther des Vaterlandes, einen Schergen des Kaisers nannte er Marbod, der dasselbe Loos verdiene, wie Varus. Marbod rühmte sich seiner Erfolge gegen die zwölf Legionen, die Tiberius einst gegen ihn führte; nur durch Arglist habe Armin die drei Legionen des Varus vernichtet, zum Unglück Germaniens und seiner eigenen Schande sei es geschehen, denn sein Weib und sein Sohn schmachteten in der Gefangenschaft der Römer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde dann gekämpft; auf

der einen Seite focht man für den alten Ruhm und die neuerworbene Freiheit, auf der anderen Seite für die Befestigung der Königsherrschaft — die freien und die königlichen Germanen kämpften um die Zukunft. Unentschieden blieb der Kampf, aber so gefährdet war nach demselben Marbods Herrschaft, daß er den Kaiser um Hülfe bat. Tiberius, froh des germanischen Haders, versagte sie ihm, weil er früher die Römer im Kampf gegen die Cherusker nicht unterstützt hatte (17).

Marbods Herrschaft endete schneller, als sie gewonnen war. Durch einen Aufstand seiner Gewalt beraubt, flüchtete er sich zwei Jahre nachher zu den Römern, die ihm das Gnadenbrod gaben; das große Reich der Markomannen zerfiel. Auch der Bund der Cherusker löste sich wenig später auf, als Armin, unaufhörlich von seinen Verwandten angefeindet, der Hinterlist derselben erlag; man gab ihm Schuld, er trachte nach der Königsherrschaft, und erregte hierdurch den Freiheitssinn des Volkes gegen seinen Befreier. Er fiel durch Meuchelmord, nachdem er sein Alter auf 37 Jahre gebracht und 12 Jahre an der Spitze seines Volkes gestanden hatte. Sein Ruhm lebte lange in den Liedern der Deutschen fort, und die Römer selbst haben ihm in ihren Jahrbüchern ein unvergängliches Andenken gesichert.

Jedoch auch ohne Marbods und Armins Führung behaupteten die Germanen die Freiheit; selbst die Friesen, lange Zeit hindurch die feilen Verbündeten der Römer, vertrieben noch unter Tiberius Regierung die römischen Besatzungen und brachten ihren Namen wieder zu Ehren. Die wahnwitzigen Gaukeleien des Caligula von Siegen über die Germanen verhöhnte selbst Rom. Unter Kaiser Claudius kam es dann zu neuen Kriegen gegen die Germanen am Mittel- und Niederrhein; doch als der tapfere Domitius Corbulo gegen die Friesen und Chauken vordrang, hieß es alsbald: was fromme es die Germanen zu reizen, nur Unglück erwachse daraus dem Staate. Der ängstliche Kaiser gebot Corbulo die Legionen über den Rhein zurückzuführen (47). Mit dem Schmerzensruf: „Wie glücklich waret ihr einst, Roms Feldherren!“ gehorchte Corbulo. Es war die erste welthistorische That der Deutschen, daß sie Roms Weltherrschaft ein Ziel gesetzt hatten.

Seitdem trennten Rhein und Donau das Gebiet der freien Germanen von dem römischen Kaiserreiche; nur an den Mündungen des Rheins blieben die nächstgelegenen Gegenden der Bataver auf der rechten Seite des Flusses in Abhängigkeit von den Römern. Aber von den

Feinden im Herzen ihres Landes nicht mehr bedrängt, wandten die deutschen Stämme nun gegen einander die Waffen und stritten unter sich zu ihrem Verderben. Die Ampsivarier, die an der Ems ihre Sitze hatten, wurden aus diesen vertrieben und suchten, nachdem sie umsonst die Römer um Land jenseits des Rheins gebeten hatten, im Inneren Germaniens vergebens sich eine neue Heimath zu erkämpfen: im langen Kriege ging fast der ganze Stamm zu Grunde. Um heilige Salzquellen, die auf der Grenze ihrer Gebiete lagen, geriethen um dieselbe Zeit die Hermunduren und Chatten in erbitterten Streit. Die Chatten hatten gelobt die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern; besiegt wurden sie selbst an den Altären derselben geschlachtet (59).

Dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber hatten die deutschen Stämme wohl eine kurze Zeit lang enger zusammengehalten; nach dem Siege brach der alte Zwiespalt wieder hervor, und jeder Stamm verfolgte besonders seine besonderen Zwecke. Noch gab es kein Band, das sie dauernd mit einander vereinte. Die Vorsehung wollte nicht, daß der deutsche Speer dem römischen Schwert erläge, daß das freie Germanien dem herrischen Rom sich beuge: doch nicht eher sollten, so stand es in den Sternen geschrieben, die Deutschen ein einiges und mächtiges Volk werden, als bis sich nach vielen Drangsalen unter dem Einfluß römischer Bildung und römischer Formen ihr spröder Sondertrieb erweichen würde.

3.

Friedliche Verhältnisse zwischen den Deutschen und Rom.

Als Tiberius einst seine Flotte und sein Heer in die Elbe geführt hatte und an dem Ufer derselben ein Lager aufschlug, während das jenseitige Gestade von den Waffen der Germanen schimmerte, sah man eine auffällige Erscheinung. Ein älterer deutscher Mann, von mächtiger Größe und nach seinem Schmuck von hohem Range, bestieg einen Nachen — ein ausgehöhlter Baumstamm war das schlichte Fahrzeug — steuerte, mit der Kraft seines Armes den Nachen lenkend, auf die Römer

zu und verlangte Tiberius zu sehen. Sein Gesuch wurde gewährt. Da betrachtete er lange schweigend den römischen Feldherrn in seinem Heeresglanze; dann brach er in die Worte aus: „Rasend fürwahr ist unsere Jugend, denn in der Ferne verehrt sie euch als Götter, und erscheint ihr, so wendet sie gegen euch die Waffen! Dir danke ich es, daß ich heute die Götter mit meinen Augen sah, von denen ich zuvor nur hörte. Nie habe ich einen glücklicheren Tag erlebt.“ Voll scheuer Ehrfurcht berührte er Tiberius Hand und kehrte sofort, ohne sich umzuschauen, zu den Seinen zurück.

So sahen die Germanen mit Staunen und Verehrung zu der glänzenden Macht Roms empor zu derselben Zeit, wo sie dieselbe mit den Waffen bekämpften. Und schon war Vielen die blendende Herrlichkeit der ewigen Stadt, die ausgedehnte Herrschaft des römischen Volks, der Reichthum und die Blüthe der Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Kaiser, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte, nicht mehr unbekannt. Viele hatten dies Alles in der Nähe gesehen, und ihren Erzählungen lauschten daheim voll Verwunderung die Männer, welche ihren Fuß noch nicht über Rhein und Donau gesetzt hatten.

Sobald Julius Cäsar die Germanen kennen gelernt hatte, war ihm klar geworden, daß er niemals bessere Krieger finden würde, als diese unerschrockenen und treuen Männer, welche die Natur mit so gewaltiger Leibeskraft ausstattete und das ganze Leben zum Waffendienst bildete. Deshalb hatte er sie als Hülfstruppen in sein Heer aufgenommen und immer in Ehren gehalten. Den Sieg bei Pharsalus, der ihm die Zukunft Roms in die Hände gab, halfen Germanen erstreiten. Auch als nach Cäsars Ermordung bei Philippi noch einmal ein republikanisches Heer den neuen Gewalthabern gegenüberstand, kämpften für sie neben den römischen Legionen Germanen. Kaiser Augustus vertraute sogar einer deutschen Schaar die Bewachung seiner eigenen Person an, bis ihm die Niederlage des Varus mit Besorgniß gegen alle Germanen erfüllte. Seine Nachfolger kehrten aber bald zu der deutschen Leibwache zurück, und unausgesetzt führten für ihre Herrschaft und Roms Größe deutsche Hülfsvölker die Waffen, bald in dem fernsten Osten gegen die Parther, bald im Süden an dem Rande der afrikanischen Wüste; selbst die Kriege Roms gegen die Deutschen wurden zum Theil mit Deutschen geführt.

Nicht Einzelne, sondern Schaaren, ja ganze Völkerschaften verließen Germanien und lebten im Dienste der Römer auf römischem Boden, sei es um ihre Kriegslust zu befriedigen, sei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen. Mit welcher Liebe der Deutsche auch an seinem heimischen Boden, an der Freiheit seines Hauses und seines Landes hing, eine ungeahnte Größe und Erhabenheit, die ihm das Maß des Irdischen zu übersteigen schien, trat ihm in der römischen Welt entgegen und bezauberte seine Einbildungskraft und seine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht bot sich hier seinen Blicken dar, während man daheim noch in den engsten und dürftigsten Verhältnissen lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig. Wohl hat es größere Reiche gegeben und giebt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum anderen; dasselbe Heerwesen, ein festgeordnetes Steuersystem, ähnliche Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reichs, und in der Mitte desselben lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Augustus Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als einer Million Menschen; die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Reichs sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze bekannte Welt beherrschte.

Dem Cäsar Augustus gehorchte in den Provinzen ein stets schlagfertiges Heer von mehr als 300,000 Mann, während zur Bewachung seiner Person und zur Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom selbst standen; eine Flotte von 250 Segeln wartete seines Befehles auf dem adriatischen Meere, eine gleiche Flotte auf dem westlichen Meere, kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den gallischen Küsten, auf

dem schwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau. Nach allen Seiten sandte der Kaiser seine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten seinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derselben ernannte er selbst. Auf sein Gebot erstanden Landstraßen in bisher unwegsamen Gegenden, sein Wort schuf Städte und bevölkerte sie wie auf Zauberschlag mit Menschen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, sich zusammendrängten, so trieb dies auch wieder neue Säfte nach allen Seiten bis zu den entlegensten Theilen des Reiches. Bis dahin waren die Völker der alten Welt sich meist nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entferntesten Nationen unter dem Schutze des Friedens; Alles, was sie einzeln an äußeren und geistigen Gütern der Weltstadt zubrachten, das wurde von ihr aus über kurz oder lang wieder der Gesammtheit zu Theil. Die zerstreuten Güter der Erde kamen durch die Vermittelung der Hauptstadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau; Wüsteneien verwandelten sich in fruchtbare Felder; Städte erhoben sich, wo bisher nur vereinzelte Weiler gestanden hatten, und alle größeren Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichsam im Spiegelbilde wieder; der Stempel römischen Wesens wurde in so scharfen und tief ätzenden Zügen den meisten Provinzen aufgedrückt, daß er nie wieder ganz vertilgt werden konnte.

Auch die den Germanen am nächsten liegenden Provinzen des Reichs lernten früh die Wohlthaten der Verbindung mit der großen Weltstadt kennen und erfuhren an sich einen wunderbaren Wechsel aller Verhältnisse. Auch hier wurden Fluren, die vordem brach gelegen, üppige Saatfelder, eine reiche Gewerbthätigkeit entfaltete sich, Sprachen und Sitten wurden umgewandelt, früher ungekannte Genüsse der Sinne und des Geistes wurden Barbaren zu Theil, große und glänzende Städte erhoben sich an der Stelle elender Flecken. So geschah es in Gallien, bald einem der gesegnetsten Länder der Welt; ein ähnliches Leben entfaltete sich in den Provinzen zwischen der Donau und den Alpen.

Die Römer nannten den Theil ihres gallischen Gebiets, der dem Rheine zunächst lag und im Osten durch ihn begrenzt war, Germanien; sie schieden dies Rheinland für die Verwaltung dann weiter in zwei Provinzen: das obere und niedere Germanien. Etwa von Breisach an

zog sich die erste Provinz am Rhein stromabwärts hin bis zu der Mündung der Nahe, im Westen durch die hohe Mauer der Vogesen begrenzt. Hier wohnten mitten unter Celten die deutschen Stämme der Vangionen, Nemeter und Triboker; blühende Städte entstanden, vor Allen Mainz, wo noch jetzt Denkmale der Vorzeit an Drusus und seine Legionen erinnern, dann Worms, Speier und Straßburg. Weiter den Rhein hinab bis zu seiner Mündung lag das niedere Germanien, gen Westen bis zur Schelde und zu den Ardennen sich erstreckend; auch hier saßen germanische Stämme inmitten der Celten und theilten mit ihnen dasselbe Schicksal. Die Hauptstadt des Landes war Köln, die blühendste und reichste Kolonie der Römer am Rhein; die anderen Städte am Flusse waren meist aus Castellen des Drusus entstanden, wie Bingen, Coblenz, Andernach, Remagen, Bonn und Xanten. An der Mündung des Flusses wurden Utrecht und Leiden bedeutend; im Inneren war als Hauptort der germanischen Tungrer damals Tongern bei Mastricht von Wichtigkeit. An die germanischen Provinzen lehnte sich westwärts das obere Belgien an, das Land zwischen den Vogesen und der oberen Maas, wo viele Denkmale noch jetzt den Blick auf die Römerzeit lenken. Hier war Trier die Hauptstadt, an Glanz und Pracht später, als es häufig Residenz der Kaiser war, selbst mit Rom wetteifernd. Metz, Toul, Verdun waren neben Trier Städte zweiten Ranges. Die oberen Gegenden an der Biegung des Rheins bei Basel bewohnten die celtischen Stämme der Rauraker und Helvetier, die man in der Folge zur sequanischen Provinz zog. Die Hauptstadt der Rauraker, Augusta Rauracorum, lag unfern von Basel, und Ruinen derselben finden sich bei Augst. Als die bedeutendsten Orte der Helvetier galten Aventicum, jetzt Avenche, nahe dem Neuenburger See, und Vindonissa, Windisch, heute ein Weiler am Zusammenflusse der Aar, Reuß und Limmat.

Aehnlich, wie ihre Besitzungen am Rhein, hatten die Römer die Donauländer eingerichtet. Am Bodensee begann die Provinz Rätien, die sich bis zur Mündung des Inn nach Osten erstreckte, im Süden vom Kamme der Alpen, im Norden von der Donau begrenzt. Noch war das Land meist von celtischen Stämmen bewohnt, doch fingen die Römer an, es mit ihren Kolonien zu bedecken. In der Mitte desselben lag Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg, eine überaus wichtige Kolonie der Römer im Norden. Regensburg war eine der stärksten Festungen gegen die Germanen, Passau am Inn ein Standort römischer Truppen,

der seinen Namen von der batavischen Hülfsschaar, die hier lag, empfangen hat. Weiter die Donau hinab dehnte sich die norische Provinz östlich bis zum Wienerwald und südlich bis zum oberen Lauf der Sau aus. Auch hier wohnten meist celtische Stämme, die allmählich römische Sitte und Sprache annahmen. Am Einflusse der Enns in die Donau erhob sich Lauriacum, das jetzige Lorch, wo die Donauflotte aufgestellt war und eine Legion lag; im Inneren des Landes wurde früh Celeja, das heutige Cilly, später Juvavum, jetzt Salzburg, von großer Bedeutung. Pannonien, die Provinz im Norden und Osten von der Donau, im Süden von der mittleren und unteren Sau begrenzt, im Westen an das römische Noricum sich anschließend, war hauptsächlich von illyrischen Stämmen bevölkert. Vindobona, bei dem jetzigen Wien; das wichtige Carnuntum, wenig unterhalb Wien an der Donau bei Haimburg; Sabaria, jetzt Stein am Anger; Siscia, jetzt Sissek am Einfluß der Kulpa in die Sau; Sirmium, nahe der Mündung der Sau, einst ein prächtiger Ort und Residenz der Kaiser während der Donaukriege, von dem sich Ruinen bei dem Städtchen Mitrovitz finden; Pötovio, jetzt Pettau, — alle diese Städte werden schon früh als wichtige Plätze in der pannonischen Provinz genannt und bezeichnen sie als eine der bedeutendsten des Reichs.

Zu immer größerer Blüthe gediehen die Provinzen und die Städte derselben, als bei dem Aussterben des Julischen Geschlechts im Jahre 68 nach kurzen Wirren das Flavische Geschlecht zur Herrschaft gelangte und sich um die Wohlfahrt des Reichs große Verdienste erwarb. Nachdem auch dies Geschlecht bald erloschen und der alte Nerva durch den Senat zum Kaiser erhoben war, folgte durch Adoptionen eine Reihe ausgezeichneter Herrscher: Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Männer der verschiedensten Gaben und Bestrebungen, aber darin eins, daß sie das Wohl des Reichs mit allen ihren Kräften förderten. Es waren die schönsten Zeiten des römischen Reichs, eine so glückliche Epoche für die Menschheit, daß das Andenken daran sich unverlöschbar durch die Jahrhunderte erhalten hat.

Nicht ohne ein peinigendes Gefühl seiner Dürftigkeit und Beschränktheit sah der Germane die Herrlichkeit der römischen Welt. Es lockten ihn der Waffenglanz und der Siegesruhm der kaiserlichen Heere, mit Neid schaute er auf die üppigen Saatfelder Galliens, mit offenem Herzen bewunderte er die Größe und Hoheit, die überall auf römischem

Boden seinem Blicke sich darbot, und die Genüsse eines schwelgerischen Lebens verführten auch seine Sinne. Was Wunder daher, wenn die Stämme, welche sich schon jenseits des Rheins auf römischem Boden niedergelassen hatten, mehr und mehr ihre alte Sitte und Weise verlernten und sich der angestammten Freiheit entwöhnten: standen doch selbst die Germanen, welche noch in ihren alten Sitzen weilten, in der Gefahr, dem geistigen Uebergewicht des Römerthums mit der Zeit zu erliegen.

Wenn auch die Kriege an den Grenzen öfters wieder ausbrachen, hatten sich doch allmählich freundlichere Beziehungen zwischen den Römern und den meisten deutschen Stämmen gestaltet. Verträge und Bündnisse wurden mit Rom geschlossen; manche Völkerschaften traten förmlich unter den Schutz des römischen Staates und in seinen Dienst; andere, und unter ihnen selbst jene Cherusker, die einst die Legionen des Varus vernichtet hatten, ließen sich Könige gefallen, die ihre Gewalt unter Roms Einfluß übten, nachdem sie am Throne der Kaiser die Künste und Mittel der Herrschaft kennen gelernt hatten; schon durchzogen römische Kaufleute die deutschen Länder und steigerten die Begierden und die Bedürfnisse der nordischen Völker.

Mehr als die Kriege bedrohte dieser friedliche Verkehr die Freiheit der Deutschen, und auf das Aeußerste schien sie gefährdet, als gegen das Ende des ersten Jahrhunderts noch einmal die römische Weltmacht im raschen Anwachs begriffen war. Die britannische Insel wurde unterworfen, dann die Länder am linken Ufer der unteren Donau unter dem Namen Dacien zur Provinz gemacht; im Westen und Osten schienen die deutschen Stämme überflügelt. Und schon fiel auch das Land zwischen dem Oberrhein und der oberen Donau in die Hände der Römer, die es mit gallischen zehntpflichtigen Kolonisten bevölkerten und durch einen befestigten Wall schützten, der an der Donau oberhalb Regensburg begann und bei Coblenz am Rhein endigte. Vom Neckar bis nach Regensburg führte man eine große Heerstraße, und Städte, wie Aurelia Aquensis, das jetzige Baden-Baden, erstanden in diesem römischen Zehntland. So hatten die Römer denn doch auf dem rechten Rheinufer festen Fuß gefaßt, und auch das linke Donauufer war zum größten Theil in ihren Händen. Waffengewalt und Künste der Verführung, hofften die Kaiser, würden nun bald ganz Germanien ihnen zu Füßen legen.

Aber stärker als alle Verführungskünste war die Freiheitsliebe der

Germanen. Leicht, wie sie geschlossen waren, lösten sich jene Bündnisse; die Rom gehorsamen Könige vermochten nicht ihre Macht dauernd zu befestigen, und der kriegerische Geist des Volkes, mochte er auch den römischen Feldherren eine Zeit lang dienstbar sein, fühlte sich am Ende doch befriedigter, wenn es galt die angestammte Freiheit zu schützen. Ob die Germanen mit der Schwelgerei und dem Luxus Roms vertrauter geworden, sie blieben im Ganzen doch ihren einfachen Sitten treu, und der schlichte Barbar war in den Augen Roms so seltsam, daß man sich darin gefiel, seine Tracht, Art und Sitte nachzuäffen. Daß diese Germanen so hartnäckig die Freiheit dem glänzenden Loose vorzogen, das ihrer unter Roms Herrschaft wartete, war den Römern nicht minder ein Wunder, als den Germanen Roms Größe und Macht. Voll Staunen erzählt ein römischer Schriftsteller, der im germanischen Lande gewesen war, von den Wohnsitzen der Chauken: wie die Meeresfluth das Land dort weithin überschwemme, die Hütten der Menschen auf Erdhügeln ständen, wo sie ihr Leben dahinbrächten, Seefahrern gleich, wenn die Fluth eintritt, und Schiffbrüchigen gleich, wenn sie zurückweicht; wie diese Menschen sich nicht einmal Vieh halten könnten, da weit umher kein Strauch gedeihe, und sie sich deshalb allein von Fischen nährten, die sie in schlechten Netzen, aus Schilf und Sumpfgras geflochten, einfingen, während Regenwasser ihr einziges Getränk sei. „Und wenn diese Menschen" — ruft er aus — „von dem römischen Volke unterworfen werden, so klagen sie über Sklaverei. Ja, fürwahr, Viele schont das Geschick nur zu ihrer Strafe!"

Aber es gab zu Rom einen tiefblickenden Mann, der, obwohl Römer durch und durch, mit den Germanen fühlte und es begriff, weshalb sie die Armuth der Freiheit mit dem blendenden Glanze der Sklaverei nicht vertauschten. Es war Cornelius Tacitus, der tiefen Geistes durchschaute, wie mit der erstorbenen Freiheit allem täuschenden Scheine zum Trotz die Grundfesten des römischen Staates erschüttert seien, wie die römische Herrschaft in dem Freiheitssinn der Germanen eine undurchbrechbare Schranke finde und die Kraft dieses jugendlichen Kriegervolks, das in Schlichtheit und Einfalt der Sitten heranwachse, dem alternden Rom nicht nur unüberwindlich, sondern auf die Dauer sogar verderblich werden müsse. Er war es, der unaufhörlich seine Blicke und die Gedanken seiner Zeitgenossen auf die freien Germanen lenkte, der den Römern zeigte, wie jene jetzt durch dieselben Tugenden stark

seien, die einst Rom zu seiner Größe erhoben hätten und nun in Lüsten und sklavischer Kriecherei verkämen, wie die mehr als zweihundertjährigen Kämpfe mit den Germanen, die so oft besiegt, doch niemals unterworfen seien, Rom an seinen Fall erinnerten und wie ungleich der Kampf zwischen Freiheit und despotischer Gewalt sei. „Nicht die Samniter“, sagte er, „nicht die Punier, nicht die Spanier oder Gallier, selbst die Parther nicht, haben uns so oft gemahnt. Aber gewaltiger auch, als des Partherkönigs Macht, ist die Freiheit der Germanen.“ Er sah schaudernd im Geiste Rom durch germanische Kriegsschaaren untergehen und wußte keinen besseren Wunsch für sein Vaterland zu hegen, als daß der alte Hader der Germanen unter einander für immerdar bleibe und sie nie sich vereint gegen Rom wenden möchten. „Denn da die Stunde des Reichs herannaht, kann uns das Glück Größeres nicht mehr gewähren, als die Zwietracht unserer Feinde.“

4.

Schwäche und Herstellung des römischen Reichs.

Tacitus Worte waren prophetisch. Schon zwei Menschenalter nachher traten deutliche Anzeichen des nahenden Verderbens ein; gewaltig regten sich die Völker am Rhein und an der Donau.

Die Regierung des trefflichen Kaisers Marcus Aurelius war durch vielfache Unglücksfälle bezeichnet. Er fand durch den langen Frieden die Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöst; ein aufrührerischer Geist lebte in den Legionen, und bald brach die Empörung offen aus; zudem war die Bevölkerung des Reichs überall in Genußsucht und Trägheit versunken. Die Schwäche des Reichs benutzten die Parther, die alten Feinde Roms; sie fielen in des Kaisers Gebiet ein und vernichteten seine Streitmacht. Ein lange andauernder Krieg entspann sich im Osten, der mit schwankendem Erfolge geführt wurde und in seinem Gefolge die Pest unter die römischen Heere brachte, die sich schnell über Kleinasien und Griechenland, Italien und Gallien verbreitete und unzählige Menschenleben wegraffte. Das war der Zeitpunkt, wo

auch die Germanen, die so lange durch Gräben, Wälle und Festungen an den Grenzen des Reichs zurückgehalten waren, diese durchbrachen. Mehr die Noth als Eroberungslust trieb sie in neue Kämpfe gegen Rom; denn aus ihren östlichen Sitzen an der Weichsel und Oder von den vordrängenden Slawen vertrieben, mußten sie im Süden und Westen auf eine Erweiterung ihres Gebiets bedacht sein, und da ihnen Wohnsitze im römischen Reiche nicht gutwillig eingeräumt wurden, mußten sie dieselben mit Waffengewalt sich zu gewinnen suchen.

Schon im Jahre 162 fielen suevische Schaaren in Rätien, gleichzeitig die Chauken in Belgien, die Chatten in das römische Gebiet am linken Rheinufer ein. Es gelang sie damals zurückzutreiben; als aber die Noth des Reichs wuchs, die Kraft des Widerstandes erlahmte, wurde vier Jahre später die ganze Donaulinie von unübersehbaren Kriegsschaaren angegriffen, die Rätien, Noricum und Pannonien weithin überschwemmten und bis über die Alpen vordrangen. Meist waren es germanische Stämme, dem großen Verbande der Sueven angehörig: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Langobarden; mit ihnen die östlich wohnenden Stämme der Vandalen, Alanen, Gothen und Bastarner; aber auch sarmatische Stämme waren in der vordringenden Völkermasse. Ein langer gefahrvoller Krieg entspann sich: Niederlagen wechselten mit Siegen, Verträge wurden geschlossen und bald gebrochen. Der tapfere Marcus Aurelius hat seine Regierung hauptsächlich in diesen Kämpfen verbracht und das Ende derselben nicht mehr gesehen; in Pannonien ereilte ihn der Tod, und sein unwürdiger Sohn, der feige und tief in Lüste versunkene Commodus, mußte mit Opfern den Frieden erkaufen (182). Die germanischen Stämme, welche das Reich angegriffen hatten, erhielten doch wenig später, was sie verlangten; theils wurden sie massenweise in die römischen Heere eingereiht, theils in das römische Gebiet aufgenommen und an den Grenzen angesiedelt, um diese gegen neu andringende Feinde zu schützen, ja selbst in den inneren Theilen des Reichs wurden ihnen Länder und Wohnsitze zu ihrem Unterhalte angewiesen.

Die Schwäche des Reichs war den Germanen offenbar geworden. Bald lockte die Lust zu Abenteuern und die Aussicht auf reichen Gewinn neue Schaaren über die Grenzen, und um so gefahrvoller gestaltete sich der Kampf für die Römer, als nach der Ermordung des Commodus (192) die Ordnung im Inneren des Reichs sich löste und die

Kriegsschaaren die Einsetzung der Kaiser an sich rissen. Um die Herrschaft stritten nun die Führer der Legionen unter einander; der Bürgerkrieg durchtobte das Reich und lähmte seine Kräfte, während zu derselben Zeit in den deutschen Völkern Veränderungen vorgingen, welche ihre Macht gegen äußere Feinde verstärkten.

Im dritten Jahrhundert verklingen zum großen Theil die Völkernamen, welche in den Anfängen unserer Geschichte gehört wurden; neue Namen tauchen auf, die nicht mehr einzelne kleine Gemeinden, sondern größere Stammverbindungen bezeichnen. Wir hören wenig mehr von Sikambrern, Chauken, Ampsivariern, Cheruskern, Brukterern und Chatten; der Name der Franken umfaßt fortan die Völkerschaften am niederen Rhein, während die Stämme an der Weser und niederen Elbe den Namen der Sachsen annehmen, den früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe geführt hatte; die suevischen Stämme am Main und im Norden des Grenzwalles nennen sich zusammt nun Alamannen, während die in der weiten östlichen Ebene wohnenden Völkerschaften, die sich meist der Herrschaft der Gothen gebeugt hatten, gemeinhin in ihrer Gesammtheit nach dem herrschenden Stamme bezeichnet werden, obgleich die alten Namen der besonderen Stämme, die Namen der Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w., hier nie ganz verschwanden. An der Küste der Nordsee behaupteten die Friesen ihren alten Namen, doch gewann auch er einen weiteren und ausgedehnteren Sinn. In dem Inneren des Landes saßen Burgunder, Langobarden und Thüringer, auch sie bald an der Spitze umfänglicherer Herrschaften.

In dieser Wandelung der Namen wird eine der größten Umgestaltungen ersichtlich, welche die deutschen Stämme allmählich und unvermerkt erfahren hatten. Aus den kleineren Gemeinden bildeten sich größere; winzige Stämme, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt hatten, einigten sich für alle Zukunft zu einer umfassenderen Volksgemeinschaft. Denn es war in den meisten Fällen kein loses und äußerliches Band, durch welches sich Gau nun mit Gau zusammenschloß, vielmehr war es so fest und zähe, daß aller Wechsel der Zeiten es nicht wieder zu lösen vermochte. Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte haben gewiß Manches dazu beigetragen, um den alten Sondertrieb der Germanen mindestens so weit zu überwältigen, daß die kleineren Stämme zu größeren Völkermassen verschmolzen, aber mehr that zuverlässig der Zwang der Noth. Von allen Seiten von äußeren Feinden bedrängt,

nach allen Seiten im Kampfe, mußten die germanischen Völkerschaften sich fester zusammenschließen, um größere Streitkräfte aufzubringen; der Nachbar mußte entweder dem Nachbar die Hand zum Bunde reichen oder ihn seinem Gebot unterwerfen. Wie sich in den einzelnen Fällen die Veränderung vollzogen hat, wissen wir nicht; aber gewiß ist sie auf die verschiedenartigste Weise erfolgt. Manche Stämme werden durch Vertrag sich gütlich mit ihren Nachbaren vereinigt, andere gezwungen einem mächtigeren Nachbar den Vorrang eingeräumt haben, nachdem sie zu ihrem Unglück das Glück der Waffen versucht hatten, schutzflehend vor einem siegreichen Feinde werden noch andere sich mit Bruderstämmen verschmolzen haben, endlich mag die in manchen Stämmen neu sich erhebende Königsmacht nicht selten auch der Freiheit benachbarter Völker verderblich geworden sein.

Denn in dieser Zeit ausdauernden Kampfes, sei es zur Abwehr der Feinde vom Osten, sei es zum Angriff auf die Feinde im Westen und Süden, erhob sich die Königsherrschaft bei den Germanen zu früher nicht gekannter Bedeutung. Jetzt, da fast ihr ganzes staatliches Leben im Heerwesen aufging und sie sich von Krieg in Krieg, von Waffenzug in Waffenzug stürzten, mußte sich auch den freien Völkern öfters die Nothwendigkeit aufdrängen, die höchste Gewalt einem Manne zu übertragen und aus ihren Adelsgeschlechtern ein königliches an die Spitze des Staates zu stellen. Solche Zeiten mußten zugleich die königliche Gewalt, wo sie schon von alter Zeit bestand, mehr und mehr erstarken machen, wie selbst bei den Stämmen, die auch jetzt noch keine Könige erhielten, tief auf den Geist und die Formen der Verfassung einwirken. Ueber den Gaugemeinden erhob sich überall eine Landesgemeinde, sei es daß sie nur von Abgeordneten der einzelnen Gaue beschickt wurde, wie es bei den Sachsen geschah, sei es daß alle freien Männer auf derselben erscheinen durften, wie bei den Franken, oder daß endlich die Gaufürsten allein zusammentraten, um die allgemeinen Landesangelegenheiten zu entscheiden. Eine höhere allgemeinere Ordnung stellte sich überall über die kleineren vereinzelten Kreise. Zur festeren Einigung der deutschen Völker war damit ein gewaltiger Schritt geschehen, und bald trat an den Tag, wie sehr durch solche Einigung die Kraft dieser Völker gesteigert war.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurden am Rhein und der Donau zugleich die Grenzwehren des Reichs durchbrochen; im Osten

traten die Gothen, im Westen die Alamannen in den Kampf gegen die Römer (213). Nichts half es mehr, daß man durch Militärkolonien die Grenzen zu schützen suchte, indem man hier an die Veteranen Grundstücke unter der Bedingung stätiger Kriegshülfe steuerfrei austheilte; nichts half es selbst, daß man durch eine Empörung Maximinus, einen Kriegsmann von roher Tapferkeit, den nur seine germanische Geburt empfahl — er war in Thracien von einem gothischen Vater und einer alanischen Mutter geboren — auf den Kaiserthron erhob (235) und gedungene Germanenheere gegen die freien Deutschen führte: dauernd schien Nichts den heranstürmenden Völkerfluthen mehr gebieten zu können. Zwar drang Maximinus mit verwegener Tapferkeit noch einmal tief in die germanischen Länder ein, bis unwegsame Sümpfe und dichte Wälder seinem Marsche ein Ziele setzten, aber eben damals mußten die Römer doch das rechte Rheinufer völlig räumen. Die letzten römischen Ueberreste, die man im Zehntlande findet, gehören der Zeit dieses Kaisers an.

Und wäre damit die Ruhe des Reichs erkauft worden! Aber kaum waren die Alamannen zurückgetrieben, so brachen die Franken über den Rhein und durchzogen plündernd ganz Gallien (237); zugleich gingen mit stärkeren Heeresmassen, als je zuvor, die Gothen über die untere Donau. Im Kampfe gegen sie fiel Kaiser Decius (251), und kein anderes Mittel gab es mehr, sich ihrer zu wehren, als den Frieden zu erkaufen, sich tributpflichtig zu machen und den größten Theil Daciens ihnen zu überlassen.

Schon damals schien jene letzte Stunde des Reichs, von der Tacitus gesprochen hatte, mit allen ihren Schrecken einzubrechen. Kaum hatte man das Fest des tausendjährigen Bestandes Roms gefeiert, so stürmte von innen und außen jegliches Verderben herein, um den eitlen Wahn ewiger Größe dem Römervolke zu rauben. Schnell nach einander fielen mehrere Kaiser durch Mord; die Provinzen lösten sich vom Mittelpunkt der Herrschaft ab; in jeder wählten die Legionen sich ihren eigenen Herrn, und innere Kriege ohne Ende führten diese Tyrannen unter sich zu ihrem eigenen Verderben und zum Ruin des Reichs. Abermals stiegen da die Alamannen und Markomannen über die Alpen und schweiften ungehindert durch die volkreichen Gegenden Italiens bis an die Mauern Roms. Die Franken plünderten Gallien; nicht allein vom Niederrhein landeinwärts vordringend griffen sie das römische Ge-

biet an, sondern auf leichten Nachen wagten sie sich auch weit in die See, landeten plündernd an den Küsten Galliens und Spaniens und fuhren mit staunenswerther Beherztheit auf ihren gebrechlichen Kielen in das mittelländische Meer. Schon zeigten sich auch die Sachsen zur See; auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen, steuerten sie hinaus und machten sich den Küsten Britanniens und Galliens furchtbar, die geschicktesten aller Seeleute, die gefürchtetsten Räuber der Meere. Durch reiche Beute und glänzende Waffenthaten ermuthigt, stürmten zu derselben Zeit die Gothen weithin durch die Länder des Ostens und unternahmen die wunderbarsten Heereszüge. Nicht allein durch Thracien und Macedonien bahnten sie sich Weg, bis in Griechenland drangen sie ein; Athen, Sparta, Korinth, alle jene hochgefeierten Sitze der höchsten Kultur des Abendlandes, wurden von ihnen geplündert. Indessen befuhren ihre Flotten das schwarze Meer; ihre Kriegsschaaren landeten an der asiatischen Küste, durchzogen verheerend die damals noch reichen Städte Klein-Asiens, und abermals sank der Tempel der Diana zu Ephesus in Asche.

Aber Roms Stunde hatte noch nicht geschlagen. Als der ruchlose Gallienus durch Mord gefallen war, erhoben die Legionen den trefflichen Marcus Aurelius Claudius zum Kaiser; freudig bestätigte der Senat die vorzügliche Wahl. Kühnen Muthes zog Claudius, sobald die Gothen einen neuen Beutezug antraten, mit einem fast von allen Waffen entblößten Heere ihnen entgegen. Als er des Feindes ansichtig wurde, schrieb er dem Senate: „Ich stehe im Angesichte der Feinde und bin im Begriff mich mit ihnen zu schlagen. Sie sind 320,000 Mann stark. Ueberwinde ich sie, werdet Ihr hoffentlich es mir danken; unterliege ich, so bedenkt, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich ist ausgesogen und erschöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, die sich zu seiner Zeit erhoben und die Provinzen verwüstet haben; es fehlt uns sogar an Schilden, Schwertern und Spießen. Wenn wir so auch nur etwas erreichen, verdienen wir Bewunderung". Claudius errang bei Nissa, an der Grenze von Bulgarien und Serbien, einen vollständigen Sieg, vernichtete dann die Flotte der Gothen und wehrte ihnen so die Rückkehr (269). Er schrieb nach diesen Siegen: „Wir haben ein Heer von 320,000 Gothen aufs Haupt geschlagen, ihre Flotte, die aus 2000 Segeln bestand, vernichtet. Die Felder und Ufer sind mit Schwertern, Schilden und Leichen

bedeckt“. Diese Siege retteten Rom, aber schon ein Jahr nachher starb Claudius zu Sirmium an der Pest.

Wie Claudius es sterbend gewünscht hatte, folgte ihm im Reiche sein Feldherr Aurelian, der das begonnene Werk vollendete und sich den ehrenden Beinamen des „Wiederherstellers des Staates“ gewann. Es gelang ihm, den Aufstand in den Provinzen niederzukämpfen und das Reich wieder zu vereinigen. Er schlug die Alamannen, die abermals in Italien eingedrungen waren, und schloß mit den Gothen Frieden. In unaufhörlichen Kämpfen gelangte er zu diesem Ziele, seine ganze Regierung verlief sich in Kriegszügen, das ganze Reich war gleichsam ein Kriegslager; er war es, der Rom befestigte und mit jenen hohen Mauern schützte, die noch jetzt die Stadt umschließen. Aber nicht ohne große Opfer kam er zum Ziele; Dacien, das nicht mehr zu vertheidigen war, gab er den Gothen preis.

Rom glaubte nach Aurelians Ermordung eines kriegerischen Fürsten entrathen zu können und erhob den Senator Tacitus auf den Thron (276). Doch nur zu bald machte sich das Verlangen nach einem tüchtigen Kriegsmanne wieder geltend, und die Legionen riefen den tapferen Probus als Kaiser aus. Noch einmal tauchte da der Gedanke auf, Germanien zu unterwerfen, den furchtbaren Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen und hier für immer zu vernichten. Probus kämpfte mit Glück, trieb die Alamannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück und drang in Germanien ein. Aber viel fehlte daran, daß er die Stämme, die im Inneren wohnten, hätte dauernd unterwerfen können; es blieb ihm zuletzt doch keine andere Möglichkeit, die Grenzen des Reichs vor den Germanen zu wahren, als an den Ufern des Rheins und der Donau von Neuem germanische Stämme als Grenzwächter anzusiedeln und die römischen Legionen mit Germanen zu füllen. Indessen war wirklich die drohendste Gefahr für das Reich beseitigt, und als nach kurzen Wirren Diocletian von den Legionen die höchste Gewalt überkam (284), konnte er sein Augenmerk darauf richten, durch neue Einrichtungen im Inneren das in seinen Grundfesten erschütterte Reich zu befestigen.

Mit jenem ungemeinen Verstande, der Diocletian auszeichnete, durchschaute er leicht, daß nicht durch die Erweckung freier Formen, sondern nur durch die größte Vereinigung aller Macht in der Hand des Herrschers der hinfällige Staat noch zu retten sei, daß aber zugleich die

höchste Gewalt, um frei über dem Ganzen walten zu können, weit über das Treiben der anderen Menschen erhoben und dem Widerstreit der Parteien entzogen werden müsse. Die Despotien des Orients wurden sein Vorbild: von den Perserkönigen nahm er das Diadem als Abzeichen der höchsten Gewalt an, mit den steifen, aber zugleich imponirenden Formen des orientalischen Hofceremoniells umgab er seinen Thron, den er nicht zu Rom, sondern im fernen Osten zu Nicodemien aufschlug. Zum Staube sich beugend mußten nun die Römer ihren Kaiser begrüßen, mit der Anrede „Herr", die bis dahin nur der Sklave an seinen Gebieter zu richten pflegte, sich ihm nahen; Alles mußte die heilige Gottheit des Kaisers verehren. Dem Senat, der bisher noch einen Schimmer von Ansehen behalten hatte, wurde fast jede Theilnahme an den Reichsgeschäften entzogen. Das römische Volk, nun des Kaisers und seines Hofes beraubt, hatte sich daran zu gewöhnen, daß es nicht mehr galt als die Bevölkerung jeder anderen größeren Stadt im Reiche. Italien verlor mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer seinen wichtigsten Vorzug vor den Provinzen. Alle Unterschiede wurden möglichst beseitigt, das Andenken der Vorzeit verwischt, eine völlig neue Ordnung sollte beginnen.

Um die innere Verwaltung der Länder leichter zu beaufsichtigen, die Grenzen besser gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, schied Diocletian die Regierung der westlichen Theile des Reichs von der der östlichen und übergab jene seinem Waffengenossen Maximian, der seinen Sitz zu Mailand nahm. Diocletian und Maximian führten den Titel Augustus; neben ihnen wurden für das Morgenland und Abendland noch zwei besondere Cäsaren ernannt, Gehülfen des Regiments, vornehmlich für die Anführung der Heere. Diese Cäsaren waren zugleich zu Nachfolgern der Oberherrscher bestimmt, denn für immer sollte das Kaiserthum der Wahl der Legionen entzogen werden. Wenn durch die Theilung der Geschäfte eine gewisse Spaltung in dem Reiche eintrat, so wurde das Ganze doch dadurch wieder enger verbunden, daß die letzte entscheidende Gewalt in der Hand des älteren Augustus blieb, daß die Formen der Gesetzgebung und Verwaltung in allen Theilen des Reichs dieselben, die hohen Staats- und Hofämter dem Ganzen gemeinschaftlich waren. Die späteren Jahrhunderte haben auf dem Grunde fortgebaut, den Diocletian gelegt hatte.

Aber jene Theilung des Regiments, die Diocletian eingeführt

hatte, erwies sich sofort als überaus gefährlich, ja sie drohte sogar alsbald das Reich ganz zu zerreißen. Lange bekämpften sich, als der Begründer der neuen Ordnung freiwillig der Gewalt entsagt hatte, die Augusten und Cäsaren unter einander, bis es endlich Constantin dem Großen gelang, alle seine Widersacher zu beseitigen und sich allein an die Spitze des weiten Reichs zu stellen (324).

Was Diocletian begonnen hatte, vollendete Constantin. Auch er theilte das Reich; in vier Statthalterschaften zerfiel es fortan, an deren Spitze er seine Präfecten setzte. Aber diese erhielten nur die bürgerliche Verwaltung und das Gerichtswesen; die Kriegsmacht wurde, damit die Gewalt der Präfecten nicht zu sehr wachse, ihnen entzogen und unter besondere Befehlshaber gestellt. Jede Statthalterschaft war in mehrere Diöcesen getheilt, diese wiederum in Provinzen und diese endlich in städtische Territorien. Ueberall Theilung der Gewalt, Einheit derselben allein im Kaiser. Auf den Städten, als den Grundsteinen des Staatsgebäudes, das sich von ihnen pyramidalisch bis zu der höchsten Spitze der kaiserlichen Gewalt erhob, ruhte mit erdrückender Schwere die furchtbare Last des Ganzen, und vernichtet sank bald der Wohlstand derselben und damit der letzte Rest selbstständig politischen Lebens im Römerreiche dahin. Die Städte mußten den Hof, die Beamten, das Heer und sich selbst erhalten; sie hatten die Steuern aufzubringen, und es galt schon damals als die höchste Regierungskunst, die Abgaben so hoch wie möglich zu schrauben und auf das Schonungsloseste beizutreiben. Denn immer neuer und immer höherer Summen bedurfte es, um die Habgier der zahllosen Beamten zu befriedigen, um den Glanz des Hofes zu erhalten und jene imponirende Truppenmacht zu ernähren, die den Frieden im Inneren und die Ruhe an den Grenzen zu sichern hatte.

Eine übergroße Zahl von Hof-, Militär- und Civilbeamten erforderte die neue Ordnung des Staates; mit ängstlicher Sorgfalt waren alle Verhältnisse der Beamten geordnet, ihre Gehalte, Privilegien, Titel und Abzeichen bestimmt. Es bildete sich aus ihnen eine zahlreiche Aristokratie, die sich erblich in dem Besitz ihrer Einkünfte und Würden zu befestigen suchte, wenngleich die Ernennung zu den einzelnen Aemtern dem Kaiser vorbehalten blieb. Schon wurde der Rang der höheren Beamten auch Personen, ohne daß sie wirklich im Staatsdienst standen, durch Ehrendiplome ertheilt; es erhob sich neben dem Verdienst- ein Briefadel, beide ihren Glanz von dem Abglanz des Thrones empfangend.

Zum Sitz des neuen Kaiserreichs machte Constantin das alte Byzanz, das er mit großer Pracht herstellte und Neu-Rom benannte, welches aber später von ihm den Namen Constantinopel erhielt. Hier umgab er sich mit einem Senat, der jedoch gleich dem Senat des alten Roms nur selten und in untergeordneten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde und fast allein die Bedeutung eines Stadtraths hatte. Wichtiger war das Consistorium, der Staatsrath des Kaisers, in dem vornehmlich die ersten Hofbeamten, der Oberkammerherr, der Reichskanzler, der Staatssecretair, der Minister des öffentlichen Schatzes, der Verwalter des kaiserlichen Privatvermögens und die Befehlshaber der kaiserlichen Leibtruppen neben den Staatsräthen ihren Sitz hatten. Noch gab es Consuln, Prätoren und Quästoren, kostspielige Ehrenämter, aber ohne Bedeutung für den Staat. Neben dem Gestirn des neuen Roms erblich der Glanz der alten Weltstadt, und ihre alten Würden wurden leere Schattenbilder ohne Wesenheit und Wirkung.

So war denn das Ziel erreicht, nach dem so lange die römischen Herrscher gestrebt hatten und zu dem die Entwicklung der Dinge von selbst zu drängen schien. Eine Despotie war errichtet, wie sie Europa noch nie gekannt hatte; die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Unleugbar ist es, daß durch die Strenge despotischer Gesetze Ruhe, Ordnung und Sicherheit in die römischen Länder zurückkehrte. Als eine Nothwendigkeit kann angesehen werden, daß so mit den eisernen Banden der Furcht und des Schreckens der römische Staat umschlossen wurde. Denn kaum anders ließ er sich noch erhalten und mit ihm alle die Güter, die er überkommen und die er, ob er sie selbst kaum in ihrem Werthe erkannte, doch der Zukunft zu sichern Pflicht und Beruf hatte. Nicht nur die schönsten und erhabensten Erzeugnisse alter Kunst und Wissenschaft, sondern überhaupt Alles, was nur der menschliche Geist bisher in allen Gebieten des Lebens Großes erfunden, die ganze Summe der Vergangenheit, der Entwicklung des Menschengeschlechts ließ sich, wie es scheint, nur auf diese Weise aus dem Chaos retten. Aber mag diese Despotie als nothwendig erscheinen, das Verderben war darum nicht minder in ihrem Gefolge für alle die Völker, welche sie betraf. Unter dem Druck eines prunksüchtigen, unersättlichen Hofes, eines unzähligen Beamtenstandes, der durch den Schutz kaiserlicher Allmacht unantastbar schien, eines gewaltigen Heeres, das

nicht für das Vaterland, sondern für Geld und Gut sein Blut vergoß, sank in kurzer Frist der Wohlstand des Reiches, und die blühendsten Provinzen wurden zu Einöden. Als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken rettungslos in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern — und römische Bürger waren längst alle freigeborenen Einwohner des Reichs — ein Heer zusammenzubringen, welches dem Feinde Stand hielt; Barbaren allein schlugen fortan die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht, welches sich nach Romulus nannte.

Die alte Welt erstarb in Knechtschaft; neue Mächte mußten die Freiheit der Menschheit zurückgeben und eine bessere Zeit gebären.

5.

Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen.

Oft scheint es, als ob die Dinge dieser Welt in einem ewigen Wechsel kreisten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrten. Irrig aber wäre es zu glauben, daß die Geschichte in der Monarchie Constantins nach vielen Jahrhunderten doch endlich nur zu jenen Formen staatlichen Lebens zurückgeführt hätte, die sich einst in den großen Despotien des Orients ausgebildet hatten. Wie viel fehlte daran! Die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche Rom in besseren Zeiten scharf ausgeprägt hatte, konnten nicht ganz untergehen. Selbst Constantins Reich bewahrte den Namen der Republik, und gerade als die freien, den Einzelnen schützenden Institutionen des öffentlichen Lebens dahin sanken, wurde das Privatrecht mit desto gewissenhafterer Sorgfalt gepflegt. Und mehr als alles das: zu derselben Zeit, wo Constantin jede selbstständige Macht im Reiche niedergeworfen zu haben wähnte, erhob er selbst, indem er das Christenthum zur bevorzugten Religion in seinem Staate machte, in der christlichen

Kirche eine neue Gewalt von damals noch ungeahnter Stärke, welche der Willkür der Herrscher nicht allein eine Schranke setzte, sondern auch dem Staate selbst dereinst gefährlich werden konnte.

Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner inneren göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christenthum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüther, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, den ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch grausame Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schaar der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr den Ingrimm der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden. Aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Thau, unter dem die Saat des Evangeliums nur desto dichter und kräftiger aufschoß.

Das Christenthum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer einzigen großen Gemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das große Gottesreich darstellen soll und die aller Orten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogen, die weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden überall ihre Verfassung und ihre äußeren Ordnungen aus. Im Anfange galten alle ihre Mitglieder als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeinde mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, williglich diente. Auch gab es kein äußeres Band, welches die einzelnen gleichberechtigten Gemeinden mit einander verknüpfte, obschon sie durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in der innigsten Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannigfacher Art, sowohl in den Gemeinden, wie an den Gemeinden hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich in Folge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, welcher die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich

zog und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und der Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er sich selbst dann weiter in eine vielgliedrige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an auch die Gemeinden unter einander zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter den Stadtgemeinden zurück; diese hinter den großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehen über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu berathen. Und unter den Metropoliten selbst gewannen schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria und Rom, zu deren Range sich in der Folge auch die von Constantinopel und Jerusalem zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung theils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, theils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen den Ehrennamen der Patriarchen, den früher alle Bischöfe führten, bald allein in Anspruch, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Metropolit von Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler dastand und überdies seine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apostelfürsten Petrus selbst begründet war.

So hatte die christliche Kirche durch sich selbst eine geordnete Gestalt gewonnen, die ihr einen festen Bestand zu sichern und ihr die Erreichung ihrer ewigen, wie ihrer irdischen Zwecke zu erleichtern schien. Solche Ordnungen waren um so unerläßlicher, als trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Noth lehrte beten, und als in den Zeiten der entsetzlichsten Bedrängniß die alten Götter gegen die Bitten der Gläubigen taub blieben, erstarb der Glaube an ihre Macht; die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den christlichen Gemeinden gefährliche politische Verbindungen gesehen und sie deshalb auf die grausamste Weise verfolgt. Constantin blickte tiefer; er erkannte, daß das Christenthum

für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben sei, so daß der Staat, im Kampfe mit ihm gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue, unwiderstehliche Kraft gewinnen könne. Deshalb erklärte er sich offen für den Christenglauben, begünstigte die Bischöfe auf alle Weise und bereicherte die Kirchen. Die neue Hauptstadt sollte nach seinem Willen gleich von ihren Anfängen eine Christenstadt sein. Der Uebertritt zum Christenthum, früher mit den härtesten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrscher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende seines Lebens empfing er selbst noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus ihrer engeren Verbindung mit dem Staate der Vortheil, daß sie bei einer eben damals ihre ganze Existenz bedrohenden Spaltung ihren Zusammenhang nicht nur erhielt, sondern sogar stärker einigende Formen gewann. Schon hatten sich nämlich bedeutende Männer im Morgen- und Abendlande die großen Glaubenslehren des Christenthums nicht allein mit dem Herzen zu erfassen, sondern auch geistig zu durchdringen und systematisch zu verbinden bestrebt; eine theologische Wissenschaft entstand, mit ihr aber drohten sofort dogmatische Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu lösen. Die Lehre des Arius, daß Christus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen, sondern gottähnlichen Wesens sei, bewegte zu jener Zeit die ganze Christenheit, erhitzte die Gemüther der Gläubigen gegen einander, und einer großen Trennung der Kirche schien kaum noch vorzubeugen. Da berief Constantin das erste allgemeine Concil nach Nicäa, eine Reichssynode nach dem Muster der Provinzialsynoden, wie sie bisher allein bestanden hatten; hier wurde die Lehre des Arius von den versammelten Bischöfen verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntniß festgestellt. Dem Beschlusse der Bischöfe gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen und sicherte so die Einheit der rechtgläubigen Kirche und ihrer Lehre (325).

Aber bei weitem größer als der Gewinn, welchen die Kirche aus ihrer Vereinigung mit dem Staate zog, waren offenbar die Vortheile, die dieser durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ und „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!“ eine Religion, welche ihre Bekenner anweist Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem

Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam zu sein, und in diesem Gehorsam ein Gott besonders wohlgefälliges Werk sieht, wie sie denn vor Allem die Tugenden des Duldens und der Ergebung lehrt, welche endlich das unbefriedigte Herz des Menschen nicht auf ein irdisches Glück, sondern auf die Seligkeit der jenseitigen Welt verweist — eine solche Religion verhieß jenem Staate, den Constantin begründete, eine festere Grundlage zu geben, als sie die am feinsten berechnende Staatsklugheit gewähren konnte.

Und doch fand gerade in dieser Religion die neubegründete Despotie eine feste Grenze ihrer Gewalt und stieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es schon nicht ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfassung damals noch in vielen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ und so die aus dem Staate verjagte Freiheit sich gleichsam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrscher selbst in der Gemeinde sich als Brüder den Brüdern gleichstellen und sich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten, so war doch noch bei weitem wichtiger, daß in der christlichen Kirche innerhalb des Staates eine Macht Bestand erhielt, die, obschon in der Welt stehend, sich doch in ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Ueberirdischen verknüpft, die deshalb von keiner menschlichen Gewalt in ihrem innersten Wesen anzutasten ist, zumal sie die Verheißung hat, daß sie die Welt endlich überwinden wird. Und diese Macht hatte in den Bischöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbesieglicher Gotteskraft furchtlos die Herrscher darauf hinwiesen, daß es eine äußerste Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenseits derselben das Gebot für die Christen stehe: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

Nach Constantin hat das Heidenthum noch einmal die christliche Kirche zu überwältigen gesucht, auch der innere Zwiespalt über die Lehre brach abermals aus, und der neugeschlossene Bund zwischen Kirche und Staat schien keineswegs gesichert, bis endlich Theodosius durch kaiserliches Edict die Götzenopfer völlig verbot, den Arianismus als ketzerische Lehre im Römerreiche ausrottete und das Nicänische katholische Glaubensbekenntniß zur unbestrittenen Geltung brachte (381). Seitdem war das römische Reich ein christlicher Staat und die einige

katholische Kirche Staatskirche. Wie wenig aber die Bischöfe sich deshalb willenlos dem Kaiser zu beugen gedachten, erfuhr Theodosius an sich selbst. Wegen der Grausamkeiten, die er bei der Bestrafung des aufständigen Thessalonich geübt hatte, schloß ihm der Bischof Ambrosius von Mailand die Kirchenthür, rief ihm das strenge Wort entgegen: „Du hast wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!" und nahm ihn erst nach achtmonatlichen schweren Bußübungen wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen auf. Ueberall machte sich nun der Einfluß der Kirche in der Gesetzgebung des Staates geltend: die unsittlichen Schauspiele wurden aufgehoben oder beschränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das Eheband gewann eine neue Weihe, das Weib eine edlere und würdigere Stellung, die Wittwen und Waisen traten unter den Schutz des Staates. Kirche und Staat beherrschten fortan mit und neben einander das Leben der Menschen, auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte die weitere Entwicklung der Welt. Zu einer schrankenlosen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war ihm möglich, die Macht der Kirche über die Seelen zu brechen.

Es war die Frage, ob es diesem neubegründeten und mit der christlichen Kirche so enge verbündeten Reiche nicht endlich doch gelingen würde, der Germanen Herr zu werden und sie sich dauernd zu unterwerfen. Leicht war die Aufgabe mit Nichten, zumal die Germanen schon die Waffen des Reichs fast allein in Händen hatten und mit ihnen die Entscheidung selbst in den wichtigsten inneren Fragen herbeiführten. Alamannische Söldner waren es, die Constantin zuerst zum Kaiser ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Theil aus Germanen gebildet hatte, überwand er seine Widersacher und stieg zur Alleinherrschaft auf; an seinem Hofe zu Constantinopel bildeten die Franken eine mächtige Partei, und er war der Erste, der die Ehren des römischen Consulates einem Franken ertheilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber sobald sie sich erboten ihm gegen Sold, so oft er es verlangte, ein Hülfsheer von 40,000 Mann zu stellen, machte er mit ihnen Friede und Bündniß; auch in den Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger lag die Hauptentscheidung bei den Germanen. Mochte man nun auch einzelne germanische Häuptlinge mit empörender Hinterlist bekämpfen und ihre Schaaren vernichten, mochte man den Schrecken, wie man sich ausdrückte, als Grenzhüter

setzen, mochte selbst der tapfere Julian noch einmal siegreich in die deutschen Länder eindringen: solche Siege fruchteten Nichts für die Dauer, und der Schrecken war nicht, wie man wähnte, eine unübersteigliche Mauer. Zu gut kannten die Germanen schon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre eigene Stärke bestand. Bald nach Julians Tode hatte Valentinian wieder unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen; er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu schützen, indem er die Franken gegen sie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römischen Truppen am Mittelrhein einsetzte. Zu derselben Zeit vermochte sein Bruder Valens, der als Mitkaiser im Osten regierte, schon nicht mehr die Westgothen von dem Gebiet des Reichs fern zu halten. Es war wahrlich wenig Veranlassung den Römern geboten, sich stolzen Siegeshoffnungen hinzugeben.

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der schon ein halbes Jahrtausend die Geschichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günstig entscheiden? In der That, hätte der blutige Hader der widerstrebenden Nationalitäten zuletzt in einen Krieg zwischen Christenthum und Heidenthum geendet, so wäre der letzte Ausgang desselben unzweifelhaft siegreich für Rom gewesen. Aber ein solcher Glaubenskrieg wurde mit Nichten gekämpft. Denn bereits hatten das Christenthum nicht nur einzelne Deutsche angenommen, sondern auch das große Volk der Gothen wandte sich in der Mehrzahl ihm zu. Noch ehe Theodosius die christliche Kirche als Staatskirche anerkannt hatte, war der Glaube an Christus schon bei dem mächtigsten deutschen Stamme verbreitet.

In dichten, von keiner Art berührten Wäldern, bei frischsprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut und vor steinernen Bildern, sondern im Heiligthume der Natur, das sich die Gottheit selbst geweiht, hatten die Deutschen ihre alten Götter angerufen und ihnen Sühn- und Dankopfer gebracht. Aber ihre Religion war kein dumpfer Naturdienst, sondern sie erkannten über sich freiwaltende geistige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Wesenheit und Gestalt lieh. Wodan, Thor und Ziu, Hulda, Freia und Hellia, die ganze Schaar der Riesen, Elfen und Nixen, sie alle wirkten in den Elementen und Naturkräften, aber sie walteten nicht minder über Krieg und Frieden, in deren Wechsel und Gegensatz sich vor Allem das äußere und innere Leben der Deutschen bewegte. In tiefsinniger

Weise deutete zugleich der Glaube unserer Urväter über dieses zeitige Leben auf eine höhere Ordnung der Dinge hin; nicht nur daß ihnen nach diesem Leben ein anderes lag, wo die ruhmvoll im Kampfe Gefallenen Wodan in Walhalla aufnahm, die anderen aber die strenge Hellia in ihre finstere Behausung verschloß, sie glaubten auch an eine Endzeit, wo durch einen großen Brand dieser Himmel und diese Erde, diese Götter und diese Menschen untergehen würden.

Nicht allmählich ist der alte Glaube der Germanen erstorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war; nicht glaubenslos waren sie, als das Evangelium zu ihren Ohren und in ihre Herzen drang, sondern schnell und gleichwie durch besondere Fügung trat die neue Liebe an die Stelle der alten: sie wurden bekehrt wie Paulus vor Damaskus. Und was zog die Deutschen so schnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und fesselte sie an dieselbe mit unwiderstehlicher Macht? Man hat wohl darauf besonders Gewicht gelegt, daß ihre alten Glaubenslehren zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weise auf die dem Christenthum eigenthümlichen Dogmen hindeuteten, so daß sie in diesen gewissermaßen ihre Erklärung und Erfüllung fänden; so habe sich, meint man, ein naturgemäßer und leichter Uebergang bei den Germanen vom Heidenthum zum Christenthum gebildet. Aber sehr viel wirksamer war doch ohne Zweifel, daß alle jene tiefsten Lehren des neuen Glaubens von Christus als dem Erlöser der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet ist, von dem unmittelbar persönlichen Verhältniß des Menschen zu seinem himmlischen Vater und zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinschaft der Christen — daß alle diese Lehren unmittelbar mit dem natürlichen Freiheitssinn der Germanen, mit ihrer ureigenen Neigung, in den höchsten wie in den kleinsten Dingen ein persönliches Verhältniß festzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Wesen im innersten Einklang standen, so daß ihnen Alles, was bisher nur als dunkle Ahnung in ihrem Bewußtsein geschlummert hatte, durch das Evangelium licht und klar zu werden schien. Und dann ist das Christenthum eine Religion des Kampfes: Christus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie zugleich mit liebreicher Huld im Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sicheren Lohn — ein solcher streitender Glaube war vor Allen den Germanen faßlich. Als Kriegsfürsten stellten sie sich den Heiland vor, als Dienstmannen seines Heeres sahen sie sich an, ihr Verhältniß zu ihm war das der

unverbrüchlichen Diensttreue, das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältniß, das sie kannten.

Während die römische Welt auf die Feststellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienstes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein besonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Christenthum vor Allem innerlichst mit dem Gemüthe; sie suchten Nichts mit größerer Sehnsucht, als sich im Glauben der Person des Erlösers zu vergewissern und sich in Treue mit ihm auf das Engste zu verbinden. Deshalb schlossen sie sich auch wohl zuerst der wenn nicht tieferen, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Person Christi an, weil in ihr der Heiland ihnen menschlich näher trat, von ihrer Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte. Wie sie in Allem den Inhalt des christlichen und kirchlichen Lebens ihrer eigenthümlichen Denk- und Sprachweise anzupassen suchten, um ihn sich so möglichst nahe zu bringen, so wurde auch das Evangelium in deutscher Sprache ihnen sofort Bedürfniß; erst in der Muttersprache drang das Wort Christi mit seiner vollen Kraft und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz. Das erste deutsche Buch, von dem wir wissen, ist die noch theilweise erhaltene Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Vulfila.

Nur sehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte hat sich das Christenthum zu allen deutschen Stämmen verbreitet. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern voranschritten; sie waren es auch, die zuerst den Versuch machten, auf breiter Grundlage einen großen staatlichen Verband herzustellen, ein Völkerreich neben dem römischen zu errichten. Der lebhafteste und unternehmendste von allen deutschen Stämmen, waren die Gothen eben so beflissen, als fähig fremde Güter, sobald sie dieselben nur als Güter erkannt hatten, bei und in sich aufzunehmen; wie sie zu siegen verstanden, wußten sie auch mit edler Milde der Besiegten zu schonen und gerecht über Unterworfene zu herrschen. Ein solches Volk schien werth zu gebieten, und daß es schon von Alters her unter erblichen Königen gestanden und Gehorsam gegen Königsgebot gelernt hatte, mußte ihm den Weg zur Herrschaft über andere Völker erleichtern. So gelang es den Gothen, als Kaiser Aurelian Dacien aufgegeben und sie das Land besetzt hatten, von der unteren Donau aus ein weitausgedehntes Reich zu gründen.

Von der Theiß bis zu dem schwarzen Meere und zu den Mün-

dungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zu dem Gestade der Ostsee gehorchten zahlreiche germanische und halbgermanische Volksstämme den Gothen, wie die Alanen, Bastarner, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier und Skiren, dann römische Kolonisten in Dacien, endlich im Osten und Norden Sarmaten und Slawen, Litthauer und finnische Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reichs zusammengewürfelt und die Verbindung derselben gewiß sehr lose. Wie die Herrschaft geübt wurde, wissen wir nicht, aber die Zeichen geistiger Bildung und eine gewisse Kultur haben dem Reiche nicht gefehlt. Am schwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, die sich unter den Gothen nach langem Verfall erholten, die Aecker in Dacien wurden besser bebaut als vordem, eine eigene Schriftsprache bildeten die Gothen aus und zeichneten gesetzliche Vorschriften in ihren „Bilageineis“ auf.

So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südosten Europas an den Mündungen der Donau und am schwarzen Meere ein germanisches Volk unter königlicher Herrschaft ein Reich gründete, an das sich große Hoffnungen knüpften. Wäre hier die Kraft des gothischen Stammes unzersplittert und unerschüttert geblieben, wie anders würden sich die Schicksale nicht nur des deutschen Volkes, sondern ganz Europas gestaltet haben! Aber eine so außerordentlich merkwürdige Erscheinung dieses Gothenreich war, ebenso schnell ging sie vorüber und gewann kaum eine andere Bedeutung, als der Welt zu zeigen, daß auch den Germanen die staatenbildende Kraft nicht fehle. Und welcher Gewinn war es nicht, daß den Geistern aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieses Kaiserreich Roms, und daß das Christenthum hinausrage über jene Kirche, welche sich die allgemeine nannte und mit der Herrschaft der Kaiser im Bunde stand!

6.

Zerstörung des abendländischen Reichs.

Die Römer erzählten, als einst Troja, die Heimath ihrer Ahnen, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Asche sank, habe sich vor Aeneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke getheilt,

welche die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt; da habe er gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst, wie Neptun mit einem Dreizack die Grundfesten der Mauern erschüttere, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und Minerva selbst auf der Höhe der Burg im Waffenglanz streite; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft durch die Götter gefallen, in deren Hand die Menschen nur als Werkzeuge dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt und Herrschaft prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten. Eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb sie blind in den letzten entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft; gedrängt drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag. Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Germanen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme Antheil hatten: aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht einem gemeinsamen Entschluß der Germanen erlag Rom, sondern es fiel durch eine höhere Macht, welcher die Menschen unbewußt dienten.

Als um das Jahr 370 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt wie es war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; der größere Theil der Westgothen dagegen, die bereits von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung bestanden und bei denen vornehmlich das Christenthum Eingang gefunden hatte, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der unteren Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, über den die römischen Beamten sich jedoch bald genug wegsetzten. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von den Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel

das Heer des Kaisers (378). Valens wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich. Dem neuen Kaiser gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Constantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Schon war das ganze Ostreich mit Gothen überschwemmt, die Legionen waren mit ihnen erfüllt, und bald sah man sie auch am Hofe zu Constantinopel den mächtigsten Einfluß üben: das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers, Gothen wurden die vertrautesten Genossen des Kaisers, Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; der strenggläubige Kaiser sah sogar den Gothen die Hartnäckigkeit nach, mit der sie an ihrem arianischen Irrthum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und lag in der größten Verwirrung, welche der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt hier an sich zu reißen. Da erhob sich gegen ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten Male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte (395). Denn unmöglich schien es die Einheit festzuhalten, nachdem sich in Sitte und Sprache bereits ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet und selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche sich mehr und mehr getrennt hatten; auch machten die Angriffe, welche oft auf die Grenzen des Reichs im Osten und Westen zu derselben Zeit gerichtet wurden, eine festgeordnete Theilung der Kräfte des Reichs nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt; Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, welches der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen die Westgothen nach kurzer Zeit von Neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und tapferste Streiter unter ihnen hervorthat, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balthen. Siegreich durchzog er mit seinen Gothen

Thracien und Macedonien und verbreitete solches Verderben, daß man ihn auf jede Weise zu begütigen suchen mußte. Als zwischen den Höfen zu Constantinopel und Rom Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Constantinopel nicht allein für sich selbst Ruhe zu gewinnen, sondern auch den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte.

Man hatte sich nicht verrechnet; im Jahre 401 fiel Alarich in Italien ein. Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahres 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Ausgange. „Wir siegten im Kampfe," sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho schloß endlich mit Alarich einen Vertrag, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyrien, das zum abendländischen Reiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Constantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn gegen Constantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche, im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. D a s Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich den kühnen Muth, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügel- und regellose Massen der verschiedenartigsten Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europas, welches der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menschen folgte seinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verliehen, das Blut aller Römer zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man zu Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Masse ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären der Götzen opfern. Aber der Sturm toste rasch vorüber. Vornehmlich mit Hülfe von Go-

then und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren; überdies wüthete der Hunger furchtbar in der zügellosen Masse. Der größte Theil des Heeres fand in Italien den Untergang, und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden Germanen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt; die Länder der Helvetier und einen Theil Rätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über den Rhein und die Donau gingen; das südliche Gallien verheerten die Sueven, Alamannen und Vandalen, zogen aber bald meist weiter über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten; an den Küsten Galliens landeten die Sachsen und nahmen die sichersten Hafenplätze ein. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlands gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen so großer Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod. Die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reichs herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden zum großen Theil niedergemetzelt. Was sich von ihnen retten konnte, flüchtete zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt; gegen Rom zückte er das Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte der Westgothenkönig im Jahre 408 gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie etwa eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug des Feindes zu erkaufen. Und schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und

verließ sie nicht eher, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger zum dritten Male vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August des Jahres 410. So war es denn zu dem Aeußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange geahnt hatten, wenn sie auf die Verderbniß Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß, ihren Boden stampfte der Huf fremder Reiterschaaren, und dem Schwerte des Bezwingers mußte der stolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einst den Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „Das Leben!"; dennoch zeigte er sich hochherzig und milde im Siege. Ein Theil der Stadt ging freilich beim Sturme in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet inmitten seiner Siege. Die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Eroberer Roms, in dem Bett des Busiento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde Athaulf, der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs, zum König erhoben; Muth und Geist strahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer.

Roms Schicksal lag in Athaulfs Händen. Wie er selbst später gestand, war sein erster Gedanke, den römischen Namen auszulöschen, alles Römerland seinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Es fehlte ihm weder an Kraft noch an Geist, um ein solches Werk anzugreifen. Aber die Erwägung, daß sein Gothenvolk nicht nach einem für Alle gleichen Recht regiert werden und ohne ein solches Recht der Staat nicht bestehen könnte, ließen ihn von demselben abstehen; nicht minder hielt ihn wahrscheinlich die Liebe zu Honorius Schwester Placidia zurück, die als Gefangene oder als Gei-

sel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Schönheit und feine Bildung den jungen germanischen Fürsten bezaubert hatte. Athaulf stand von seinem ersten Vorhaben ab und setzte sich nun zum Ziel mit den Kräften der Gothen das römische Reich herzustellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaisers zog Athaulf nach Gallien, das großentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer, unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers zu Rom und nahm sich in der Vermählung mit Placidia den langersehnten Lohn. Aber gerade diesen Lohn mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte alsbald gegen das Reich, das er hatte vertheidigen wollen, sein Schwert ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen ging, um auch spanisches Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand. Nach seinem Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort; erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land. Die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen nach Afrika hinüber, wo sie auf der Stelle des alten Karthago eine Kriegsherrschaft gründeten (439) und sich als Seeräuber geraume Zeit allen Völkern am Mittelmeere furchtbar machten; das Volk der Alanen unterwarf sich diesseits und jenseits der Pyrenäen den Gothen.

Denn auch auf gallischem Boden, wo noch immer die Könige der Westgothen ihren Herrschersitz zu Toulouse hatten, war inzwischen weiter und weiter die Macht ihres Volkes ausgebreitet worden, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft Galliens zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Gothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen: aber schon beschritten auch die Burgunder selbstständig die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von Neuem verheerend das Land durchzogen. Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Ehren der treffliche Aetius, als er nach Honorius Tode für den unmündigen Valentinian III. die Regierung führte. Er war von

vornehmer Abkunft, am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, hatte er sich doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut gemacht; Arbeit galt ihm als Lust, Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben; dabei war er ohne Habsucht, ohne niedere Leidenschaften, gegen die Einflüsterungen schlechter Rathgeber taub. Gab es einen Mann, um Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nach einander, überwältigte den inneren Krieg und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen her. Aber doch konnte auch er den germanischen Eroberungen in Gallien nicht wehren. Die Westgothen drangen nördlich bis zur unteren Loire vor; die Burgunder breiteten sich, nachdem sie ihre Herrschaft in Obergermanien durch unglückliche Kämpfe gegen Römer und Hunnen verloren und neue Wohnsitze im Juragebirge und auf der Westseite der Alpen gewonnen hatten, von hier nach und nach bis zur oberen Loire aus; in ihre alten Wohnsitze in Obergermanien rückten Alamannen ein; das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem König Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Das römische Reich bewahrte von dem gallischen Lande Nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen so überall in Gallien vordrangen, begannen sie auch bereits jenseits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, eine leichte Beute jedes Feindes. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, den sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land ohne Leitung und Führung in der hülflosesten Lage. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Bischof Germanus von Auxerre, der von Gallien herüber gekommen war und durch die eindringliche Kraft seiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermuthigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachsen: aber bald drangen die Feinde von Neuem in das offene Land, und vergeblich wandten sich die Briten im Jahre 446 an Rom um Beistand. „Die Barbaren," ließen sie Aetius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken." Von Aetius zurückgewiesen, gaben sie sich endlich in den Schutz sächsischer

Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volkes und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit verbreiteten deutschen Stammes, griffen dann die Briten selbst an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel ausdehnten. Die Briten, von der unwiderstehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen zum Theil ihr Inselland und wandten sich zu ihren Stammgenossen an der Nordwestküste Galliens, wo sich das celtische Wesen noch am reinsten gegen das Römerthum behauptet hatte und durch sie jetzt neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens suchten dann auch die Britannen, die der heutigen Bretagne den Namen gegeben haben, mit den Waffen sich gegen Gothen und Römer eine selbstständige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Alamannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — kämpften um den Besitz Galliens. Alles war hier noch in wildgährender Bewegung: da führte im Jahre 451 der Hunne Attila ein gewaltiges Heer (auf 700,000 Mann wird es angegeben) über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis zur Loire in glücklichen Kämpfen vor.

Einst schien sich an der unteren Donau der Kampf zwischen Römern und Deutschen entscheiden zu sollen, aber vor einem gewaltigeren Feinde hatten hier die streitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die östlichen germanischen Stämme waren den Hunnen erlegen, Constantinopel zahlte demselben Feinde Tribut und hatte ihm die Donaumündungen geräumt: Römer und Germanen in gleicher Weise beugten sich im Osten vor den Mongolen. Aber im Westen hatten die Deutschen den Streit gegen Rom sofort aufs Neue begonnen und mit besserem Erfolge geführt, als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert, und auf gallischem Boden schien sich entscheiden zu sollen, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon neigte sich der Sieg augenscheinlich den Germanen zu, als der Mongole auch hier heranstürmte, um die auf dem neuen Plan streitenden Kämpen zu überfallen und in gleicher Weise sich zu unterwerfen. Nicht darum handelte es sich in diesem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder Germanen gehören, sondern ob ganz Europa den Hunnen dienstbar werden sollte.

So fürchterlich schon früher die Beutezüge der hunnischen Horden gewesen waren, so gewannen sie doch eine neue, noch vernichtendere Gewalt, seitdem Attila die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in seiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zusammenhang kam erst jetzt in die mannigfachen Unternehmungen des siegreichen Volkes, dessen Schreckensherrschaft sich unter einem Haupte dauernd zu befestigen drohte. Alle Stämme des inneren Germaniens mußten sich Attila beugen, sobald sie angegriffen wurden. Die östlichen deutschen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Constantinopel und Rom brachten ihm zitternd Tribute; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und zur Elbe war sein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Persönlichkeiten nicht arm, aber sie alle verdunkelte die außerordentliche Erscheinung dieses Mongolenhäuptlings. Nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker zusammengefallen, erschlafft oder gelöst waren, vermochte ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote standen, als ein heller Blick, fester Wille und kühner Muth, eine so einzige Stellung zu gewinnen.

An den östlichen Grenzen Daciens hatte er sich seine Residenz erwählt. In Eile war sie aufgeführt und bestand nur aus hölzernen Gebäuden, aber sie war weitläufig, volkreich und Alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten; unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte sie in sich. An dem Hofe des Chans herrschte die ausgesuchteste Pracht, die sogar Griechen und Römer in Verwunderung setzte; selbst an geistigen Genüssen fehlte es nicht, denn aus den entferntesten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürsten lebhafte Geister herbei. Gesandtschaften aus allen Theilen der Welt begegneten sich hier; neben der hunnischen Sprache wurden die gothische, lateinische und griechische am Hofe gehört. Attila selbst ließ in seiner Körperbildung seinen Ursprung nicht verkennen; er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Gesichtsfarbe war dunkel, die Nase aufgestülpt, die Augen klein und der Bart nur spärlich. Aber stolz trat er auf, und das Auge blitzte nach allen Seiten; Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die einen ernsten, fast finsteren Ausdruck hatten. Er lebte einfach; aus hölzernen Gefäßen nahm er Speise und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von den anderen Hunnen. Aber darum wollte er doch

als Herr der Welt anerkannt und geehrt sein. Als man ihm einst ein Bild zeigte, auf dem die römischen Kaiser auf goldenem Thron sitzend dargestellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Hunnen, ließ auch er sich auf seinem Königsstuhl abbilden und vor ihm die römischen Kaiser, wie sie die Goldsäcke heranschleppten und zu seinen Füßen ausschütteten. Er war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem Blick die Welt überschaute. Es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah, mit seinem Einfluß leitete er den Hof zu Constantinopel, zu Rom lauschte man auf sein Wort, zu Karthago bei dem Vandalenkönig fand man seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er in Händen zu haben wähnte, glaubte er seinem Willen die ganze Welt beugen zu können.

Als Attila in Gallien eindrang, traf er zuerst auf die Franken, die seinen Zug nicht aufhalten konnten; dann griff er das Land der Römer und Westgothen an. Erst vor Orleans fand er Widerstand: die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Namatius ermuthigt, schloß ihm die Thore und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, bei der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt, und Attila wandte sich zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte unverzüglich ihm nach, und auf den weiten Ebenen an der Marne, Aube und Seine zwischen Troyes und Chalons kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden (451). Attila räumte, besonders durch die Westgothen bedrängt, den Kampfplatz und mit dem Schlachtenruhm entschwand sein Glück. Es war in derselben Gegend, wo sich für immer das Glück von jenem größten Völkerbezwinger unserer Zeit wandte, in dem sie einen zweiten Attila gezeugt zu haben schien.

Attila ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört; zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, eine Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen. Rom blieb vor ihrer Wuth verschont, doch retteten nicht die Heere des Kaisers die Stadt,

sondern die Bitten und Vorstellungen des römischen Bischofs Leo, der sich in das Lager der Hunnen begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, doch noch einmal fand er dort an den Westgothen Widerstand. Als er sich dann abermals nach Italien wenden wollte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin (453). Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren. Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr helles Licht erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange Wunderbares davon erzählen: so sank Attilas Macht plötzlich in das Nichts, und keine Spur blieb von ihr auf Erden zurück, aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort; in den Jahrbüchern der Römer, wie in unseren deutschen Heldenliedern lebt er bis auf den heutigen Tag.

Sobald die hunnische Macht gebrochen war, erhoben sich die germanischen Völker aufs Neue zur Freiheit, Roms Herrschaft aber ging im Abendlande mit schnellen Schritten dem Untergange entgegen. Aetius fiel durch Mord, und Kaiser Valentinian selbst war sein Mörder; doch Aetius fand seinen Rächer, und auch Valentinian endete bald nachher durch Mörderhand. Italien war ohne allen Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die von ihnen schonungsloser als einst von den Gothen behandelt wurde (455). Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr; die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige oder abhängige Geschöpfe des Hofes zu Constantinopel oder endlich lediglich jenen barbarischen Kriegsschaaren dienstbar, die in Italien standen.

Eine selbstständige Macht entstand in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Skiren, Rugier, Gothen, Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen aus ihrer Mitte, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um sich so eine feste Herrschaft hier zu gründen (476). Ein Drittel des Bodens nahm Odoaker für seine Germanen in Anspruch

und suchte eine neue Ordnung der Dinge in dem ganz zerrütteten Lande herbeizuführen. Aber nur siebzehn Jahre behauptete er sich. Der Kaiser von Constantinopel, von den Ostgothen, die in Pannonien Sitze genommen hatten, jetzt nicht minder bedroht, als einst von den Westgothen, richtete den kriegerischen Ungestüm jenes Volkes gegen den Westen und überließ dem jungen Theoderich aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der schon mit den ersten Würden des römischen Reichs geziert war, die italischen Länder. So stiegen die Ostgothen mit Weib und Kind von den Alpen hinab. Nach dreijährigem heißem Kampfe unterlag Odoaker (493), und Theoderich wurde nicht nur Herr von ganz Italien und Sicilien, sondern dehnte sein Reich auch über die Ostküsten des adriatischen Meeres und über weite Gegenden im Norden der Alpen aus. Es unterwarfen sich ihm außer Rätien, schon zum Theil von Alamannen besetzt, auch die norischen Länder, die, seit langer Zeit verwüstet und völlig entvölkert, nun wieder neue Anbauer erhielten. Es waren Markomannen, wahrscheinlich mit anderen suevischen Stämmen gemischt, die sich vom Lech bis zur Enns ansiedelten und die wir um das Jahr 520 mit dem gemeinsamen Namen Baiern, der den alten celtischen Bojern entlehnt ist, bezeichnet finden.

Das umstrittenste Land war noch immer Gallien. Im Süden erhielt sich die Macht der Westgothen, im mittleren Theile breitete sich das Burgunderreich aus, vom Norden her drangen die Franken unter ihrem kampflustigen König Chlodovech vor, während selbst nach dem Verfall des Westreichs sich noch Syagrius, ein römischer Befehlshaber, in den Seinegegenden als selbstständiger Herr gegen die Germanen zu behaupten versuchte. In der Schlacht bei Soissons schlug ihn Chlodovech endlich aufs Haupt und nahm das letzte freie römische Gebiet in Gallien, wie überhaupt im Abendlande, mit seinen Franken ein (486). Das römische Westreich hatte aufgehört, der Kampf, der Jahrhunderte lang die Welt bewegt hatte, war beendet.

Alle deutschen Stämme hatten, wenn sie auch nicht nach einem gemeinsamen Plan handelten, doch an der großen Entscheidung Antheil gehabt; die Zerstörung des römischen Reichs war das Ergebniß ihrer vereinten Kraftanstrengungen, und ihnen allen, wie weit sich auch in der Folge ihre Wege trennten, blieb doch in gleicher Weise die Erinnerung an jene gewaltigen Kämpfe. Diese Erinnerung gestaltete sich zu einer reichen Sage, aus der die deutschen Dichter in derselben Weise

immer neue Nahrung schöpften, wie einst die griechischen Sänger aus der Sage vom Falle Trojas. Die Heldenlieder der früheren Zeit verklangen früh, nicht einmal Armins Name erhielt sich im Gesange; die vielgestaltige, immer neue Lieder zeugende Heldensage aber, die sich an die Gothen Ermanarich und Theoderich, an den Burgunder Günther und den Hunnen Attila anschließt, lebte fort und blieb allen deutschen Stämmen vertraut. Es ist, als ob die Deutschen doch eine Ahnung davon in sich trugen, wie groß die Geschicke waren, die sich damals um sie und durch sie vollzogen haben.

7.

Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden.

Die Zeit jener gewaltigen Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältnisse, einer Revolution Europas, wie niemals wieder eine gleiche erfolgt ist, pflegt man die Zeit der Völkerwanderung zu nennen. Denn es war nicht ein Wandern einzelner nomadisirender Horden oder ein unstetes Umherschweifen abenteuernder Kriegsschaaren, welches so gewaltige Veränderungen hervorrief, sondern große längst seßhafte Völker verließen mit Weibern und Kindern, mit ihrem Gesinde und ihrer Habe die alten Sitze und suchten sich in weiter Ferne eine neue Heimath. Die Lage der Einzelnen, der Gemeinden, der ganzen Völker wurde da mit Nothwendigkeit völlig verändert: die alten Besitzverhältnisse lösten sich auf, die bisherigen Bande der Gesellschaft wurden gelockert, die Grenzen der Länder verloren ihre Geltung. Gleichwie durch ein Erdbeben wohl eine ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wird, so wurde durch diese massenhafte Völkerwanderung das ganze politische System der Vorzeit über den Haufen geworfen. Eine neue Ordnung der Dinge mußte sich gestalten, wie sie den völlig veränderten Verhältnissen der Völker entsprach.

Die germanischen Stämme waren vor allen anderen in den Strom dieser Wanderung hineingerissen worden; ihre Grenzen waren daher am meisten verrückt, ihre staatlichen Verhältnisse am meisten verschoben worden. Ueberblickt man den ungeheuren Wandel der Dinge, nachdem die Bewegung allmählich in Stocken und Stillstand gerieth, so zeigt sich zunächst,

wie viel der deutschen Volksthümlichkeit im Osten und Norden verloren gegangen war. An der unteren Donau, wo die Gothen eine Zeit lang so mächtig geboten, saßen als letzte dürftige Reste der germanischen Herrschaft nur noch die Stämme der Langobarden und Gepiden, und auch sie sollten bald diese Gegenden räumen. Die Länder an der Weichsel und Oder, wie die Küsten der Ostsee waren eingebüßt und slawischen Stämmen, die nun ungehindert vordrangen, geräumt; nur bis zur Elbe reichte noch das deutsche Land, und bald nahmen slawische Stämme auch Böhmen ein und rückten bis zur Saale und an den oberen Main vor. An der Niederelbe allein wohnten Sachsen noch auf das jenseitige fruchtbare Ufer hinüber, und in den Marschen an der Nordsee behaupteten sich die Friesen bis tief in die nördliche Halbinsel hinein. Doch war auch hier das Gebiet der Deutschen erheblich verkürzt, da Dänen und Jüten, als die Angeln die Halbinsel verlassen hatten, von Scandinavien und den Inseln her in das herrenlose Land eingefallen waren, welches sie fortan besetzt hielten. Nach Westen und Süden schien freilich doppelt und dreifach gewonnen, was im Norden und Osten eingebüßt war, da alle die einst so reichen und schönen Provinzen des Westreichs als Beute in die Hände der Germanen gefallen waren: bis zum Ocean und zum Mittelmeere hin hatten sie als Sieger sich alles Land unterworfen und noch über die Meere hinaus in Britannien und Afrika ihre Macht festgestellt.

Nur wenige Stämme hatten, wie die Friesen und ein Theil der Sachsen und Thüringer ihre ursprünglichen Sitze bewahrt; die meisten waren weit von ihrer alten Heimath verschlagen worden. Völker, denen wir zuerst an der Ostsee begegnen, siedeln sich in Afrika an und gründen hier eine Herrschaft. Stämme von der Weichsel her sehen wir erst an den Donaumündungen, dann in den Pyrenäen sich niederlassen. Ein Volk, das einst an der Netze und Warthe wohnte, kommt an der Loire und Rhone zur Herrschaft. Namen, die am Fuß der Sudeten zuerst hervortreten, verklingen am Guadalquivir.

Es konnte nicht anders sein, als daß durch solche Wanderungen die germanischen Stämme auch in sich selbst die bedeutendsten Umgestaltungen erlitten. Wie wurden sie nicht gespalten und auseinandergerissen! Die Stämme, die einst zu dem großen Verbande der Gothen gehört hatten, treten meist unter ihren früheren Namen wieder hervor und erscheinen in voller Selbstständigkeit; überdies erweitert sich die Tren-

nung der Ostgothen und Westgothen zu zwei völlig geschiedenen Völkerschaften. Die Franken finden wir in salische und ripuarische Franken geschieden. Die Sachsen, die über den Ocean gegangen waren, verlieren allmählich jede Verbindung mit den daheimgebliebenen Stammgenossen, und diese selbst spalten sich in Westfalen, Ostfalen und Engern. Und auch wo eine solche durchgreifende Spaltung im Volke nicht eintrat, lösten sich doch häufig einzelne Gaue von der Gesammtverbindung des Volkes ab und zogen ihre besondere Straße. So schlossen sich Langobarden an die Sachsen auf ihrem Zuge nach Britannien an, und später begleiteten wiederum Sachsen die Langobarden nach Italien. So blieben Alanen in Gallien zurück, als die Hauptmasse des Volkes nach Spanien zog. Thüringer erscheinen an der Waal und in den Maasmündungen, wie unter den Heereshaufen des Odoaker, während die Hauptmasse des Volkes die alten Sitze desselben im Inneren Deutschlands bewahrte. Und überall soweit die Wanderungen der Germanen reichten, begegnen uns zerstreut gothische und suevische Schaaren.

Es war zu befürchten, daß mit dem Verlassen der alten Wohnsitze auch der Bestand der alten Gemeindeverbindungen sich ganz und gar auflösen würde; wir wissen ja wie eng diese mit dem Boden zusammenhingen, wie sie vor Allem auf dem Grundbesitz ruhten. Auch ist gewiß, daß wo nun die Germanen inmitten der Römer saßen, jene gleichmäßige Vertheilung des Landes, auf die sich vornehmlich die alte Verfassung gründete, wie jene enge, nachbarliche Gemeinschaft, welche die freien Männer zur Gemeinde gleichsam von selbst zusammenschloß, nicht herzustellen war. Aber es lösten sich darum nicht ganz die alten Gemeinden auf. Meist scheinen die Gaugenossen sich vereint auf die Wanderung begeben und auch auf dem eroberten Boden ihre alte Gemeinschaft festgehalten zu haben, und wo sich der Gau auflöste, blieb mindestens die Hundertschaft zusammen und erhielt durch allen Wechsel hindurch die Eigenthümlichkeit der alten Verfassung. Kehrten die Germanen doch auch sonst bald zu ihren alten Gewohnheiten zurück; kaum hatten die Westgothen in Spanien Land erlangt, so verfluchten sie, wie ein römischer Schriftsteller sagt, ihre Schwerter und ergriffen den Pflug. So erhielt sich mitten unter der römischen Welt mehr von der germanischen Gemeindeverfassung, als man hätte erwarten sollen. In dem Inneren Deutschlands aber lebte sie im Allgemeinen ungebrochen durch diese Zeiten fort und wurde von hier auch auf die Gegenden übertragen, die

entweder mit dem deutschen Boden in unmittelbarer Nachbarschaft lagen oder in denen, wie zum Beispiel in Britannien, die alte Bevölkerung fast ganz von den Germanen verdrängt war. Mit der Gemeindeverfassung zugleich hat sich hier dann auch deutsches Wesen und deutsche Sprache dauernd befestigt.

Durch ihre alte Verfassung blieben den Germanen jener Freiheitssinn und jene Kraft bewahrt, die ihnen den Sieg über das römische Reich verliehen hatten, aber der lange Kampf hatte ihnen zugleich gezeigt, daß ohne eine starke leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu erzielen seien. Alle die Völker, welche sich in den Kampf gegen die Römer stürzten, hatten unter Königen gefochten, unter ihnen die Macht der Römer zerstört und das weite Reich in Besitz genommen; sie erkannten bald, daß sie nur unter Königen sich im Besitz erhalten konnten. Die Sachsen und Friesen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, bestanden freilich auch ferner ohne Könige, doch auch unter jenen sächsischen Schaaren, die Britannien eroberten, hat sich sogleich das Königthum erhoben und befestigt. Als die Langobarden später unter der Führung von Königen Italien gewannen, machten sie einmal den Versuch sich der königlichen Gewalt wieder zu entledigen, aber sie gaben ihn bald genug auf; das Königthum war für sie, wie für die anderen erobernden Stämme, eine Nothwendigkeit geworden. Sobald die germanischen Stämme die Herrschaft über andere Völker gewonnen und sich ihre engen Verhältnisse erweitert hatten, mußten sie an ihre Spitze eine machtvolle Persönlichkeit stellen, in deren Hand sich die Herrschaft zusammenschloß, da ohne Einheit und Zusammenhalt jede Herrschaft auf die Dauer unmöglich ist. Und das Königthum war fortan unter ihnen nicht mehr eine schwache, leicht wieder zu beseitigende Gewalt, sondern durchdrang nun das Leben der Völker, war mit dem ganzen Sein und Wesen derselben innigst verwachsen.

Der König, aus dem Uradel seines Volkes hervorgegangen, auf Lebenszeit an die Spitze desselben gestellt, durch eine gewisse priesterliche Heiligkeit ausgezeichnet, war wesentlich und zuerst der oberste Kriegsherr und übte den Heerbann in Person oder durch seine Beamten über das ganze Volk. Wie aber die Germanen das Kriegswesen von der bürgerlichen Verwaltung nicht zu trennen gewohnt waren, ging auch diese vom Könige als der Quelle aller Gewalt aus, und durch dieselben Beamten, welche dem Heerwesen vorstanden, ließ er auch den Gerichts-

bann üben. Noch urtheilen wie seit Alters her die freien Gemeindegenossen und berathen über ihre nächsten und eigensten Angelegenheiten, aber es geschieht unter der Leitung und dem Vorsitz eines königlichen Beamten, und tritt das ganze Volk zusammen, sei es zur Heerschau, sei es zur Berathung über das allgemeine Wohl, so erscheint der König selbst an seiner Spitze. Schon wird jede Uebertretung königlichen Gebots mit der höchsten Geldbuße bestraft, und jede Verletzung der geheiligten Person des Königs zieht als unsühnbares Verbrechen den Tod des Schuldigen nach sich. Das Königthum ist den Germanen nicht von außen gekommen, sie haben es nicht von den Römern angenommen, aber auf die Entwicklung der königlichen Macht ist doch das Beispiel der römischen Kaiser nicht ohne Einfluß gewesen.

Ein starkes Königthum wird sich immer von einem glänzenden Gefolge umgeben zeigen, und die Glieder desselben müssen von selbst die Bedeutung eines bevorzugten Standes gewinnen. So erhebt sich denn auch in den neuen germanischen Staaten mit dem Könige und durch ihn seine Gefolgschaft zu einer hervorragenden Stellung. Alle, die im Gefolge des Königs stehen und zu persönlichem Dienst ihm verpflichtet sind, empfangen einen Abglanz von seinem Glanze und genießen die Vortheile seiner erhöhten Stellung mit. Denn höhere Ehren, reichlichere Schenkungen an Geld, an Land und eigenen Leuten konnte die Huld eines solchen Führers dem Gefolge bieten, als es vordem die armen Gaufürsten vermochten. Aus seinem Gefolge vorzugsweise wählte der König jene Beamten, welche seine Heere führten und die bürgerliche Verwaltung in seinem Reiche leiteten; Männer aus dem Gefolge waren es auch, die den Dienst am Hofe und um seine Person leisteten. Wie sich ein Hofstaat bald nach dem Muster des römischen gestaltete, wie die germanischen Könige die Abzeichen der römischen Herrscher annahmen, so stiegen auch die ersten und angesehensten Diener des Königs, der Marschall, Kämmerer, Truchseß und Mundschenk bald zu einer ähnlichen Bedeutung, wie sie die hohen Beamten am Hofe der Kaiser besaßen; sie erhielten neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, deren Stellung römischen Einrichtungen nachgebildet war, ihren Platz. Zur Seite dieser hohen Würdenträger gewann dann eine große Zahl niederer Dienstleute am Hofe Raum, die alle nicht leer an Ehre und Auszeichnung blieben. Aus der Gefolgschaft des Königs bildete sich ein neuer Adel, aber dieser Hof- und Dienstadel bildete noch keinen erblichen Stand;

noch immer war, wie in den ältesten Zeiten, das Band zwischen dem Gefolgsherrn und seinen Mannen ein rein persönliches, und allein die Huld des Herrn bestimmte die Rangstufen in dem Gefolge, die Geltung und den Dienst der einzelnen Glieder. Eben dadurch unterschied sich dieser neue Dienstadel, den die Könige schufen, von jenem uralten germanischen Erbadel, aus dem sie selbst hervorgegangen waren und dessen Bedeutung jetzt neben ihnen mehr und mehr verschwand. Aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürsten ging der neue Adel hervor und hat seinen kriegerischen Ursprung niemals in der Folge verleugnet.

In solcher Weise bildeten sich über den alten Ordnungen der Germanen nicht zufällig, sondern mit Nothwendigkeit neue Gewalten aus, die allerdings jene vielfach schwächten und zurückdrängten, aber doch keineswegs ganz zu beseitigen vermochten. Königsherrschaft und Volksfreiheit bedingten und beschränkten sich gegen einander auf die mannigfachste Weise; sie begegneten sich überall in der lebendigen Entwicklung der Dinge, welche auszugleichen und zu vermitteln wußte, was sich seiner Natur nach zu widerstreben schien. Das Königthum sammelte und leitete die Kräfte der Völker zu bestimmten Zielen; vor der Despotie schützten der Freiheitssinn der Germanen und die aus demselben geborenen Gemeindeordnungen.

Sobald die Germanen sich in dem Besitz der eroberten Länder gesichert glaubten, begannen sie die Verhältnisse derselben, die durch den langen Kriegszustand in die ärgste Verwirrung gerathen waren, so gut es ging, friedlich zu ordnen. Nur einen Theil des eroberten Landes nahmen sie für sich und ließen den anderen den alten Bewohnern zu eigener Bebauung. Ein gesetzlicher Zustand wurde hergestellt, die Rechtsverhältnisse wieder geordnet. Die Römer empfingen in ihrer Sprache und nach ihren Rechtsbegriffen von den germanischen Siegern neue Gesetzbücher, und selbst den Germanen, die nun inmitten einer römischen Bevölkerung saßen, ließen die Könige ihre alten Rechtsgewohnheiten und zwar in römischer Sprache verzeichnen. Ackerbau und Wohlstand hoben sich, sobald das Gefühl der Sicherheit wuchs, zumal die drückenden Abgaben der Kaiserherrschaft entweder erleichtert oder ganz aufgehoben wurden. Die Sittenstrenge, welche die Deutschen selbst in diesen wilden Zeiten nicht eingebüßt hatten, die Treue und Redlichkeit, welche von jeher als Grundzüge ihres Charakters galten, wirkten vortheilhaft auf alle öffentlichen Verhältnisse zurück. Bald wurde man inne, daß diese

Eroberer nicht, wie einst die Römer vernichtend für die selbstständige Entwicklung der Völker waren, daß sie fremdes Recht schonten, andere Sitte und Sprache ehrten und ihr Freiheitssinn einen erdrückenden Zwang selbst gegen Ueberwundene nicht aufkommen ließ. So führte das Eindringen der Fremdlinge in das römische Reich des Abendlandes nicht zu einer völligen Auflösung und Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung, sondern bahnte vielmehr eine Umgestaltung derselben an, aus welcher dereinst, so tiefgreifend und stark sie war, doch noch hier eine Erneuerung des römischen Reichs vorangehen konnte. Ein neues Reis wurde auf den alten Baum gepfropft.

Vieles ging freilich unwiederbringlich verloren: Länder, die seit Jahrhunderten zusammengehört und in allen Interessen verwachsen waren, wurden auseinandergerissen, dem Handel und Wandel die alten Bahnen und Richtungen genommen, Kunst und Wissenschaft verloren ihre Geltung und gingen mit reißenden Schritten dem Verfall entgegen, nützliche Staatseinrichtungen geriethen in unaufhaltsamen Ruin, das ganze Leben gestaltete sich rauher und kriegerischer. Und doch sahen viele Römer damals die Germanen nicht so sehr als Unterdrücker, wie als Befreier von dem unerträglichen Druck der Kaiserherrschaft an; sie fanden, diese rauhen Sieger seien ihnen eher Bundesgenossen als Herren und besser sei es mit ihnen frei und arm zu leben, als äußerlich glänzend unter dem Joch der Kaiser des Ostens und ihrer Beamten.

Die Reiche der Gothen und Burgunder.

Die Führer der Germanen haben geglaubt, daß sich auf ruhigem Wege die weitere Entwicklung der Dinge gestalten, daß das römische Reichsgebiet, nachdem sie es mit ihren Heeren besetzt hätten, friedlich fortan Germanen und Römer zugleich umfangen würde, ja sie hofften wohl gar durch weise Sorgfalt sich dauernd den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige,“ schreibt der Ostgothe Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen; unser Vorsatz ist es, unseren Sieg so zu benutzen, daß die Unterthanen nur beklagen sollen zu spät unsere Herrschaft erlangt zu haben.“ Die Könige der Germanen ließen sich, um den römischen Stolz nicht zu verletzen, so weit herab, daß sie sich selbst und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gastliche Aufnahme im Reiche gesucht und gefunden hätten; sie er-

kannten zum Theil ausdrücklich ihre Länder nur als untergeordnete Theile des römischen Staates an, den sie nicht als einen neben anderen, sondern als den Staat schlechthin zu betrachten gewohnt waren. Manche von ihnen sahen in dem Kaiser zu Constantinopel, so wenig sie sich auch von ihm Eingriffe in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem sie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachsuchten und annahmen.

Die Gothen und Burgunder, wie sie einst im Dienstverhältniß zu den Kaisern gestanden und durch Vertrag ihre ersten Niederlassungen im Reich erhalten hatten, haben sich vornehmlich eines solchen Gefühls der Abhängigkeit vom römischen Staatsleben niemals entschlagen, und dies hat sogar auf die Bildung ihrer Herrschaften einen verhängnißvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich," — schrieb der Burgunderkönig Sigismund an den Kaiser Anastasius — „und Euch zu dienen gewährt mir größere Befriedigung, als zu herrschen. Wenn wir auch zu regieren scheinen, so glauben wir dazu doch keinen anderen Beruf zu haben, als den Eure Beamten besitzen; ihr verwaltet durch uns nur die entlegenen Gebiete Eurer Herrschaft, und unser Land gehört zu Eurem Reiche." An denselben Kaiser Anastasius erklärte einst der Ostgothe Theoderich: es sei nicht genug, daß zwischen dem Abendreich — er meint damit seine Herrschaft — und dem morgenländischen Kaiserthum nur ein äußerlich gutes Vernehmen bestehe; sie müßten vielmehr sich mit ihrer Macht gegenseitig unterstützen, so daß ein Wille und ein Gedanke im ganzen Römerreiche lebe. Auch bezeichnete Theoderich seine Gothen wohl als den Kriegerstand des römischen Reichs, und es schien fast, als ob er sich einzig und allein für den Kriegsobersten eines Heeres hielte, dessen fremde Bestandtheile in dem Reiche nur deshalb Aufnahme gefunden und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen desselben zu schützen und die innere Ruhe aufrecht zu halten. „Darin allein," sagt er einmal, „sind Gothen und Römer unterschieden, daß jene die Kriegsarbeit auf sich nehmen, diese aber in Ruhe und Frieden sich mehren."

Aber in Wahrheit war kein innerer Zusammenhang zwischen der germanischen und römischen Welt, und in den neubegründeten Herrschaften selbst bestanden die größten inneren Gegensätze, welche sich nicht leicht friedlich ausgleichen ließen. Zwei Bevölkerungen wohnten in ihnen neben einander, nicht allein mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, mehr oder minder kastenartig abgeschlossen — selbst

Familienverbindungen unter ihnen waren gesetzlich verboten oder wurden doch mindestens selten geschlossen — sondern beide hatten überdies ihr gesondertes Recht, verschiedene bürgerliche Einrichtungen und spalteten sich endlich, was am schwersten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und in ihrem kirchlichen Leben.

Erst in diesen Zeiten, wo Alles zusammenbrach und unter den Trümmern des Reichs Alles begraben zu werden schien, hatte sich die römische Welt ganz mit dem Ernst des Christenthums erfüllt. Alles wahre geistige Leben hatte sich von dem Staate in die Kirche geflüchtet; die Massen, vordem durch kaiserliche Edicte nur äußerlich bekehrt, wurden jetzt erst durch Leiden innerlich zum Glauben geführt. Wie Viele haben damals in der Zurückgezogenheit von der Welt das Glück gesucht, nachdem das weltliche Leben allen Reiz für sie verloren hatte! In abgelegenen Gegenden schlugen Männer, welche das täuschende Weltleben mit Abscheu erfüllte, Einsiedeleien auf. Gerade während Theoderich in Italien regierte, stiftete der heilige Benedict das Kloster von Monte Cassino und begründete jene Ordensregel, die sich nachher über das ganze Abendland verbreitet hat; der Zudrang zu den Klöstern wurde bald so groß, daß man ihn durch Gesetze beschränken mußte. Die bischöflichen Kirchen, in großer Zahl längst im Reiche errichtet, wurden nun Mittelpunkte eines reichen, unendlich bewegten Lebens; schon waren sie nicht allein Stätten der Andacht, sondern hier fand der Leidende Hülfe, der Arme Unterstützung, der Rathlose Belehrung, hier ließen die Hadernden ihre Streitigkeiten schlichten. In den Bischöfen sah die römische Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten sie eine Gewalt, die weit über ihre ursprünglichen geistlichen Befugnisse hinausging. Und was war da natürlicher, als daß die Lehrstreitigkeiten, welche die Bischöfe bewegten, auch das ganze Volk erfüllten, und daß die, welche sie als Irrgläubige bekämpften und von sich stießen, auch der Menge als fluchwürdige Ketzer galten? Wo daher die fremden Herrscher einem anderen Glauben huldigten, entbrannte alsbald gegen sie der Glaubenseifer der Menge, und die Verschiedenheit des Bekenntnisses zeigte sich als eine viel schroffere Scheidewand, als die Verschiedenheit der Nationalität. Nun aber gehörten Ostgothen, Westgothen und Vandalen seit der Annahme des Christenthums dem Arianischen Bekenntniß an, und auch die Burgunder hatten unter dem Einfluß der Gothen die katholische Kirche, in welche sie Anfangs ein-

getreten waren, verlassen und waren zum Arianismus übergetreten. So erfüllten denn endlose Glaubensstreitigkeiten sofort die Reiche dieser Völker und verscheuchten aus ihnen den inneren Frieden. Was das Schwert verbunden hatte, trennte das Symbol der Kirche, und die von den Germanen unterworfenen Römer sahen trotz alles Drucks der Kaiserherrschaft doch bald wieder sehnsüchtig nach dem Morgenlande hinüber, wo das Nicänische Bekenntniß siegreich herrschte, zumal sie sich immer noch eines inneren Zusammenhangs mit der römischen Welt des Ostens bewußt waren.

Unhaltbar war der Zustand der meisten germanischen Reiche, wenn es nicht gelang, eine engere Verbindung der germanischen Könige herbeizuführen, um durch dieselbe eine Einheit der abendländischen Welt herzustellen und dann mit vereinten Kräften das Römerthum in der Unterwürfigkeit der Germanen zu erhalten. Hierauf hat Theoderich mit unendlicher Ausdauer sein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe seines Lebens sein lassen, die deutschen Fürsten unter seiner Leitung zu einigen. Er hielt sich vor Allen zu diesem Werke berufen, einmal weil er im Besitze Roms und Italiens stand, dann aber, weil er, vom Kaiser Zeno (wir wissen nicht in welchem Sinn und unter welchen Umständen) als Sohn adoptirt, sich kaiserlichen Geschlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang vor den anderen deutschen Fürsten zu besitzen und suchte sie für die Anerkennung desselben auf alle Weise zu gewinnen, indem er mit den einen Verträge schloß, die anderen durch Verschwägerung sich enger verband; selbst die noch heidnischen Thüringer, welche im Inneren der deutschen Länder ihre Herrschaft von der Elbe bis zur Donau ausgedehnt hatten, bestrebte er sich in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen.

Theoderich war der erste große Friedensfürst der Germanen, und in ihm erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt in der Sage von einem Geschlecht zum anderen fortlebt. Aber so hochherzig seine Absichten waren, scheiterte doch der germanische Staatenbund an den kühn aufstrebenden Frankenkönigen und auch die prächtige Blüthe, zu der Italien unter Theoderichs weiser Herrschaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach seinem Tode zeigten sich sogleich deutliche Spuren, wie innerlich schwach und gebrechlich auch dieses Reich war, welches eine Zeit lang den anderen germanischen vorgeleuchtet hatte.

Das fränkische Reich.

Unter ähnlichen Verhältnissen, wie die anderen germanischen Reiche, war die Herrschaft der salischen Franken in Gallien von dem Merovinger Chlodovech begründet worden, und doch in ganz besonderer Weise. Nicht gleich auf einen Anlauf fiel Chlodovech Alles zu, sondern Schritt für Schritt rückte er vor; er suchte sich den alten Gewinn zu sichern, ehe er auf einen neuen sein Auge richtete. Aber auch so dehnte sich sein Gebiet mit wunderbarer Schnelligkeit aus. Nur in engen Grenzen auf belgischem Boden herrschte er Anfangs: Somme und Maas schlossen noch die Sitze der salischen Franken ein, und selbst in diesem kleinen Gebiet mußte er die Herrschaft mit anderen Stammeskönigen theilen; der Mittelpunkt seines Reiches war Tournay. Es gelang ihm — wir wissen nicht wann und wie — das ganze Gebiet der Salier zu vereinen; es gelang ihm überdies das letzte römische Heer in Gallien zu schlagen und zu vernichten (486). Das Land bis zur Seine und bald darauf bis zur Loire fiel so ihm zu; erst wurde Soissons, dann Paris die Hauptstadt des Reichs. Hatten die Salier in ihren alten Sitzen die celtisch-römische Bevölkerung des Landes so gut wie vernichtet und den Boden nach Willkür an sich gerissen, so verfuhren sie bei ihren neuen Eroberungen gegen die alten Bewohner mit Schonung; weder verdrängt wurden diese, noch geknechtet, sondern behielten ihren Grundbesitz, ihre persönliche Freiheit und ihr eigenes Recht. Nicht einmal eine Theilung des Landes schien erforderlich, wie sie die Gothen und Burgunder in Gallien vorgenommen hatten. Das Staatseigenthum, die verlassenen und die confiscirten Grundstücke reichten hin, um den König und sein Gefolge — die Antrustionen der Franken — reichlich auszustatten. Die Verhältnisse ordneten sich wie durch ein gütliches Abkommen.

Nicht lange, so trat Chlodovech selbst als der Beschützer Galliens auf. Die Alamannen, welche so oft Gallien verheert hatten, beherrschten damals noch in ungebrochener Kraft die beiden Ufer des Oberrheins bis nach der Gegend von Mainz hinab. Mit dem Beistande der ripuarischen Franken griff sie jetzt Chlodovech an und besiegte sie schnell (496). Sehr bemerkenswerth ist, daß er die stammesverwandten Alamannen weniger schonend behandelte, als zuvor die römischen Gallier. Die Gaue, die sich nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jart-, und Taubergegenden bis zum Main ausdehnten, wurden Franken zur

Ansiedlung übergeben, und der fränkische Name verdrängte hier den alamannischen für alle Zeiten. Milder verfuhr er allerdings auf dem linken Rheinufer, im Elsaß, wo sich alamannische Art und Sprache erhielt. Nur ein Theil der Alamannen rettete sich damals vor dem fränkischen Eroberer, indem er sich in die rätischen Gegenden unter den Schutz des Ostgothen Theoderich begab.

Durch List und Gräuelthaten beseitigte Chlodovech in der Folge das königliche Geschlecht unter den ripuarischen Franken, riß auch hier die höchste Gewalt an sich und mit derselben die Länder von der Maas bis zum Niederrhein. Hierdurch dehnte er sein Reich über weite Gebiete aus, die längst völlig germanisirt waren und ihn überdies in stätige Verbindung mit dem überrheinischen Mutterlande brachten. Die fränkische Herrschaft war nun nicht mehr, wie die der Gothen und Vandalen, von dem heimischen Boden gelöst: sie stand mit ihm im Zusammenhange und konnte aus ihm stets frische Volkskräfte saugen, während sie zugleich Gallien vor dem Vordringen anderer Stämme über den Rhein, vor einer neuen Völkerwanderung, schützte.

Chlodovech und seine Franken waren noch Heiden, als sie in Gallien ihre Macht gewannen. Aber bald gelang es dem Eroberer, sich bei den Eingeborenen in das glänzende Licht eines Vorkämpfers des katholischen Glaubens zu setzen. Als Chlodovech in der Schlacht gegen die Alamannen in große Gefahr gerieth, schwankte sein Glaube an die Götter, die er so lange mit Eifer verehrt hatte. „Ohnmächtig sind die," rief er, „die denen nicht helfen, die ihnen dienen." Er beschloß sich Christus, dem Gottessohne, anzugeloben, wenn er der Siegesgott sei. „Gewährst du mir den Sieg," betheuerte er, „so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen." Der Sieg fiel den Franken zu, und Chlodovech gab sich in den Dienst Christi, des Gottessohnes. Der Bischof Remigius von Reims wurde sein Lehrer im christlichen Glauben und wandte sein Herz dem Nicänischen Glaubensbekenntniß zu. Der König und sein Volk traten zur katholischen Kirche über, welche nun die siegreichen Franken und die besiegten Gallier als Glaubensbrüder umfaßte und einte.

Als der Bischof den König taufte und in den Dienst Christi stellte, spornte er ihn zugleich zu heißem Glaubenskampfe für den Herrn an, dem er sich weihe. „Beuge still deinen Nacken, Sigambrer," sprach er, „und verehre, was du bisher mit Feuer und Schwert verfolgtest, ver-

folge aber, was du verehrtest." Es hätte dessen kaum bedurft, denn mit voller Hingebung, wie ein Dienstmann dem Herrn dient, stand nun Chlodovech in den Waffen für seinen Herrn im Himmel. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Christi hörte, rief er aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt!" Und kaum ein minderer Eifer beseelte die Franken. Sie begrüßten Christus, „der die Franken liebt," mit Jubelgeschrei; sie meinten besser zu sein, als die Römer, welche die Märtyrer getödtet, während sie selbst über deren Gebeinen herrliche Kirchen errichteten, vor Allem aber besser als die anderen Germanen, welche sich mit der Arianischen Ketzerei befleckten und den Herrn Christus nicht als den wahren Gottessohn anerkennen wollten. Seitdem sahen die Römer, die in Gallien unter burgundischer und gothischer Herrschaft standen, voll Verlangen nach dem Frankenlande hinüber und wünschten Nichts sehnlicher, als die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft. Schon weissagte der Bischof Avitus von Vienne dem rechtgläubigen König der Franken die allgemeine Herrschaft über die germanischen Völker: wie das Sonnenlicht werde seine Macht nach allen Seiten ihre Strahlen verbreiten.

Chlodovech ließ nicht lange auf sich warten, denn auch ihn verlangte Gallien von dem Joch seiner ketzerischen Gebieter zu befreien. Gegen den Burgunderkönig Gundobad wendete er zuerst seine Waffen, und Gundobad sah keinen anderen Rath, als die katholischen Bischöfe seines Landes zu versammeln und aufzufordern durch ihren Einfluß Chlodovech zum Rückzug zu bewegen. Diese antworteten ihm: das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, sei die Bekehrung des Königs und seines Volkes zur katholischen Lehre; sobald die Burgunder zum orthodoxen Glauben überträten, würden alle Feinde derselben ohnmächtig sein. Und in der That rettete sich Gundobad nur dadurch, daß er sich der katholischen Kirche geneigt bewies. Dann griff Chlodovech die Westgothen südlich der Loire an. „Es bekümmert mich sehr," sprach er zu den Seinen, „daß diese Arianer noch in Gallien sitzen. Laßt uns mit Gott aufbrechen und dies Land in unsere Gewalt bringen." Chlodovech siegte über das Heer der Westgothen und dehnte sein Gebiet bis zur Garonne aus (507). Nur das Land südlich an den Pyrenäen und jenseits derselben erhielt noch der weise Theoderich dem Reiche der Westgothen, während er die Provence für sich selbst in Besitz nahm; aber auch hier sehnte man sich nach Chlodovechs Herrschaft, der nicht als

Eroberer, sondern als Befreier von der katholischen Bevölkerung des südlichen Galliens aufgenommen wurde. War die Ungleichheit des Glaubens hauptsächlich die Schwäche des Gothen-, Burgunder- und Vandalen-Reichs, so wurde die Einheit des Bekenntnisses die Stärke des fränkischen Reichs; sie sicherte den errungenen Besitz und führte von Eroberungen zu Eroberungen.

Nach Chlodovechs Tode wurde sein Reich unter seine vier Söhne getheilt. Für den ersten Augenblick gelang es dann wohl dem Ostgothen Theoderich den weiteren Fortschritt des Merovingischen Reichs zu hemmen, aber bald traten Chlodovechs Söhne wieder in die Siegesbahn ihres Vaters. Das burgundische Reich wurde zerstört (534); zugleich drang Theoderich, der älteste und tüchtigste Sohn Chlodovechs, dem besonders die östlichen, vorwiegend germanischen Theile des Reichs zugefallen waren, siegreich in das Herz der deutschen Länder ein und machte dem Thüringerreich ein Ende. Mit den Sachsen im Bunde hatte Theoderich gestritten; sie erhielten als Lohn den nördlichen Theil des Thüringerreichs, die Gegenden an der Saale und Elbe bis südlich zur Helme und Unstrut; dagegen fielen die südlichen Theile um den Main bis gegen die Donau hin den Franken zu und wurden nach und nach fränkisches Land. Nur die Gegenden in der Mitte vom Waldgebirge bis zur Unstrut bewahrten den thüringischen Namen und erhielten später einen Herzog unter fränkischer Hoheit. Dann wurden die Provence und Rätien vertragsmäßig von den Ostgothen dem fränkischen Reiche abgetreten. Schutzlos unterwarfen sich endlich auch die baierischen Herzoge der Herrschaft der Merovinger. So vereinigte das fränkische Reich nicht nur fast das ganze römische Gallien, sondern umfaßte mit Ausnahme von Sachsen und Friesland auch alle die Länder, wo sich germanische Völker noch rein und unvermischt in ihren alten Sitzen erhalten hatten, und selbst sächsische Stämme zahlten schon den Franken Tribut. Ein Merovingischer König konnte sich gegen den Kaiser von Constantinopel rühmen, sein Reich erstrecke sich vom Weltmeere bis zur Donau und den Grenzen Pannoniens; er konnte mit einem Angriff auf Constantinopel drohen.

Was diesem Reiche Dauer und Festigkeit lieh, war nicht allein, daß die germanische und celtisch-römische Bevölkerung, durch das katholische Bekenntniß verbunden, friedlich neben einander saßen, sondern eben so sehr, daß alle lebenskräftigen Elemente des germanischen, wie

des römischen Lebens sich hier allmählich in eigenthümlichster Weise durchdrangen. Es ist unleugbar, daß das entwickelte Staatsleben der Römer auf die staatlichen Einrichtungen der Franken nicht ohne Einfluß blieb. Die königliche Gewalt, wie groß sie immer auch vor der Eroberung bei den Franken sein mochte, wurde doch erheblich erweitert, als die Rechte der Kaiser in Gallien auf die siegreichen Merovinger übergingen. Das römische Steuersystem wurde, obschon es manche Umgestaltungen erfuhr, von den Franken beibehalten. Aber trotzdem blieben die Grundlagen des fränkischen Staatslebens durch und durch deutsch. Die Heeresverfassung, der wichtigste Theil der Staatseinrichtungen in einer Zeit, wo nur mit dem stets gezückten Schwerte sich die Selbstständigkeit der Reiche behaupten ließ, blieb ganz die germanische, und die Besiegten mußten sie von den Siegern annehmen. Nicht minder deutsch war die Gerichtsverfassung des Reichs; in das Rechtsverfahren des Siegers mußte sich die alte Bevölkerung Galliens schicken. Alle Standesverhältnisse gestalteten sich gleichfalls nach fränkischer Weise: selbsteigener Besitz, gesicherte Freiheit und Dienst im Gefolge des Königs gaben Macht und Ehre, nicht mehr Brief-, Verdienst- oder Geldadel, wie zu den Zeiten der Kaiser. Endlich beruht auch das wesentlich auf deutscher Anschauung und Denkweise, daß den einzelnen Landschaften, Bezirken und Städten, wie den verschiedenen Nationalitäten, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet wurde, ein weiter Raum zu freier Bewegung belassen wurde. So blieb den Römern in ihren Rechtsstreitigkeiten unter einander die Entscheidung nach eigenem Rechte, und selbst die bisherige Verfassung ihrer Städte erhielt sich noch einige Zeit. Aber auch die unterworfenen deutschen Stämme bewahrten ihr besonderes Recht und ihre eigenthümlichen Gemeindeverfassungen, so weit sie die königliche Macht nicht beschränkten.

Das ganze Reich der Merovinger war in Grafschaften getheilt, die sich in den germanischen Theilen meist nach den Gauen, auf dem früher römischen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten; die Grafen ernannte der König nach freiem Ermessen und übertrug jedem in seiner Grafschaft die Aushebung und Anführung des Heerbanns, die Erhebung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für die Erhaltung des Landfriedens. Jede Grafschaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertschaften der Germanen entsprachen; in diesen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils

von ihm besonders gebotenen Versammlungen der freien Gemeindegenossen an den bestimmten Malstätten in alter feierlicher Weise das Gericht gehegt. Noch nahm die Gemeinde selbst lebendigen Antheil an dem Gericht, zur Findung des Urtheils bestellte sie sieben Männer (Rachimburgen) aus ihrer Mitte, deren Spruch sie dann zu verwerfen oder zu bestätigen sich vorbehielt.

Ueber mehrere Grafschaften wurde gewöhnlich ein Herzog gesetzt, dessen Befugnisse sich aber wesentlich nur auf die Heeresverfassung bezogen. Auch der herzogliche Name hatte demnach seine alte Bedeutung verändert und bezeichnete in Gallien lediglich einen militärischen Beamten ohne eine freiere und ausgedehntere Gewalt. Anders war es in Baiern und Alamannien, wie später in Thüringen, wo die Herzoge an der Spitze der ganzen Landesverwaltung, gleichsam als Statthalter des Königs, standen und die Rechte desselben fast in ihrem ganzen Umfange, nur nicht in freier Macht, sondern als des Königs Beamte übten. Wie aber diese Herzoge meist altadligen Geschlechtern des ihrer Obhut vertrauten Landes angehörten, fehlte es ihnen auch nicht leicht an einem großen persönlichen Einfluß in ihren Gebieten, so daß sie oft mehr als Vertreter ihrer Stämme, denn als Diener des Königs, erschienen. Der Trieb nach Besonderung regte sich ohnehin fortwährend in diesen Stämmen und trat bald auch in Gallien wieder hervor; wenn auch in den ersten Zeiten die Königsmacht so stark war, daß der Einheit des Reichs kaum Gefahr drohte, so bildeten sich doch nach und nach provinzielle Gegensätze und Sonderbestrebungen sehr bedenklicher Art aus. Dies geschah um so leichter, als die königliche Gewalt fast allein die verschiedenen Theile des Reichs verband und allgemeine Landesversammlungen weder stattfanden, noch bei der Ausdehnung des Reichs stattfinden konnten. Chlodovech hielt noch die große Heeresversammlung des Volks am 1. März ab; nachher aber kam sie in Gallien in Vergessenheit, während sie in dem östlichen Theile des Reichs, der fast durchweg von germanischen Stämmen bewohnt war, noch bisweilen zusammentrat, vornehmlich auch um eine formelle Zustimmung des Volkes bei neuen Gesetzen einzuholen. Von politischer Bedeutung waren diese Versammlungen nicht, und eine Landesvertretung ist mit Nichten in ihnen zu sehen. Da nun fortan auch weder Versammlungen der alten Gaugemeinden stattfanden, noch in den Grafschaften gemeinsame Zusammenkünfte aller Genossen abgehalten wurden, mußte sich das politische Leben der niederen Kreise

des Volkes in die Hundertschaften zurückziehen. Wenn aber hier der Graf an den alten Dingstätten die freien Männer versammelte, war es noch immer ein trotziges und freiheitsliebendes Geschlecht, mit dem er zu schaffen hatte.

Es waren, wie gesagt, die wichtigsten Einrichtungen des Staates tief in dem germanischen Wesen begründet, und die celtisch-römische Bevölkerung des Landes mußte sich den fremden Staatsformen fügen, aber sie that es um so leichter, als sie nur so eine gesicherte Zukunft hoffen konnte und durch die Kirche, welche durch und durch römischen Ueberlieferungen folgte, auch ihrerseits die fränkischen Sieger beherrschte. Die Sprache der Kirche war und blieb die lateinische; die ganze äußere Gestaltung derselben war unter römischen Einflüssen in Gallien erfolgt und erlitt durch die Eroberung der Franken keine Veränderung; die bischöflichen Stellen wurden mindestens in der ersten Zeit ausschließlich mit Römern besetzt, und das Ansehen der Bischöfe war unaufhörlich im Zunehmen, selbst in alle staatlichen Geschäfte griffen sie bald mit bedeutendem Einfluß ein. Wurden die Wahlen der Bischöfe auch von den Königen bestätigt und meist nach dem Willen derselben getroffen, so waren die Bischöfe selbst doch weit davon entfernt, ihre Stellung als ein Geschenk königlicher Gnade anzusehen. Ein starkes Gefühl der Selbstständigkeit regte sich vielmehr in ihnen, zumal sie sich als Glieder einer großen, über ganz Gallien verbreiteten Körperschaft wußten und bereits seit Chlodovech in Reichs- wie in Provinzialsynoden zusammentraten und vereint wirkten. Freilich wurden die Synoden nur mit königlicher Erlaubniß gehalten und ihre Beschlüsse bedurften der königlichen Sanction, aber darum bewegten sie sich nicht minder frei auf dem streng kirchlichen Gebiete und berührten oft genug auch die Kreise des Staates. Die Könige mußten einen Bruch mit der Geistlichkeit vielleicht noch mehr fürchten, als die Bischöfe den mit dem Staate.

Im Merovingischen Reiche kam es zuerst zu klarer Erkenntniß, daß der germanische Staat und die römische Kirche einander bedürften, wenn beide ihre Macht behaupten wollten, und in diesem Gefühl unabweisbarer Nothwendigkeit verbanden und durchdrangen sie sich auf das Innigste. Durch ihre Vereinigung gewannen aber alle Verhältnisse des Lebens eine neue Gestalt; die Gedanken der Menschen schlugen andere Richtungen und Wege ein, als vordem. Nicht auf einen Schlag, aber allmählich traten in Sitte, Sprache und Gewohnheit sich die germanische und römi-

sche Welt näher und näher; es fanden sich gemeinsame Mittelpunkte, in denen sich die Nationalitäten, die sich so lange feindlich gegenübergestanden hatten, begegnen und ausgleichen konnten. Die Entwicklung der kirchlich-politischen Verhältnisse, die im Merovingerreiche begann, hat das ganze weitere Leben des Mittelalters beherrscht.

Das langobardische Reich.

Während die fränkische Macht sich befestigte, gingen die Reiche der Gothen und Vandalen entweder ihrem völligen Untergange, oder doch einer bedenklichen Auflösung entgegen.

Justinian, ein Bauernsohn aus Dacien, slawischer Abkunft, wie man meint, war durch wundersame Schicksale, die seine ärmliche Familie betroffen hatten, auf den Thron des Ostreichs erhoben worden. Ein Mann, den das Glück so begünstigt hatte, konnte wähnen, es sei Alles ihm möglich, und den kühnen Entschluß fassen, die verlorene Macht Roms im Westen wiederherzustellen. Sobald er vor den Persern im Osten Ruhe gewonnen hatte, sandte er sein Heer gegen die Vandalen. Als Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre gegen die Arianer begann er den Krieg, und in zwei Feldzügen wurde das vandalische Reich gänzlich vernichtet (534). Kaum war dieser Kampf beendet, so wandte er seine Waffen gegen das ostgothische Reich. Er nahm zu diesem Kriege den Beistand der fränkischen Könige in Anspruch. „Ihr müßt mit mir gemeinsame Sache machen,“ schrieb er ihnen, „denn es verbindet uns der wahre Glaube und deshalb gleicher Haß gegen die Gothen.“ Die Franken gaben Versprechungen, aber sie waren nicht gewillt dem Kaiser ein Land unterwerfen zu helfen, auf das sie selbst schon ihr Augenmerk gerichtet hatten; sie ließen vielmehr zeitweise den Gothen einen eigennützigen Beistand angedeihen. Aber trotz ihrer Hülfe, trotz eines erneuerten Angriffs der Perser auf das Ostreich, trotz des heldenmüthigen Kampfes der Ostgothen selbst fiel endlich die von Theoderich begründete Herrschaft (554). Der Kaiser erstreckte seine Macht wieder über ganz Italien und konnte sich rühmen die Einheit des Reichs neu begründet zu haben.

Und schon wandte Justinian seinen Blick auch auf das westgothische Spanien: er sandte Flotten und Heere dorthin, und von den Küsten

des Mittelmeeres aus drangen die Griechen tief in das Land ein. Sobald die Heere des rechtgläubigen Kaisers sich zeigten, erhob sich überall die römische Bevölkerung, welche unter gothischer Herrschaft lebte; die Sueven, bis dahin Arianer, aber von jeher der Westgothen Feinde, wandten sich mit ihrem Könige dem katholischen Glauben zu und traten mit den Griechen in Verbindung; zu derselben Zeit griffen die Franken die letzten Besitzungen der Westgothen im Norden der Pyrenäen an. Alles schien sich zum Untergange auch des Westgothenreichs zu vereinen. Dennoch erhielt es sich und erhob sich sogar nach Justinians Tode noch einmal zu großer Bedeutung. Die Aufstände der römischen Bevölkerung im Inneren wurden niedergeworfen, eine Seestadt nach der anderen, wenn auch sehr allmählich, den Griechen wieder entrissen, das Reich gegen die Franken geschützt und der Herrschaft der Sueven für immer ein Ende gemacht. Aber nur dadurch wurde dies Alles ermöglicht, daß die Gothen sich dem Glauben der Römer zuneigten und König Reccared endlich zur katholischen Kirche förmlich übertrat. Seitdem gewannen die römischen Bischöfe auf alle Angelegenheiten Spaniens den erheblichsten Einfluß; die Gothen verbanden sich so eng der römischen Kirche und den Römern, daß sie endlich selbst ihre germanische Sprache und Sitte einbüßten. Der Gothe Reccared war der erste germanische König, der sich von einem Bischof salben und krönen ließ (586), nachdem es schon seit mehr als einem Jahrhundert Sitte war, daß die Kaiser zu Constantinopel aus den Händen der Patriarchen das Diadem empfingen.

Indessen hatte sich nach Justinians Tode auch der größte Theil Italiens dem Ostreiche wieder entzogen. In dem langandauernden Kriege zwischen Griechen und Gothen war das Land in entsetzlicher Weise verwüstet worden; verheert und verödet fiel es an das Ostreich zurück. Nur durch die äußerste Sorgfalt hätte es wieder zu der Blüthe gebracht werden können, in der es einst unter Theoderich stand. Aber an dieser Sorgfalt fehlte es Justinian, noch mehr seinen Nachfolgern. Italien sah sich als eine mißachtete Provinz behandelt, welche die Beamten des Kaisers fast nicht minder aussogen, als jener fürchterliche Krieg. Nicht lange, so verlangte man wieder nach der Herrschaft der Germanen, und sicher wäre das Land eine Beute der fränkischen Könige geworden, wenn nicht vierzehn Jahre nach der Zerstörung des ostgothischen Reichs die Langobarden über die Alpen gestiegen wären, um sich in der südlichen Halbinsel neue Wohnsitze zu suchen (568).

Mit den Gepiden hatten sich die Langobarden bis auf diese Zeit in den unteren Donaugegenden gehalten und hier zuletzt die germanische Herrschaft behauptet. Im stäten Kampfe mit den Kaisern zu Constantinopel, wie mit den Bulgaren und Avaren, türkisch-finnischen Nomadenstämmen, die auf den von den Hunnen eröffneten Wegen nach Europa vorgedrungen waren, hätten Gepiden und Langobarden nur durch das engste Zusammenhalten an der Donau ihre Macht sichern können, aber allen Gefahren zum Trotz stürzten sie sich in einen Vernichtungskrieg gegen einander. Das Gepidenreich unterlag den Langobarden; bald darauf mußten die Langobarden jedoch ihre Wohnsitze den Avaren räumen, die nun weit über Dacien und Pannonien hin ihre Macht ausbreiteten und selbst die östlichen Theile der Alpen bis zur dalmatischen Küste ihrer Gewalt unterwarfen. Die Langobarden stiegen nach Italien hinab. Unter ihren Königen Alboin und Cleph eroberten sie in siebenjährigem Kampfe die Gegenden um den Po, denen sie für alle Zeiten den Namen des Langobardenlandes gaben; dann drangen sie südwärts auf der Westseite des Apennins bis in die Nähe Roms vor, indem sie gleichzeitig im Friaul ein eigenes Herzogthum errichteten, um die Angriffe der Griechen und Avaren vom Osten auf die neugewonnene Herrschaft abzuwehren. Auch später noch dehnten sie ihre Eroberungen aus. Es gelang ihnen tiefer und tiefer in die Halbinsel des Apennin einzudringen und in der Mitte derselben das Herzogthum Spoleto, im Süden des Herzogthum Benevent zu begründen. Niemals jedoch erreichten sie die völlige Unterwerfung des italischen Landes. Die venetianischen Inseln, der ganze Küstenstrich von der nördlichen Pomündung bis nach Ancona hin, an dem Ravenna, damals der Hauptsitz der griechischen Macht in Italien, belegen war, die Südspitze der Halbinsel mit Sicilien, am westlichen Meere die Landschaften von Rom und Neapel — dies Alles blieb in den Händen der Griechen. Es entstand jene unheilvolle Spaltung Italiens, die bis in unsre Tage gedauert hat.

Die Langobarden waren, wie die Gothen, Arianer. Der religiöse Zwiespalt zwischen den Eroberern und den besiegten Bewohnern des Landes lebte demnach von Neuem auf, ja schien um so gefährlicher für die neubegründete Herrschaft, als die Langobarden sich nicht vollends zu Herren der Halbinsel machen konnten, sondern stets den Feind unmittelbar auf dem Nacken behielten; überdies war die königliche Gewalt bei ihnen noch minder befestigt, als bei anderen germanischen Stämmen,

und durch sie nur dürftig die Einheit des Reichs gewahrt. Wenn die neue Herrschaft sich dennoch behauptete, so geschah dies zunächst durch die schonungslose Härte, mit der die Langobarden ihre ersten Siege benutzten. Die römische Bevölkerung wurde vollständig als Kriegsbeute behandelt: sie büßte nicht nur alle politischen Rechte ein, sondern selbst ihre persönliche Freiheit wurde gemindert, das Grundeigenthum ihr völlig genommen oder nur gegen Abgabe eines Drittheils der Früchte zur Bestellung belassen, das römische Recht verlor seine öffentliche Geltung, und die Römer kamen ohne eigene Beamte unter die unmittelbare Gewalt der langobardischen Befehlshaber. Die Langobarden standen während der Eroberung in einer ausgebildeten Heeresverfassung, die sie auch nach derselben festhielten. Die Herzoge vertheilten unter sich die städtischen Territorien und nahmen selbst in den Hauptstädten derselben ihren Sitz, während ihre Kriegsmannen sich über das ganze Territorium verbreiteten; unter den Herzogen standen Schultheiße an der Spitze kleinerer Bezirke und der darin angesessenen Kriegsmannen, unter den Schultheißen Decane: sie alle zunächst militärische Befehlshaber, die aber zugleich die ganze bürgerliche Verwaltung und die Rechtspflege in Händen hatten.

Indem so die schroffe Trennung, die unter der gothischen Herrschaft zwischen dem germanischen und römischen Theil der Bevölkerung bestanden hatte, vermieden wurde, indem die Römer unmittelbar in die langobardischen Verhältnisse eingefügt wurden, mußte sich eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten anbahnen. Als dann die Langobarden, die von Anfang an ihre Härte gerade die katholische Kirche am wenigsten hatten fühlen lassen, sich sogar mehr und mehr selbst dieser zuneigten und endlich etwa hundert Jahre nach der Eroberung dem Arianismus völlig absagten, als so der Glaube der Besiegten über die Sieger die Oberhand gewann, vollzog sich die weitere Verschmelzung mit reißender Schnelligkeit unter dem Römerthum günstigen Umständen. Schon sah man die Langobarden, bisher von römischer Bildung ganz unberührt, sich in Kunst und Wissenschaft als nicht ungelehrige Schüler der Römer zeigen; schon nahmen sie angesehene Römer, die sich der griechischen Herrschaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und gestatteten ihnen nach eigenem Rechte zu leben; die früher so hart unterdrückte römische Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weise gehoben und ihr das schmachvolle Zeichen der Besiegten genommen. Seitdem hatte das Land von

den Angriffen der Griechen und Franken, die sich stets wiederholten, nicht mehr ernstlich zu fürchten; die beiden Volksstämme in demselben wuchsen zu einer Nation zusammen, deren Staatsformen wesentlich an die germanische Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen ihrer Kultur den römischen Ursprung deutlich zu erkennen gab.

Indem der Südwesten Europas überall eine zahlreiche germanische Bevölkerung und mit ihr viele Elemente germanischen Lebens in sich aufgenommen hatte, erfuhren hier alle Verhältnisse eine vollständige Umwandlung. Vor Allem hatten die Germanen die römische Bevölkerung, die sie vorfanden, mit ihrem Freiheitssinn erfüllt und das verweichlichte Geschlecht wieder an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Wie tief diese Umgestaltung des Lebens Alles ergriff, was nur in irgend welche Berührung mit den Germanen kam, zeigt sich recht klar darin, daß selbst in dem griechischen Italien ein kriegerischer Geist aufs Neue erwachte. In Rom, Neapel und Ravenna griff die Bürgerschaft wieder zu den Waffen und zeigte einen selbstständigen, trotzigen Geist gegen die Griechen; auch hier bildeten sich neue Verhältnisse aus, sehr nahe denen verwandt, die das langobardische Italien beherrschten. Aber so stark die Einwirkungen der germanischen Eroberung auch waren, keineswegs gelangten die neuen Lebenselemente zu vollständiger Herrschaft. In den eroberten Ländern erhielten sich die römische Glaubenslehre und Kirchenverfassung, die römische Sprache und Bildung, viele Einrichtungen des römischen Staatslebens nicht nur bei den Besiegten, sondern übten ihre Macht auch an den Siegern. Von den Römern lernten die germanischen Herren nicht nur lesen und schreiben, sondern auch umfassendere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere Stamm der Besiegten drückte überdies mit seiner Nationalität mit jedem Tage gewichtiger auf die der Sieger und nöthigte endlich diese aus ihrer starren Eigenthümlichkeit zu weichen. Nicht allein in Spanien und Italien zeigt sich diese Entwicklung, sie tritt ebenso in allen den Theilen Galliens hervor, wo sich eine dichte römische Bevölkerung erhalten hatte.

Auf diese Weise haben sich die romanischen Nationen gebildet; darin alle verwandt, daß sie auf einer Mischung und Verquickung römischer und germanischer Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und Sprache doch wieder besonders und eigenthümlich, wie sie sich denn auch

staatlich in der Folge getrennt entwickelten. Die romanische Art hat sich in dem Besitz von Spanien, Italien und des größeren Theiles von Gallien behauptet, wenn letzteres auch den Namen des Frankenreichs dauernd behielt; überall sind hier die rein germanischen Elemente allmählich wieder zurückgedrängt worden. Nur die von den Alamannen und Baiern eroberten Donauländer, die von den Franken besetzten Gegenden an Mosel, Maas und Schelde und das von den Angelsachsen eingenommene Britannien wurden für alle Zeit dem germanischen Wesen gewonnen. Dieser Rest blieb den Germanen von ihren großen Eroberungen während der Völkerwanderung; sonst welkte Germaniens Kraft außerhalb Germaniens wieder dahin.

8.

Erhebung der Pippiniden.

Zersplitterung und Schwäche des Abendlandes.

Ohne gemeinsamen Plan hatten die germanischen Völker das römische Reich angegriffen und erobert, selbstständig dann ihre Herrschaften begründet und so den Zusammenhang früher auf das Engste verbundener Länder gelöst. Die Einheit Europas und des Abendlandes war zerrissen, und es war um so weniger Hoffnung dieselbe herzustellen, als die germanischen Könige, ohne jedes Gefühl für gemeinsame Interessen, sich unablässig unter einander bekriegten und die beherrschten Völker selbst unter der Einwirkung des germanischen Sondertriebs sich eher von einander zu entfernen, als sich zu nähern, geneigt schienen.

Wenn bisher in Spanien, Italien und Gallien noch größere Reiche zusammengehalten waren, so beruhte dies mehr auf überkommenen politischen und kirchlichen Einrichtungen aus der Römerzeit, als auf der staatenbildenden Kraft der Germanen. Wo es den Eroberern gelang die römischen Ordnungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie in Britannien, zerfiel auch sofort die frühere Einheit des Landes, und was bisher verbunden war, löste sich in kleine Herrschaften auf. Nicht ein einiges Reich haben die Angelsachsen und die ihnen nachziehenden Jüten

auf der britannischen Insel gegründet, sondern unter sieben oder viel mehr acht Herrschaften, die nur sehr lose Bande verknüpften und di häufig unter einander in Fehde standen, das Land getheilt. Die Besorgniß lag nahe, daß in ähnlicher Weise allmählich auch die größeren Reiche, welche sich erhalten hatten, zerfallen würden und daß mit ihrer Auflösung die letzte Aussicht auf eine Herstellung der abendländischen Einheit dahinschwinden könnte.

Wer die Verhältnisse jener Zeit aufmerksamer betrachtet, erkennt leicht, wie alle germanischen Reiche schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in einem rasch sich vollziehenden Proceß innerer Zersetzung begriffen waren. Vieles trug dazu bei, diesen Proceß zu beschleunigen: zuerst und vor Allem, daß die Thronfolge nirgends in heilsamer Weise geregelt war, indem sie entweder zwischen Wahl und Erblichkeit schwankte oder, wo sie allein auf Erblichkeit beruhte, mit Reichstheilungen verbunden war; dann daß das Königthum, durch die schwankende Thronfolge geschwächt, die immer mächtiger aufstrebende Aristokratie nicht mehr im Zaume zu halten vermochte und diese sich nun in den einzelnen Landestheilen eine selbstständige Gewalt zu gründen bedacht war; endlich daß sich die nationalen und localen Unterschiede, lange gewaltsam unterdrückt, jetzt entfesselt mit um so größerer Hartnäckigkeit wieder Geltung zu verschaffen suchten.

So geschah es vor Allem in Gallien, wo die Merovinger das Reich gleich wie einen Privatbesitz vererbten und, wenn mehrere Erbsöhne vorhanden waren, unter diese theilten. Durch solche Theilungen wurden Austrasien, der östliche, und Neustrien, der westliche Theil des eigentlichen Frankenlandes, von einander gerissen, erlangten Burgund, wie Aquitanien, das frühere westgothische Gebiet südlich von der Loire, wieder eine besondere Stellung. Daneben gewann auch die celtische Nationalität in der Bretagne immer freieren Spielraum und strebte nach politischer Selbstständigkeit; nur mit den Waffen gezwungen erkannten bisweilen die Häuptlinge der Britannen die Hoheit der fränkischen Könige an. Zugleich stiegen von den Pyrenäen die Gascogner herab, ein tapferes Bergvolk, das die südlichen Theile des Landes eroberte und nur nach harten Niederlagen zeitweise wieder in seine Berge zurückwich. Durchgreifende Unterschiede bildeten sich in allen Theilen des Landes aus. Es schied sich der südliche Theil des Frankenreichs vom nördlichen, jener weniger, dieser mehr von den Einflüssen der germani-

schen Sitte und Sprache berührt; es schied sich im nördlichen Theil der Westen weiter vom Osten, und während in jenem, in Neustrien, das römische Element wieder allmählich die Oberhand gewann, erhielt sich der Osten im Wesentlichen bei germanischer Sitte und Sprache.

Mit Austrasien war die Herrschaft über die jenseits des Rheins wohnenden germanischen Stämme verbunden. Aber schon lösten sich auch diese mehr und mehr von dem Verbande der Monarchie ab. Die Herzoge von Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger übten bereits, obschon von den Königen gesetzt, eine wirklich landesherrliche Gewalt aus; sie setzten die Grafen im Lande ein, ernannten die Richter und ordneten die Verhältnisse Baierns unter stäter Theilnahme des Volkes, da sich die alte Gauverfassung erhalten hatte und jetzt sogar größere Bedeutung gewann. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den Alamannen, obgleich die herzogliche Gewalt öfters getheilt war und deshalb nicht zu gleicher Stärke gedieh. Auch Thüringen erhielt eigene Herzoge, die, wenn sie auch königlicher Gnade ihre Einsetzung verdankten, doch oft mit großer Selbstständigkeit auftraten. Wenn die Monarchie der Merovinger sich auch äußerlich noch in einem gewissen Zusammenhange erhielt und darstellte, so war dieser doch innerlich im siebenten Jahrhundert bereits völlig gelöst; das Reich bestand in Wahrheit aus einer Anzahl kleinerer und größerer fast selbstständiger Herrschaften, die fast unausgesetzt mit einander in Fehde standen.

In ähnliche Auflösung waren unter ähnlichen Verhältnissen auch die anderen germanischen Reiche gerathen; überall trennten sich die Theile mehr und mehr vom Ganzen los, überall begegnen wir inneren Streitigkeiten. Und diese Zerwürfnisse waren um so gefährlicher für den Bestand der Reiche, als auch die Kämpfe mit den äußeren Feinden in keinem Augenblick ruhten. Noch immer standen die Langobarden in den Waffen gegen das Ostreich, die Angelsachsen gegen die nach dem Westen ihres Insellandes zurückgedrängten Briten; die Franken hatten, während die Kriege mit den Westgothen, Friesen und Sachsen selten ruhten, überdies mit den Avaren an der Donau und mit den Slawen an der Elbe, gleich gefährlichen Feinden, zu kämpfen.

Nachdem die östlichen Gegenden Europas von den Germanen verlassen waren, hatten sich die ihnen bisher unterworfenen slawischen Stämme zur Freiheit erhoben und waren dann im sechsten Jahrhundert, von den Avaren fortgeschoben, theils nach Abend gegen die germanischen

Völker, theils nach Süden bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vorgedrungen. Slovenzen, Kroaten, Serben und Bulgaren — denn auch die letzteren galten, nachdem sie slawische Sitte und Sprache angenommen hatten, für Slawen — fanden endlich im griechischen Reiche Aufnahme und wurden in den Nordprovinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meer in den Gegenden an der Donau und Sau zur Vertheidigung der Grenzen, wie einst die germanischen Völker, angesiedelt. Indessen hatten die gegen Abend vorgedrungenen Stämme neue Wohnsitze gefunden, die sie zu Grenznachbaren der Deutschen an der Elbe, am böhmischen Waldgebirge, an der mittleren Donau und in dem östlichen Theile der Alpen machten. Von der Elbe bis über die Oder breiteten sich die zahlreichen Stämme der Wenden aus; das Land zwischen Saale und Elbe unterwarfen die Sorben; diesen verwandte Geschlechter ließen sich in den Gegenden am Main und der Rednitz nieder; das böhmische Land besetzte der Stamm der Czechen; von den Quellen der Elbe bis zu den Ufern der March dehnten sich die Mährer aus; von der Donau ausgehend, nahmen endlich die Karantanen oder Winden, ein Theil der Slovenzen, die östlichen Alpengegenden, die man jetzt mit dem Namen von Steiermark, Kärnthen und Krain bezeichnet, zum großen Theil in Besitz.

Längere Zeit haben die meisten dieser Slawenstämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen müssen; endlich aber schüttelten sie das Joch derselben ab und gründeten unter ihrem Führer, dem Franken Samo, ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmenland war und das sich von hier aus südlich bis zu den steierschen Alpen, östlich bis an die Karpathen, nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte (627). Es war das erste große Slawenreich, und wie die Germanen erst unter römischem Einflusse zur Gründung größerer Staaten gelangten, so entwickelten sich bei den Slawen unter deutscher Einwirkung die ersten Anfänge eines umfassenderen staatlichen Lebens. Fünfunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen die Macht der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen, die Macht der Slawen im Osten Deutschlands für alle Zeit zu befestigen.

Den Kämpfen, die auf allen Seiten das Frankenreich bedrängten, zeigten sich die Merovingischen Könige nicht mehr gewachsen; ein entartetes und in Lüste versunkenes Geschlecht, hatten sie dem Dienstadel

die Zügel der Herrschaft längst völlig überlassen. Ein Glück war es, daß sich in der früher kaum hervorleuchtenden Stellung des Hausmeiers allmählich eine Gewalt herausbildete, welche für die unfähigen Könige in der allgemeinen Verwirrung die Leitung des Staates übernehmen konnte. Der Hausmeier galt fortan für den ersten Kron- und Hofbeamten, ohne dessen Rath und Mitwirkung kein Staatsgeschäft unternommen werden konnte; er war die Seele der inneren Verwaltung, wie der Anführer des Dienstgefolges im Kriege. Und schon mußten oft mit diesem allein die Kriege geführt werden, da es mindestens in den gallischen Ländern selten noch möglich war, ein Volksaufgebot zu Stande zu bringen. Als die Monarchie in die Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund zerfiel, bedurfte jedes dieser Reiche auch eines besonderen Hausmeiers, da ohne denselben kein König mehr zu regieren vermochte. Bald aber wurden in allen Theilen der Monarchie die Hausmeier nicht mehr von den Königen ernannt, sondern ihnen durch die Wahl der Großen gesetzt und zeigten sich daher gewöhnlich auch als Gönner derer, denen sie ihre Erhebung verdankten. So war die Macht des alten Königthums bei den Franken gebrochen. Auch das Reich schien seiner völligen Zersplitterung entgegenzugehen, welches unter allen germanischen den größten Umfang gewonnen hatte und allein noch eine neue Verbindung der abendländischen Welt anbahnen konnte.

Wohin man unter den Wirrnissen jener Zeit den Blick richtet, überall bietet sich das schreckbare Bild einer scheinbar unaufhaltsamen Auflösung dar, in welcher die abendländische Welt begriffen ist. Niemand konnte daran denken, die Kräfte der germanischen Reiche gegen die mit wilder Eroberungslust anstürmenden Barbaren zu sammeln. Kein großes gemeinsames Unternehmen stillte den Kriegsmuth der Völker. Statt dessen führten die germanischen Könige unter sich verheerende Kriege, und im Inneren ihrer Reiche erhoben sich zahllose und endlose Fehden, welche nicht nur die äußeren Ordnungen der Staaten lösten, sondern auch alle sittlichen Bande lockerten. Willkür und Zuchtlosigkeit traten überall an die Stelle des Gesetzes. Freiheit und Wehrhaftigkeit schien der abendländischen Welt nur zu ihrem Verderben zurückgegeben; Gewaltthat und Sinnenlust herrschten bei Hoch und Niedrig.

Auch die christliche Kirche, welche allen Halt und Zusammenhang in der Auflösung der politischen Bande verlor, konnte dem immer weiter um sich fressenden Sittenverderbniß nicht mehr steuern; sie wurde vielmehr

selbst von der Fäulniß der Zeit nur allzu sehr ergriffen. Die Geistlichkeit versank in das eitelste und roheste weltliche Treiben, dem nicht einmal der äußere Schimmer geistiger Bildung blieb. Denn Kunst und Wissenschaft, vordem so kräftige Mittel, um tiefere Regungen in den Gemüthern zu wecken, so starke Bande, um die Völker geistig zu einen, hatten alle Anerkennung und Bedeutung verloren. Bis zu dem Ende des sechsten Jahrhunderts lassen sich die letzten Spuren altrömischer Kultur verfolgen; dann tritt ein Zeitalter entsetzlicher Barbarei ein, in dem fast nirgends im Abendlande ein Funke höheren Geisteslebens aufleuchtet. Alles, was uns aus dieser Zeit in Schrift- und Kunstwerken erhalten ist, trägt den Stempel der grauenhaften Verwilderung, die überall nun in jenen Ländern herrschte, die einst unter Roms Herrschaft in herrlicher Blüthe gestanden hatten. Es war, als ob die Menschheit sich selbst vergessen und von schwindelnder Höhe in den tiefsten Abgrund gestürzt hätte.

Der Zustand der abendländischen Welt schien hoffnungslos, doch war er es nicht; freilich erst nach langem und tiefem Verfall kam die Stunde der Erhebung.

Die Pippiniden als Hausmeier.

Es war in dem gefährlichsten Wendepunkt für die fränkische Monarchie und für die ganze Entwickelung des Abendlandes, daß sich im Dienste der austrasischen Könige ein tapferes Geschlecht erhob und zu solcher Macht gelangte, daß es die vergessenen Absichten Chlodovechs aufnehmen, die Kräfte des Reichs aufs Neue sammeln, allen Ueberlieferungen des Volkes zum Trotz das angestammte Königsgeschlecht beseitigen und sich selbst auf den Thron schwingen konnte.

Aus diesem Geschlecht tritt zuerst Pippin von Landen hervor (628), der als Hausmeier für den unmündigen König Dagobert eine fast unumschränkte Gewalt in Austrasien gewann. Hauptsächlich dazu wandte er sie an, alle Kräfte des Merovingischen Reichs noch einmal, so weit es möglich war, zu verbinden. Er breitete die Gewalt Dagoberts auch über Neustrien und Burgund aus und gedachte die Macht des vereinten Reichs nun zu den größten Unternehmungen zu benutzen. Das Reich des Samo, die Avaren, alle Völker bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums sollten unterworfen werden und die fränkischen

Waffen so zu neuen Ehren gelangen. Aber gerade damals brachen die alten Fehden zwischen Neustrien und Austrasien von Neuem aus, der Ausgang des Kampfes mit den auswärtigen Feinden war für den König unglücklich, die abhängigen deutschen Stämme verweigerten den Gehorsam, und die kaum hergestellte Einheit des Reichs löste sich alsbald von Neuem auf. Dagobert wurde den Austrasiern seinen unmündigen Sohn Sigibert III. zum Könige zu geben gezwungen, während ihm selbst kurz darauf in der Herrschaft über Neustrien und Burgund sein anderer Sohn Chlodovech II. folgte. Willkürlich herrschten dann in Neustrien zügellose Factionen des Adels, während in Austrasien Grimoald, Pippins Sohn, die Ordnung mit Kraft und Entschlossenheit schützte. Als er aber nach Sigiberts Tode den verwegenen Entschluß faßte seinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben, empörte sich das Volk gegen ihn; er wurde mit seinem Sohne erschlagen und die königliche Herrschaft den Merovingern zurückgegeben (656).

Grimoalds Sturz war nicht der Sturz seines Hauses. Bald sammelte sein Schwestersohn Pippin von Heristal von Neuem alle Macht Austrasiens in seinen Händen. Er nannte sich Herzog der Austrasier und stellte sich an die Spitze des austrasischen Heerbanns. Zuerst mochte er daran denken, sich in diesen deutschen Gegenden, die er mit seinem Ansehen beherrschte, eine ähnliche Stellung gegen die Könige zu sichern, wie sie die Herzoge der anderen deutschen Stämme im Lande der Alamannen, Baiern und Thüringer sich bereits gewonnen hatten. Aber in dieser Stellung bedroht und zugleich aufgefordert gegen den übermüthigen Adel Neustriens seine Waffen zu wenden, schritt er weiter und dehnte seine Herrschaft auch über die romanischen Theile der fränkischen Monarchie aus. Durch die Schlacht bei Testri wurde er Herr von Neustrien und setzte hier einen seiner Söhne zum Hausmeier ein (687). Seitdem ruhte in den Händen Pippins, „des Herzoges und Fürsten der Franken", das Schicksal der ganzen Monarchie; den Merovingern blieb Nichts, als die leeren Titel und die werthlosen Abzeichen des Königthums.

Als die königliche Gewalt, die hauptsächlich in den romanischen Theilen der Monarchie ihren Sitz gehabt hatte, verfiel, weil die Kraft des Königshauses den verderblichen Einflüssen der Römerwelt erlegen war, erhob sich, wie wir sehen, ein neues ruhmliebendes und waffenlustiges Geschlecht, das sich in ungebrochener Kraft für berufen

hielt den erblichenen Glanz des fränkischen Namens wieder hell vor der Welt leuchten zu lassen. Die Wurzeln seiner Macht lagen aber in den deutschgebliebenen Theilen des Reichs, und vor Allem in dem Lande der Ripuarier, jenes Frankenstammes, in dem sich deutsches Recht und deutsche Sitte bei weitem reiner als bei den Saliern erhalten hatten, wo das deutsche Freiheitsgefühl noch in dem Herzen des Volkes lebte, wo das alte Märzfeld noch zusammentrat, wo die Gemeinde und das Volksgericht noch in alter Weise bestanden. Von hier aus wurden frische Lebenskräfte auch den romanischen Theilen der Monarchie zugeführt und die zerrütteten Verhältnisse des Reichs aufs Neue befestigt. Aber von den alten Königsstädten an der Loire, Seine, Marne und Aisne wurden die Sitze der Herrschaft jetzt an den deutschen Rhein verlegt, der Mittelpunkt des Reichs aus den romanischen Gegenden in die germanischen übertragen.

Welch ein Glück für die Welt war es, daß so eine kraftvolle und streitbare Macht wieder im Herzen Europas entstand! Denn schon stürmten die Araber, nachdem sie in Asien und Afrika eine Provinz nach der anderen dem Kaiser von Constantinopel entrissen und sieben Sommer nach einander seine Hauptstadt belagert hatten, gegen das Abendland vor. Von der Nordküste Afrikas setzten sie über die Meerenge des Hercules, der sie für alle Zeiten einen neuen Namen liehen, und schon bei dem ersten Zusammenstoß wurde die Macht der Westgothen vernichtet (711). Ein Theil der Bevölkerung Spaniens flüchtete sich in die nördlichen Gebirge der Halbinsel, um sich mindestens die persönliche Freiheit und ungestörte Religionsübung zu retten; die große Masse der Christen mußte sich den Ungläubigen unterwerfen, die bald bis zu den Pyrenäen ihre Herrschaft ausdehnten und an den Grenzen der fränkischen Monarchie standen. Der Kampf mit den Arabern war unvermeidlich. Es war ein Kampf mit einem Volke voll fanatischer Begeisterung für „den größten Propheten des ewigen Gottes“ und die schwärmerische Lehre dieses Propheten, mit einem Volke voll des stolzesten Bewußtseins einer Geschichte, die es nun fast hundert Jahre von Siegen zu Siegen führte. Auch war Einheit und zusammengehaltene Kraft in allen seinen Unternehmungen; denn noch stand die Macht des Chalifen, der als Nachfolger des Propheten Kriegsherr und geistliches Oberhaupt des ganzen Volkes in einer Person war, ungebrochen da, und seine Feldherren vollstreckten in Asien, Afrika und Europa gehorsam seine Befehle. Nie

hätte die fränkische Monarchie solcher Macht widerstehen können, wenn nicht Pippin die Kräfte des Ganzen im rechten Zeitpunkte von Neuem gesammelt hätte.

Für einen Augenblick war freilich nach Pippins Tode (714) die Zukunft seines Hauses aufs Neue in Frage gestellt, aber sein großer Sohn Karl — Martellus, „der Hammer," mit Recht zubenannt — gewann schließlich doch die volle Macht des Vaters wieder und erhob sie zu noch höherem Glanze. Karls ganzes Leben war Kampf und Streit. Vom Kerker aus, in den ihn seine Stiefmutter gesperrt hatte, begann er seine ruhmvolle Laufbahn. Aus den Streitigkeiten mit seiner Familie, aus den Kämpfen mit den übermüthigen Großen in allen Theilen des Reichs — den kleinen Tyrannen des Landes, wie sie genannt werden, — mit den aufsässigen und trotzigen Herzogen der deutschen Stämme, aus den Kriegen mit den Sachsen und Friesen, welche die Grenzen des Reichs bedrohten und von denen er mindestens die Friesen zum größten Theil sich unterwarf, — aus allen diesen Kämpfen ging er als Sieger hervor und besaß als Herzog und Fürst der Franken so vollständig die königliche Gewalt, daß es kaum bemerkt wurde, ob ein Merovinger noch den Königsnamen führte oder der Thron, wie es zeitweise der Fall war, unbesetzt stand. Was aber das Wichtigste war, es gelang Karl die Araber, die schon in das Reich eingedrungen und bis zur Loire vorgerückt waren, gänzlich auf das Haupt zu schlagen und zurückzutreiben. Im Jahre 732 — gerade hundert Jahre nach dem Tode des Propheten — erlitten die Araber bei Poitiers eine vollständige Niederlage, und als sie nach sechs Jahren abermals in die Provence einfielen, gewann Karl bei Avignon (738) und Narbonne über sie neue Siege. Das waren Thaten, die seiner Familie nicht nur die Herrschaft im Frankenreiche sichern, sondern auch die Augen der ganzen abendländischen Christenheit auf den großen Siegesfürsten richten mußten. Die Langobarden trugen sich ihm als Bundesgenossen an; der Bischof von Rom, von Langobarden und Griechen bedrängt, lieh ihm den Titel eines römischen Consuls und übersandte ihm die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus; die Christen in Spanien hofften von ihm Hülfe und Errettung aus ihrer Bedrängniß. In der von Pippin hergestellten fränkischen Monarchie war durch die Siege des ruhmreichen Karl in der That ein neuer Mittelpunkt für die ganze abendländische Welt gewonnen worden.

Nach Karls Tode (741) theilten seine Söhne Karlmann und Pippin das Reich, das sie schon als ihr Erbgut betrachteten. Pippin, der Kleine mit Zunamen, gewann aber bald die Alleinherrschaft und gedieh zur vollen Gewalt des Vaters, nachdem er in langen Kämpfen auch den Widerstand seines Halbbruders Grippo gebrochen hatte. Noch einmal erhoben sich gegen ihn die lokalen Gewalten, nicht mehr freilich jene kleinen Tyrannen, deren Bedeutung bereits vernichtet war, wohl aber die großen Herzoge, die sich als die Vertreter der unterworfenen Nationen ansahen. Doch unterlagen auch sie in dem ungleichen Kampfe: dem alamannischen Herzogthum wurde ein Ende gemacht, die Herzoge von Thüringen verschwanden, in Aquitanien und Baiern mußten die Herzoge wenigstens für den Augenblick sich dem mächtigen Frankenfürsten beugen. Die Einheit des Reichs wurde größer, als sie jemals gewesen. Aber nur durch eine starke Kriegsmacht ließ sie sich erhalten, und schon der Vater und Großvater Pippins hatten erkannt, daß in den germanischen Theilen des Reichs allein jene alte Tapferkeit und muthige Hingebung fortlebten, die zu großen Dingen die Kraft bieten, daß sie hier ihre Heere aufbieten müßten, wenn sie des Siegs gewiß sein wollten. Nichts ließ daher Pippin unversucht, um die überrheinischen Stämme enger mit dem Reiche zu verbinden, mit dem sie lange nur in losem Zusammenhange gestanden hatten. Da aber schien Nichts ihm wichtiger, als diese Stämme, die noch zum Theil Heiden waren, durch das Band gleichen Glaubens und einer gemeinsamen Kirchenverfassung dauernd an die fränkische Monarchie zu knüpfen, und hier begegneten sich seine Pläne mit den Bestrebungen eines Mannes, der im Dienste Roms das Evangelium längst den heidnischen Deutschen predigte und durch ein neues Band der Gemeinschaft die germanische Welt mit Rom zu verbinden suchte. Es war Bonifacius, der Apostel der Deutschen, der Dienstmann des römischen Papstthums.

Die römische Kirche und das Königthum der Pippiniden.

Durch die Zerstörung der Römerherrschaft im Abendlande hatte auch die christliche Kirche schwere Verluste erlitten. In Gegenden, wo bereits das Christenthum tiefe Wurzeln geschlagen, war es völlig wieder vernichtet worden. Die heidnischen Angelsachsen hatten in Britannien,

so weit ihre Macht reichte, die Kirchen zerstört, und nur in dem westlichen Theil der Insel unter den Briten, die alle Vernichtungskriege der Sachsen nie ganz hatten vertilgen können, hatte der christliche Glaube eine freie Stätte behalten. Mit größter Inbrunst griff das unglückliche Volk der Briten nach den Tröstungen des Glaubens, und zu derselben Zeit, wo unter den Schrecken der Völkerwanderung in Italien das Klosterleben so weite Ausdehnung gewann, gedieh es auch hier im Norden zu der höchsten Blüthe. Die Klöster füllten sich mit Schaaren von frommen Mönchen und wurden die Mittelpunkte des gesammten religiösen Lebens, bald auch Ausgangspunkte zahlreicher Missionen. Männer voll Glaubensmuth gingen von hier hinaus in die Welt und predigten den Heiden das Evangelium; unter den Picten und Scoten, im Norden ihrer Insel und in Irland, fanden sie bereites Gehör und gründeten sie christliche Kirchen, während die Sachsen, voll Haß gegen alles britische Wesen, die Worte des Evangeliums nicht nur nicht annahmen, sondern die Diener des Herrn auf die grausamste Weise verfolgten.

Auch in den Donaugegenden, in Rätien, Noricum und besonders in Pannonien, wo das Christenthum schon in großem Segen gestanden, wo von zahlreichen Bischofssitzen aus sich christliche Ordnungen überall hin verbreitet hatten, war es unter den Stürmen der Völkerwanderung fast ganz verschwunden; die heidnischen Alamannen und Baiern hatten dann in die von ihnen eroberten Länder ihren Götzendienst übertragen. Selbst in den Gegenden am Rhein, an der Mosel und Maas, wo Trier, Köln und Mainz schon seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts Bischofssitze und Mittelpunkte eines weitverbreiteten kirchlichen Lebens waren, hatte das Christenthum lange mit den heidnischen Ripuariern zu kämpfen gehabt, aber hier doch endlich die Oberhand behalten, als die herrschenden Franken den Glauben Roms annahmen. Hier erhob sich bereits Trier als Metropole und Erzbisthum über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; eine ähnliche Stellung gewann Köln über dem Bisthum Tongern, das später nach Mastricht und dann nach Lüttich verlegt wurde, wie Mainz über den Bisthümern von Worms, Speier und Basel, die erst in der fränkischen Zeit begründet zu sein scheinen.

Einzelne Erwerbungen machte die christliche Kirche nach und nach wieder, aber die Verluste blieben sehr bedeutend, und nirgends fühlte man dies schmerzlicher als in Rom, wo man ja längst einen Anspruch auf

die kirchliche Herrschaft über die ganze Christenheit zu haben glaubte. Denn bereits in den letzten Zeiten des abendländischen Reichs hatte das römische Bisthum als die Kirche des heiligen Petrus, des Ersten der Apostel, unter den anderen Patriarchaten einen allgemein anerkannten Vorrang und eine gewisse schiedsrichterliche Gewalt über alle Kirchen erlangt; Beschlüsse von Synoden und kaiserliche Befehle hatten den Primat Petri förmlich anerkannt und den Päpsten eine allgemeine Oberleitung der gesammten Kirche zugesprochen. Aber die nachfolgenden Ereignisse hatten Rom gewaltige Einbußen an der schon gewonnenen Macht erleiden lassen. Auf der einen Seite wurde die rechtgläubige Kirche im Abendlande vom Arianismus und dem Heidenthum der siegreichen Germanen zurückgedrängt; auf der anderen Seite schloß sich die griechische Kirche, die sich in der Sprache, in der Auffassung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniel von der lateinischen mehr und mehr trennte, immer enger an den Patriarchen von Constantinopel an, dem schon seit geraumer Zeit der erste Rang nach dem Bischof von Rom angewiesen war und der durch die Nähe des Kaisers ebenso sehr gehoben wurde, wie mit der politischen Bedeutung Roms zugleich die geistliche Autorität des dortigen Bischofs sank. Als dann der Arianismus erstarb und die germanischen Eroberer sich der katholischen Kirche zuwandten, stieg zwar im Abendlande überall das Ansehen der Landesbischöfe zu einer früher niemals erreichten Höhe, doch blieb dies bei der Spaltung der abendländischen Welt und der abgesonderten Stellung der einzelnen Landeskirchen zunächst für den römischen Bischof ohne erhebliche Folgen. Wie sehr sich auch des Papstes Macht in der Stadt und dem unmittelbaren Gebiete Roms hob, der Primat Petri hatte im Abendlande fast alle Anerkennung verloren.

Die bischöflichen Kirchen in den germanischen Reichen bestanden ohne jede andere Aufsicht, als die des Staates; denn selbst die Gewalt der Metropoliten war überall in Verfall gerathen. Ohne geistliche Aufsicht versanken die Bischöfe fast ganz in die weltlichen Interessen der Herrscher. Die Concilien gestalteten sich beinahe wie Reichsversammlungen und schmolzen mit diesen zusammen; die Geistlichkeit stellte sich als eine ebenbürtige Aristokratie dem Kriegsadel zur Seite und stritt mit ihm um den Einfluß auf die Person der Könige und die Geschicke der Reiche. Und wenn es schon als der erste und der hauptsächlichste Zweck des Staates hingestellt wurde, die christliche Kirche zu schirmen,

sahen die Bischöfe diesen Schutz hauptsächlich in der Erhaltung und Vermehrung des Kirchenguts. Die reichsten und schönsten Besitzungen fielen ihnen zu, für die sie durch königliche Privilegien nicht allein Freiheit von den öffentlichen Lasten, sondern bald auch Befreiung vom Zutritt der öffentlichen Beamten und Gerichtsbarkeit durch eigene Schirmvögte erhielten.

So war es auch im fränkischen Reiche, und schon etwa hundert Jahre nach der Begründung desselben brach König Chilperich in die Klage aus: „Unser Schatz ist verarmt und aller Reichthum den Kirchen zugefallen; unsere Macht ist dahin und aller Orten herrschen die Bischöfe.“ Diese fränkischen Bischöfe führten meist ein völlig weltliches Leben; es bekümmerte sie die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden wenig, noch weniger die Mission unter den Heiden, obwohl sie doch fast inmitten derselben wohnten. Nicht von ihnen wurde das Christenthum in den alamannischen Gegenden, so nahe sie ihnen auch lagen, wieder erweckt, sondern von schlichten irischen Mönchen geschah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimath verließen, um das himmlische Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten.

Einer dieser Iren, Fridolin mit Namen, predigte am oberen Rhein und gründete auf einer Rheininsel das Kloster Seckingen; ein anderer, Columban, lehrte mit seinem Schüler Gallus am Bodensee, wo bald das berühmte nach Gallus benannte Kloster erstand; ein dritter, Trudpert, wurde der Apostel des Breisgaus. Allmählich wurde im siebenten Jahrhundert ganz Alamannien christlich; längst eingegangene Bisthümer lebten auf und neue wurden begründet; es ordneten sich die Sprengel von Straßburg, Basel, Konstanz und Chur, zu denen später noch das Bisthum Augsburg hinzu trat. Auch nach Baiern drangen dann die irischen Missionen vor. Als der erste Apostel der Baiern wird allerdings ein fränkischer Bischof gefeiert, der heilige Rupert, ein Verwandter des Merovingischen Hauses, dem das Bisthum Worms übertragen war. Er war es, der die Kirche des h. Petrus zu Salzburg um das Jahr 700 in das Leben rief. Doch einer der nächsten und bedeutendsten Nachfolger Ruperts war ein irischer Mönch, mit Namen Virgilius. Von dem Kloster Hy auf der kleinen Hebrideninsel Jona war er ausgegangen; immer blieb er in Verbindung mit diesem Kloster, von dort ließ er sich seinen Gehülfen Dobdagrek kommen. In Ostfranken und Thüringen wurde durch einen irischen Mönch, den Priester Kilian, der mit seinen Gefährten Coloman und Totnan sich auf die Wanderung

gemacht hatte, zuerst das Evangelium gepredigt; in Würzburg haben sie hier das erste Kloster errichtet. Zahlreiche andere geistliche Stiftungen rühren von diesen wandernden Iren her, die überall den Samen des göttlichen Worts ausstreuten, wo sie auf Frucht rechnen konnten, aber auf feste kirchliche Ordnungen weniger Gewicht legten, als die römische Kirche, und mit dem Papste zu Rom in keiner unmittelbaren Verbindung standen.

Indessen so das Christenthum tiefer und tiefer in die deutschen Länder eindrang, waren auch die Angelsachsen bereits demselben gewonnen. Papst Gregor der Große hatte seinen Klosterbruder Augustinus mit vierzig Begleitern zu ihnen geschickt, und König Aethelbert von Kent, der aus den Händen der verhaßten Briten das Christenthum verschmäht hatte, nahm es willig von den Römern an. Noch etwa sechzig Jahre kämpfte das römische Bekenntniß dann theils mit den heidnischen Lehren der Angelsachsen, theils mit den freieren Formen und Ansichten der britischen Kirche; da entschied sich endlich König Oswiu und mit ihm alle Angelsachsen offen für Rom (664), denn der heilige Petrus, meinten sie, besitze den Schüssel zur Himmelspforte, und sie wollten von ihm, wenn sie dereinst an dieselbe klopfen würden, nicht zurückgewiesen werden. Es war gleichsam ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem heiligen Petrus schlossen. Alle religiösen Unterweisungen suchten und erhielten sie fortan von Rom. Geistliche und Laien pilgerten schaarenweise zum Grabe Petri; eine Schule zur Bildung angelsächsischer Geistlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derselben der Romschoß, von jedem Hause im Lande ein Pfennig, erhoben; die Kirchen und Schulen wurden daheim nach den Vorschriften des Papstes geordnet. Ganz England diente fast in gleichem Sinne jetzt dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger, dem römischen Bischof, wie Chlodovech einst mit seinen Franken sich dem Herrn Christus geweiht hatte.

Bald gingen nun auch angelsächsische Priester und Mönche, der Spur ihrer irischen Vorgänger folgend, über die See zu den heidnischen Deutschen und verbreiteten hier mit dem Evangelium zugleich die Verehrung des heiligen Petrus. Zuerst waren die Absichten der angelsächsischen Missionare auf die ihnen stammverwandten Friesen und Sachsen gerichtet. Nach mehreren unglücklichen Versuchen gelang es Willibrord, dem Christenthum unter den Friesen eine bleibende Statt zu gewinnen, und nachdem er vom Papst schon lange zum Bischof der

Friesen ernannt war, gaben ihm die Siege Karl Martells einen festen Bischofssitz zu Utrecht (719). Unter Willibrords Gefährten zeichneten sich durch lebendigen Eifer für die Mission der schwarze und der weiße Ewalt aus, die den Sachsen predigten, aber den Tod der Märtyrer starben; mehr noch Winfried, ein Angelsachse aus Kyrton in Wessex, der dazu bestimmt war endlich der deutschen Kirche feste Ordnungen zu geben, sie aber zugleich mit den stärksten Banden an Rom zu fesseln.

Nach den Vorschriften Roms und in der genauesten Verbindung mit Papst Gregor II., der ihm den Namen Bonifacius beigelegt hatte, begann Winfried sein großes Missionswerk im Inneren der deutschen Länder. Ostfranken, Thüringen, Hessen und Friesland waren das weite Feld seiner Glaubensthätigkeit, indem er theils das Christenthum hier zuerst anpflanzte, theils die schwachen Keime aus früherer Predigt pflegte, theils die Auswüchse freierer Lehren und Formen, die Rom nicht dulden wollte, beseitigte und ausmerzte. Das Heidenthum erstarb nun allmählich in diesen Ländern; an der Stelle der heiligen Eichen, die Bonifacius oft mit eigener Hand fällte, entstanden christliche Bethäuser; den heidnischen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht. Das eifrige Wirken Winfrieds erkannte Papst Gregor III. an und ernannte ihn zum Erzbischof der neubekehrten Länder, womit er ihm zugleich die Vollmacht ertheilte, die bischöflichen Kirchen in denselben einzurichten. Aber Karl Martell lieh den Rathschlägen Winfrids nicht ein so geneigtes Ohr, als es der Papst erwartet hatte. Gewogener zeigte sich ihm Herzog Odilo von Baiern, der im Jahre 739 die bischöflichen Kirchen von Salzburg, Passau, Regensburg und Freising durch Bonifacius ordnen ließ; aber noch bei weitem wichtiger wurde, daß der Sohn Karl Martells, Pippin, sich von der Wirksamkeit dieses angelsächsischen Mönchs die größte Förderung seiner eigenen Absicht, die deutschen Stämme der fränkischen Monarchie fester zu vereinen, versprach und sich deshalb sogleich mit allem Eifer desselben annahm.

Sofort wurden nun in den neubekehrten Gegenden Bisthümer gestiftet: Würzburg für Ostfranken, Büraburg für Hessen, Eichstädt für die im Norden der Donau belegenen Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen, von denen Erfurt und Büraburg später mit Mainz vereinigt sind. Schon im Jahre 742 saß Bonifacius als Erzbischof einer Versammlung deutscher Bischöfe vor, wie sie in den nächsten Jahren fast regelmäßig dann abgehalten wurde. Die Einführung römischer

gottesdienstlicher Ordnungen, römischer Kirchenzucht, der bischöflichen Hierarchie, der von Rom gebilligten Klosterregel des heiligen Benedict, vor Allem aber die Anerkennung des Primats Petri — das war hier und auf den folgenden Synoden der Gegenstand aller Beschlüsse. „Wir haben" — schreibt Bonifacius von einer solchen Synode — „beschlossen und bekannt bis an unser Ende an dem katholischen Glauben festzuhalten, wie an der Einheit und dem Gehorsam gegen die römische Kirche; wir haben ferner beschlossen dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropoliten das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten, wie es recht und billig ist. Dies unser Bekenntniß haben alle angenommen und unterschrieben, wir haben es zum Grabe des heiligen Petrus geschickt, und der Papst mit der römischen Kirche hat es mit Freude empfangen." 748 wurde Bonifaz Mainz als erzbischöflicher Sitz angewiesen, und nicht nur die neugestifteten Bisthümer ihm untergeben, sondern auch ältere, wie Worms, Speier und Utrecht; selbst Köln mit Tongern wurde auf einige Zeit von Mainz abhängig. Und schon erstreckte sich die Wirksamkeit des rastlosen Mannes sogar über die Grenzen der deutschen Länder hinaus auf die Verfassung der ganzen fränkischen Kirche. Auch in den romanisirten Theilen des Reichs stellte er überall den gelösten Metropolitanverband her und versetzte die Erzbischöfe in Abhängigkeit von Rom, indem sie das Pallium von dort zu holen angewiesen wurden. Erst dadurch gelangte der Primat Petri im Abendlande von Neuem zu allgemeinerer Anerkennung; ja es wurde ihm fortan in England und im ganzen Frankreich eine bei weitem größere Bedeutung beigelegt, als er jemals vordem besessen hatte.

So erhob sich das römische Bisthum zu einer weithin anerkannten Stellung gerade zu derselben Zeit, als die fränkische Monarchie sich verjüngte, und die germanischen Stämme, welche sich am reinsten erhalten hatten, waren es, die den beiden neu aufstrebenden Mächten hauptsächlich die Kräfte zu diesem bedeutsamen Aufschwunge darboten. Nahe bei einander lagen die Wurzeln, von denselben Quellen genährt, aus denen zwei kräftige Stämme in wunderbar schnellem Wachsthum emporschossen.

Um ungehindert die neue ihnen vorgezeichnete Bahn beschreiten zu können, mußten der fränkische Hausmeier und der römische Bischof noch

in gleicher Weise sie lange zwängende Fesseln zerreißen: Pippin mußte die Merovinger vom Throne entfernen und denselben für sein Geschlecht in Besitz nehmen, der Papst dagegen sein bisheriges Verhältniß zu dem Kaiser zu Constantinopel, der noch immer sein Herr war, auf immerdar lösen. Beide waren zur That entschlossen, und gerade, indem sie zu derselben schritten, wurden sie erst recht inne, wie eng ihre Interessen verbunden waren; gegenseitiges Bedürfniß trieb sie zu einer der wichtigsten und folgenreichsten Verbindungen für die Geschichte der Menschheit.

Im Jahre 751 entthronte Pippin, nachdem er die Billigung des Papstes für diesen Schritt gewonnen hatte, den letzten König aus dem Merovingischen Geschlecht und schickte ihn in ein Kloster; nach alter Weise ließ er sich dann auf dem Märzfelde zu Soissons von den Franken zum König wählen und auf den Schild erheben, nach neuer Weise aber von den Bischöfen des Reichs salben, um der gegen das Herkommen gewonnenen Königsmacht eine besondere Weihe zu geben. Als wenige Jahre darauf Papst Stephan III. schutzflehend nach Frankreich kam, wiederholte er selbst, Petri Nachfolger, an Pippin die Salbung und weihte ihn und seine Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken (754); unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen ermahnte er das Volk dem neuen König unverbrüchlich die beschworene Treue zu halten.

Aber unverzüglich verlangte der Papst für solche Dienste den Gegendienst. Vor der Macht des Langobardenkönigs Aistulf hatte er aus Rom weichen müssen. Obwohl Aistulf auch die griechischen Besitzungen im nördlichen Italien mit Gewalt an sich gerissen hatte, obwohl der Kaiser der natürliche Verbündete und Schutzherr des Papstes gewesen wäre, konnte dieser doch — soweit war die Spaltung gediehen — auf Beistand von Constantinopel nicht mehr rechnen und mußte sich dem Franken in die Arme werfen; mit dem dunklen und vieldeutigen Namen eines Patricius der Römer begrüßte er seinen neuen Schutzherrn und bat ihn um thatkräftigen Beistand.

Und wie hätte Pippin nun zaudern können, die Rechte des heiligen Petrus und Roms gegen die anwachsende Macht der Langobarden zu vertheidigen? In zwei Feldzügen nöthigte er Aistulf alle seine Eroberungen auszuliefern; mit ihnen auch den Exarchat und die Pentapolis, d. h. den ganzen Küstenstrich südlich von der Pomündung bis nach An-

cona hin, vom Reno und dem Rücken des Apennin im Westen begrenzt, ein Land, das bis dahin dem griechischen Reiche gehört hatte. Durch eine Schenkung überließ Pippin diese Gegenden dem heiligen Petrus, der römischen Kirche, d. h. dem Papste, und, wie es weiter lautet, dem römischen Reiche — nicht dem Ostreiche, wie Pippin ausdrücklich erklärte, sondern dem Westreiche, auf dessen Herstellung seine Gedanken unfraglich schon damals gerichtet waren. Auch darüber kann kaum ein Zweifel obwalten, daß Pippin als Patricius bereits in Rom selbst schutzherrliche Rechte geübt hat. Oefters bedurfte seines Beistandes der Papst, der bald mit der seiner tumultuarisch erworbenen Herrschaft widerstrebenden Stadtbevölkerung, bald mit den Langobarden und den „gottlosen und ketzerischen" Griechen im Streite lag und nur mit Mühe zum Besitz der geschenkten Landschaften und Städte gelangte.

Augenscheinlich war es, daß der Papst ebenso einer starken weltlichen Macht von Nöthen hatte, die ihn in seinen Ansprüchen stützte, wie Pippin einer allgemein anerkannten geistlichen Gewalt, welche sein neues Königthum sicherte und durch das Band der Kirche die widerstrebenden Elemente seiner Herrschaft zusammenhielt. Der deutsche Kriegsfürst und der römische Bischof bedurften in gleicher Weise einander und mußten sich zu dauerndem Bunde die Hände reichen.

Der Herstellung eines abendländischen Kaiserthums reifte Alles zu, eines neuen Römerreichs, in dem Germanien aber nicht eine unterworfene Provinz, sondern Kern und Mittelpunkt war. Und schon strahlte im Glanze jugendlichen Lebens das Haupt, dem die neue Kaiserkrone bestimmt war.

9.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums.

Wie lange hatte jener den germanischen Völkern tief innewohnende Trieb, in enger begrenzten Kreisen das Leben zu gestalten, zerstörend auf die Staaten des Abendlandes gewirkt, wie oft waren kaum beginnende Bildungen gehemmt oder gänzlich vernichtet worden, und wie

groß zeigte sich nicht stets von Neuem die Gefahr, daß die ganze bisherige Entwicklung Europas zuletzt doch der Vernichtung verfallen könnte, daß nicht die Kultur des Alterthums allein, sondern mit ihr selbst das Christenthum, schon von den Aposteln hier auf den fruchtbarsten Boden gepflanzt, von fanatischem Unglauben mit der Wurzel ausgerottet würde. Jahrhunderte schreckbarer Finsterniß — wer kann es leugnen! — waren den Zeiten der germanischen Eroberung gefolgt, und jene Freiheit, welche die deutschen Kriegsschaaren der Welt zurückgaben, schien eher zum Fluch als zum Segen der Menschheit auszuschlagen; kaum leuchtete aus dem Dunkel noch hier und da ein matter Schimmer auf, der die Hoffnung ließ, daß die Sonne doch endlich wieder die Wolken durchbrechen müsse.

Aber schon nahte eine bessere Zeit, wo sich die zerstreuten Kräfte wieder sammelten, wo sich zusammenschloß, was sich so lange geflohen hatte, wo sich das Abendland wieder in großartiger Einheit darstellte und sich dann zeigte, daß Keime lebendigeren Glaubens und höherer Gesittung in dem von dem Eisen der Germanen umackerten Boden lagen und aus ihm aufschossen, als je vordem auf diesem Grunde gediehen waren. Die germanischen und romanischen Nationen traten einer inneren Verschmelzung in allen ihren staatlichen und kirchlichen Verhältnissen näher und näher, und wie zersetzend bis dahin auch germanisches Wesen gewirkt haben mochte, Germanen waren es jetzt, welche die Einigung des Abendlandes förderten und zum Ziele führten. Dem Angelsachsen Winfried war es gelungen, die fränkische Kirche mit der Verehrung des heiligen Petrus zu erfüllen, und wie sich die Franken einst unter Chlodovech Christus zu eigen geweiht hatten, so gaben sie sich jetzt dem Ersten der Apostel als Dienstmannen hin: sie bereiteten nun dem Bischofe zu Rom, den sie als den Nachfolger und Stellvertreter des Apostelfürsten anerkannten, die Wege zur Herrschaft über die Kirche des ganzen Abendlandes. Und während sich die Kirche unter der Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes mehr und mehr einheitlich gestaltete, erhob sich auf den Grenzen Galliens und Germaniens ein neues Herrscherhaus, das nicht nur in diesen Ländern schnell alle Fülle der Gewalt gewann, sondern auch bereits tief in die Angelegenheiten Italiens eingriff und dadurch, so weit die abendländische Christenheit reichte, zu einer außerordentlichen Machthöhe aufstieg. Ueberall begegneten sich fortan die Interessen des Papstthums und dieses neuen Kö-

nigshauses: im Kampfe gegen einander würden sie sich nicht allein geschwächt, sondern ihre ganze Zukunft vernichtet haben, im Bunde mit einander erstarkten sie mit jedem neuen Schritte, den sie vorwärts thaten, und mußten an das Ziel der staatlichen und kirchlichen Einigung des Abendlandes mit Nothwendigkeit gelangen. An weltumfassenden Anschauungen hat es Rom nie gefehlt, auch nicht den Päpsten jener Zeit; es bedurfte nur eines Fürsten auf dem fränkischen Thron, der sich über die Beschränktheit der deutschen Natur zu großen politischen Ideen erhob, um diese Entwicklung zum Abschluß zu bringen. Dieser Fürst wurde der Welt in Karl dem Großen gerade im rechten Augenblick geschenkt. Glänzendere Herrschergaben haben sich selten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat das Genie eines Regenten eine günstigere Zeit zu unsterblichen Thaten gefunden.

Karl folgte als Jüngling seinem Vater auf den Thron (768); er war erst sechsundzwanzig Jahre alt, und viel fehlte daran, daß alle Vorzüge seiner reichen Natur bereits entwickelt gewesen wären. Aber von früh an erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite gesetzt haben. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein staatlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes; mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er sich niemals schonte, keine Rast bei der Arbeit kannte. Oft stand er des Nachts vier- bis fünfmal von seinem Lager auf und wandte sich den gerade vorliegenden Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er über die Geschäfte mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Bücher vorlesen: jede Stunde wußte er zu nutzen. Dabei war er stets klaren und freien Sinns; nie hat er im Unmuth ein Unrecht begangen. Im engen Kreise der Seinen fühlte er sich glücklich und besorgte mit gewissenhaftester Sorgfalt den eigenen Haushalt; aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste. Die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Er-

reichbare; mit gleicher Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Die Athener haben an Themistokles, dem größten Helden, den ihre Stadt erzeugte, vor Allem jene geistige Kraft bewundert, die ihn auch ohne tiefere Bildung überall das Richtige erkennen ließ; dieselbe wunderbare angeborene Unterscheidungsgabe wohnte Karl bei. Im Waffendienst erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaften, wie sie jener Zeit überliefert waren, und blieb selbst im Alter in ihnen ein Schüler. Aber ob die Spuren altgermanischer Barbarei unvertilgbar seinem Geiste anhafteten, es gab doch in den Verhältnissen von Staat und Kirche keine Aufgabe so schwierig und verwickelt, daß sein Scharfblick sie nicht gelöst hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem sich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunst abmühte, hat seinen Geist schon beschäftigt.

Die Verhältnisse gestalteten sich bei seiner Thronbesteigung nicht sonderlich günstig. Die neue Dynastie hatte von der alten jene unglückliche Erbfolgeordnung übernommen, die abermals zu einer Reichstheilung führte; Karl mußte sich im Anfange mit seinem Bruder Karlmann über die Herrschaft auseinandersetzen, und bald geriethen die Brüder in ärgerliche Streitigkeiten. Ueberdies hatte Karl seiner Mutter zu Liebe eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius geheirathet; diese Verbindung drohte zugleich auch den Bund mit Rom zu lösen und hinderte Karl auf dem Wege seines Vaters fortzuschreiten. Aber bald hoben sich alle Hemmnisse. Karlmann starb schon im vierten Jahre seiner Regierung, und die Franken schlossen dessen Söhne von der Nachfolge aus; Karl trennte sich von der Langobardin, und das alte Verhältniß zu Rom stellte sich sofort her. Seitdem verfolgte Karl mit voller Entschiedenheit die Bahn, welche die begonnene Entwicklung der Dinge dem fränkischen Königthume gewiesen hatte.

Jede selbstständige Gewalt, die sich noch in dem alten Reiche der Merovinger zu behaupten wagte, wurde überwältigt. In Aquitanien hielt sich noch ein erbliches Herzogthum, von Pippin bekriegt, nicht besiegt: Karl machte demselben ein Ende. Die Britannen widerstrebten seit Jahrhunderten dem Gebot der Frankenkönige: ihr Widerstand wurde nach langen Kämpfen gebrochen. Baiern bestand unter dem Agilolfinger Tassilo noch als besonderes Herzogthum und hatte sich bereits unter Pippin wieder trotzig erhoben: Tassilo wurde gedemüthigt, und wenn

er seine Gewalt noch einige Zeit bewahrte, so dankte er es nur der persönlichen Freundschaft Karls und der Verwendung des Papstes; endlich mußte auch er weichen und in ein Kloster gehen (788).

Es war eine Lebensfrage für das neue Königshaus, welches seine Macht vor Allem auf die deutsch gebliebenen Theile des Reichs begründet hatte, der Freiheit des sächsischen Stammes ein Ende zu machen. Seit Jahrhunderten von den Frankenkönigen bekriegt und oft in blutigen Schlachten besiegt, hatten die Sachsen sich doch von jeder Niederlage wieder erhoben und in den letzten Zeiten sogar allgemach ihre Herrschaft im Südwesten weiter gegen das Frankenland ausgedehnt. Jeder Aufstand gegen die fränkische Königsherrschaft fand bei ihnen, dem letzten freien deutschen Stamme, bereitwillige Unterstützung; auch die Ausbreitung des Christenthums in den inneren deutschen Ländern, von den Königen jetzt zur Befestigung ihrer Herrschaft auf alle Weise begünstigt, wurde durch die Sachsen gehemmt. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Pippin unaufhörlich mit diesem Volke gekämpft; Karl übernahm den Krieg als eine Erbschaft vom Vater, entschlossen um jeden Preis ihn durchzuführen, um die Königsherrschaft und das Christenthum für ewige Zeiten unter allen Germanen zu sichern. In der Bezwingung des letzten freien und heidnischen deutschen Stammes erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die inneren Verhältnisse bei den Sachsen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, keine wesentliche Veränderung erfahren. Die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christenthum hier behauptet, die Sitte der Vorderen war treu bewahrt; die Sachsen jener Zeit waren noch die ächten Söhne der Cherusker, die einst Armin gegen die Römer führte. An der Spitze der nicht sehr umfangreichen Gaubezirke, in welche das Land zerfiel, standen wie in den Urzeiten Gaufürsten, von den Gemeinden gewählt, um das Gericht zu hegen und den Heerbann zu führen. Eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte, aber alljährlich versammelte sich zu Marklo an der Weser die große Landesgemeinde, zu der von allen Gauen aus den drei freien Ständen des Volkes Abgeordnete erschienen. Hier wurden die allgemeinen Angelegenheiten berathen, hier über Krieg und Frieden entschieden und Herzoge erwählt, wenn das Heer gegen einen Landesfeind zu führen war. Dem Stande nach zerfielen die freien Männer des Volkes

in die nicht sehr zahlreichen, aber mächtigen Edlinge, die Frilinge, d. h. die Vollfreien, und die Lassen, eine zahlreiche Klasse abhängiger Männer ohne eigenen Besitz, die aber persönliche Freiheit genossen. Geographisch schieden sich die Sachsen in die Westfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe, wie auf beiden Seiten der Ems, in die Engern an beiden Ufern der Weser bis zur Leine hin und in die Ostfalen bis zur Elbe; von ihnen werden noch die Nordleute oder Nordelbinger unterschieden, die auf der rechten Seite der unteren Elbe bis zur Eider hin jene Gegenden behauptet hatten, in denen zuerst der Sachsenname gehört worden war.

Ein großes kampflustiges und streitbares Volk in ungebrochener Naturkraft, voll wilden Freiheitstrotzes und barbarischer Verschlagenheit war es, gegen das Karl seine Waffen hier wendete. Allerdings war es ohne feste Einheit und starken Zusammenhalt und deshalb in einzelnen Kämpfen unschwer zu besiegen; aber alle einzelnen Siege trugen wenig für die endliche Entscheidung des Krieges aus, Gau für Gau mußte unterworfen, eine Gemeinde nach der anderen einzeln vernichtet werden. Der Krieg, den Karl gegen die Sachsen führte, war derselbe, in dem einst die Römer unterlegen waren; gegen dieselben Stämme, in denselben Gegenden wurde er geführt, und auch jetzt galt es die germanische Freiheit der Herrschaft eines Einzelnen zu beugen und der Verbindung eines großen Reichs einzufügen. Aber zugleich war der Krieg nun ein Kampf für den Glauben der Christen: mit den Reliquien der Heiligen zog Karl in den Kampf, Missionare begleiteten den Zug seiner Reisigen.

Auf dem Maifelde zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Das Heer zog aus. Die Eresburg, die Hauptfeste der Sachsen an der Diemel, wo jetzt Stadtberge liegt, wurde genommen; der geweihte Bezirk im Eggegebirge, wo die Irminsul stand — ein gewaltiger Stamm, der nach dem Glauben der Sachsen das All trug, — fiel der Zerstörung anheim; alles Land bis zur Weser wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Sachsen wagten sich den kriegsmächtigen Franken nicht zum offenen Kampfe zu stellen, und als diese tiefer in das Land drangen, gelobten die meisten Gaue Unterwerfung und gaben dem Könige Geiseln. Christliche Priester durchzogen sofort das Land und predigten mit dem Christenthum zugleich Unterwerfung unter die Königsherrschaft der Franken. Sie predigten tauben Ohren; kaum hatte Karl die sächsischen Grenzen verlassen, so erhob sich das

Volk zu Hauf, besetzte die Eresburg wieder, nahm die Siegburg an der Ruhr ein und überfiel das fränkische Gebiet.

Im Jahre 775 mußte Karl den Krieg von Neuem beginnen. Er gelobte das „treulose und eidbrüchige" Volk der Sachsen zu unterwerfen oder für immerdar zu vernichten. Alle Streitkräfte seines Reichs hatte er aufgeboten und rückte mit ungeheurer Heeresmacht in Sachsen ein. Im offenen Kampfe stellte sich auch jetzt der Feind nirgends den Franken; nur einmal wagten die Westfalen, von Widukind geführt, einen nächtlichen Ueberfall. Karls Heer drang unter schrecklichen Verheerungen bis zur Oker vor; die Ostfalen, Westfalen, Engern unterwarfen sich und stellten Geiseln. Und doch war die Unterwerfung des Landes noch nicht entschieden. Sobald Karl das Land verlassen hatte, erhob sich der Feind ihm im Rücken und nahm die kaum gewonnene Siegburg von Neuem. Da kehrte der König mit unwiderstehlicher Heeresmacht im Jahre 776 zurück. Die Sachsen gaben sofort jeden Widerstand auf; kaum war Karl bis zu den Quellen der Lippe gelangt, so gelobten sie Annahme des Christenthums und Unterwerfung; Viele fügten sich sogleich der Taufe. Karl ließ nun Zwingburgen in Sachsen bauen, nahm selbst einen längeren Aufenthalt daselbst und hielt zu Paderborn das Maifeld im Jahre 777. Der Adel und die freien Männer des Landes erschienen hier vor dem mächtigen König; kein Widerstand wurde laut, aller Trotz schien gebrochen. Die Sachsen gelobten unweigerlich den Befehlen des Königs zu gehorchen, fehlten sie in der Pflicht, so möchte er ihnen die Freiheit und ihr Land auf immer entziehen. Schaarenweise ließ sich das Volk taufen; Sachsen schien in der That unterworfen. Nur Widukind, in dem etwas vom Geiste Armins lebte, wollte sich nicht dem Franken beugen und flüchtete sich zu dem Dänenkönig Siegfried.

Nichts war Karl hinderlicher, um seine Erfolge in Sachsen zu sichern und die Herrschaft hier schnell zu befestigen, als die Kriege, die er als Bundesgenosse des Papstes gleichzeitig gegen die Langobarden zu führen hatte. König Desiderius war durch die Scheidung seiner Tochter Karls erbittertster Feind geworden; freudig hatte er die vom Throne ausgeschlossenen Söhne Karlmanns bei sich aufgenommen, sie als Frankenkönige anerkannt und vom Papst Hadrian ihre Salbung verlangt. Aber was Desiderius auch that, um den Papst von Karl zu trennen, der Papst blieb „demanthart"; selbst da wankte er nicht, als Desiderius mit Heeresmacht gegen Rom anzog und den größten Theil der von

Pippin dem heiligen Petrus geschenkten Städte besetzte. Der Hülferuf des Papstes erging im Jahre 773 an Karl, und dieser zögerte keinen Augenblick ihm zu folgen. Die Alpenpässe wurden schlecht vertheidigt; ohne erheblichen Widerstand drang Karl in die lombardische Ebene ein. Auch hier widersetzte sich Desiderius nicht in einer offenen Feldschlacht, sondern beschränkte sich auf die Vertheidigung seiner Städte, die einzeln belagert werden mußten.

Während das fränkische Heer hiermit beschäftigt war, begab sich Karl Ostern 774 nach Rom, um sich als ihr Patricius der Stadt zu zeigen und persönlich seinen Bund mit dem Papst zu erneuern. Mit allen Ehren, die bei dem Einzug eines Exarchen oder Patricius des griechischen Kaisers üblich waren, wurde er empfangen. An der Peterskirche trat ihm der Papst entgegen; unter dem Gesange: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" schritten Beide zum Grabe des Apostels und beteten hier vereint. Dann wurde das Osterfest mit der größten Pracht begangen und nach demselben dem Papste von Karl die Schenkung seines Vaters nicht nur bestätigt, sondern noch durch neue Verleihungen erweitert. Karl erklärte, wie einst sein Vater: er habe den Krieg gegen die Langobarden nicht um Gold oder Silber, Land und Leute zu gewinnen unternommen, sondern nur um die Rechte des heiligen Petrus zu schützen und zur Erhöhung der römischen Kirche. Wenn aber der Papst hieraus die Hoffnung schöpfte, Karl werde alle die Theile des langobardischen Reichs, auf die Rom nach einem einst von Pippin gegebenen, aber unerfüllt gebliebenen Versprechen Ansprüche erhob, dem heiligen Petrus übergeben, so fand er sich bitter enttäuscht. Denn als nach langer Belagerung Pavia fiel und Desiderius in die Gewalt seiner Feinde gerieth, ließ Karl sich selbst von den Langobarden huldigen und nannte sich fortan „König der Franken und Langobarden." Desiderius wurde als Mönch in ein fränkisches Kloster geschickt.

Das Verhältniß Karls zum römischen Bisthum erfuhr, seitdem er ein ausgedehntes Reich in Italien gewonnen hatte, manche Trübung; er war der mächtige Nachbar des Papstes geworden, der selbst nach der weltlichen Herrschaft hier strebte. An Reibungen fehlte es nicht; Ansprüche mancherlei Art wurden gegenseitig erhoben und zurückgewiesen. Aber der Gang der Dinge machte es unmöglich, daß sich der durch alle Forderungen der Zeit gebotene Bund lockerte oder löste. Schon im Jahre 776 zeigt sich von Neuem, wie untrennbar das In-

teresse des Papstes mit der Macht des Frankenkönigs verknüpft war. Desiderius Sohn, Adelchis, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, bedrohte Italien; es unterstützte ihn sein Schwager Arichis, der stolze, noch unbezwungene Herzog von Benevent; andere langobardische Herzoge standen mit beiden im geheimen Bunde. Der Papst war nicht minder gefährdet als die Herrschaft der Franken. Da eilte Karl abermals über die Alpen. Die drohende Gefahr wurde durch sein kraftvolles Auftreten schnell unterdrückt, neuen Aufständen durch eine Umgestaltung aller Verhältnisse des langobardischen Reichs vorgebeugt. Die herzogliche Gewalt wurde bis auf Spoleto, wo der Papst oberherrliche Rechte in Anspruch nahm, überall aufgelöst, das Land in Grafschaften getheilt, die fränkische Kriegs- und Gerichtsverfassung eingeführt, die politische Stellung der Bischöfe und Aebte gehoben, kurz Alles den Einrichtungen der fränkischen Monarchie möglichst nahe gebracht. Dennoch gab Karl vier Jahre später dem langobardischen Reiche in seinem fünfjährigen Sohne Pippin einen eigenen Unterkönig. Auf eigener Grundlage ruhend, zu besonderen Zwecken bestimmt, den Angriffen gefährlicher Feinde fortwährend ausgesetzt, schien das Land einer getrennten Verwaltung zu bedürfen. Noch war keineswegs hier Alles vollendet. Benevent unterwarf sich erst später und blieb von schwankender Treue; die Griechen, die ihre Ansprüche und Absichten auf Italien nicht aufgaben, suchten mit den Herzogen von Benevent immer aufs Neue Verbindungen zu gewinnen. So lange der Papst gegen die „ruchlosen und ketzerischen“ Griechen und gegen das „meineidige und stinkende“ Volk der Langobarden keinen anderen Schutz sah, als in dem erlauchten Königsgeschlecht der Franken, blieb ihm keine Wahl, als dasselbe von Ehren zu Ehren zu erheben; er salbte Pippin und seinen jüngeren Bruder Ludwig schon bei Lebzeiten des Vaters zu Königen der Franken.

Ludwig, dem jüngsten Sohne Karls, war Aquitanien als Königreich bestimmt; noch in der Wiege wurde das Knäblein in sein Reich getragen. Da sich hier an den Südwestgrenzen der Monarchie die Aussicht zu großen Eroberungen zeigte, wollte Karl auch hier den tapferen Bestrebungen seiner Getreuen einen eigenen Mittelpunkt geben. Denn eben damals gaben sich die ersten Spuren der Auflösung in dem großen Reich, welches die Araber unter den Chalifen gewonnen hatten, zu erkennen. Abderrhaman, der letzte Sprößling vom entthronten Chalifengeschlecht der Ommaijaden, war nach Spanien geflohen und

hatte in diesem Lande eine selbstständige Herrschaft begründet, deren Sitz zu Cordova war. Aber die Statthalter der spanischen Städte beugten sich nicht alle willig dem neuen Gewalthaber, und Soliman Ibn al Arabi, der zu Barcelona befehligte, rief sogar gegen den Chalifen ein Christenheer über die Pyrenäen. Im Jahre 778 griff Karl die Ungläubigen, von seinen Vorfahren einst von den Fluren Galliens vertrieben, zuerst in ihrer spanischen Herrschaft an. Siegreich drang er bis vor Saragossa; die muhamedanischen Befehlshaber zwischen dem Ebro und den Pyrenäen stellten ihm Geiseln. Ein glänzender Kriegszug in seinen Anfängen, aber nicht ohne empfindliche Verluste in seinem Ausgange. Auf dem Rückzuge überfielen die kampf- und beutelustigen Basken das fränkische Heer in den Pyrenäen, und in dem Thal von Roncesvalles erlitt es eine schwere Niederlage. Karls Mißgeschick ermuthigte die Araber, und die Eroberungen der Franken in Spanien gingen für den Augenblick wieder verloren. Aber der Krieg an den Grenzen dauerte fort, und mit ihm erhielt sich die Hoffnung, die Ungläubigen vom spanischen Boden zu verdrängen.

Der Schlag, der Karls Heer in den Schluchten der Pyrenäen getroffen hatte, machte sich seiner Macht auch an der Weser und am Rheine fühlbar: in so enger Verbindung standen damals alle Verhältnisse des Abendlandes. Die Sachsen erhoben sich wieder. Die eben gebauten Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, die Franken verjagt und das Frankenland selbst angegriffen. Bis zum Rheine ergossen sich die sächsischen Heereshaufen, von Deutz bis Coblenz wurde Alles verwüstet. Sofort sandte Karl ein Heer von Ostfranken und Alamannen gegen die Sachsen, die auch alsbald aus den rheinischen Gegenden wichen und bis zur Eder verfolgt wurden; in den Jahren 779 und 780 zog er dann selbst mit großer Heeresmacht in das empörte Land. Von Neuem unterwarfen sich ihm alle Gaue und versprachen Treue und Annahme des Christenthums. Aber, durch schlimme Erfahrungen belehrt, traute Karl solchen Versprechungen nicht mehr und dachte auf Mittel den Gehorsam des Volkes zu erzwingen. Zahlreiche Befestigungen legte er rings um das Land an, namentlich an der fränkischen Grenze und an der Elbe; starke Besatzungen in diesen Burgen zwängten vom Osten und Westen die Sachsen ein und erhielten in der That eine Zeit lang Ruhe. Diese Zeit benutzte Karl, um Einrichtungen durchzuführen, welche den alten Götterdienst und die angestammte Volks-

freiheit zugleich auf immerdar zu brechen vermöchten. Die fränkische Heeres- und Gerichtsverfassung wurde nun hier, wie kurz vorher im langobardischen Reiche eingeführt, das Land in Grafschaften eingetheilt, fränkische Große oder sächsische Edlinge, die sich Karl ergeben hatten, an ihre Spitze gestellt; auch die Eintheilung des Landes in bischöfliche Sprengel wurde begonnen, christliche Priester angesiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehren Christi annahm, zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Einrichtung der Zehnten gezwungen. Im Jahre 782 hielt der König einen großen und glänzenden Reichstag an den Quellen der Lippe; es schien, als ob er frei in Sachsen walte, wie in seinem eigenen Hause. Schon ging er damit um, über Sachsen östlich hinaus zu den slawischen Stämmen sein Reich auszubreiten. Ein Heereszug gegen die Sorben, die zwischen Saale und Elbe wohnten, wurde beschlossen und ausgeführt; zum ersten Male mußten auf demselben auch die Sachsen dem Könige Heeresfolge leisten. Dem kriegerischen Geiste des Volkes wollte der König, wie es scheint, nach einer anderen Seite hin Beschäftigung bieten.

Die neuen Einrichtungen Karls schnitten tief in das innerste Leben des Volkes ein. Die alte germanische Freiheit blutete aus tödtlichen Wunden; zu erschöpft, um sich länger aufrecht zu halten, besaß sie doch noch zu viel Lebenskraft, als daß sie nicht in krampfhaften Zuckungen gegen die Vernichtung angekämpft hätte. Als Rächer der sinkenden Freiheit erschien jetzt wieder Widukind unter den Sachsen; zur Vertheidigung des alten Glaubens und des ererbten Rechts rief er sein Volk auf. Ganz Sachsen griff zu den Waffen, und auch die Friesen schlossen sich Widukind an; ein großer gemeinsamer Entschluß beseelte die letzten Kämpfer für die altgermanische Freiheit. Kaum war Karl fern, so stand Alles in Aufruhr. Die Priester wurden erschlagen, die Edlinge, die sich den Franken ergeben hatten, aus dem Lande vertrieben; man rüstete sich zum Kampfe auf Tod und Leben. Das gegen die Sorben gerichtete Heer mußte umkehren und sich sofort gegen Widukind und seine Schaaren richten, aber am Süntel, unfern der Weser, erlitt es eine völlige Niederlage; ein vom Rhein gesandtes Hülfsheer barg kaum die spärlichen Reste. Doch schon rückte Karl selbst mit neuer Heeresmacht an. Vor seiner persönlichen Erscheinung schien auch diesmal der Widerstand zu erlahmen; Widukind gab die Freiheit Sachsens verloren und flüchtete sich abermals zu den Dänen. Als strenger Rächer und Richter forderte

Karl nun Rechenschaft von dem eidbrüchigen Volke. Er verlangte die Auslieferung der Schuldigen; 4500 Sachsen wurden seinen Händen übergeben, und an einem Tage ließ er sie alle bei Verden enthaupten. Mit einem gewaltigen Schlage sollte die mit dem Tode ringende Freiheit zu Boden geschlagen werden und rasch sich verbluten.

Mit furchtbarem Ernste verfolgte Karl sein Ziel, die Sachsen völlig zu unterwerfen. Mit dem Blutbade von Verden glaubte er es erreicht zu haben. Aber so sehr die entsetzliche That die Sachsen beugte, noch mehr hatte sie dieselbe mit Ingrimm und Racheluft gegen die Franken erfüllt. Alsbald stand das ganze Land wieder in den Waffen, und noch einmal kehrte Widukind von den Dänen zurück. Mit allen Kräften seines Reiches mußte Karl im Jahre 783 abermals gegen die Sachsen in den Kampf ziehen, die sich jetzt zum ersten Male in großen, offenen Feldschlachten ihm stellten. Sie thaten es zu ihrem Verderben; erst bei Detmold, dann an der Hase unweit Osnabrück siegte Karl in den blutigsten Kämpfen. Die Jugend der Sachsen fiel, und die Streitkräfte des Landes begannen zu versiegen. Bis zur Elbe drang der König, ohne namhaftem Widerstand mehr zu begegnen, plündernd und verwüstend vor. Dennoch hielt Widukind noch ferner ihm Stand, bis verheerende Züge Karls in den Jahren 784 und 785 endlich die letzte Widerstandskraft des Landes erschöpften. Da erschien Widukind, der Aufforderung des Königs folgend, in dessen Pfalz zu Attigny, unterwarf sich und nahm selbst die Taufe. Jetzt war Sachsen besiegt, und mit Blutgesetzen wurden das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen. Mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines christlichen Priesters wurde, wie der Aufruhr gegen den König und der Ungehorsam gegen seine Befehle zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt.

Stille des Todes war nachdem mehrere Jahre im Sachsenlande, und schon konnte Karl daran denken, seine Waffen gegen die Wenden jenseits der Elbe zu richten. Im Jahre 789 ging er über den Fluß und griff die Wilzen an, die zwischen der mittleren Elbe und Oder wohnten. Ihre Nachbaren, die Abodriten im Norden und die Sorben im Süden, waren Karl verbündet und unterstützten sein Unternehmen; auch die Sachsen mußten ihm Heeresfolge leisten. Bis zur Peene drang der Frankenkönig vor, und die Fürsten der Wilzen huldigten ihm als

ihrem Gebieter. So war die Herrschaft der Franken auch im Rücken der Sachsen begründet. Abermals brachen dann wohl unter ihnen noch einzelne Aufstände aus, die der König mit bewaffneter Hand überwältigen mußte, wie im Jahre 798 in den Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe; aber gefährlich sind sie der Herrschaft der Franken nicht mehr geworden. Schon war auch der Bestand des Christenthums gesichert, und das Land empfing feste kirchliche Einrichtungen. Das sächsische Nordthüringen erhielt einen eigenen Bischof, der wenig später zu Halberstadt seinen Sitz nahm. In Engern theilten sich die Bischöfe, die zu Paderborn, Minden, Verden und Bremen eingesetzt wurden. Ueber Westfalen erstreckten sich die neubegründeten bischöflichen Sprengel von Münster und Osnabrück; zugleich wurde das Kölner Bisthum bis in diese Gegenden ausgedehnt. Mainz erweiterte über die südlichsten Theile des Landes seinen Sprengel und gewann mit Köln Metropolitanrechte über die neubegründeten Bisthümer. Als seine kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Sachsen tiefere Wurzeln zu schlagen anfingen, glaubte Karl jener schreckenden Blutgesetze überhoben zu sein und ließ sie allmählich in Vergessenheit kommen. Ein geordneter Zustand kehrte zurück, und Karl selbst ließ später die Rechtsgewohnheiten der Sachsen, die noch nicht aufgezeichnet waren, zusammenstellen; er gab so den Sachsen, wie früher den Thüringern, ein geschriebenes Recht, wie es die anderen Stämme schon seit längerer Zeit besaßen.

Während Karl im Nordosten die Grenzen seines Reichs bis in die wendischen Gegenden ausdehnte, waren auch im Südosten große Eroberungen gemacht worden. Die letzte Auflehnung des Herzogs Tassilo von Baiern hatten die Avaren, trotzdem ihr Reich schon in tiefem Verfall war, mit Waffenmacht unterstützen wollen, und griffen nach dessen Sturz das fränkische Reich an. Sie erregten dadurch Karls Zorn, aber noch im Jahre 790 ließ er sich mit ihnen in Verhandlungen ein; man konnte sich um die Grenzen der beiderseitigen Reiche, vielleicht auch um die Herrschaft über die slawischen Stämme in Karantanien, welche sich seit längerer Zeit unter dem Beistande der baierischen Herzöge von dem Joch der Avaren befreit hatten, nicht gütlich vertragen, und Karl griff endlich zum Schwerte. Im Frühjahr 791 überzog er mit großer Heeresmacht den Khakan, das Oberhaupt der Avaren, und drang in *einem* Zuge, ohne herzhaftem Widerstand zu begegnen, von der Enns bis zur Raab vor. Der Kampf wurde dann weiter fortgesetzt, obwohl

Karl an demselben keinen unmittelbaren Antheil mehr nahm. Im Jahre 795 ging Markgraf Erich von Friaul mit dem Karantanenherzog Woinimir über die Donau und erstürmte den Hauptring der Avaren in den Gegenden zwischen Donau und Theiß; im folgenden Jahre vollendete König Pippin die Eroberung des Landes. Der Khakan versprach Unterwerfung und huldigte Karl. Umsonst versuchte er sich später der Abhängigkeit wieder zu unterziehen; Niederlage folgte auf Niederlage, und wenige Jahre nachher ging das Reich der Avaren, vom Osten her zugleich von den Bulgaren bedrängt, in Stücke. Noch ein Menschenalter hörte man von Resten des avarischen Volkes, dann verschwindet es spurlos. Das östliche Avarenland zwischen Donau und Theiß blieb lange verödet liegen; die westlichen Gegenden wurden theils von deutschen, besonders baierischen Ansiedlern besetzt, theils von Slowenen und Kroaten in Anbau genommen. Bis tief in die mittlere Donauebene hinein erstreckte sich jetzt die fränkische Herrschaft, und das Christenthum erhob sich wieder in Ländern, wo es längst erstorben war. Als ein thätiger Heidenapostel erwies sich vor Allen der Bischof Arno von Salzburg; wegen seiner Verdienste um die Bekehrung der Karantanen und Avaren geschah es hauptsächlich, daß Salzburg zum erzbischöflichen Sitz und zur Metropole Baierns erhoben wurde.

Durch Waffengewalt hatte Karl das überkommene Reich in seinem Umfange verdoppelt, durch unbesiegliche Energie jede widerstrebende Gewalt in demselben gebeugt und den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen desselben eine Einheit gegeben, wie sie seit der Römer Zeiten das Abendland nicht gekannt hatte. Von den Pyrenäen und den friesischen Küsten bis zu den östlichen Ebenen an der Donau, Elbe und Oder, von der Eider bis in die höchsten Theile der Apenninen erstreckte sich die Herrschaft der Franken, zusammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltlichen Gewalten in dem weiten Reiche dienstbar waren, sondern den auch die gesammte Geistlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte. Was allen Jahrhunderten vorher unmöglich erschienen war, alle Stämme der inneren deutschen Länder unter eine Herrschaft zu bringen, den starren Freiheitssinn aller Germanen unter Königsgebot zu beugen: Karl war es gelungen, und zugleich hatte er die wichtigsten Länder des weströmischen Reichs, seit dem Verfall desselben getrennt, unter seinem Scepter wieder vereinigt; die ersten Städte des alten Reichs waren in seinem Besitz, Rom

selbst erkannte seine Macht an. Der Kampf, der Gegensatz zwischen Römern und Germanen bewegte seit Jahrhunderten das Abendland: der Kampf schien ausgekämpft, der Gegensatz ausgeglichen, da Germanen und Römer nun ein Reich umschloß, eine Kirche umpfing.

So hatte sich das fränkische Reich durch Karl zu einer weltgebietenden universalen Bedeutung erhoben; eine wahrhaft kaiserliche Macht war im Abendlande erwachsen, und zwar zu einer Zeit, wo das Kaiserthum des Orients in die schlimmste Mißachtung gerieth. Denn eben damals war es, daß die herrschsüchtige Irene, nachdem sie längere Zeit für ihren Sohn die vormundschaftliche Regierung geführt hatte und dann vom Regiment verdrängt war, auf die verruchteste Weise die Herrschaft wieder an sich riß; durch Empörung wider ihr eigenes Kind, das sie blenden ließ, gewann sie, ein Weib, gegen alle Ueberlieferungen der Vorzeit den kaiserlichen Namen, den sie mit unsäglicher Schande bedeckte. Wer mochte es da dem Papstthum verdenken, wenn es das lockere Band, das es noch an den kaiserlichen Thron von Constantinopel zu fesseln schien, nun mit einem Riß für immerdar trennte? Die Wahrheit zu gestehen, der Bischof von Rom hatte kaum noch die Wahl; er mußte Constantinopel den Rücken wenden und den fränkischen König als seinen Kaiser und Herrn anerkennen.

Was hatte der Nachfolger Petri nicht Alles Pippin und Karl zu danken? Der Tyrannei der Langobarden und Griechen war er nur durch ihren Beistand entrissen; als gehorsame und liebreiche Söhne des heiligen Petrus hatten sich dann die Frankenkönige gezeigt, eine weltliche Herrschaft dem römischen Bisthum begründet und damit erfüllt, was seit geraumer Zeit von den Päpsten als heißester Wunsch im Stillen genährt war; das Band gläubigen Gehorsams, durch welches Bonifacius die fränkische Kirche an Rom fesselte, hatten die Könige fester und fester gezogen und über alle Länder ausgedehnt, die sie ihrer Gewalt unterwarfen; der Primat Petri hatte durch sie eine größere und ausgedehntere Anerkennung erhalten, als er jemals vorher besessen. Papst Hadrian, der dreiundzwanzig Jahre mit großer Umsicht die Stelle des höchsten Priesters der Christenheit verwaltete, lebte in seinen letzten Lebensjahren in der vertrautesten Freundschaft mit Karl; denn fein und richtig erwog er alle Vortheile, welche ihm aus der innigen Verbindung mit dem mächtigen König erwuchsen. Auf Hadrians Wunsch befestigte Karl den immer noch ziemlich losen Metropolitanverband der bischöflichen

Stühle seines Reichs und ordnete ihn, wo er noch fehlte; auf Hadrians Verlangen wurde die von Rom anerkannte Sammlung der Kirchengesetze und päpstlichen Verordnungen im ganzen Umfange des fränkischen Reichs eingeführt; Nichts geschah in den kirchlichen Dingen, ohne den Rath des Papstes zu hören. Der geistige Einfluß des Papstthums wuchs so mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer nie gekannten Höhe; er verbreitete sich in Gegenden, die ihn bisher kaum erfahren hatten; er gewann unbestrittene Anerkennung, wo er früher angefochten war; gerade in Italien selbst befestigte er sich eigentlich erst durch die fränkische Eroberung. Aber — man darf dieses nicht unbeachtet lassen — die äußere Machtentwicklung des Stuhls Petri hielt nicht von ferne gleichen Schritt mit dem geistlichen Einfluß, den derselbe erreicht hatte. Noch war der römische Bischof rings von Feinden umdrängt, selbst in seiner eigenen Stadt nicht sicher; weder die gewonnene äußere Herrschaft, noch die geistlichen Ansprüche seiner kirchlichen Stellung konnte er ohne die Hülfe des Frankenkönigs behaupten. Nicht die Dankbarkeit, die zwingende Noth seiner Lage mußte ihn zuletzt dahin treiben, Karl als seinen Herrn anzuerkennen und die kaiserliche Gewalt für Rom und das ganze Abendland herzustellen. Sobald das Papstthum noch einmal in Bedrängniß gerieth, mußte es sich zu diesem letzten entscheidenden Schritt entschließen, der seine eigene Stellung, wie die Lage der Welt durch und durch umwandelte.

Papst Hadrians letzte Jahre verflossen in Ruhe, stürmisch aber waren die Anfänge seines Nachfolgers. Als Hadrian am Ende des Jahres 795 abschied, folgte ihm Leo III., der sogleich die Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus mit dem Banner von Rom an Karl übersandte, ihm Treue gelobte und ihn aufforderte Gesandte nach Rom zu schicken, um von den Einwohnern der Stadt sich huldigen zu lassen. Der neue Papst unterwarf sich und Rom von Anfang an dem Franken; er faßte die Rechte des Patriciats so weit, als wäre Karl schon Kaiser; er suchte einen Schutzherrn und bedurfte nur allzubald seiner Hülfe. Im Frühjahr 799 brachen wilde Parteikämpfe unter dem römischen Adel aus; der Papst, überfallen und mißhandelt von seinen Feinden, flüchtete sich aus der Stadt und eilte hülfeflehend nach Paderborn vor den Thron König Karls. Fränkische Große führten ihn im Herbst nach Rom zurück und schafften ihm augenblickliche Ruhe vor seinen Widersachern; aber ohne Karl schwebte er auch jetzt noch in Gefahr. Und schon eilte der

König selbst nach Rom; die Herstellung des abendländischen Kaiserthums war beschlossen.

Als Karl am Weihnachtsfest des Jahres 800 im Gewande des römischen Patricius in die Peterskirche kam, setzte ihm der Papst eine goldene Krone auf das Haupt. Die Kirche hallte von dem Zuruf der Menge wieder: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiser der Römer Karolus Augustus!“ Der Papst warf sich dem germanischen Kriegsfürsten zu Füßen und huldigte ihm in derselben Weise, wie die römischen Bischöfe vordem dem römischen Kaiser zu Constantinopel gehuldigt hatten.

10.

Das Reich Karls des Großen.

Als Karl den Kaiserstuhl Roms bestieg, war ein Ziel erreicht, dem hochstrebende deutsche Fürsten seit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten die Deutschen die ersten Eindrücke eines großen staatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derselben waren alle germanischen Reiche begründet worden. Die Größe des römischen Kaiserstaates, die Einheit seiner schlagfertigen Heere, der Glanz des kaiserlichen Hofs, die Herrschaft des Gesetzes waren und blieben das Ideal der germanischen Könige; selbst als im Abendlande das geschwächte Reich der Cäsaren dem Andrang germanischer Kriegsschaaren erlegen war, schien es den edelsten Häuptern derselben doch nur die höchste Aufgabe eines mächtigen Fürsten zu sein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerstörten Bau herzustellen. Wie aber sollte dies gelingen, so lange sich die deutschen Stämme selbst, ohne inneren wie äußeren Zusammenhalt, in einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen schwächten und aufrieben, so lange die Fürsten über Völker geboten, die dem Zwang der Gesetze und jeder durchgreifenden Herrschergewalt mit trotzigem Freiheitssinn widerstrebten? So hatte der Westgothe Athaulf, so der Ostgothe Theoderich, so endlich die ersten Merovinger ihre kühnen Pläne, das abendländische Reich herzustellen, sogleich beim ersten Angriff aufgeben müssen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Theile

des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu besonderen Reichen zu gestalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte die Selbstständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh, alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisirten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaiserthum auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. So erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen friedlich geschlichtet zu werden, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte, als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung der bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung aller Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen, waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft, und als sie hier Alles mit den Elementen ihres Wesens erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwicklung der Dinge einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlandes in die starke Rechte. So trat Karl die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaiserthum war noch etwas Anderes, als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zugestrebt hatten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee des Reichs erfaßt, in sich aufgenommen, auf eigenthümliche Weise aus- und umgebildet. Die Ueberzeugung der alten Römer, daß ihre Republik bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Welt einem Gesetze zu unterwerfen, war in der christlichen Zeit nicht erstorben, sondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu einer Heerde gesammelt, zu einer großen Gemeinschaft verbunden werden sollen; das christliche Rom nährte mit dem Glauben an die eine christliche Kirche auch den Glauben an die Einheit des christlichen Staates und theilte diesen Glauben allen Anhängern des katholischen Bekenntnisses mit. Das römische Reich sahen die recht-

gläubigen Christen so als eine unmittelbare, ewigfeste Ordnung Gottes an und erblickten in dem Kaiser den von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt, dem jede andere weltliche Gewalt sich von Rechtswegen unterordnen müsse. Des Kaisers Pflicht und sein Beruf vor Allem sei es, meinte man, die Christenheit gegen alle ihre Feinde zu schützen, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waisen, die Unglücklichen und Verfolgten zu schirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht seines Armes zu unterstützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß sich so Alles erfülle und Christus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieser Vorstellung von der Gewalt des Kaisers wurden alle Könige, Fürsten und Herren zu Werkzeugen seiner Macht herabgesetzt, alle Christen mußten den Willen Gottes in dem Gebot des Kaisers verehren und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorsam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als sonst die weltliche Obrigkeit von ihnen beanspruchen konnte.

Es war eine überaus ideale Auffassung des Kaiserthums, zu der sich die katholische Christenheit gerade inmitten der Auflösung des Reichs erhoben hatte. Als die Herrschaft der Kaiser dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römischen Christen die Herstellung ihres kaiserlichen Gottesreichs von Constantinopel, bis der Bischof von Rom und mit ihm Italien sich wegen der Bilderstreitigkeiten von dem Gebieter des Ostens auf immerdar trennte. Als dies geschehen war, wandte man seinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen, und aus ihrer Mitte erstand in Karl ein Fürst, der sich ganz mit den universellen Ideen jenes einigen christlichen Staates durchdrang, der das römische Kaiserthum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und nicht nur den Willen, sondern auch die Macht besaß, um den Glauben der Christen an ein Gottesreich zu verwirklichen, so weit er in einer so sturmbewegten Welt zu verwirklichen war.

Wahrlich nicht dahin hat Karl als Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Roms über die Welt herzustellen, in Vergessenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gründen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische

Kirche vom Kaiserthum in sich ausgebildet hatte. Mehr die Theokratie des alten Bundes, als die Despotie des römischen Kaiserstaats bot die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Constantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So hängt denn der neue Kaiserstaat durchaus mit kirchlichen Anschauungen zusammen, sein Ideal ist kein anderes als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere. In diesen gesonderten Klassen des Volkes stellen sich die natürlichen Glieder des großen Gottesreichs dar, dessen einiges Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, um alle Uebelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung. Bald nach seiner Rückkehr von Rom ließ er zu Aachen die gesammten geistlichen wie weltlichen Gesetze, die in seiner Herrschaft Geltung hatten, durchsehen und Alles ausmerzen, was dem göttlichen Gebot zu widersprechen schien; dann schickte er Königsboten geistlichen und weltlichen Standes nach allen Seiten aus, um die verbesserten Gesetze in das Leben zu führen und um ihm zugleich von allen Unterthanen des Reichs, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, einen neuen Huldigungseid schwören zu lassen, einen Eid, der viel höhere Pflichten, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, gegen seine kaiserliche Hoheit auferlege, als der bisher dem Könige geleistete Schwur. Geradezu apostolische Aufträge gab Karl diesen seinen Boten mit: sie sollten das Volk von jeder Uebertretung der göttlichen Gebote mit Eifer abmahnen, die christlichen Tugenden ihm an das Herz legen, Alle darauf hinweisen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müßten.

Hatte das germanische Königthum von jeher einzelne geistliche Rechte in sich aufgenommen, so scheint es nun, zur kaiserlichen Gewalt

erhoben, fast die ganze Machtfülle des höchsten Priesterthums an sich zu reißen. Und Karl wird in der That schlechthin als „der Regent der heiligen Kirche" bezeichnet; die Kirchenversammlungen bedürfen nicht nur seiner Erlaubniß, um zusammenzutreten, er ergänzt ihre Beschlüsse, er ändert das Mangelhafte ab und hat bei ihnen durchaus die entscheidende Stimme; nicht minder ist er es, der den gesammten Klerus seines Reiches reformirt und ihm mit durchgreifender Strenge das kanonische Leben aufzwingt, dessen Ordnungen der Klosterregel des heiligen Benedict großentheils entlehnt waren. Ueberall greift Karls Gesetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und noch in den späteren Sammlungen der Kirchengesetze finden sich seine Gesetze neben den Schreiben der Päpste und den Beschlüssen der Concilien. Der Papst sinkt, ob die abendländische Kirche ihr geistliches Haupt in ihm verehrte, neben diesem hohenpriesterlichen Kaiser doch fast nur zum ersten Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorsteher der ersten Körperschaft des Reichs herab. Und in welche wunderbare Stellung gerieth nun die Kirche zu dieser neuen Staatsgewalt, die mit ihr auf derselben Grundlage ruhte, zu demselben Ziel hinstrebte, so viele ihrer eigenthümlichen Rechte für sich in Anspruch nahm! Der Kaiser schien der devoteste Knecht der Kirche und war doch ihr erster Gebieter; der Kaiserstaat konnte der Kirche Bahn brechen zum letzten und größten Siege, aber ebensowohl konnte auch sie zuletzt nur zum Werkzeug einer Gewalt herabsinken, die doch zunächst aus rein weltlichen Verhältnissen erwachsen war und immerdar um ihres Bestandes willen den weltlichen Charakter festhalten mußte, nach diesem aber manche Zwecke mit Nothwendigkeit verfolgte, die mit den christlichen und kirchlichen wenig oder nichts gemein hatten.

Denn als König der Franken, als oberster Kriegsherr und Richter seines Volkes, war Karl zur Kaiserherrschaft gelangt; von dem Heer- und Gerichtsbann, den er über die freien Franken und über alle ihnen unterworfenen Völker übte, war seine ganze Gewalt ausgegangen, sie beruhte auf diesem Grund und sank zusammen, sobald er wankte oder ihr entzogen wurde. Sollte Karls Reich erhalten bleiben, so kam Alles darauf an, die Königsgewalt unter den Franken selbst unerschütterlich fest zu stellen, jene freiaufstrebenden Elemente, welche so oft sie geschwächt und untergraben hatten, ihr dauernd dienstbar zu machen, zugleich aber die unterworfenen Theile des Reichs dem fränkischen Staats-

leben so eng einzuverleiben, daß sie sich von ihm nie mehr zu trennen vermochten: kurz eine Organisation dem weiten Reiche zu geben, bei der alle Kräfte und Elemente desselben, indem sie sich unter einander im Gleichgewicht hielten, nur der Stärkung des Staatsoberhaupts und der Durchführung seiner Absichten dienten. Eine unermeßliche, unendlich schwierige Aufgabe, zumal Karl nie daran denken konnte, den Despotismus des sinkenden Roms seinem Reiche aufzudrängen, mit der Schwere seiner Allgewalt das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme zu erdrücken, ein Gesetz und Recht, gleiche Formen der Verwaltung von einem Ende seines Reichs bis zum anderen durchzuführen. Schon sein Ideal des christlichen Staates hielt ihn hiervon ab, noch mehr aber die eigene Sinnesart und die Natur der von ihm beherrschten Völker. Aus deutschem Geiste, der nicht schaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwicklung dem Besonderen belassen ist, mußte die politische Schöpfung Karls hervorgehen, wenn sie unter Völkern, die entweder durch und durch deutsch oder doch von germanischen Lebenselementen im Innersten umgewandelt waren, irgend welchen Bestand gewinnen sollte; sie mußte überdies an das Altherkömmliche sich eng anschließen und mehr durch persönliche Einwirkung, als durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staates regeln, sammeln und leiten.

Mit ewig staunenswerther Weisheit und Geistesgröße hat Karl diese Aufgabe gelöst. So gewaltig und folgenreich seine Kriegsthaten sind, strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit. Ueber die persönlichen und Volksrechte, die er zum Theil selbst erst hatte aufzeichnen lassen, erhob er durch seine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entschließung oder unter dem Beirathe der Reichsversammlungen erließ, — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgesetzgebung umfassendster Art, die bald die großen Verhältnisse der Gesammtheit regelte, bald zu den lokalen Zuständen hinabstieg, um sie dem Ganzen anzupassen. Das Unternehmen, an dem man so lange verzweifelt hatte, die trotzigen, freiheitsstolzen Germanenstämme unter ein Staatsgesetz zu beugen, sie dem Staatszweck dienstbar zu machen, führte er guten Theils durch. Die allgemeinen Ideen, auf denen alle höhere staatliche Gemeinschaft beruht, gewannen so den Sieg über die natürlichen Triebe zahlreicher Völker, deren Leben sich bis dahin lediglich nach Sitte und Herkommen geregelt hatte; das verworrene Treiben und Drängen getrennter Massen

wurde zu gemeinsamen Zielen geleitet und das Bewußtsein in den Seelen geweckt, daß eine höhere Weltordnung über den engen Kreisen steht, in denen sich das Leben des Einzelnen bewegt. Ein Riesenschritt in der Entwicklung des deutschen Geistes geschah durch Karls Gesetzgebung, und man glaube nicht, daß sie, weil ein erster, darum ein roher, ungefüger Versuch war, aus barbarischem Geiste geboren.

Wenn wir mit Recht die höchste Kunst des Gesetzgebers darin sehen, jeden Keim sittlichen Lebens, den er in Sitten und Einrichtungen seines Volkes vorfindet, mit scharfem Blick zu erkennen und so zu pflegen, daß die schönste Frucht, die er treiben kann, aus ihm gewonnen wird, so war Karl einer der größten Gesetzgeber, welche die Welt gesehen hat. Keinen Urtrieb germanischen Wesens hat er verkommen lassen, jeden vielmehr in Zucht genommen, veredelt und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen als zuvor. Wie überhaupt das fränkische Staatsleben, sieht man von den kirchlichen Institutionen ab, vorzüglich auf germanischer Grundlage beruhte, so sind auch deutsche Elemente vor Allem bei Karls politischer Schöpfung in Anwendung gebracht; der Inhalt seiner Gesetze ist von den theokratischen Beimischungen abgesehen durch und durch deutsch, obwohl die Capitularien, wie die Volksrechte in lateinischer Sprache abgefaßt wurden. In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze, strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres gesammten Staatslebens genannt, mit gleichem Rechte könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu schlägt man die Capitularien des großen Kaisers auf, die in ihrer Vereinigung eine gesetzgebende Arbeit bilden, die auf Jahrhunderte fruchtbringend gewirkt hat. Das Bild des Karolingischen Staates tritt uns in voller Gegenwärtigkeit hier vor die Seele; wir sehen, wie Großes erreicht, das Höchste erstrebt wurde.

Was vor Allem das Kaiserreich zusammenhielt, war die römisch-katholische Kirche; sie verbreitete e i n e n Glauben, e i n Sittengesetz, gleiche religiöse Ordnungen über Nationen, die bis dahin durch Sprache, Sitte und Gesetz vielfach geschieden waren, und umschloß sie mit ihrem kunstreichen enggeschlossenen Organismus wie mit einem dichten Netz. Um so einflußreicher war aber die Kirche auf den Staat, je tiefer sie

in alle Interessen desselben bereits verwickelt, je geistlicher längst die Könige, je weltlicher die Bischöfe geworden waren. Synoden und Reichsversammlungen traten gewöhnlich vereint zusammen, und die Stimme der Geistlichkeit war auch auf diesen von dem gewichtigsten Einfluß; die Bischöfe galten als die geschicktesten Werkzeuge bei allen politischen Verhandlungen, sie standen mit gleichem Ansehen den Grafen zur Seite, sie waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte. War die Geistlichkeit früher überwiegend römischer Abkunft gewesen, so weihten sich jetzt auch viele deutsche Männer dem geistlichen Stande; man fing an in deutscher Sprache zu predigen, Religionsbücher in das Deutsche zu übersetzen. Der Klerus trat dadurch der eigenthümlichen Art und Weise der germanischen Völker näher, diente aber den universellen Zwecken seines Standes und des Reichs deshalb nicht minder wirksam, zumal der einheitliche Verband der Kirche in den letzten Zeiten mehr befestigt als gelockert war.

Ein zweites, obwohl nicht gleich starkes Band für das Kaiserreich war die fränkische Nationalität und die auf derselben ruhenden staatlichen Einrichtungen. Mit ihrem Schwerte hatten die siegreichen Franken die Herrschaft über das Abendland gewonnen, sich zu Gebietern der germanisch-romanischen Welt gemacht; das Kaiserreich, obwohl es ein römisches hieß, war wesentlich doch nur das erweiterte Reich der Franken. Der fränkische König war der Herr des Kaiserreichs; die Theile desselben, die Landschaften, Gaue, Hundertschaften oder wie sie sonst nach provinzieller Weise bezeichnet werden mochten, wurden zumeist von fränkischen Großen regiert; in dem weiten Reichsgebiet stieß man überall auf Pfalzen und Höfe der fränkischen Könige, auf Burgen und ausgedehnte Besitzungen des fränkischen Adels; die Grundzüge der fränkischen Verfassung waren auf die eroberten deutschen Länder wie auf das unterworfene Italien übergetragen. So durchschlang und umschlang das fränkische Volk mit seinen Staatseinrichtungen das ganze Abendland; nicht stark genug, die anderen Nationalitäten zu vernichten, war es doch zu solcher Kraft gelangt, daß es dieselben für den Augenblick niederhalten und sich dienstbar machen konnte.

Als Oberhaupt der abendländischen Kirche und als fränkischer König verband der Kaiser, in dem sich die Einheit des Reichs persönlich

darstellte, eine Summe von Rechten und Machtbefugnissen, die ihm nicht nur die Leitung des Ganzen in die Hand gab, sondern ihm auch durch alle Kreise und Schichten der ihm unterthänigen Völker seinem Willen Geltung oder mindestens Achtung zu verschaffen ermöglichte. Von dem Kaiser wurde, wie bereits gesagt, die Kirche geradezu regiert. Die Bischöfe, wenn auch oft nicht unmittelbar von ihm, doch immer nach seinem Willen gewählt, erscheinen fast nur als die Organe seiner Absichten. Und nicht minder geht von ihm die ganze bürgerliche Verwaltung des Staates aus. Er allein ernennt die Grafen, die in seinem Namen in ihren Grafschaften den Heer- und Gerichtsbann üben; sie gelten lediglich als Reichsbeamten, die versetzt und entlassen werden können, wenn es das Wohl des Ganzen erheischt. Er bestimmt die Königsboten, welche alljährlich paarweise die einzelnen Landschaften des Reichs durchziehen, die Beamten beaufsichtigen, Beschwerden gegen sie entgegennehmen, die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie wahrnehmen und diese mit dem Kaiser in stäter Verbindung erhalten. Er selbst ist der höchste Richter, dessen Jurisdiction keine Schranke gesetzt ist; über seine Großen steht ihm allein das Gericht zu, doch kann er auch jedes Gericht über andere an sich ziehen. Der Kaiser verfügt ferner über alle Streitkräfte des Reichs, er bietet den Heerbann der Völker auf, entscheidet über Krieg und Frieden, führt das Heer in Person an oder setzt ihm den Oberbefehlshaber, wie er auch Herzoge für den Heerbann einzelner Völker auf die Dauer des Kriegs ernennt. Auch die Staatsgesetzgebung ruht wesentlich in seinen Händen, obwohl er sich für sie des Beiraths der Reichsversammlung und seines Staatsraths bedient.

Die Reichsversammlung bestand aus allen weltlichen und geistlichen Großen, d. h. den hohen Hofbeamten, den Bischöfen, Aebten, Herzogen, Grafen und den angesehenen Männern des königlichen Dienstgefolges; sie versammelte sich in jedem Frühjahr, meist in Verbindung mit der großen Heerschau des Maifeldes, und wurde bei allen wichtigen Staatsgeschäften oder bedeutenden Reichsgesetzen zu Rath gezogen. Der Staatsrath war dagegen nur aus den hohen Hofbeamten und den Magnaten des Reichs zusammengesetzt, die der Kaiser eines besonderen Vertrauens würdigte und entweder zeitweise oder dauernd in seine Nähe berief. Im Herbst trat gewöhnlich der Staatsrath zu besonders wichtigen Sitzungen zusammen, die meist zu Vorberathungen für die nächste Reichs-

versammlung dienten, und wurde zu dem Ende durch angesehene Diener des Kaisers aus allen Theilen der Monarchie verstärkt, so daß er als eine kleine Reichsversammlung gelten konnte.

Die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs erscheinen neben dem Kaiser nur als seine Rathgeber und als die Vollstrecker seiner Gebote. Aber diese Magnaten waren doch unter der schwachen Herrschaft der Merovinger schon zu einer sehr bedeutenden Macht gediehen, die sich ihnen nicht mehr entwinden ließ. Sie hatten ihren Grundbesitz mehr und mehr erweitert, große Länderstrecken, die überdies häufig von den öffentlichen Lasten und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten befreit waren, vom Krongut an sich gerissen und mit diesem ausgedehnten Besitz nicht nur große Massen von Knechten, sondern auch eine beträchtliche Anzahl freier Hintersassen gewonnen. War die Kirche durch ihren großen Besitz und ihre ausgedehnten Privilegien den Königen gefährlich geworden, wie viel bedenklicher war nicht ein solcher Machtzuwachs bei dem weltlichen Dienstadel! Schon sammelten diese kriegerischen Herren, die zu Ehre, Reichthum und Macht im königlichen Gefolge gelangt waren, eigene Gefolge von freien Leuten um sich, wie es ehedem die Gaufürsten thaten. Ein Recht, was seither im Frankenreiche den Königen allein vorbehalten war, maßten sie so sich an und machten sich aus Dienstleuten der Könige selbst zu Gefolgsherren. Denn bei der drückenden Herrschaft, die der Adel schon über die niederen Leute übte, verpflichteten sich gar manche Freie, besonders in den gallischen Ländern, zu Kriegs- und Ehrendiensten gegen einen reichen Grundherrn, wenn dieser ihnen dagegen Schutz und Unterhalt versprach. Der Freie gelobte dann durch Handreichung und einen seinem Herrn persönlich geleisteten Eid, ihm zu aller Zeit treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er entboten würde, und ihn in keiner Noth zu verlassen; er ließ sich den Namen eines Vassen oder Vasallen gefallen, der vordem nur die Knechte zu bezeichnen pflegte, mit welchen sich der Adel zu Diensten im Hause oder zu seiner Vertheidigung umgab, der aber nun recht eigentlich zur Bezeichnung der freien Gefolgsgenossen des Adels üblich wurde. Die meisten weltlichen Großen gewannen nach und nach eine größere Anzahl solcher Vasallen, mit denen sie erst ihre eigenen kleinen Fehden ausfochten, die sie später aber oft genug selbst zum Kampf gegen die Könige benutzten. Da die Macht dieser Großen hauptsächlich auf vererblichem Grundbesitz beruhte, hatte sich aus ihnen bereits

eine erbliche Aristokratie gebildet, die, obwohl sie nicht geschlossen war und durch den Dienst des Königs sich immer von Neuem erweiterte, doch in ihren hervorragendsten Häuptern schon zu solcher Kraft gediehen war, daß sie vornehmlich das Königthum der Merovinger zu Fall gebracht hatte.

Das Geschlecht Pippins war selbst aus diesem Dienstadel hervorgegangen; es erhob sich, indem es, von der Wehrkraft der deutschen Stämme unterstützt, die anderen Gefolgsherren entweder im Kriege vernichtete oder sich beugte, indem es sich dann selbst an die Spitze des Vasallenthums in Gallien stellte, mit den Vasallenheeren und dem deutschen Heerbann die äußeren Feinde des fränkischen Staates überwand. Als Pippin der Kleine die Macht seines Hauses dauernd in der Herrschaft zu sichern suchte, war es schon unmöglich die Vasallenverbände aufzulösen und die geistlichen und weltlichen Großen wieder in die engen Schranken der Vorzeit zurückzuweisen; nur darauf kam es an, die übermächtige Aristokratie der neuen Herrschaft dienstbar zu machen und zu verhindern, daß sie nicht Zwecke verfolgte, die den Staat aufheben mußten. Den geistlichen Herren verband sich Pippin, wie bekannt, auf das Engste; indem er aber ihren kirchlichen Einfluß unendlich steigerte, mußten sie zugleich die größten Einbußen an ihrem weltlichen Besitze erleiden. Eine massenhafte Einziehung des Kirchenguts wurde durchgeführt, und gerade hierdurch erlangte Pippin die Mittel, um den weltlichen Adel sich zu gewinnen. Gegen eine abermalige Erweiterung ihres Besitzes traten die meisten Großen selbst als Vasallen in den Dienst des neuen Herrschers, mit dessen Vasallenschaft sich nun keine andere nur von fern vergleichen konnte. Und nicht der Vasalleneid allein band jetzt diese Herren an Pippin, sondern eben so sehr das eigene Interesse. Denn nicht zum Erb- und Eigenthum hatte Pippin die neuen Güter den Vasallen übergeben, sondern nur leih- und bedingungsweise, d. h. als Lehen, sie ihnen ertheilt. Sie konnten das Lehngut nicht allein nicht auf ihre Nachkommen vererben, sondern dasselbe kehrte in gewissen Fällen schon bei Lebzeiten des Beliehenen an den Verleiher zurück, wie es denn regelmäßig nur auf die Lebensdauer des Letzteren ausgethan war. Diese leihweise Austheilung war von Alters her bei dem Kirchengut die gebräuchliche gewesen; es ist möglich, daß sie Pippin beibehielt, weil er eine Zurückerstattung des eingezogenen Kirchenguts der Geistlichkeit in Aussicht stellen mußte, wahrscheinlicher aber, daß er, durch die Vergeudung des

Kronguts, welche sich die Merovinger hatten zu Schulden kommen lassen, gewarnt, die Maxime der Kirche, daß ihr Eigenthumsrecht unveräußerlich sei, auch auf den Staat übertrug. Bald wurde es allgemeiner Brauch, Vasallendienste durch lehensweise Uebertragung von Beneficien zu entgelten. Der Dienstadel ging damit in den Lehnsadel über, und das Lehnswesen fing an einen überaus wichtigen Einfluß auf alle Verhältnisse des fränkischen Reichs auszuüben. Als Pippin zu der königlichen Macht auch den königlichen Namen erhielt, war sein Recht unbestreitbar, entscheidend in alle Vasallenverhältnisse einzugreifen, da alle Gefolgsherren mit ihren Gefolgsgenossen von ihm nun auch als Unterthanen abhängig wurden; jeder Vasall war fortan nicht minder ihm als dem Gefolgsherrn zur Treue verpflichtet.

Nachdem die Macht der großen Herzoge vernichtet war, an deren Herstellung Karl niemals dachte, zeigten sich in der That die anderen weltlichen Großen des Reichs, fast schon ausnahmslos Vasallen der Krone, in einer so abhängigen Stellung von der königlichen Gewalt, daß diese durch das neue Vasallenthum eher gestärkt als geschwächt zu werden schien. Das ganze Gefolgswesen beruhte von Anfang an auf Kriegsdienst, und auch die Vasallen waren vorzugsweise ein ritterlicher Kriegsstand, ihre Beschäftigung überwiegend kriegerische Uebung; der Roßdienst, auf dem hauptsächlich die Kraft der fränkischen Kriegsmacht ruhte, wurde vornehmlich von ihnen verstanden und geleistet. Der König gewann also durch die Vasallenschaften ein schlagfertigeres, besser geübtes und durch persönliche Verpflichtungen fester zusammengehaltenes Heer, als aus dem Heerbann hervorgehen konnte, wie es aber das immer von Feinden umdrängte Reich bedurfte. Karl erkannte die Schwäche der militärischen Institutionen seines Reichs, an welche er wiederholentlich die bessernde Hand gelegt hat, und das Vasallenthum schien ihm die beste Grundlage für ein geordneteres Heerwesen zu bieten. So hat er die Ausbreitung von Vasallen- und Lehnsverbänden nirgends gehemmt, doch mit der größten Achtsamkeit darüber gewacht, daß das Band zwischen der Krone und ihren Vasallen sich in keiner Weise lockere, daß das als Lehen vertheilte Reichsgut nicht in Eigenthum verwandelt oder verschlechtert werde und die königlichen Rechte über die von den Magnaten abhängigen Vasallen in voller Geltung blieben. So tief es irgend möglich war, griff er mit gesetzlichen Bestimmungen in die inneren Verhältnisse der Lehensverbände ein. Eingefügt in den staatlichen Zusammenhang, schien ihm das

Vasallenthum nur eine Stütze mehr für die königliche Gewalt zu sein; den waffenfähigsten Theil der Nation verband es durch Gelübde unverbrüchlicher Treue mittelbar oder unmittelbar dem Herrscher.

Vasallenthum und Lehnswesen hatten die äußeren Verhältnisse auch der Kirche bereits ergriffen; auch die Bischöfe und Aebte waren Gefolgsherren geworden und mußten als solche dem Könige Kriegsdienste leisten und ihre Kriegsschaaren ihm stellen. Aber doch richtete Karl ihre Thätigkeit vornehmlich nach einer anderen Seite, die dem ursprünglichen Charakter ihrer geistlichen Würde mehr entsprach und geziemte. In ihnen sah er die Träger nicht allein des Evangeliums, sondern jeder höheren geistigen Bildung; von ihnen versprach er sich die Wiederbelebung der Kultur des Alterthums auf christlicher Grundlage in dem neuen Kaiserreiche.

Die Werke alter Kunst und Wissenschaft hatten Karls Geist früh berührt; unter den Ruinen der großen Vorwelt war er in Italien gewandelt, mit alten Kunstwerken hatte er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimathslande geschmückt. So war ihm aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst und Wissenschaft durchwehe, und auch aus den von Anderen mißachteten deutschen Liedern wehte ihm dieser frische Athem eines urkräftigen geistigen Lebens entgegen. Karl erhob seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte; er fühlte, daß das Christenthum in sich die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen müsse. Vor Allem begriff er, wie Keiner vor ihm, welche geistigen Schätze in seiner deutschen Muttersprache ruhten und aus ihr zu heben seien. Aus diesem Grunde wandte er der deutschen Sprache und Poesie besondere Theilnahme zu, versuchte sich selbst an der ersten deutschen Grammatik und war der Erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er veranlaßte die Geistlichkeit den Deutschen deutsch zu predigen, sie in deutscher Sprache zu unterrichten. Nur so konnte auch die Grundlage für eine deutsche Volksbildung gewonnen werden; denn nicht weniger, als die Bildung des Volkes in seiner Gesammtheit, schwebte Karl als letztes Ziel vor Augen.

Die Idee einer allgemeinen Volksbildung, welche erst die neuere Zeit und überdies höchst unvollkommen in das Leben gerufen hat, ist in der That bereits von dem Geiste des großen Kaisers erfaßt worden. Aber die Volksbildung konnte nur von der gelehrten Bildung, obwohl diese, wie sie fast allein unter der Geistlichkeit sich erhalten hatte, längst vorherrschend einen theologischen Charakter trug, ihren Ausgang nehmen. Schon deshalb mußte Karl diese theologisirende Gelehrsamkeit, der er ohnehin den höchsten Werth beilegte, auf alle Weise hegen und pflegen. Die ersten Gelehrten zog er an seinen Hof, nicht nur aus Italien, sondern auch vornehmlich aus England, wo die neulateinische Wissenschaft und Literatur, mit dem Christenthum aus Rom verpflanzt und durch frische Nahrung gekräftigt, zu schöner Blüthe gediehen war. Karl selbst war der eifrigste Schüler dieser Männer, die er seiner Geistlichkeit zum leuchtenden Vorbild hinstellte und deren Beispiel in der That Ungemeines wirkte. Denn wenn auch die letzten Absichten des Kaisers nicht von weitem erreicht wurden, so blühten doch schnell die Schulen an den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern empor; die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich bald durch ihre Gelehrsamkeit aus, und selbst die Laien wurden zum Theil von dem neuen geistigen Leben ergriffen. Die theologische Literatur brachte wieder Werke von nachhaltiger Wirkung hervor; die lateinische Dichtkunst wurde fleißig geübt, die deutsche gewann Regel und künstlerische Ausbildung; eine zuverlässige Geschichtsschreibung, die Dichtung und Wahrheit zu scheiden wußte und die großen Dinge in ihrer wirklichen Gestalt erfaßte, entstand damals erst unter den Deutschen. In dem Allen sehen wir fast allein ein Werk der Geistlichkeit, die sich von dem Geiste des Kaisers leiten ließ. Er suchte die Bischöfe und Aebte recht geflissentlich den weltlichen Sorgen zu entziehen und befahl ihnen zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einzusetzen, damit sie lediglich ihrem geistlichen und geistigen Berufe mit ungetheilter Kraft leben könnten.

Welche große und erhabene Aufgabe war da dem fränkischen Klerus zugewiesen! Nicht allein daß er das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat, mit seiner geistlichen Autorität den Hof und den Adel beherrschte, in alle Verhältnisse des Reichs eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte; er drang zugleich bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinab, um hier Alles mit christlichen Lebens-

elementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Gesittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinte sich die geistige Kraft des Reichs, von ihm ging die geistige Bewegung desselben aus; ihm war es nächst dem Kaiser am meisten zu danken, daß das neunte Jahrhundert sich in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft als eine Zeit lebendigen Aufschwungs darstellt und zugleich als die Zeit, in der sich das deutsche Wesen zuerst zu den höheren Regionen geistiger Thätigkeit Bahn brach.

Aber zu einer wie machtvollen und einflußreichen Stellung auch der geistliche und weltliche Adel theils durch königliche Gunst, theils durch Uebergriffe mannigfacher Art bereits gediehen war, die eigentliche Kraft des Volkes beruhte doch noch in dem Stande der freien Männer; er war noch immer die breite Unterlage des germanischen Staatslebens geblieben. Nur die starre Kraft und die Einfalt strenger Sitte, wie sie sich namentlich in den deutschen Theilen der fränkischen Monarchie erhielten, hatten das Reich der Merovinger vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und den Pippiniden die Herstellung der königlichen Gewalt möglich gemacht. Niemand wußte es besser als Karl, daß hier die Wurzeln seiner Macht ruhten und daß sie selbst mit jenen absterben und dahinschwinden müsse. Mit unermüdlicher Sorge wachte er daher darüber, daß der Stand der Freien weder gemindert noch in seinen Rechten verkürzt werde. Wenn die Magnaten sichtlich dahin strebten, die kleineren Grundbesitzer zu verdrängen, den Besitz derselben an sich zu reißen und sie damit in Abhängigkeit von sich zu versetzen, so trat dem Karl mit der ganzen Kraft seiner Autorität entgegen und untersagte auf das Gemessenste jeden Zwang, der zu diesem Ende geübt werden konnte. Vornehmlich bedrohten die königlichen Grafen selbst die Freiheit der niederen Leute; meist aus den reichsten Grundbesitzern der Grafschaft entnommen und von einer zahlreicheren oder geringeren Vasallenschaar umgeben, besaßen sie durch den Gerichtsbann und Heerbann, mit dem sie vom König bekleidet waren, ein solches Uebergewicht in ihren Amtsbezirken, daß sie bei herrschsüchtiger Gesinnung die gemeine Freiheit in derselben mit Leichtigkeit erdrücken konnten. Auch verstanden es die Grafen trefflich, früher eifersüchtig bewachte Rechte der Freien in lästige Pflichten zu verkehren; Mancher gab sich willig in ihren Schutz und Dienst, um nur den unaufhörlichen Aufgeboten zu Heer- und Wachtdiensten und dem störenden Besuch der gehäuften Gerichtstage zu entgehen. Karl

trat solchen Plackereien der freien Leute mit unnachsichtiger Strenge entgegen und ordnete gesetzlich die Leistungen, welche die Beamten von den freien Männern beanspruchen durften. Die Aermeren wurden von der Verpflichtung persönlicher Heeresfolge zum Theil befreit, Mehrere von ihnen konnten zusammentreten, um gemeinschaftlich Einen aus ihrer Mitte auszurüsten; überdies wurden beim Ausbruche des Krieges meist nur die dem Schauplatze des Kampfes zunächst gelegenen Provinzen zur Stellung des vollen Heerbannes verpflichtet. Auch die Zahl der öffentlichen Gerichtstage wurde beschränkt. Nur dreimal im Jahre sollte fortan an den alten Malstätten das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer des Bezirks erscheinen mußten und wo außer den wichtigsten Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeinem Interesse für die Gemeinde verhandelt wurden. Die sonst vom Grafen gebotenen Gerichte waren außer den hadernden Parteien nur die richterlichen Unterbeamten und die Schöffen zu besuchen verpflichtet, die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen sich die ersten Anfänge eines geschlossenen Richterstandes unter den Deutschen zeigen; sieben derselben sollten in jedem Gericht anwesend sein. Die Schöffen wurden von den Königsboten oder den Grafen unter der Mitwirkung der Gemeinde aus den freien Eingesessenen des Bezirks auf Lebenszeit bestellt; sie waren in gewissem Sinne zugleich öffentliche und Gemeindebeamten.

Durch die regelmäßigen Versammlungen in den Gerichtsbezirken, durch die Uebertragung gewisser legislativer Befugnisse an dieselben — sogar kaiserliche Gesetze, die in persönliche Rechte eingriffen, wurden den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt — hat Karl unfraglich nicht wenig dazu beigetragen, die Gemeindefreiheit in den germanischen Theilen seines Reichs zu befestigen und in den romanischen, wo sie fast erstorben war, wiederzubeleben. Es konnte freilich nicht seine Absicht sein, die Elemente eines selbstständigen Gemeindelebens so zu kräftigen, daß sie das staatliche Leben überwiegend beherrscht und das Dasein der Monarchie bedroht hätten, aber er gab ihnen doch eine solche Wirksamkeit, daß eine größere Lebendigkeit die lokalen Kreise des Reichs durchdrang, die dem Ganzen nicht wenig zu Gute kam, und daß sie vor allen Dingen in den deutschen Ländern Recht und Sitte zu schützen vermochten.

Indem Karl den Stand der Freien von manchen drückenden Ver-

pflichtungen befreite, wies er die Thätigkeit desselben vor Allem auf die Erhaltung und Besserung seines Besitzstandes hin; denn ohne gesicherten Besitz war nach den Verhältnissen jener Zeit unmöglich die volle persönliche Freiheit auf die Dauer zu wahren. Nur durch Hebung des Wohlstandes der kleineren Gutsbesitzer ließ sich ein kräftiger und tüchtiger Stand der Freien erhalten. Daß in dem gesicherten Bestande der mittleren und kleineren Grundbesitzer zugleich die nährende und erhaltende Kraft für das Ganze liege, konnte Karl nicht verborgen bleiben, wenn er, wie man behauptet hat, der einzige Fürst des ganzen Mittelalters war, der tiefere Blicke in die Geheimnisse der Staatswirthschaft that. Große allgemeine Anordnungen für die Hebung des Nationalwohlstandes konnte Karl allerdings in einer Zeit nicht treffen, wo die innere Staatsverwaltung fast lediglich in der Handhabung der Rechtspflege bestand, aber wohl konnte er Anderen ein Vorbild geben, wie man den Ackerbau vortheilhaft treibe. Und dies Vorbild gab er dem ganzen Reiche: er war der beste Landwirth in demselben, seine Meierhöfe waren Musterwirthschaften, auf Alles sah er hier persönlich und ließ sich selbst die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf seinen Gütern mußte ihm Bericht erstattet werden. Auch nach anderen Seiten zeigte er Mittel und Wege, wie der Nationalreichthum gehoben werden könne. Den Gewerben, die mindestens in den deutschen Ländern nur noch von Hörigen betrieben wurden, wandte er sein Augenmerk zu und lehrte auf seinen Gütern, wie sie nutzbar zu betreiben seien. Den Handel, den bis dahin meist noch Italiener und Juden in den deutschen Gegenden führten, sicherte er und öffnete ihm neue Straßen. Am Rhein entlang zog sich ein Handelsweg, der Mittelmeer und Nordsee verband; eine andere Straße führte von der Mündung der Elbe nach der mittleren Donau und verzweigte sich nach der einen Seite zum schwarzen, nach der anderen Seite zum adriatischen Meere. Nur langsam und spät haben allerdings diese Anregungen Karls zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit geführt, für den Augenblick hatten sie eben so wenig Erfolg, wie jene gesetzlichen Anordnungen des Kaisers, welche die Fehde und alle Selbsthülfe dem freien Manne untersagten und ihm im Frieden die Waffen niederzulegen geboten. So mächtig der Arm des Kaisers war, es erhielt sich ein Rest der alten persönlichen Willkür und Ungebundenheit, den auch er zu beseitigen außer Stande war.

Alle die verschiedenen Elemente politischen Lebens, die sich in der christlich-germanischen Zeit herausgebildet hatten, suchte der Staat Karls des Großen, wie man sieht, in sich zu verbinden; sie sollten sich im Vereine ergänzen, ausgleichen, regeln und allmählich durchdringen. Die Geistlichkeit und der weltliche Adel waren darauf angewiesen, sich eben so sehr zu unterstützen, als zu überwachen; die Beamten und die Gemeinden mußten sich in ihrer gemeinsamen Thätigkeit eben so hülfreiche Hand leisten, wie sich zugleich beschränken; die Krone verband das Ganze, aber sie war nicht minder durch die einzelnen Elemente des Staates, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich beschränkt und gebunden. Es war ein gewisses Gleichgewicht der Gewalten hergestellt, das sich aber doch nur mit großer Kunst und nicht geringem Kraftaufwande erhalten ließ. Einer so gewaltigen Persönlichkeit, wie Kaiser Karl war, gelang dies zum guten Theil, aber keineswegs entging seinem Scharfblick, wie mächtig noch die Sonderinteressen der einzelnen Stände waren, wie schwer man sich überhaupt in einen geregelten Gang der Dinge fügte. Mit Unmuth sah er die Habsucht und den Ehrgeiz der Geistlichkeit, die Gewaltthätigkeiten des Adels, den Trotz und Ungehorsam des gemeinen Mannes. Es gedieh nicht Alles, wie er es wollte und wünschte.

Viel fehlte in Wahrheit daran, daß Karls staatliche Ordnungen wirklich die ganze Weite seiner Herrschaft durchdrungen hätten: das Ideal, das seinem Geiste vorschwebte, verwirklichte sich eigentlich vollständig nur in seiner nächsten Nähe, an seinem Hofe. Nach dem geistlich-weltlichen Charakter des Reichs vereinte sich hier um die Person des Kaisers eine zahlreiche Hofgeistlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geistlichen Hofstaates stand der Apocrisiarius oder Erzkapellan, durch dessen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiser gingen und der überdies die Geschäfte des Referendarius überkommen hatte; noch stand unter ihm mit der kaiserlichen Kanzlei auch der Erzkanzler, der später selbst die Stellung des Erzkapellans gewann. Die gewandtesten Geschäftsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit fand man unter dem Hofklerus, der die Pflanzschule der Reichsbischöfe war und unter dessen Leitung auch die Hofschule stand, damals die berühmteste gelehrte Bildungsanstalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofkapelle, die Gesammtheit der Hofgeistlichkeit, der Mittelpunkt aller kirchlichen und wissenschaftlichen

Bestrebungen war, so sah man im Hofgericht die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe. Der Kaiser führte hier entweder in Person den Vorsitz oder an seiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete und durch dessen Hand alle Rechtssachen an den Thron gelangten; die Schöffen für das Hofgericht wurden aus den erfahrensten Männern am Hofe gewählt. Zum unmittelbaren Dienst bei der Person des Königs waren Vasallen bestimmt, die als Muster ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten sich die angesehensten und einflußreichsten Männer aus allen Theilen des Reichs; Niemand kam in die Nähe des Kaisers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürsprecher gefunden hätte. Der Dienst in der kaiserlichen Pfalz war auf das Genaueste geordnet und geregelt; Jeder hatte in demselben seine Stelle und danach seine Geltung; Alles griff in einander ein, um sich gegenseitig zu fördern; die Aelteren fanden Hülfe und Unterstützung bei den Jüngeren, und diese bei jenen Lehre und Vorbild. So war der Hof nicht allein eine Bildungsschule für die Geistlichkeit, sondern nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfische Sitte, welche später ein unterscheidendes Merkmal des Ritterthums waren, scheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Palatine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt ein blendender Schein gleichsam höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, die großen lebhaften Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten. Das französische Ritterthum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter, das deutsche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter; die katho-

lische Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poesie aller Völker in den folgenden Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von Neuem an seiner gewaltigen Erscheinung. Nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen.

Kriegerischen Unternehmungen hat Karl in den letzten Lebensjahren weniger obgelegen als in der früheren Zeit; den Waffenruhm überließ er seinen Söhnen Karl, Pippin und Ludwig, denen er als Rathgeber tüchtige Befehlshaber zur Seite setzte. In Italien hatte Pippin gegen die Heere des griechischen Kaisers Nicephorus, der Irene entthront hatte, manchen Kampf zu bestehen; erst im Jahre 812 erkannte der Hof von Byzanz Karl als Kaiser an und wurden die Grenzen des morgen- und abendländischen Reichs geregelt. Um dieselbe Zeit unterwarf sich endlich auch das Fürstenthum Benevent; es blieb unter langobardischen Fürsten, die aber dem Kaiser Tribut zahlen mußten. In den Alpen- und Donaugegenden ordneten sich, nachdem Pippin das Avarenreich zerstört hatte, leichter und schneller die Verhältnisse. Die avarische Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul gewannen feste Gestalt, und die in- und anwohnenden Slawen erkannten die Herrschaft der Franken an. Im Jahre 806 überzog Karl, der älteste Sohn des Kaisers, auch die Böhmen und Sorben mit Krieg; sie wurden gedemüthigt und zur Aufsicht über sie die fränkische Mark am oberen Main und die thüringische Mark an der Saale, Gera und Unstrut errichtet.

Andauernder und gefahrvoller waren die Kriege gegen die Araber im Südwesten des Reichs. Die früheren Eroberungen Karls in Spanien waren wieder verloren gegangen, und im Jahre 793 hatten die Araber selbst die Pyrenäen überschritten und das fränkische Reich angegriffen. Erst im Jahre 797 gelang es wieder einem fränkischen Heere unter Ludwigs Führung tief in Spanien einzudringen, und vier Jahre später fiel Barcelona. Der Grund zu der spanischen Mark wurde gelegt, deren Gebiet sich dann durch eine Reihe glücklicher Kämpfe allmählich weiter ausdehnte. Zu derselben Zeit erhoben sich aber auch die kleinen christlichen Staaten, die sich bereits in den Nordgebirgen des Landes gebildet hatten, zu mannhafter Gegenwehr gegen die Ungläu-

digen. Das Königreich Asturien gewann nun erst unter dem tapferen König Alfons II. sicheren Bestand. Oviedo wurde als Königsstadt gebaut, und über dem Grabe des heiligen Apostels Jakobus, dessen Gebeine wunderbarer Weise gerade damals entdeckt wurden, erhob sich Compostela. Die Verehrung des heiligen Jago di Compostela und der Muth des ritterlichen Alfons feuerten dann die spanischen Christen zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen an; auch zu ihren Siegen gaben Karls Thaten den ersten Anstoß, und Alfons, der sich einen Knecht des Kaisers nannte, ließ die schönsten seiner Beutestücke ihm zu Füßen legen. Zu derselben Zeit wandten sich die Basken, Pampelona und ganz Navarra von dem Bund mit den Arabern ab, indem sie sich zeitweise den Franken unterwarfen, und an den Balearen, an den Küsten von Corsica und Sardinien kämpften bereits fränkische Flotten nicht ohne Glück mit arabischen Seeräubern.

Unfraglich zeigten sich die fränkischen Waffen der bisher so gefürchteten Kriegsmacht der Araber jetzt weit überlegen. Aber schon griff ein neuer Feind das Reich an, der mit furchtbarer Gewalt und wildem Ungestüm gegen die nordischen Marken anstürmte und in der Hitze des Streits immer gesteigerte Kräfte zu gewinnen schien. Dieser Feind waren die Dänen. In den früheren Zeiten waren sie als befreundete stammverwandte Brüder der deutschen Völker erschienen; erst das Christenthum und der enge Verband des fränkischen Reichs errichteten zwischen den deutschen und scandinavischen Stämmen eine starke Scheidewand und verwandelten Stamm- und Blutsfreundschaft in die erbittertste Feindschaft. Unbesieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerschöpfliche Naturkraft, wilde Beutelust: Alles, was einst die Germanen dem römischen Reiche so verderblich gemacht hatte, wandte sich nun mit diesen Nordlandssöhnen gegen die römisch-germanische Herrschaft Karls und drohte derselben um so größere Gefahr, als sie des Seekriegs nicht minder kundig waren als des Kampfes zu Lande, während die Franken, seit langer Zeit nur auf dem Festlande streitend, den Kampf auf dem unstäten Element der Wogen erst zu lernen hatten. Mit Hülfe der seekundigen Friesen rüstete Karl seine ersten Flotten aus, und wie schon im Mittelmeere fränkische Seeleute stritten, um die Gestade Italiens und Galliens vor den Arabern zu wahren, suchten fränkische Schiffe bald auch die Küsten der Nordsee vor den Angriffen der nordischen Feinde zu schützen; doch sind die Franken mit dem Seekrieg niemals recht vertraut geworden.

Neue Unruhen in Sachsen boten den ersten Anlaß zu dem Kriege mit den Dänen. Als Karl im Jahre 804 die immer widerspenstigen überelbischen Nordleute in das Innere des fränkischen Reichs abführen ließ und ihr Land dem benachbarten Wendenstamm der Abodriten übergab, da entzogen sich Viele der Nordleute dem Gebot des Kaisers und suchten, wie einst Widukind, bei dem Dänenkönig Gottfried Aufnahme und Unterstützung. Von ihnen aufgefordert, drang Gottfried mit Heeresmacht in die fränkischen Marken ein; seine Schiffe beunruhigten gleichzeitig die Küsten der Nordsee. Der Abodritenfürst, des Kaisers Bundesgenosse, unterlag Gottfrieds Schwerte; die Wilzen schüttelten das Joch der Franken ab; bis an die Elbe drangen die Dänen im Jahre 808 vor. Hier aber stießen sie auf ein Heer, das Karl, der älteste Sohn des Kaisers, gegen sie führte. Gottfried zog sich zurück und befahl einen Wall an der Grenze seines Reichs längst der Nordseite der Eider aufzuwerfen, mit dem der erste Grund zum Danewirk gelegt sein soll. Der Sohn des Kaisers folgte dann den Dänen über die Elbe und stellte die fränkische Herrschaft in der Mark und dem überelbischen Lande her, wo er aufs Neue Deutsche ansiedelte. Durch Wälle und feste Burgen wurde das Land geschützt; damals ist die Esseveldoburg an der Stör, das jetzige Itzehoe, begründet worden. Gottfried, noch unbesiegt, rüstete sich zu neuen Kämpfen; er vermaß sich nicht allein ganz Sachsen und Friesland seiner Macht zu unterwerfen, sondern den alten Kaiser selbst in seiner Hofburg zu Aachen zu überfallen und der fränkischen Herrschaft auf immer ein Ende zu machen. Nachdem er die Abodriten unterworfen hatte, erschien in der That eine Flotte von 200 Dänenschiffen an der friesischen Küste. Die Friesen mehrfach besiegt, mußten Tribut zahlen, und schon rüstete Gottfried im Dänenlande ein gewaltiges Heer, um zugleich Sachsen mit großer Uebermacht anzugreifen. Da zog der alte Kaiser selbst noch einmal in das Feld: aber Gottfried unterlag, ehe er noch auf dem Kampfplatze erscheinen konnte, seinem Schicksale (810). Von seinen eigenen Dienstleuten wurde er erschlagen. Gottfrieds Brudersohn Hemming machte alsbald mit den Franken einen Frieden, der das überelbische Sachsen dem Reiche sicherte. So gewann Karl Raum die Wilzen wieder zu unterwerfen; die Abodriten kehrten willig in die frühere Abhängigkeit zurück; ein fortlaufender Grenzwall sicherte das Reich gegen neue Anfälle der nordischen Nachbaren.

Rings umschlossen das weite Reich jetzt gegen die benachbarten

Länder und Völker starkbefestigte und wohlvertheidigte Marken, gleichsam wie Dämme, die eine sorgsam bestellte Flur vor dem Andringen wilder Gewässer bewahren. Zur Vertheidigung der Grenzen waren hier überall fränkische Vasallen angesiedelt, eine stehende Kriegsmannschaft, immer auf der Wacht gegen den nahen Feind und deshalb auch von allen Kriegsdiensten in anderen Theilen des Reichs entbunden. Diese Vasallen, Markmannen genannt, bildeten gleichsam eine Militärkolonie auf erobertem Boden und standen unter eigenen Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet wurden und die Karl aus den tapfersten Kriegern unter seinem Adel erwählte. Markgrafen wurden diese Grafen genannt, doch hieß im engeren Sinne Markgraf der Herzog, dem in gefahrvollen Zeiten der Oberbefehl über alle Grenzgrafen einer Provinz für die Dauer der Gefahr übertragen wurde. Da nun selten an den Grenzen dauernde Waffenruhe eintrat, erlangten diese Markherzoge oder Markgrafen allmählich einen ständigen Oberbefehl und sehr umfassende Befugnisse. Nachdem das nationale Herzogthum überwältigt war, bildeten sich in ihnen an den Grenzen des Reichs neue Gewalten, die sich zwischen den Thron und die Grafen zu stellen vermochten.

Als Kaiser Karl sein Ende nahen fühlte, erhob er seinen jüngsten Sohn Ludwig, dem nach dem frühen Tode Karls und Pippins die ganze Erbschaft des Vaters zufallen mußte, neben sich auf den Thron und setzte selbst ihm zu Aachen die Kaiserkrone auf das Haupt. Vier Monate später betrauerte die Welt den Tod des großen Kaisers. Am 28. Januar des Jahres 814 starb Karl in seiner Hofburg zu Aachen im 72. Jahre seines Alters, im 46. seiner Regierung.

11.

Auflösung des fränkischen Kaiserreichs.

Wie sich im Frühjahr alle Lebenskeime in der Natur regen, wie Alles sprießt und treibt und sich in Blüthenpracht kleidet, dann aber wohl ein Nachtfrost schnell die Blüthen knickt und die Triebe neuen Lebens, wenn auch nicht ganz ertödtet, doch in der Entwicklung hemmt und schwächt: so geschah dem Leben der Völker nach dem Tode

des großen Kaisers. Welches frische und reiche Leben hatte Karl geweckt, wie schienen sich alle Kräfte der Welt im Bunde zu regen, um sich gegenseitig zu stärken! Und wie bald löste sich dieser Bund, und in unseligem Widerstreit verzehrten sich die Mächte, welche das Leben der abendländischen Völker beherrschten! Nicht Alles freilich ging unter, was Karl begründet hatte; die Entwickelung, die er begonnen hatte, setzte sich fort, aber unberechenbar gehemmt wurde sie, und auf ganz anderen Wegen, als sie Karls Geist vorgeschwebt hatten, gedieh sie später zum Ziele.

Das Kaiserthum sollte nach Karls Absichten, wie es auf das Engste mit dem fränkischen Königthum verbunden war, erblich in seinem Hause verbleiben und zunächst an dem Stammlande seines Geschlechts, an Austrasien, haften. Seinem ältesten Sohn hatte Karl deshalb früher die kaiserliche Gewalt zugedacht, um aber zugleich dem altfränkischen Gesetz der Erbfolge zu genügen, seinen jüngeren Söhnen Theile des Reichs zugewiesen, die sie mit dem Königsnamen und königlichen Ehren, doch unter der Oberhoheit des Kaisers beherrschen sollten. Aber nach Karls und Pippins Tode fiel Ludwig mit dem Kaiserthum das ganze Reich des Vaters zu, nur daß Bernhard, Pippins Sohn, mit beschränkter Gewalt die Regierung Italiens behielt. Ungehemmt hätte Ludwig das Werk seines großen Vaters fortsetzen können, wäre er an Gaben und Denkart ihm nur von ferne ähnlich gewesen: doch die Kraft der Pippiniden schien sich in dem großen Karl erschöpft zu haben.

Ludwig stand, als er den Thron bestieg, in dem frischesten Mannesalter — er war 36 Jahre alt —, doch war er kein Mann, sondern ein trüber Schwächling. Er hatte eine gute Erziehung genossen, war in den Waffen wohlgeübt und besaß manche lobenswerthe Eigenschaft, aber der Mangel an Energie ließ selbst seine Tugenden als Schwächen erscheinen. Seine früher oft gepriesene Mildthätigkeit führte, sobald er frei schalten konnte, zur heillosesten Verschleuderung des Kronvermögens; die Vasallen machte er, indem er ihnen willig Reichsgüter als Eigenthum überließ, übermüthig und übermächtig. Die Anhänglichkeit Ludwigs an die Seinen zeigte sich mit der Zeit als die kläglichste Ohnmacht im eigenen Hause und wurde zur Quelle seiner schwersten Leiden. Seine Gerechtigkeitsliebe glich wohl manche Härten des Vaters aus — so gab er den Friesen und Sachsen ihr altes Erbrecht zurück, was sie ihm nicht vergessen haben, — aber indem er Allen genug thun wollte, löste er die

Einheit des Reichs und sprengte die Bande, welche Karl um die Völker geschmiedet hatte. Man nannte Ludwig den Frommen, doch seine Religiosität führte ihn zu einer schimpflichen Abhängigkeit von der Geistlichkeit; sie, die er nach der Weise seines Vaters regieren sollte, konnte ihn nach ihren Absichten lenken. Friedfertig und ruheliebend wie er war, mied er nicht allein Krieg und Waffenlärm, sondern entfremdete sich auch den Geschäften. Die Zügel der Regierung überließ er Günstlingen und räumte vor Allem dem Klerus einen Einfluß auf den Gang der Dinge ein, wie er ihn niemals zu Lebzeiten des Vaters besessen hatte.

Wir kennen die Vorliebe, welche Karl bis in die letzte Lebenszeit für deutsches Leben und deutsche Art bewahrte; auch hierin war Ludwig sein Gegenbild. In Aquitanien war er aufgewachsen, unter Romanen zum Mann geworden, die römische Kirche und römische Priester blieben das vorherrschende Interesse seines Lebens; unverhohlen legte er seine Mißachtung gegen die deutsche Barbarei an den Tag. Den deutschen Ländern wandte er wesentlich keine andere Aufmerksamkeit zu, als daß er die geistlichen Stiftungen bereicherte und vermehrte. Er begründete das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen, das Bisthum Hamburg für den überelbischen Theil des Landes; das letztere wurde zu einem Erzbisthum erhoben, dem der Papst zugleich die Mission für den ganzen Norden übertrug. Auch die Gründung der ersten Klöster in Sachsen geschah hauptsächlich durch Ludwigs Einfluß; zu seiner Zeit wurde von dem französischen Corbie aus das sächsische Korvei errichtet. So segensreich diese geistlichen Stiftungen in späterer Zeit wirkten, so unheilvoll war des frommen Ludwigs Anhänglichkeit an den Klerus damals für die Entwicklung des Reichs, zumal aus ihr in seinem eigenen Hause der bitterste Hader erwuchs, der unaufhörlich mit Absicht genährt zu ruchlosen Kämpfen führte, in denen der Kaiser von seinen eigenen Söhnen bekriegt und besiegt wurde.

Schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt dachte der Kaiser an die Ordnung der Nachfolge (817). Mit gutem Grunde wollte die Geistlichkeit die Einheit des Kaiserreichs erhalten wissen, zugleich aber bei der Besetzung des Throns das Wahlrecht des Volkes, das im Frankenreich niemals recht zur Geltung gekommen und in der letzten Zeit fast vergessen war, zur Anerkennung bringen. Der Kaiser ging auf ihre Absichten ein und erließ, „auf daß kein Aergerniß in der heiligen

Kirche entstände", eine Erbfolgeordnung, die seinem ältesten Sohne Lothar, der sogleich zum Mitkaiser ernannt wurde, fast ungemindert die väterliche Herrschaft sicherte, die beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig dagegen mit kleineren abhängigen Reichen absand und überdies das Wahlrecht des Volkes in gewissen Grenzen zur Geltung brachte. Der fränkische Adel und die unterworfenen deutschen Stämme, dem geistlichen Kaiserthum überdies abhold, waren mit dieser Verordnung unzufrieden, und Bernhard, des Kaisers Neffe, erhob sich sogar gegen ihn zu offener Empörung. Bernhard wurde überwunden, gefangen, geblendet und fand gleich darauf ein trauriges Ende; jeder andere Widerstand wurde mit leichter Mühe gebrochen. Aber als dem Kaiser aus seiner zweiten Ehe mit der welfischen Judith ein Sohn geboren wurde und er dem Spätling Karl eine schwächliche Vorliebe zuwandte, wurde er selbst der größte Feind seines eigenen Werks; er stieß seine Erbfolgeordnung um und wandte sich der Geistlichkeit zum Trotz den bei den Franken althergebrachten Grundsätzen der Reichstheilung zu (829).

Die Geistlichkeit vergaß alsbald Alles, was sie dem Kaiser dankte, und verbündete sich nun mit Lothar und seinen Brüdern gegen den Vater. Ein langer abscheulicher Hader zwischen dem Vater und seinen Söhnen entspann sich; mehr als ein Mal waffneten sich die Söhne gegen den Vater, und obwohl sich in der Folge der Adel der deutschen Stämme für den Kaiser erhob, unterlag dieser doch zuletzt seinen Söhnen. Sein ganzes Heer verließ ihn, er gerieth in Gefangenschaft, und das Kaiserthum, die höchste Gewalt der Erde, wurde in den Staub getreten und frech mißhandelt (833). Wenn der alternde Kaiser dann auch von seinem reuigen Sohne Ludwig und den deutschen Großen dem Kerker entrissen und wieder auf den Thron erhoben wurde (834), so war der Glanz des Kaiserthums doch geschwunden, die Würde desselben beschimpft, und ohne eine gefürchtete kaiserliche Autorität ließ sich das große Reich kaum zusammenhalten. Umsonst bemühten sich Lothar und die Geistlichkeit den tödtlichen Streich, den sie gegen die kaiserliche Gewalt geführt hatten, zu heilen; die klaffende Wunde schloß sich nicht wieder. Durch die in Folge der Schwäche des Kaisers übertriebenen Ansprüche der Judith und die ehrgeizigen Absichten Lothars gereizt, ergriff Ludwig der Deutsche nach dem Tode Pippins noch einmal die Waffen gegen seinen Vater, aber vor der Entscheidung des Kampfes starb Kaiser Ludwig (840), und der erledigte Thron führte die Brüder zum Kampfe gegen einander.

Für die Einheit des Reichs stritt Lothar, für die Theilung Ludwig und sein Stiefbruder Karl, jetzt mit ihm verbündet. In der fürchterlichen Völkerschlacht, die am Bach der Burgundionen unweit Auxerre am 25. Juni 841 geschlagen wurde, ward Lothar vollständig besiegt. Ludwig und Karl erklärten ihren Sieg für ein Gottesgericht, und in der That wurde durch diese Schlacht über das neue römische Kaiserthum entschieden. Zugleich aber hatte die Macht des fränkischen Volkes den unheilbarsten Schlag erlitten; die Blüthe des Adels war vernichtet, jene so lange von allen Feinden gefürchtete ritterliche Streitmacht der Franken gebrochen.

Jene Nacht, nur allzu schmerzlich,
Jene Nacht, so thränenwerth,
Wo die tapfern Franken fielen,
In den Waffen wohlbewährt:

so singt ein Krieger, der dem Blutbade entrann. Es war eine unmittelbare Folge der Schlacht, daß die äußeren Feinde überall die Grenzen des Reichs durchbrachen.

Lothar gab sich durch eine Schlacht, obwohl sein ganzes Heer vertilgt war, nicht besiegt; zu den verzweifeltsten Mitteln nahm er seine Zuflucht, um seine Macht zu behaupten. Er rief die Sachsen auf und versprach ihnen die Herstellung ihrer alten Freiheit; er führte selbst die Dänen in das Reich. Aber Alles war umsonst. Die Großen, die ihm treu geblieben waren, verlangten Einstellung des Kampfes, und er mußte sich endlich bequemen seinen Brüdern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Der Vergleich zu Verdun (August 843) beendete den erbitterten Bruderkrieg; die Brüder theilten nach altem Frankenrecht die Erbschaft des Vaters. Lothar behielt die Kaiserwürde und mit ihr Austrasien, Friesland, den größten Theil von Burgund, die alamannischen Theile auf der linken Seite des Rheins, die Provence und Italien; Ludwig fielen alle Theile des Reichs auf dem rechten Rheinufer und „wegen ihrer Weinfülle“ die Gaue von Mainz, Worms und Speier auf dem linken zu, außerdem Churwalchen, der Thurgau und Aargau; Karl erhielt Neustrien mit Flandern und der Bretagne, den nordwestlichen Theil von Burgund, Aquitanien, Septimanien und die spanische Mark. Obwohl das Reich noch in einem gewissen Zusammenhange blieb und dem Kaiser auch vor den Königen ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde, waren ihm doch in keiner Weise bestimmte

oberherrliche Rechte zugestanden; die Gebiete bestanden wesentlich in derselben Trennung von einander, wie einst bei den Erbtheilungen der Merovinger. Die Idee der kaiserlichen Theokratie war unterlegen, die herkömmliche Erbfolgeordnung der fränkischen Monarchie hatte gesiegt.

Dieser Sieg wurde für das fränkische Reich und alle von den Franken beherrschten Völker überaus folgenreich. Obwohl nicht die Interessen der Völker, sondern allein die der Herrscher den Vertrag von Verdun herbeigeführt hatten, gewann er doch für die Entwicklung und Ausbildung der Nationalität im Abendlande eine ungemeine Wichtigkeit. Indem Ludwigs Reich fast durchaus aus germanischen Ländern zusammengesetzt wurde, Karl dagegen im Wesentlichen diejenigen Theile Galliens erhielt, in denen das romanische Wesen sich bereits wieder durchgesetzt hatte, sonderte sich aus dem großen germanisch-romanischen Kaiserreiche im Ostfrankenreiche ein Staat aus, dessen Einwohner, ob auch nach Stämmen sich scheidend, doch in Sprache, Sitte und Denkart gleichartig waren und ihre Verwandtschaft mindestens in der Sprache schon selbst zu begreifen anfingen. Sie nannten diese ihnen eigene Sprache im Gegensatz gegen die römische der gelehrten Geistlichkeit und die romanisirte ihrer südlichen und westlichen Nachbaren die deutsche, d. h. die volksthümliche, und unterschieden sich fortan als Deutschredende von den Romanen. Das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mußte aber mit Nothwendigkeit wachsen, seitdem sie in e i n e m Reiche zusammengeschlossen und von anderen Völkern durch den Verband dieses Reichs gesondert waren. In ähnlicher Weise entwickelte sich im Westfrankenreiche die fränkisch-romanische Nationalität jetzt bestimmter, nachdem die Verbindung mit den rein germanischen Völkern gelöst war. Die Deutschen, wie die Franzosen, sehen deshalb nicht ohne Grund in der Theilung von Verdun die Geburtsstunde ihrer Nationalität. Es ist von den wichtigsten Folgen gewesen, daß bei der Auflösung des Karolingischen Reichs nicht die natürlichen Unterschiede der einzelnen Stämme in ihrer engbegrenzten Schroffheit wieder hervortraten, sondern sich auf einer breiteren gemeinsamen Grundlage neue Volksthümlichkeiten von weit umfassenderer Bedeutung zu bilden begannen.

Manches trug dazu bei, die weitere Sonderung des Ost- und Westfrankenreichs zu beschleunigen. Die politischen Elemente, welche Karl in seinem Reiche vereinigt hatte, waren keineswegs über alle Theile desselben in gleicher Weise verbreitet und hatten nicht überall gleiche Kraft gewonnen. Das

Lehnswesen war besonders auf gallischem Boden gediehen und überwucherte bald denselben so, daß die Freiheit des niederen Mannes völlig erstickt wurde; alle unteren Kreise der Bevölkerung geriethen in Abhängigkeit von mächtigen Lehnsfürsten. Die großen Vasallen wurden dadurch so stark, daß sie in kürzester Frist die Erblichkeit ihrer Lehen durchsetzten und der König eine unmittelbare Gewalt nur in den Kronbesitzungen behielt, während ihm sonst nur die Rechte eines Oberlehnsherrn erhalten blieben. Die königliche Macht in der Weise, wie die Merovinger und die ersten Karolinger sie geübt hatten, verfiel mehr und mehr, und nur auf ganz neuer Grundlage ließ sich das Königthum später hier herstellen. Anders im Ostfrankenreiche. Die Gemeindefreiheit hatte hier zu tiefe Wurzeln, als daß sie so leicht hätte beseitigt werden können; das Vasallenthum gedieh nur allmählich und meistens nur dadurch, daß königliche Lehnsleute als Beamte dem Volke entgegentraten. Es war deshalb hier noch bei weitem mehr Kraft und Zusammenhalt im Regimente; der König war noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Masse unmittelbar aufbieten. Dadurch hauptsächlich war Ludwig der Deutsche fortan Karl dem Kahlen, wie nicht minder Lothar überlegen.

Lothars Reich war in fast gleicher Weise aus germanischen und romanischen Theilen zusammengesetzt und ohne nationalen Zusammenhalt; es war deshalb schwach und gebrechlich, obwohl grade die Hauptländer der Herrschaft und die ersten Städte des Reichs zu ihm gehörten. Ueberdies theilte Lothar selbst beim Herannahen seines Endes die ihm zugefallene Ländermasse unter seine drei Söhne (855). Der älteste, Ludwig II., den der Vater schon früher zum Kaiser und Mitregenten ernannt hatte, erhielt Italien, das erst jetzt mit der kaiserlichen Gewalt in engere Verbindung kam, von den beiden jüngeren Söhnen erhielt Lothar II. Austrasien, schon damals Lothringen genannt, Friesland und die alamannischen Gegenden auf dem linken Rheinufer, Karl die Provence und den Theil von Burgund, der im Vertrage von Verdun dem Vater zugesprochen war. Die beiden jüngeren Brüder starben ohne Erben, und Ludwig II., vollauf in Italien beschäftigt, vermochte nicht zu hindern, daß seine Oheime Karl und Ludwig über sein Erbe mit bewaffneter Hand herfielen und es sich schließlich theilten. Der Vertrag zu Meersen vom 8. August 870 ist dadurch besonders wichtig, daß er, indem er den größten Theil von Lothringen und Friesland

Ludwig zuwies, dem die erwähnten alamannischen Länder bereits früher abgetreten waren, endlich alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte, im Ostfrankenreich vereinigte, während die romanischen Länder, die von den Brüdern Kaiser Ludwigs II. beherrscht waren, an Karl den Kahlen und die Westfranken kamen.

Die Bande, durch welche Karl der Große das Frankenreich und damit die abendländische Welt zusammenzuhalten versucht hatte, waren gelöst, und der kaiserliche Name, schon ein ziemlich bedeutungsloser Titel der Könige Italiens, schien am wenigsten die Macht zu besitzen, das Abendland aufs Neue zu einen.

12.

Papstthum und Wahlkönigthum.

Als das Kaiserthum von seiner Höhe sank und aller Welt klar vor Augen lag, daß die schwachen Nachkommen des großen Karl die Idee des Gottesreiches auf Erden nicht zu verwirklichen vermöchten, tauchte zum ersten Male der Gedanke auf, den Nachfolger Petri an die Spitze auch aller weltlichen Gewalten zu stellen und die getrennten Staaten des Abendlandes in der Abhängigkeit von ihm wiederum zu verbinden. Besaß der Papst doch bereits eine universelle Stellung, die überdies keineswegs mehr strengkirchlicher Natur war, sondern tausendfach in die weltlichen Verhältnisse übergriff! Er selbst hatte in Italien ein ausgedehntes Gebiet gewonnen, und die ihm untergeordneten Bischöfe zählten überall zu den ersten Magnaten der Reiche. Nur darauf schien es anzukommen, die Geistlichkeit selbst mit den engsten Banden an Rom zu fesseln, jedes Mittelglied zwischen ihr und dem Papst zu entfernen und diesem so eine durchaus monarchische Gewalt in der Kirche zu sichern, um die kaiserliche und königliche Autorität, die sich mehr und mehr in die Netze des Lehnsystems verfing, überall gründlich zu erschüttern und alle Staaten Rom dienstbar zu machen.

Die Idee, das Abendland unter der höchsten Gewalt des römischen Pontifex zu vereinen, ist nicht von Rom selbst ausgegangen, sondern hat sich in der westfränkischen Kirche gebildet; in Westfranken entstand zwischen den Jahren 829 und 853 mitten in den Wirren zwischen Lud-

wig und seinen Söhnen und den Kämpfen dieser unter einander jenes betrügerische Machwerk, das soviel dazu beigetragen hat, die Macht der Päpste zu einer niemals gekannten Höhe zu erheben und Vorstellungen von dem Primat Petri zu erwecken, die allen früheren Zeiten fremd waren. Einer Sammlung von älteren Concilienbeschlüssen und Papstschreiben, wie ähnliche als kirchliche Gesetzbücher längst verbreitet waren, hatte man nämlich etwa hundert untergeschobene päpstliche Schreiben, welche meist in der ersten Zeit der römischen Kirche entstanden sein sollten, einverleibt und diese Sammlung dem Bischof Isidorus von Sevilla zugeschrieben. Der Zweck des Betrugs war kein anderer, als einerseits den Klerus über jede weltliche Macht zu erheben, andererseits ihm selbst eine unbeschränkt monarchische Verfassung zu geben und die absolute Gewalt über ihn in die Hände des römischen Bischofs zu legen. Der Papst wurde deshalb als der allgemeine Bischof dargestellt, die Metropoliten und anderen Bischöfe nur als seine Organe und Stellvertreter, über die ihm allein die richterliche Gewalt zustände. Keine allgemeine Synode, hieß es, könne ohne seinen Willen berufen werden, alle Beschlüsse der Synoden bedürften seiner Bestätigung; ihm sei die Entscheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten, wie in jeder Sache die Berufung an ihn freistände; er allein könne Bisthümer errichten und Bischöfe von einem Sprengel in einen anderen versetzen; nur in seiner Vollmacht hätten die Metropoliten die Bischöfe ihrer Provinzen zu ordiniren. Die wichtigsten Rechte, die bis dahin die Könige und die Metropoliten mit den Provincialsynoden ausgeübt hatten, nahmen die pseudoisidorischen Decretalien als unveräußerliches Recht des Papstthums in Anspruch.

Der Verfasser des Trugwerks wollte die Kirche in eine absolute Monarchie umwandeln, um Roms Weltherrschaft anzubahnen. Die Monarchie Karls des Großen stand ihm vor Augen, selbst die Sprache der Karolingischen Gesetze läßt sich in den untergeschobenen Decretalien verfolgen. Die Primaten der abendländischen Kirche und die apostolischen Vikare sind hier den Königsboten der Karolingischen Monarchie nachgebildet; die Bischöfe werden zu abhängigen Beamten herabgewürdigt, wie es die Grafen der Franken waren. Das Ideal, dem nachgestrebt wird, ist der Theokratie Karls des Großen verwandt, nur soll nicht der Kaiser als Gottes Stellvertreter an die Spitze derselben treten, sondern der Bischof zu Rom.

Ging die Idee dieser neuen Theokratie nicht von Rom aus, so wurde sie doch bald genug dort aufgefaßt. Die imperatorischen Ideen sind in der alten Weltstadt nie ganz in Vergessenheit gekommen, und am wenigsten bei den Nachfolgern Petri. Schon Papst Gregor IV. war wieder über die Alpen gekommen, aber diesmal nicht um dort Schutz zu suchen, sondern um der tiefsten Demüthigung des frommen Kaisers Ludwig beizuwohnen und sie nach seinen Kräften selbst herbeizuführen. Leo IV. waltete dann in Rom wie ein selbstständiger Fürst und stellte sich in Person an die Spitze eines Kriegsheeres, das gegen die Araber auszog. Mit der größten Entschiedenheit ergriff endlich die Idee eines päpstlichen Kaiserthums Nicolaus I., einer der kühnsten und klügsten Priester, die jemals die Welt gesehen hat. Er war der erste Papst, der sich auf die pseudoisidorischen Decretalien offen zu berufen wagte und jeden Einspruch gegen das Werk eines bewußt verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er sprach es vor aller Welt aus, daß die höchste richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papste beiwohne, und beeilte sich diese Gewalt der Welt zu zeigen. Das sittenlose Leben König Lothars II., das bei hochgestellten fränkischen Bischöfen Beschönigung gefunden hatte, bot ihm dazu den günstigsten Anlaß. Auf einer großen Synode zu Rom sprach er im Jahre 863 über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus, erklärte die demselben günstigen Beschlüsse fränkischer Synoden für nichtig, entsetzte die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier ihrer Gewalt und bedrohte alle Bischöfe, die dieses Urtheil anfechten würden mit dem Banne. Mit großer Klugheit zeigte er die Macht des Papstthums zuerst zum Schutze der Tugend und guten Sitte.

Und nicht allein alle Kräfte der abendländischen Kirche suchte Nicolaus zu dem kolossalen Bau, der seinem Geiste vorschwebte, zu verwenden: auch die morgenländische Kirche hoffte er von Neuem Roms Macht zu unterwerfen. Dem Kaiser von Byzanz trat er mit derselben Entschiedenheit entgegen, wie dem Karolinger; als höchster Richter wollte er in die Verhältnisse der orientalischen Kirche eingreifen, wie er die Kirche des Occidents sich unterwürfig gemacht hatte. Den Patriarchen Photius von Constantinopel erkannte er deshalb nicht an, weil er ohne den Willen Roms vom Kaiser eingesetzt war. Eine selbstständige Stellung des Morgenlandes gegen Rom glaubte er nimmermehr dulden zu

können. Eben damals bekämpften sich die lateinischen und griechischen Missionen in den Ländern an der unteren Donau mit nicht geringer Heftigkeit. Es war ein großer Triumph für die morgenländische Kirche, daß sie den mächtigen Bulgarenkönig Bogoris für sich gewann. Aber Nicolaus war nicht gewillt diesen Triumph ihr zu gönnen; er sandte lateinische Lehrer zu den Bulgaren und zog in der That Bogoris auf Roms Seite hinüber.

Mit aller Welt im Streit, nicht als Sieger, aber doch unbesiegt starb Nicolaus im Jahre 867. Seine Nachfolger wandelten in den Wegen, die er gebahnt hatte, wenn auch nicht immer mit gleicher Umsicht und gleichem Glücke. Die Vereinigung mit der orientalischen Kirche mißlang, ja der Bruch wurde schwerer und unheilbarer als je zuvor. Der griechische Einfluß in der Bulgarei stellte sich her, und für alle Zeiten wurden die Länder an der unteren Donau der orthodoxen Kirche des Orients gewonnen. Aber im Abendlande waren die Ideen Pseudoisidors, wie sie Nicolaus aufgefaßt hatte, nicht mit ihm erstorben, und bald gab die geschickt ergriffene Gunst der Umstände die Verfügung über das Kaiserthum selbst unmittelbar einem Papste in die Hand.

Kaiser Ludwig II. starb im Jahre 875 ohne Erben. Sofort erhob sich zwischen seinen Oheimen Ludwig und Karl der alte Streit; er galt diesmal Italien und dem Kaiserthum. Ehe noch Ludwig die Alpen übersteigen konnte, erschien Karl, in jeder Beziehung der Minderberechtigte, in Rom und empfing aus den Händen Papst Johanns VIII. die Kaiserkrone, aber nicht als ein Erbstück seines Hauses, sondern als ein Geschenk des römischen Bischofs. So wurde das Erbkaiserthum der Karolinger zu Grabe getragen; dem Papst war es gelungen die Verfügung über den kaiserlichen Thron an sich zu ziehen. Und der Untergang des Erbkaiserthums bedrohte zugleich auch das Erbkönigthum, wie es von jeher bei den Merovingern und Karolingern bestanden hatte, mit den größten Gefahren.

Wir wissen, wie schon zu den Zeiten Ludwigs des Frommen der Klerus für das Wahlkönigthum sich ausgesprochen hatte. Auch Rom war ihm jetzt geneigt, und die Vasallen schienen nicht minder alle ihre Interessen nach dieser Seite zu treiben. Wenigstens zögerten die Großen Italiens und Frankreichs keinen Augenblick sich für das Wahlkönigthum zu entscheiden. Die Großen Italiens wählten Karl zu ihrem Könige, und sie thaten es nur, wie sie erklärten, weil er vom Papste zum Kaiser ge-

krönt sei. Als Karl in sein westfränkisches Reich zurückkehrte, mußte er sich sogar durch einen Wahlact seiner Vasallen die Krone noch einmal ertheilen lassen, die er längst nach Erbrecht besaß. Wie die Päpste gegen die Macht der Metropoliten an den Bischöfen Halt und Stütze gefunden hatten, so fanden sie jetzt auch an den Vasallen die kräftigste Unterstützung gegen das alte, vordem in eigener Kraft wurzelnde Königthum, welches sich nur in Ostfranken erhielt. Jene umfassenden und kühnen Pläne, welche Nicolaus I. und ihm verwandte Geister bei dem Fall des Kaiserthums entworfen hatten, waren der Durchführung nahe: das Papstthum schien auf dem besten Wege sich auch zur obersten weltlichen Macht aufzuschwingen.

Wenn allein das Spiel der Intrigue und kluger Berechnung, welches die Geistlichkeit jener Zeit meisterhaft verstand, über das Schicksal der Staaten und Völker entschiede, würde das Papstthum ohne Zweifel in kürzester Frist den vollständigsten Sieg davongetragen haben. Aber schon deshalb konnte ihm dies nicht gelingen, weil bei der Schwächung der Reiche überall im Inneren die wildeste Anarchie herrschte und zugleich furchtbare Feinde die Marken der abendländischen Reiche durchbrochen hatten. Eine Zeit der größten Schrecken war eingetreten; nur mit dem stets gezückten Schwerte ließ sich die Ordnung herstellen, die Existenz von Staat und Kirche, wie das Leben des Einzelnen sichern. Das römische Papstthum, dem doch hauptsächlich nur geistige Kräfte zu Gebote standen, konnte sich nicht von Kampf in Kampf stürzen, nicht dem Eisen mit dem Eisen begegnen und wurde nur zu bald inne, daß es die Herrschaft über das Abendland doch noch dem germanischen Kriegsmuth überlassen müsse.

Aber auch der alte Waffenruhm der Franken schien erstorben; von allen Seiten von Feinden bedrängt und umringt, leisteten sie trotz einzelner Siege kaum noch erfolgreichen Widerstand, und die gewonnene Herrschaft schwand sichtlich dahin. Vom Süden erhob sich ein neuer Eroberungssturm der Araber, der Italien und Rom mit demselben Schicksal bedrohte, welches mehr als hundert Jahre vorher Spanien betroffen hatte. Und doch stritt man nicht mehr gegen die vereinte Macht des Chalifen, sondern nur gegen die Streitkräfte eines aufständigen Statthalters, der um das Jahr 810 sich an der nordafrikanischen Küste eine selbstständige Herrschaft begründet hatte. Ein verrätherischer Beamter des griechischen Kaisers führte im Jahre 827 die Araber von Afrika

nach Sicilien hinüber; nach und nach eroberten sie fast alle Städte der Insel und befestigten sich in dem Besitz; zugleich verheerten von ihnen ausgesandte Seeräuberschiffe die Küsten Italiens, und drangen arabische Heere tief in das Innere der Halbinsel ein. Tarent und Bari fielen in die Hände der Ungläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardischen Fürsten Unter-Italiens — von Benevent hatten sich Capua und Salerno mit Amalfi als besondere Fürstenthümer bereits gesondert — wurden gezwungen, sich der arabischen Macht zu beugen. Bald wurde sogar der Papst selbst bedroht. Im Jahre 846 liefen die Araber auf einer Flotte in die Tiber ein, schwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter. Papst Leo IV. stellte die Mauern der Stadt her, in deren Bereich er jetzt auch das Gebiet der Peterskirche zog, sammelte eine Flotte und schlug vornehmlich mit dem Beistande der Bürger von Neapel und Gaeta die Schiffsmacht der Ungläubigen bei Ostia. Dieser Sieg rettete Rom, aber die Küsten Italiens wurden deshalb nicht minder hart heimgesucht, Corsica und Sardinien mußten sich sogar dem Feinde ergeben.

Auf dem Meere war den Arabern von den Königen nicht zu wehren, da die fränkischen Reiche sämmtlich ohne eine Seemacht waren; es rächte sich bitter, daß man nach Karls des Großen Tode die Flotte, die er zu begründen anfing, sogleich aufgegeben hatte. Auf dem Lande griff dagegen wohl Kaiser Ludwig II. noch mehrmals die Araber an und besiegte sie auch in einzelnen glücklichen Kämpfen: aber dauernde Erfolge ließen sich so nicht gewinnen, zumal es unmöglich schien, in eine feste Verbindung mit dem griechischen Reiche zu treten, das vielmehr die Schwäche des fränkischen Reichs zu neuen Erwerbungen in Italien benutzte. Im Jahre 874 erkannten die langobardischen Fürsten wieder die Hoheit des griechischen Reichs an; in ganz Apulien befestigte sich abermals die Herrschaft des Kaisers von Constantinopel, während sich in Calabrien die Araber festsetzten und von hier und von Sicilien aus immer aufs Neue die italienischen Küsten verheerten.

Als Papst Johann VIII. Karl dem Kahlen die kaiserliche Krone ertheilte, erwartete er von ihm schleunige und durchgreifende Hülfe für Italiens Bedrängniß: aber er hoffte umsonst. Karl hatte nach anderen Seiten mehr als zu viel zu thun, da er nicht nur mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen wegen der Kaiserkrone sofort in einen

neuen Krieg verwickelt, sondern auch in seinem eigenen Reiche von dem furchtbarsten Feinde der Zeit, von den Normannen, unaufhörlich bedrängt wurde.

Es war, als ob jetzt mit einem Male die ganze Völkermasse des scandinavischen Nordens aufstünde, um sich gegen das Frankenreich in den Kampf zu stürzen. Gerade damals erhoben sich zuerst in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche gespalten, umfänglichere Herrschaften, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugsame Geister, die sich der Uebermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen zu Hauf die Heimath und suchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, um so mehr reizte er die Phantasie, um so höher steigerte er den Muth der Nordlandssöhne. Und zugleich stürmten auch die nordischen Könige in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu mehren. Vor allem war das fränkische Reich der Schauplatz der normannischen Heldenthaten. Hierhin lockte die Aussicht auf reiche Beute, hierhin die aus früheren Kriegen ererbte Feindschaft, hierhin endlich der Schutz des alten Götterglaubens, den fränkische Geistliche, wie der wackere Erzbischof Ansgar von Hamburg, als Missionare mit Eifer bekämpften und zurückdrängten. Das westfränkische Reich mit seiner ganzen Kriegsmacht und allen seinen Vasallenheeren konnte ohne den Schutz einer Flotte den Angriffen dieser Feinde nicht begegnen. Durch die Lage ihrer Länder auf die See hingewiesen, von Jugend auf mit den Gefahren des stürmischen Meeres vertraut und ihnen trotzend, bedeckten die Normannen mit jedem Frühjahr die weite Fläche des Meeres mit ihren leichten Schiffen. Ueberall stürmten die Meeresrappen, wie sie ihre Schiffe nannten, an die Küsten heran; wo sich ein sicherer Landungsplatz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, legten die beherzten Schiffer an, zückten ihr Schwert und beuteten weit in der Runde. An der friesischen Küste setzten die Normannen zuerst sich fest, aber bald waren alle Meere, die Gallien bespülen, von ihren Flotten erfüllt: rings sah man das westfränkische Reich von ihnen umzingelt, und tief in das Innere drangen bald einzelne Heereshaufen, bald größere Schaaren, die sich zu gemeinsamen Waffenthaten verbanden. Schon Karl der Kahle fühlte sich den Normannen nicht mehr gewachsen und erkaufte im Jahre 866 ihren Abzug mit 4000

Pfund Silber und dem schimpflichsten Frieden, ohne dadurch die baldige Rückkehr zu hindern.

Wie konnte da der Papst und Italien von diesem Kaiser wirksamen Schutz erwarten? Selbst als Ludwig der Deutsche im Jahre 876 starb und das ostfränkische Reich nach altem Erbrecht unter seine drei Söhne vertheilt und zersplittert wurde, als Karl dann nach Italien noch einmal zurückkehrte, zeigte doch alles nur seine völlige Ohnmacht. Bald raffte auch ihn ein unerwarteter Tod hin (877), und sein Sohn Ludwig der Stammler wurde von den neustrischen Großen erst dann als König anerkannt, als er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl seine Krone verdanke. Wenig länger als ein Jahr herrschte Ludwig, früh siechte er hin; seine beiden unmündigen Söhne Karlmann und Ludwig wurden nach ihm auf den Thron erhoben und das Reich zwischen ihnen getheilt. Aber wie alle geistige und körperliche Kraft der Karolingischen Linie in Westfranken schon entschwunden zu sein schien, starben auch sie nach wenigen Jahren kurz nach einander, und nur ein nachgeborener Sohn Ludwigs des Stammlers, der fünfjährige Karl, war im Jahre 884 von der Nachkommenschaft Karls des Kahlen noch übrig. Das westfränkische Kaiserthum hatte bereits früher ein klägliches Ende genommen; die Söhne und Enkel Karls des Kahlen waren selbst zu Werkzeugen des Papstthums nicht tauglich.

Johann VIII. ging nach dem Tode Karls des Kahlen mit dem Gedanken um, einen fränkischen Grafen, den er an Kindes Statt annahm und sich dadurch ganz zu eigen machte, auf den kaiserlichen Thron zu erheben. Es war der Graf Boso, der mit Hülfe der Geistlichkeit dann die Provence und Südburgund von dem westfränkischen Reiche abriß und sich zum König eines besonderen burgundischen Reichs wählen ließ, das nach seiner Hauptstadt Arles auch das arelatische genannt wurde. Aber die kaiserliche Krone und das Königreich Italien blieben Boso versagt trotz aller Anstrengungen des Papstes, dessen eigene Macht bald in Frage gestellt wurde. Denn einmal erhob sich das ostfränkische Reich, obwohl es durch die Theilung nach Ludwigs des Deutschen Tode am meisten geschwächt zu sein schien. Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs, der Baiern mit den südöstlichen Marken erhalten hatte, setzte sich durch Eroberung in den Besitz Italiens, und dieser Besitz fiel nach dem frühen Tode Karlmanns und seines Bruders Ludwig des Sachsen mit der ganzen Erbschaft des Vaters dem jüngsten Bruder

Karl dem Dicken zu, der, zuerst auf Alamannien beschränkt, so das ganze ostfränkische Reich wieder vereinte. Das Schicksal hatte ihm noch Größeres zu seinem Verderben beschieden. Die furchtbare Noth wies darauf hin, alle Kräfte des Reichs abermals in eine Hand zu legen: der Papst vergaß seine Abneigung gegen die ältere Karolingische Linie und krönte Karl zum Kaiser, die Großen des westfränkischen Reichs übergingen den letzten Sohn Ludwigs des Stammlers und erhoben den König der Ostfranken auch auf ihren Thron. So wurde die Monarchie Karls des Großen mit Ausnahme des arelatischen Reichs wiederum vereinigt, aber darum nicht hergestellt (884).

Man hoffte von der Einheit des Reichs vor Allem die Abwehr der äußeren Feinde. Denn auch das östliche Reich, das sich bisher noch am besten geschützt hatte, schwebte schon in großer Gefahr. Die slawischen Stämme an den Ostgrenzen hatten sich fast sämmtlich gegen die fränkische Herrschaft erhoben. Rastislaw, der Fürst der Mährer, obwohl selbst durch die Franken eingesetzt, gründete eine selbstständige Herrschaft und in derselben festere staatliche und kirchliche Ordnungen. Die griechischen Mönche Methodius und Constantinus waren die ersten Apostel und Lehrer unter den Südslawen, die große Erfolge gewannen; im Einverständnisse mit dem Papste und zum großen Verdrusse des Salzburger Erzbischofs wurde ein eigenes slawisches Erzbisthum für Mähren errichtet. Zwanzig Jahre leistete Rastislaw den Waffen der Deutschen Widerstand und erlag endlich nur der List seines Neffen Swatopluk oder Zwentibold, wie ihn die Deutschen nannten. Swatopluk übernahm selbst nun die Herrschaft über die Mährer, scheinbar ein Dienstmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterster Feind. Zu derselben Zeit verweigerten die Sorben und Böhmen dem Reiche nicht nur den Gehorsam, sondern durchzogen verheerend die thüringischen Lande; auch die Wilzen und Abodriten überschritten die Elbe. Noch furchtbarere Feinde waren die Dänen und Normannen. In einer großen Schlacht an der Elbe hatten die Dänen die ganze sächsische Kriegsmacht vernichtet und dann alle Befestigungen in der Mark zerstört. Die Normannen landeten ungehindert an den Küsten der Nordsee und durchzogen plündernd die Rheingegenden; die Mauern der Städte wurden von ihnen niedergerissen, die Kirchen und Paläste eingeäschert, selbst die Pfalz Karls des Großen in Aachen wurde zum Theil ein Raub der Flammen. Am schlimmsten aber wurde von den Normannen noch

immer das westliche Reich heimgesucht, das in seiner ganzen Weite wie eine sichere Beute vor ihnen lag.

So viele Gefahren auf einmal zu beschwören, dazu hätte Karls des Großen Umsicht und Tapferkeit gehört, und dieser Karl, der jetzt die volle kaiserliche Gewalt scheinbar wieder in Händen hatte, besaß wenig Muth und noch weniger Verstand. Er vermehrte das Unglück des Reichs statt es zu heben. Als er mehrere Jahre nach einander durch unermeßliche Geldsummen von den Normannen den Frieden erkaufte, den sie doch nicht bewahrten, als die Anarchie im Inneren zugleich mehr und mehr wuchs, entsank die Macht des großen Reichs seinen kraftlosen Händen. Arnulf, ein unehelicher Sohn Karlmanns, der mit der herzoglichen Gewalt in den südöstlichen Marken bekleidet war, erhob die Fahne der Empörung (887); die Großen des ostfränkischen Reichs fielen sofort ihm zu, der Kaiser, der sich zu Tribur befand, sah den allgemeinen Abfall und wagte nicht einmal Widerstand. Willenlos ergab er sich in sein Schicksal und fand bald darauf ein ruhmloses Ende. Im Aufstande war Arnulf erhoben worden, und seine Erhebung geschah nicht so sehr unter dem Einfluß des Klerus, als sie von den weltlichen Großen ausging. Das Karolingische Erbkönigthum konnte auch in den deutschen Ländern jetzt für beseitigt gelten; die geistliche und weltliche Aristokratie im Bunde hatten es in allen fränkischen Reichen gestürzt, als es sich völlig unfähig erwies die Macht zu behaupten.

Arnulf meinte, daß das ganze Reich Karls des Großen ihm zufallen würde, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft. Ueberall entstanden vielmehr Wahlkönige, überall durch die Geistlichkeit im Bunde mit den weltlichen Großen erhoben. „Im Frühjahr 888," sagen die Annalen von Fulda, „gediehen in Europa die kleinen Könige." Im Westfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo aus einem sächsischen Geschlecht, welches erst in den letzten Zeiten sich durch glückliche Kriegsthaten in Gallien Ansehen gewonnen hatte. Odo, obwohl er sich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen einen ruhmvollen Namen gemacht, brachte es jedoch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Westfrankenreiche; ein großer Theil der Großen wandte sich vielmehr dem letzten echten Sproß des Karolingischen Geschlechts wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen hieß. In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, das die Aar durch-

strömt, erhob man den Grafen Rudolf ebenfalls aus einem deutschen, dem welfischen, Geschlecht zum König eines neuen Reichs, welches man zum Unterschiede vom arelatischen das hochburgundische nannte. In Italien stritten um die Herrschaft Berengar von Friaul und Wido von Spoleto, Beide fränkischen Geblüts. Wido gewann endlich den Sieg und durch denselben für sich und seinen Sohn Lambert die Kaiserkrone, der aber weder sie noch der Papst einen glänzenden Schimmer verleihen konnten. Um sich gegen ihre Nebenbuhler und Widersacher zu stärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulfs Oberherrschaft an, aber viel fehlte daran, daß er sich dadurch zu einer wahrhaft kaiserlichen Stellung erhoben hätte.

Arnulf zeigte, daß er ein Mann war. Im Jahre 891 schlug er an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte sich dann gegen Swatopluk, der sich inzwischen offen gegen die Deutschen erhoben und sein Reich über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf drang wiederholt verheerend in Mähren ein, mußte aber den Kampf im Jahre 893 unterbrechen, weil ihn Papst Formosus gegen Wido nach Italien rief. Nur bis Piacenza gelangte er auf diesem Zuge; die gehoffte Kaiserkrone entging ihm. Als aber Swatopluk bald darauf starb und die Kraft des mährischen Reichs durch die Theilung unter die Söhne des Verstorbenen gebrochen wurde, richtete Arnulf abermals seine Heeresmacht gegen Italien. Wido war inzwischen gestorben, die Macht seines Anhangs gelähmt; Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiserkrone im Jahre 896, mehr den verdienten Preis seiner Mühen als ein Geschenk des Papstes.

Aber zu einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt gelangte Arnulf auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten sich in das Westfrankenreich, das nach und nach durch Odos tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Lambert schloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrschaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert starben, erkannte das ganze Westfrankenreich Karl den Einfältigen als König an und Berengar gewann allein das italische Reich. Mit unbestrittener Gewalt herrschte Arnulf nur in den deutschen Ländern, von denen er Lothringen überdies absonderte, um es seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich zu verleihen. Und auch in den deutschen Ländern war seine Herrschaft nicht völlig

gesichert; nur mit Mühe erhielt er die übermüthige Aristokratie, die ihn erhoben hatte, im Gehorsam, und von allen Seiten war das Reich von Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder schon dem Reiche entrissen. Am 8. December 899 starb Kaiser Arnulf, und bald erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an ihm verloren hatten.

Die Herstellung des Kaiserthums in alter Weise hatte sich auch diesmal als unmöglich gezeigt. Aber die hochfahrenden Pläne der Päpste waren nicht minder gescheitert, und das Papstthum selbst war von der jähen Höhe, die es hastig erklommen hatte, in den tiefsten Abgrund versunken. Ein Menschenalter nach Nicolaus I. saßen die traurigsten Schattenbilder päpstlicher Macht auf dem Stuhle Petri, die willenlosen Kreaturen des sittenlosen römischen Adels. Freilich waren die imperatorischen Ideen deshalb nicht untergegangen, die Erfolge eines Nicolaus in Rom nicht vergessen. Gregor VII. hat nach zwei Jahrhunderten nichts Anderes gethan, als das damals aufgegebene Werk mit kühnem Muth aufs Neue in Angriff zu nehmen.

Mit dem Karolingischen Kaiserthum war auch das fränkische Erbkönigthum gebrochen, und die Nationen, die sich nach dem Verfall des Kaiserreichs gesondert hatten, schienen völlig für den Augenblick Herren ihrer Zukunft zu sein. Ueberall traten Wahlkönige an die Spitze der Staaten, doch überall waren sie nur von der geistlichen und weltlichen Aristokratie erhoben, die sich bereits das Recht beimaß nach eigener Willkür den Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten. Aber wie diese Aristokratie in sich selbst gespalten war und im stäten Kampfe gegen die anderen Elemente des staatlichen Lebens stand, führte ihr Sieg in allen Staaten des Abendlandes zunächst nur zu gräulicher Anarchie. Und zugleich brachen die erbittertsten Feinde des Christenthums von Neuem über die Reiche des Abendlandes herein; zu den alten Gegnern, deren man nicht mehr Herr werden konnte, gesellten sich immer neue und schlimmere Feinde.

Der Zustand Europas gemahnte an jene Zeiten, da die ersten germanischen Reiche der inneren Auflösung mit eilenden Schritten entgegengingen und alsbald dem Schwerte ihrer Feinde erlagen. Aber zu fest waren von Karl dem Großen die kirchlichen und staatlichen Ordnungen begründet worden, zu weit war auf diesen Grundlagen bereits das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerstämme und Staaten hätten vertilgt werden können. Tiefes Dunkel brach noch ein-

mal über das Abendland ein, und vergebens suchte der Blick der verzweifelnden Völker leuchtende Sterne am Himmel, — aber jene lange entsetzliche Nacht, die der Zerstörung der alten Kulturwelt folgte, konnte doch nicht wiederkehren.

Ein Zeitraum von etwa tausend Jahren und mit ihm die Geschichte zahlreicher germanischer Stämme und großer von ihnen gestifteter Reiche ist vor unseren Blicken in raschem Wandel vorübergegangen. Von jenen Urzeiten an, wo die Germanen, ohne einen umfassenderen staatlichen Verband als den der Gaugemeinde, in zahllos zersplitterten Völkerschaften den Römern widerstanden, bis zu den Tagen Karls des Großen, als sich die ganze römisch-germanische Welt in einem großen Reiche zusammenfaßte und ein fränkischer König das römische Kaiserthum im Abendlande herstellte, welche reiche, welche gewaltige Entwicklung! Wie waren während derselben Glaube, Sitte und Sprache der Deutschen umgewandelt, wie der Gesichtskreis und die Begriffe erweitert worden, wie hatte man aus den einfachsten Zuständen sich zu den umfassendsten politischen und kirchlichen Verhältnissen erhoben!

Die Germanen waren im Laufe der Zeit gleichsam in eine andere Welt versetzt worden, aber sie hatten darum doch ihre Eigenheit nie völlig aufgegeben, nie ihre ursprünglichen Zustände vergessen und ihre besondere Weise verleugnet. Sobald sie sich dahin nur neigten, wurden sie aus Siegern bald zu Besiegten, und manche der edelsten und kräftigsten Stämme verschwanden so früh aus der Geschichte. Auch der fränkische Stamm, der zuletzt die Weltherrschaft gewonnen hatte, verlor seine Macht, als sich die Könige dem römischen Wesen mit Vorliebe zuwandten und den Klerus zu übermäßiger Gewalt erhoben.

Aber auch mit der Macht des Frankenstammes war die germanische Kraft nicht erschöpft. In den Ländern jenseits des Rheins lebten noch Völker, die, obwohl auch sie von der tausendjährigen Entwicklung tief und vielfach berührt wurden, wenig bisher auf den großen Schauplatz der Dinge getreten waren und ihre ursprüngliche Natur bewahrt hatten. Noch bewohnten sie ein weites Waldland, wie in den Urzeiten; noch waren sie mit dem städtischen Leben wenig bekannt geworden, hausten

meist auf ihren Feldfluren, auf dem Grund und Boden, den sie von den Vätern ererbt; noch waren die Gemeindefreiheit und die alte Sitte der Heimath bei ihnen nicht erstorben; noch immer fand man in ihnen ein unbeugsames Geschlecht, voll wilden Trotzes, vor Allem dem Kriegsleben und dem Waffendienste ergeben. Es trennten diese Völker, obschon sie sich selbst nach ihrer Sprache schon von den anderen Nationen als Deutschredende schieden, zwar immer noch vielfache Stammesunterschiede und gehässige Stammesvorurtheile: aber sie fingen doch bereits an zu ahnen, daß sie ein Volk seien, und sie beugten sich einem Könige und Herrn. Und große Könige gab ihnen alsbald die Vorsehung, und diese haben die Bande der Gemeinschaft unter ihnen mehr und mehr gestärkt, durch glänzende Thaten das nationale Bewußtsein erhoben, das römische Kaiserthum im Abendlande abermals hergestellt und dadurch sich und die Deutschen an die Spitze der europäischen Entwicklung für Jahrhunderte gestellt. Da erst tritt das deutsche Volk selbstbewußt in geschlossener Einheit auf. An die Geschichte der germanischen Stämme schließt sich die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes.

Die Geschichte der deutschen Kaiserzeit erzählt nicht allein das Leben und die Thaten unserer großen Kaiser; sie stellt vor Allem dar, wie durch dieselben aus den deutschen Stämmen das deutsche Volk erwuchs, wie es sich eigenartig entwickelte, wie wir Deutsche so erst in Wahrheit zu einer großen Nation geworden sind. Hier liegt das wesentlichste Interesse dieser Geschichte. Denn die Macht unsrer alten Kaiser erstarb, aber das deutsche Volk lebt und wird leben.

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900—950.

1.

Verfall des ostfränkischen Reichs.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu schreiben begann, sah es unsäglich traurig in den deutschen Ländern aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt. Kaiser Arnulf, der das wankende Reich zu stützen versucht und mit tapferer Hand die Normannen, die verderblichsten Feinde des Reichs, auf das Haupt geschlagen hatte, war so eben aus der Welt geschieden. Der Kaiserthron und der ostfränkische Königsstuhl standen erledigt: wer konnte die drückende Last der Reichsregierung in den deutschen Ländern auf seine Schultern nehmen, wer einen neuen Versuch wagen, die zerrissene Monarchie Karls des Großen zu einigen und gegen die äußeren Feinde zu schützen?

Arnulf hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin einen einzigen Sohn, Ludwig, damals einen Knaben von sechs Jahren, hinterlassen, und dieses Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geistlichen Großen aller deutschen Länder, als sie sich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz versammelten, zum Könige des Ostfrankenreichs. Das Volk stimmte der Wahl zu, und sofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron seines Vaters.

Wohl nur deshalb wählte man Ludwig und nahm auf Arnulfs mannbare Söhne aus wilder Ehe, deren Nachfolge er selbst gewünscht hatte, keine Rücksicht, weil man besorgte, bei einer Abweichung von der herkömmlichen Erbordnung möchten die deutschen Länder, die nur nothdürftig zusammenhielten, sich völlig von einander trennen. In jedem anderen Betracht war es eine unbegreifliche Wahl. Denn wie hätte wohl dieses Kind die Einheit des Abendlandes herstellen sollen? Schien nicht die Wahl desselben vielmehr offen auszusprechen, daß man in den deutschen Ländern die Ansprüche auf das Kaiserthum, wie sie noch Arnulf erhoben und durchgesetzt hatte, vollends aufgab? Und stand

selbst nur zu erwarten, daß der Knabe aus einer unechten Linie des fränkischen Herrscherhauses stammend, sein Reich gegen den letzten echten Sproß aus Karls Geschlecht, den vor Kurzem die Westfranken wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt hatten, behaupten könnte? War es auch „der einfältige Karl," der in Westfranken herrschte, so drohte bei dem unruhigen Sinn der deutschen Großen doch auch von ihm eine nicht geringe Gefahr, wenn er einst das Recht seines Hauses jenseits des Rheins in Anspruch nehmen sollte. Vor Allem aber die Lage der deutschen Länder selbst, wie sehr heischte sie gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Worts!

Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Asche, ihre Mauern zerstört: wer wollte den Normannen wehren, wenn sie, nachdem der Sieger an der Dyle abgeschieden, von jenen Burgen, die sie an der friesischen Küste stätig besetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachsens waren die Dänen und Wenden eingebrochen; an der thüringischen Mark standen die Sorben. Mit der sinkenden Macht des mährischen Reichs lebten die Bischöfe und Grafen Baierns in fortwährendem Kriege, und schon schweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Magyaren, bis an und bis über die Grenzen des Reichs. Zugleich war nirgends im Inneren selbst ein fester, gesicherter Zustand. Die Theile lösten sich vom Ganzen. Nur mit großer Kraftanstrengung hatte Arnulf die Fehden der edlen Geschlechter unterdrückt, die Geistlichkeit und die Kirchen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Herren geschirmt; jetzt trieb überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügellose Selbsthülfe das verderblichste Wesen. Wie wenig man die königliche Gewalt scheute, zeigte sich sofort in Lothringen, wo Zwentibold mit kräftiger, aber roher Gewaltherrschaft die widerspenstigen Großen in Zaum zu halten suchte. Das scharfe Regiment dieses jungen Fürsten, der sich mit aus dem Staube erhobenen Günstlingen umgab, erregte allgemeine Erbitterung, und kaum hatte Kaiser Arnulf die Augen geschlossen, so vertrieb man seinen Sohn aus dem Lande. Vergebens suchte Zwentibold sich mit Gewalt zu behaupten, nach kurzem Widerstande wurde er an der Maas im Streite erschlagen. Wohl war es ein Glück, daß sich die Lothringer damals noch dem unechten Karolinger im Osten, nicht dem echten im Westen anschlossen, und das schöne Rheinland so mit den deutschen Stämmen vereinigt blieb.

Von allen Seiten umlauerten Gefahr und Verderben das Reich, und doch erhob man ein Kind auf den Thron, die bedrohte Herrschaft zu schützen. So kam, was kommen mußte: das Reich zerfiel und wurde die Beute äußerer Feinde. Eine Zeit entsetzlicher Schmach und der traurigsten Verwirrung brach über die deutschen Länder ein.

Alle Schrecken waren entfesselt, aber die schlimmste Geisel für das unglückliche Reich und die deutschen Länder wurden die verheerenden Magyarenzüge, die jetzt begannen. Die Magyaren, wie sie selbst sich nannten, während das Abendland ihnen schon damals den Namen der Ungarn beilegte, ein finnischer nomadisirender Volksstamm, waren von ihren Wohnsitzen am westlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa hundert Jahren verjagt worden und hatten endlich ihre beweglichen Zelte in den Steppen am Dniepr aufgeschlagen, von wo sie bis zu den Donaumündungen schwärmten. Sie standen noch in einer einfachen und rohen Stamm- und Geschlechtsverfassung. Die Zahl ihrer Stämme, die sich auf sieben belief, war durch einen achten, die Chabaren, vermehrt worden, einen Zweig der Chazaren, die damals am Don eine ausgedehnte Herrschaft besaßen und denen längere Zeit auch die Magyaren selbst dienstbar gewesen waren. Jeder Stamm stand unter einem besonderen Häuptling, und als das erste gemeinsame Oberhaupt des ganzen Volkes, das aus der Wahl der sieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in dessen Geschlecht dann die höchste Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren bestand in Heerden von Rindern und Rossen; ihr Leben brachten sie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die sie in die weitesten Fernen ausdehnten und auf denen sie schon im Jahre 862 die Grenzen des Frankenreichs berührten.

Bald wurden die Magyaren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbaren, zumal sie sich in jeder kriegerischen Tugend auszeichneten. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beschwerden, vorsichtig gegen Listen des Feindes, sehr gewandt im Benutzen seiner Schwächen, ein unbändiges Geschlecht, doch im Kriege strenger Zucht gehorchend, blieben sie im Kampfe fast immer Sieger. Ueberdies war ihre Kriegsführung eigenthümlichster Art. Nicht in großen geschlossenen Reihen rückten sie an, sondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur scheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen sie einen Theil des Heeres sich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Angriffe eine außerordentliche Beweglichkeit, und es blieb ihnen Gelegenheit dem Streite neue

und unerwartete Wendungen zu geben. Der Sieg täuschte den Gegner; oft erlitt dieser mitten im geträumten Triumphe durch einen Ueberfall die schwerste Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit erstaunlicher Gewandtheit die trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnernen Bogen entsandten; diese Waffe führten sie mit gleichem Geschick beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, waren sie im Benutzen des Sieges schonungslos. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd; wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Knechte dienen. So besiegten sie ihre Feinde nicht nur, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.

Nachdem die Magyaren längere Zeit mit den Völkern an der unteren Donau gekämpft hatten, griffen sie im Jahre 892 das mährische Reich an. Von hier wurden sie aber damals durch den Kaiser zu Constantinopel abgerufen, der sie über die Donau gegen die Bulgaren führte, die seine Hauptstadt bedrohten. Die Bulgaren gewannen als Bundesgenossen die Petschenegen, ein den Ungarn im Osten benachbartes wildes und kriegsmuthiges Volk. Als nun im Jahre 895 die Ungarn zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petschenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derselben ein, hieben die spärliche Besatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächtigten sich der Heerden und setzten sich in dem eroberten Lande fest. Der öfters erprobten Uebermacht dieses Feindes wichen die Ungarn und standen von der Rückkehr in ihre alte Heimath ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr um plündernd diese Länder zu verwüsten, sondern um sich dort neue Wohnsitze zu suchen. Zwischen den Karpathen und der Donau setzten sie sich fest, besonders in den großen Ebenen, während in den Gebirgsgegenden die slawische Bevölkerung sich erhielt, aber in Dienstbarkeit trat. Nirgends fanden die Eroberer hier Widerstand; denn nur wenige Burgen gab es im Lande, und wehrlose Hirten wohnten in dem seit der Zerstörung des Avarenreichs fast herrenlosen Gebiete. Mit neuer Heftigkeit begannen dann sofort die Angriffe auf das mährische

Reich, mit dem die Ungarn jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft standen. Einen um so schwereren Kampf hatten die Mährer zu bestehen, als ihr Reich nach Swatopluks Tode durch die Streitigkeiten seiner Söhne geschwächt war und überdies durch die baierischen Großen unaufhörlich beunruhigt wurde: dennoch hielten sie dem ersten Angriffe Stand. Ruhmlos zogen die Ungarn ab und richteten ihre Kriegszüge von Neuem nach anderen Seiten. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen sie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien und verheerten die schlecht vertheidigte lombardische Ebene von der Küste des adriatischen Meeres bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand, Verwüstung bezeichneten überall ihre Straße.

Als mit reicher Beute beladen die Magyaren aus Italien in ihre neue Heimath zurückkehrten, hörten sie, daß ein Knabe auf den ostfränkischen Thron erhoben sei: ihr Entschluß war bei dieser Kunde gefaßt, und unverzüglich brachen sie in die baierische Ostmark ein. Verheerend drang ein Schwarm am rechten Donauufer bis über die Enns vor, während ein anderer am linken Ufer hinaufzog. Die baierischen Großen sammelten sich, aber ehe sie den Feind erreichen konnten, hatten die am rechten Ufer heerenden Ungarn sich bereits bis über die Grenzen zurückgezogen. Ihre Genossen am linken Ufer wurden zwar von den Baiern erreicht und geschlagen, aber unverfolgt kehrten sie mit reicher Beute heim. Jetzt erst vergaßen die Baiern des alten Haders mit den Mährern und sahen ein, daß sie vereint einem mächtigeren Feinde zu widerstehen hätten. Im Jahre 901 wurde zwischen den Baiern und Mährern Frieden geschlossen, und beide Völker verbanden ihre Streitkräfte zu gemeinsamem Kampfe. Aber es war zu spät. Nach allen Seiten ergossen sich unwiderstehlich die Heeresschwärme der Ungarn. Während sie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimsuchten, richteten sie ihren Hauptangriff gegen das mährische Reich, und im Jahre 906 waren alle Länder, die Swatopluk einst beherrscht hatte, ihnen erlegen. Die Burgen, die so oft den Feinden getrotzt, wurden verlassen, die Kirchen des Methodius zerstört, die Einwohner verjagt, und die Magyaren herrschten bis zu den Grenzen des fränkischen Reichs.

Noch in demselben Jahre wurden die Ungarn von den Daleminciern, die in der Gegend von Meißen an der Elbe wohnten, gegen die Sachsen zur Hülfe gerufen und durchbrachen die Marken auch des nördlichen Deutschlands. Im folgenden Jahre wandten sie sich von Neuem und

mit stärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern. Um das Land zu vertheidigen, hatte Markgraf Liutpold die gesammten Streitkräfte des Volkes aufgeboten. Alle Grafen und Vasallen, auch die Bischöfe und Aebte mit ihren Kriegsleuten hatten sich zu seinen Feldzeichen gesammelt. Aber schon beim ersten Zusammenstoß erlitten die Baiern eine vollständige, entsetzliche Niederlage (5. Juli 907). Fast der ganze baierische Adel fand mit Liutpold in der Schlacht seinen Untergang; der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben starben mit vielen anderen geistlichen Würdenträgern im Kampfe; eine unzählige Menge niederen Volkes bedeckte das Schlachtfeld. Man sagte, der baierische Stamm sei von den Ungarn fast vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüstet. Die Marken gingen zum großen Theil für immer verloren. Die fruchtbaren Landstriche unter der Enns wurden von den Ungarn besetzt, die deutsche und slawische Bevölkerung hier vernichtet oder verdrängt. Nur mit Mühe behaupteten sich die Deutschen bis zur Enns und in den rauhen Gebirgsgegenden der karanthanischen Mark, welche die Ungarn weniger anlocken mochten. König Ludwig, der sich bis dahin meist in Regensburg aufgehalten hatte, begab sich nach den westlichen Theilen seines Reichs und überließ Baiern seinem Schicksale. Arnulf, Liutpolds Sohn, ergriff die Gewalt in dem schutzlosen Lande.

Alle deutschen Länder schienen bereits eine sichere Beute der unüberwindlichen Barbaren. Im Jahre 908 drangen sie nach Sachsen und Thüringen ein. In Thüringen stellte sich ihnen der Markgraf Burchard entgegen: auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, mit ihm erlagen der Bischof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino den feindlichen Schwertern. 909 wurde Schwaben, das einen Widerstand nicht einmal wagte, verwüstet; erst auf der Rückkehr durch Baiern erlitten die Ungarn, nachdem sie arg in Freising gehaust, an der Rott durch Arnulf am 11. August eine Niederlage. Dennoch schlugen sie im nächsten Jahre wieder dieselbe Straße ein. Alle Kräfte des Reichs bot man jetzt noch einmal auf, aber man kämpfte ohne Glück. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens unweit der Mündung des Lechs wurde die Streitmacht des Reichs geschlagen; Graf Gebhard und viele andere edle Herren verloren im Kampfe das Leben. König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen. Wenn auch die Baiern in diesem Jahre sich

durch einen Angriff auf die Feinde glänzenden Ruhm gewannen, so war doch damit neuen Einfällen in keiner Weise gewehrt.

Unbeschreiblich sind die Leiden, von denen damals die deutschen Länder heimgesucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert und jede werthvolle Habe eine sichere Beute der Feinde wurde, auch die hülflosen Menschen verschonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand vor ihm Erbarmen. Wie Vieh zusammengekoppelt, wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mißhandlungen fortgetrieben, um sie entehrender Wollust dienstbar zu machen. Die Spur der furchtbaren Feinde war Verwüstung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die sie verlassen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick der Ungarn erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Gesicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeschorene Kopf, dazu der rauhe Klang der unverständlichen Sprache: dies Alles schien ihnen eher gespensterhaften Wesen als Menschen eigen. Sie meinten, es seien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; sie erzählten sich, wie diese Unmenschen gleich reißenden Thieren rohes Fleisch verschlängen und Blut tränken, wie sie den Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen, weil sie das Verzehren desselben für ein kräftiges Gesundheitsmittel hielten.

Indessen richteten die Magyaren sich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die sie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten sich in das Land, und jeder bemaß den Männern seiner Horde einzeln seinen besonderen Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volkes reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwischen der Donau und Sau zufiel. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demselben vertheilt. So reich und fruchtbar der Boden ist, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur spärlich betrieben,

da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Kultur, noch vornehmlich von Jagd und Fischerei lebte. Sein ganzes Leben unterschied sich wenig von dem jeder anderen asiatischen Nomadenhorde. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — steinerne Gebäude waren noch im zwölften Jahrhundert in Ungarn selten — das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der jährlich wiederkehrenden Heereszüge.

Während die deutschen Länder, von einem Kinde regiert, fast wehrlos einem so furchtbaren Feinde ausgesetzt waren, litten sie zugleich kaum minder unter den blutigen Händeln der einheimischen Großen, die ohne den Zügel eines starken Gebieters sich aus Herrschsucht, Habgier und Rachsucht von Fehden in Fehden stürzten. Die wildeste Zügellosigkeit herrschte aller Orten; kaum gab es ein anderes Recht als das Faustrecht. So ging durch die streitlustigen Herren des Reichs unter, was die Horden der Ungarn verschonten.

Den damaligen Zustand des Reichs schildert der kluge Bischof Salomo von Konstanz, der selbst einer der vertrautesten Räthe König Ludwigs war, als den traurigsten von der Welt. „Alles hadert," sagt er, „Graf und Dienstmann, im Streit liegen die Gau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die Empörungen niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich der Bestand des Reichs noch erhalten?" Salomo selbst giebt als Hauptgrund des elenden Zustandes die Jugend des Königs an. „Das Siechthum des Kindes," sagt er, „das den Namen des Königs führt, hat uns schon lange eines Herrschers beraubt. Seine Jugend ist unfähig die Waffen zu führen, wie Recht und Gesetz zu handhaben. Sein schwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten spätreifende Kraft machen ihn den Seinen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeglichem Wagniß. Wie sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind ist!" (Pred. Sal. 10, 16) sich an uns erfüllen."

Es waren arge böse Zeiten, in denen es dem geringeren, einzeln stehenden Manne schwer wurde die Ehre seiner Person und seines

Hauses zu retten. Damals ist die Freiheit des gemeinen Mannes in den deutschen Ländern mehr verkürzt worden, als vielleicht je zuvor. Nur wenige waren stark genug, mit eigener Faust ihr Erbe gegen äußere und innere Feinde zugleich zu vertheidigen, und wer das nicht vermochte, dem blieb kein anderer Ausweg, als sich in den Dienst eines mächtigen geistlichen oder weltlichen Herrn zu begeben. Und nicht die Gefahr vor dem Feinde allein, auch die bittere Noth minderte von Tag zu Tag die Zahl der kleinen Grundbesitzer. Lange andauernder Mißwachs war eine schwere Plage fast aller deutschen Länder zu Arnulfs Zeiten gewesen. Kaum erholte man sich, da brachen die Ungarn ein und die inneren Fehden entbrannten. Wie sollte der gemeine Mann, wenn seine Saaten zertreten und seine Scheunen geleert wurden, sich und die Seinen erhalten, zumal man ihn zum Schutz des Landes immer von Neuem zu den Waffen rief! Nur dadurch konnte er sich vor der äußersten Noth retten, daß er sein freies Grundstück einem mächtigen Manne, der ihn in der schlimmen Stunde der Gefahr zu schützen vermochte, übertrug und sich gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wahrte der schutzbefohlene Mann dann auch wohl Anfangs noch seine persönliche Freiheit, so hatte sie doch nicht mehr den alten Werth für ihn, da er die Mittel verlor, sie seinem Grundherrn gegenüber zu behaupten, und leicht genug sank er aus der Zinspflichtigkeit nach und nach in den Stand der Knechtschaft hinab. Er verlor die gleiche Stellung unter den Gaugenossen und wurde dadurch mit der Zeit vom Landrecht ausgeschlossen und unter Hofrecht gebracht. Aber Manche, die mit leeren Händen zu dem reichen Manne kamen, mußten sofort auch ihrer persönlichen Freiheit entsagen und sich, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihe der eigenen und hörigen Leute stellen. So fing das Volk an sich in zwei große getrennte Massen zu theilen, in den Stand der Bauern, bald überwiegend aus zinspflichtigen und hörigen Leuten bestehend und der höheren Freiheits- und Ehrenrechte entbehrend, ein vielfach unterdrücktes und mißachtetes Geschlecht, und in den gebietenden Kriegerstand, der trotzig und übermüthig alle Gewalt an sich zu reißen wußte.

Nur unabwendbare Noth konnte deutsche Männer, deren innerstes Leben in dem Genuß der ererbten Freiheit beruhte und die zu den Waffen geboren waren, in solche Abhängigkeit oder Knechtschaft treiben. Glücklich vor anderen schien daher, wer mit der persönlichen Freiheit

noch die Waffenehre in dem Dienstverhältniß, das er eingehen mußte, bewahren und unter den Vasallen des Reichs, der Kirche oder des hohen Adels seinen Platz finden konnte. Auch der Vasall gab sich zwar dem Dienste des Herrn hin und gelobte, indem er durch Handreichung und Lehnseid sich als Mann desselben bekannte, mit Rath und That für das Wohl seines Herrn zu wirken: aber der Mittelpunkt seines Lebens blieb doch Hof- und Waffendienst, und Niemand konnte ihn zu gemeiner Frohnarbeit zwingen; mußte er sich auch in Lehnssachen den Lehnsherrn als seinen Richter gefallen lassen, so blieb ihm daneben doch seine Stellung in der Gaugemeinde unverkürzt, und er stand hier dem Lehnsherrn als seines Gleichen zur Seite. Ueberdies bot der Vasallendienst nicht kärglichen Lohn, sondern half dem tüchtigen Mann schnell zu Reichthum und Ehre. Mit ausgedehnten Lehen wurden ausgezeichnete Dienste vergolten, und glänzende Beute lohnte den tapferen Krieger. War auch das Lehen damals in den deutschen Ländern noch nicht erblich und also die Nachkommenschaft durch dasselbe nicht gesichert, so gewährte es doch dem Beliehenen selbst einen ehrenvollen Wohlstand. Man kann sich vorstellen, wie muthige Männer, wenn sie sich bei den Drangsalen der Zeit an ein mächtigeres Haupt anschließen mußten, sich vor Allem zu dem Vasallendienst drängten. Freiwillig und freudig sogar übertrugen Viele ihr Eigengut der Kirche oder einem mächtigen Herrn, um es als Lehen zurück zu empfangen und dadurch die Vortheile und Ehren des Vasallenstandes zu gewinnen.

Wie groß die Auszeichnung war, welche der Bewaffnete vor dem Wehrlosen genoß, zeigt sich auch darin, daß unter den unfreien Dienstleuten des Adels und der Geistlichkeit die bewaffneten vor den unbewehrten bereits einen an Ansehen und Ehren hervorleuchtenden Stand zu bilden anfingen, dessen Vortheile bald sich auch auf ihre Nachkommen vererbten. Längst war es Sitte, daß die geistlichen und weltlichen Herren sich aus ihren Knechten und hörigen Leuten ein Gefolge bildeten, das in Kriegs- und Friedenszeiten ihr untrennbares Geleit ausmachte und welches sie deshalb mit Pferden und Waffen ausrüsteten. Mit dieser wohlgeübten berittenen Mannschaft zogen sie in den Krieg und kämpften sie ihre Fehden aus. Als die Stellung der freien Vasallen zu ihrem Lehnsherrn mehr und mehr eine rechtliche und gegenseitig bedingte wurde, erhielt sich hier noch länger ein freies, rein persönliches Verhältniß,

und man kann sagen, daß jenes unverbrüchliche Band von Huld und Treue, das in den ältesten Zeiten das Gefolge an seine Führer knüpfte, sich da gerade auf das Verhältniß des Herrn zu den Ministerialen — so wurden diese unfreien Dienstleute genannt — vorzugsweise übertrug. Die Ministerialen wußten aber auch dieses enge und unmittelbare Verhältniß zu ihrem Herrn trefflich zu nutzen; sie erhielten oft von der Gunst desselben die stattlichsten Lehen und stellten sich durch Reichthum, Einfluß und Waffenehre häufig den Vasallen zur Seite, so sehr die unfreie Geburt sie von jenen auch zu trennen schien. Schon früh finden sich Beispiele, daß sich freie Männer selbst von edler Geburt als Ministerialen geistlichen Herren ergaben. So groß waren die Vortheile, die dieses Verhältniß darbot.

Wohin man den Blick wendet, überall entwickeln sich neue Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse, welche die alte Volksfreiheit mindern. In einzelnen Landschaften, wie in den hohen Alpen, in den friesischen Marschen und hier und da in Westfalen, erhielt sich freilich zu allen Zeiten ein tüchtiger Stamm von mittleren und kleinen freien Grundbesitzern, aber im Allgemeinen nahm die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und schützten, von nun an mit unaufhaltsamer Schnelligkeit ab. Es blieben endlich nicht Viele, die sagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen sie ihr Gut zu Lehen; die meisten konnten nahe genug den Herrn finden, auf dessen Gebot sie entweder ihr Roß zum Herrendienst satteln oder den Gaul vor den Pflug spannen mußten. Das Lehnswesen war schon seit einem Jahrhundert auch in den deutschen Ländern bekannt, aber erst in den Zeiten Ludwig des Kindes begann es hier die alte Gemeindeverfassung merklich zu erschüttern, nachdem es in Westfranken bereits zu völliger Herrschaft gelangt war.

Wer aber gewann bei dieser großen Veränderung, welche nicht allein tief in alle Besitzverhältnisse, sondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfassung eingriff, wer anders als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte sich auf den großen weltlichen und geistlichen Gütern die Masse der Hintersassen und Knechte, von Tag zu Tag wuchs die Zahl der streitbaren Vasallen und Ministerialen an den Höfen der Bischöfe und Grafen, und in demselben Maße steigerten sich wie nicht anders zu erwarten stand, der Trotz und die Hoffahrt dieser

Herren, die kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Rauflust auskämpften.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutschen Stämme geeinigt, nicht weniger war die Kirche bemüht gewesen durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die sich widerstrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden: aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt die Verschiedenheit der Stämme aufzuheben. Noch lebten die Franken, Baiern, Alamannen, Sachsen, Friesen und Thüringer nach ihren besonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme zeitweise auch politisch wieder zu selbstständiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Bruchtheile des großen Frankenreichs. Die natürlichen Bande der Stammesverwandtschaft waren immer noch bei weitem stärker geblieben, als die politischen des fränkischen Reichsregiments, und sobald diese sich löften, mußten sich jene naturgemäß von Neuem befestigen und stärken. Als die Macht des ostfränkischen Reichs dahinschwand, standen sofort Baiern und Schwaben, Sachsen und Thüringen, Friesland und Franken wieder als mehr oder weniger in sich geschlossene und selbstständige Länder da, neben denen sich auch Lothringen, obwohl die Bewohner dem fränkischen Stamme angehörten, noch als ein gesondertes Gebiet darstellte, weil es seine Geschichte von den östlichen fränkischen Gegenden bereits mehrfach getrennt hatte. Das Ganze zerfiel in die Theile, aus denen es einst gebildet war und in denen es eigentlich immer fortbestanden hatte.

Jedes dieser Länder bedurfte aber, herrenlos und ungeschützt wie alle waren, bei den unablässigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhauptes, das mit starker Hand die Feinde des Landes niederschlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer anders konnte eine solche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt als der mächtigste Herr im Lande dastand? An ihn mußte der gemeine Mann sich anschließen, ihn der Adel als seinen Führer erkennen, ihn das Land sich zum Herzog setzen. Denn dieser altehrwürdige Name bot sich von selbst für den neuen Landesobersten dar; war dieser Name doch für eine ähnliche Stellung von den Baiern, Schwaben und Thüringern Jahrhunderte lang gebraucht worden und selbst unter der Frankenherrschaft niemals ganz in Vergessenheit gerathen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das sie

nicht mehr zu schützen und zu einigen vermochte, sich lösten oder vielmehr gelöst wurden, traten nach dem natürlichen Gang der Dinge auch die alten Stammeshäupter, die Herzoge, wieder hervor. Fragt man, welche Rechte diese jetzt erhielten und worin eigentlich das unterscheidende Merkmal ihrer besonderen Stellung bestand, so verkennt man die wahre Bedeutung derselben. Sie gewannen eben alle Regierungsgewalt, die bisher die Könige geübt hatten und nicht mehr üben konnten, bestanden nicht unter den Königen mit diesen oder jenen Rechten, sondern vielmehr neben und meist trotz der gesetzlichen Autorität derselben mit einer freien weder durch Gesetz noch durch Herkommen geregelten Gewalt, welche der Drang der Zeitumstände in ihre Hände gelegt hatte und die, ob in gewisser Weise neu, doch sich mit uralten Erinnerungen der Völker verschlang. Daß bei einigen Stämmen diese Herzoge durch Volkswahl erhoben sind, wird ausdrücklich berichtet; bei anderen scheint es einer förmlichen Wahl nicht einmal bedurft zu haben, sie waren gleichsam die geborenen Herzoge ihres Stammes.

Auf sehr verschiedene Weise bildete sich die herzogliche Gewalt bei den einzelnen Stämmen, meist nicht ohne Schwierigkeiten und große innere Kämpfe. Denn einmal widerstrebte dem Herzogthum natürlich der letzte Rest von Kraft, der noch im Königthum wohnte; nicht minder waren ihm die Bischöfe entgegen, die schon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reichs festhielten, die überdies zersplittert und getrennt leicht in eine gedrückte Stellung zu dem weltlichen Adel gerathen konnten, den sie an Macht und Einfluß bereits überholt zu haben wähnten; endlich war unter den edlen Geschlechtern der einzelnen Länder selbst nicht immer eines in so unbestreitbarer Ueberlegenheit, daß die anderen ihm willig den Vorrang einräumten. Ihre Kraft sog die neuerstehende Macht zum guten Theil aus dem niederen Volke, das in den Männern, die sich der vom Throne verlassenen Länder annahmen, Helden verehrte. Das Herzogthum war in seinem Entstehen durch und durch volksthümlich: daher haben fast alle deutschen Stämme den Kampf ihrer Herzoge mit ihren Widersachern, wie er damals begann, in Sagen gefeiert und in Liedern besungen, die in abgebrochenen und oft undeutlichen Lauten noch bis zu uns herüberklingen. Es ist höchst bemerkenswerth, daß diese Sagen stets gegen die Könige und die Bischöfe die Sache der Herzoge ergreifen. Wie allgemein die Theilnahme an deren Schicksalen unter den tieferen Kreisen des Volkes war,

zeigt sich auch darin, daß selbst die niedere Geistlichkeit an diese Sagen glaubte und sie, offen gegen die Bischöfe in die Schranken tretend, der Nachwelt überlieferte. Unsere Kenntniß des großen inneren Kampfes, der damals Deutschland erfüllte, beruht mehr auf solchen sagenhaften Erzählungen, als auf streng geschichtlicher Ueberlieferung, die in dieser Zeit innerer Auflösung fast versiegt.

Zuerst und am furchtbarsten entbrannte der Kampf in Franken. Hier hatte sich schon vor den Tagen Arnulfs ein gräfliches Geschlecht zu großem Glanze erhoben; von seiner Burg Babenberg, die nachher der Stadt Bamberg den Namen gegeben hat, wurde es später das Babenbergische genannt. Seine Macht war begründet durch jenen Grafen Heinrich, der erst lange das Reich mannhaft gegen die Normannen vertheidigt hatte, dann aber im Jahre 886 im Kampf vor Paris erlegen war. Heinrichs Söhne waren Adalbert, Heinrich und Adalhard, alle reich begütert in den fränkischen Gegenden am oberen Main; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringische Markgrafschaft gegen die Sorben und galt für einen der ersten Männer des Reichs. Bis auf die Tage Arnulfs waren die Babenberger ohne Widerstreit die angesehenste Familie in Franken; Kaiser Arnulf aber erhob geflissentlich gegen dieselben ein ihm verwandtes Geschlecht, dessen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Hessen lagen und das man später das Geschlecht der Konradiner nannte. Diesem Hause entstammten vier Brüder: Konrad, das Haupt desselben, war Graf im Hessengau und Oberlahngau, Gebhard in der Wetterau und im oberen Rheingau, Eberhard im Niederlahngau und Obermaingau; der letzte Bruder Rudolf wurde dem geistlichen Stande bestimmt. Als nun im Jahre 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Bischof Arno von Würzburg erschlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei und entsetzte ihn seines Amts, das auf Konrad überging*); zugleich wurde das Bisthum Würzburg Konrads Bruder Rudolf übertragen. So wurden die Konradiner auch in den östlichen Gegenden Frankens einheimisch, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrscht hatten. Seitdem war Feindschaft aller Orten zwischen den Babenbergern und Konra-

*) Konrad trat die Markgrafschaft bald an jenen Burchard ab, der im Jahre 908 sein Ende im Kampfe gegen die Ungarn fand. Vergl. Seite 172.

dinern, die heimlich unter der Asche glimmte, so lange Arnulf noch lebte, in helle Flammen ausbrach, als das Kind auf den Thron erhoben wurde.

Ludwig war ein willenloses Werkzeug in den Händen seines geistlichen Vaters, des Erzbischofs Hatto von Mainz, eines Schwaben von Geburt, den Kaiser Arnulf im Jahre 891 vom Abt zu Reichenau zum ersten Bischof des Reichs befördert hatte. Durch Klugheit, Gewandtheit und entschlossenen Sinn hatte Hatto sich die volle Gunst des Kaisers gewonnen, der ihn sein Herz und seine Seele zu nennen pflegte; gingen doch Beider Absichten auf dasselbe Ziel hin, den Uebermuth und die Hoffahrt des deutschen Adels zu brechen. Unter Arnulfs Sohn lagen dann alle Geschäfte des Reichs in Hattos Händen, der in den vertrautesten Verhältnissen mit den Konradinischen Brüdern lebte, die nur seinen Zwecken zu dienen schienen. Die Babenberger Grafen sahen sich daher am Hofe ganz durch die Konradiner zurückgedrängt und schritten von Schmähreden und Drohungen endlich zu Thaten.

Von beiden Seiten rüstete man sich im Jahre 902 zum Kampfe. Adalbert brach mit seinen Brüdern, von allen seinen Vasallen und Dienstleuten begleitet, aus dem Babenberg auf. Sie fanden die Konradiner zum Kampfe gerüstet, und gleich beim ersten Zusammenstoß wurden von Adalberts Brüdern der eine Heinrich getödtet, der andere Adalhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern war dagegen Eberhard, von Wunden bedeckt, besinnungslos auf dem Kampfplatz geblieben; hier hatten ihn die Seinigen gefunden und nach Hause gebracht, wo er wenige Tage nachher an den Wunden starb. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den gefangenen Adalhard enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch wurde nun die ergrimmteste Blutfehde. Adalbert vertrieb den Bischof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, nöthigte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen diesseits des Speßhart zu weichen und machte sich zum Herrn aller östlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Fürstengericht über Adalbert halten; durch Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachsen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs schuldig befunden und alle Güter des Geschlechts eingezogen. Zur Vollstreckung des Urtheils rückte der König selbst mit einem Heere vor Adalberts Burg Theres, unweit Schweinfurt; aber den verwegenen Mann zu überwinden war unmöglich.

Stolz auf seinen Adel, seinen Reichthum und die Zahl seiner Vasallen und Dienstleute, behauptete sich Adalbert für den Augenblick in der gewonnenen Macht, ohne des königlichen Ansehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er seine Gewaltherrschaft aus und rüstete sich im Jahre 906 die Konradiner auch aus Hessen zu vertreiben. Bei Fritzlar stieß er mit Konrad zusammen, der in drei Heereshaufen seine Krieger aufstellte, von denen zwei gleich beim ersten Angriff den Rücken wandten. Umsonst mahnte sie der beherzte Führer, daß sie für ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder stritten; Nichts hielt die Fliehenden auf, und als er selbst mit dem dritten Haufen kühn auf den Feind losging, sank er, aus vielen Wunden blutend, entseelt zur Erde. Ganz Hessen durchzog Adalbert siegestrunken und verwüstete das Land auf das Furchtbarste; mit reicher Beute beladen, kehrte er nach seiner Burg zurück. Bald darauf wurde er durch des Königs Gebot nach Tribur im Rheingau beschieden, damit er vor den Fürsten des Reichs sich rechtfertige und der blutige Streit endlich ein Ziel gewinne. Da Adalbert der Ladung nicht achtete, belagerte ihn ein starkes Heer, welches der König selbst begleitete, abermals in Theres. Er schien seinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Graf Egino, einer seiner entschiedensten Anhänger, zum König überging, brach sein kühner Muth zusammen. Er ließ die Thore der Burg öffnen; mit geringer Begleitung ging er dem Könige entgegen und unterwarf sich. Aber seine Feinde ließen ihn kurz darauf in Gewahrsam bringen, Gericht über ihn halten, ihn mit gebundenen Händen vor das Heer führen und vor seiner Burg enthaupten. Man gab ihm Schuld, er habe sich nur zum Schein gedemüthigt und sei mit neuen großen Anschlägen zum Verderben des Reichs umgegangen.

Lieder feierten das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben durch Hattos Ränke den Untergang gefunden hatte. Nur durch das eidliche Versprechen der Straflosigkeit — so hieß es in diesen Liedern — sei Adalbert vom Bischof vermocht sich dem Könige zu ergeben, und noch in den letzten Worten des Sterbenden sei jenem der Meineid vorgeworfen worden, wegen dessen sich der geistliche Herr listig zu rechtfertigen gewußt habe.

Von den Konradinischen Brüdern überlebte Keiner lange den Fall ihres Gegners; Bischof Rudolf endete schon im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungarn, und zwei Jahre später kam sein Bruder Gebhard

durch dieselben Feinde um (S. 172). Aber doch gereichte der Fall der Babenberger zumeist den Konradinern zum Vortheil. Konrads Söhne, Konrad und Eberhard, vereinten bald alle Macht in dem fränkischen Hessen, wie in den Gegenden am Rhein und Main in ihren Händen und gelangten durch die Gunst des Königs und der Geistlichkeit zu demselben Ziele, dem die Babenberger durch Auflehnung zugestrebt hatten. Konrad selbst bezeichnete später die Gewalt, die er zu jener Zeit übte, als eine herzogliche; wenn er sich dessenungeachtet bei Ludwigs Lebzeiten nur Graf nannte, so war ihm das durch seine Stellung gegen den König und Erzbischof Hatto geboten.

Auch in Lothringen strebten die Konradiner nach ebenso umfassender Gewalt, aber mit minder glücklichem Erfolge; nicht durch sie, sondern im Gegensatz gegen sie kam die herzogliche Macht hier zur Entfaltung. Als Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, das Land getrennt von Ostfranken verwaltet hatte, erwählte er einen vornehmen Mann, dessen Geschlecht im Hennegau und in den Gegenden an der unteren Maas angesessen war, — Reginar war sein Name — zu seinem vertrautesten Rathgeber. Bald aber wurde er dieses Mannes überdrüssig, gerieth in Zorn gegen ihn, beraubte ihn aller seiner Erbgüter und Lehen und verwies ihn des Landes. Reginar fügte sich dem Spruche nicht, sondern in Durfos, jetzt Doveren, einem Orte am Ausfluß der Maas, setzte er sich fest und behauptete sich gegen das Heer des Königs, das überall in dem sumpfigen, vom Wasser durchschnittenen Lande Hindernisse fand. Zu ihm strömte der von Zwentibold mißhandelte Adel, und schon damals führte Reginar den Westfranken Karl in das Land, der sich aber dort nicht zu behaupten vermochte. Als dann Zwentibold im Kampfe gegen die Grafen Gerard und Matfried fiel, unterwarfen sich diese, wie Reginar und die anderen lothringischen Großen dem Kinde, welches auf den Thron Ostfrankens erhoben war. Aber sie fanden bei den Räthen König Ludwigs wenig Dank: statt die Gewalt der einheimischen Herren zu heben, versuchten diese vielmehr auf alle Weise das Konradinische Geschlecht auch in Lothringen zur Macht zn bringen. Jedoch die Konradiner fanden hier an Gerard, Matfried und ihrem Anhang den gleichen Widerstand, wie an den Babenbergern in Franken. Während Konrad bei Fritzlar kämpfte und fiel, mußte sein älterer Sohn die Sache des Hauses in Lothringen verfechten. Der Sturz der Babenberger hob dann auch in

Lothringen das Glück der Konradiner: ihre Feinde wurden geächtet, und ihre Macht schien sich dauernd auch jenseits des Rheins zu befestigen. Bald aber erwuchsen ihnen neue und zahlreichere Gegner; Reginar selbst an der Spitze, der abermals die einflußreichste Stellung in Lothringen gewann. Die Macht der Konradiner wurde hier gebrochen; Reginar und sein Anhang bekamen das ganze Land in ihre Gewalt und konnten es dem Westfranken Karl zum anderen Mal überliefern (911). Reginar war der Erste, der in Lothringen eine Machtstellung gewann, die als herzogliche im Sinne der neuen Verhältnisse zu bezeichnen ist.

In Schwaben entwickelte sich die herzogliche Gewalt fast in gleicher Weise, wie in Franken. Das Land hatte Jahrhunderte lang früher als Herzogthum bestanden und war dann unmittelbar unter das Reich gekommen, das seine Rechte hier durch Königsboten oder Pfalzgrafen wahrnehmen ließ. In solcher Stellung finden wir zu Ludwigs Zeiten die Brüder Erchanger und Berchthold. Neben ihnen und nicht immer im besten Vernehmen mit ihnen stand der kluge und stolze Bischof Salomo von Konstanz, der vertrauteste Freund des Erzbischofs Hatto. Trotz dieser Beamten und ungeachtet des häufigen Aufenthalts des Königs im Lande suchte ein muthiger Mann in gleicher Weise, wie die Babenberger in Franken, die höchste Gewalt hier an sich zu reißen. Es war der Markgraf Burchard, dessen Mark Churwalchen in den höchsten Theilen der Alpen lag und der zugleich dem Thurgau vorgesetzt war. Er wird „Fürst der Alamannen“ genannt und verlangte von Allen als Herzog des Landes anerkannt zu werden. Aber vielfacher Widerstand begegnete ihm, vornehmlich von Salomo und den königlichen Beamten, und auf einem Landtage, den er im Jahre 911 hielt, wurde er unter wildem Getümmel erschlagen. „Ungerechter Weise,“ sagte das Volk, wie immer damals auf Seite des kühn aufstrebenden Fürsten. Mit grausamer Erbitterung verfolgten Burchards Feinde seine ganze Familie. Seiner Wittwe wurde ihre Habe genommen, seine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben, ihre Eigengüter und Lehen als gute Beute vertheilt. Selbst des jüngeren Burchard Schwiegermutter betrog man um das Ihrige, indem man sie durch falsche Zeugnisse der Theilnahme am Hochverrath zu überführen suchte. Graf Adalbert, des älteren Burchard Bruder, wurde,

obwohl er als der gerechteste Mann gerühmt wird, auf Anstiften des Bischofs Salomo ermordet. Nicht anders, als bei den Babenbergischen Grafen, suchte man auch dies Geschlecht zu vernichten. Aber gleich darauf bemächtigte sich Erchanger selbst der höchsten Gewalt, wenn er gleich erst später den herzoglichen Namen annahm. Man sieht, Erchanger erhob sich durch Burchards Fall, wie die Konradiner durch den Untergang der Babenberger.

Wie in Schwaben die herzogliche Gewalt früherer Zeiten eigentlich nur erneuert wurde, so auch in Baiern, wo sie von den Anfängen der Landesgeschichte an eine nationale Geltung gehabt hatte; einfach und ungestört trat die Herstellung ein. Schon Markgraf Liutpold hatte hier eine Stellung gewonnen, zu der sich kein Anderer aufschwingen konnte. Zwei Marken, die kärnthensche und die böhmische, standen unter ihm, und nach der letzteren wird er auch als Herzog gegen die Böhmen bezeichnet; er vor Allen hatte tapfer das Land gegen die Ungarn vertheidigt, und jene unglückliche Schlacht, in der er das Leben einbüßte, mußte seinen Nachruhm eher erhöhen als schwächen. Arnulf, des Vaters würdiger Sohn, trat unbestritten in die Stellung desselben ein und ererbte mit dessen Gütern, Lehen und Würden auch den Ruhm und das Ansehen des väterlichen Namens. Wer anders als er konnte jetzt der Führer des Volkes und der Schützer des vom Könige aufgegebenen Landes sein? Arnulf nannte sich daher Herzog der Baiern, wie er es im vollen Sinne des Wortes war. Ob er durch eine besondere Wahlhandlung vom Volke erhoben war, wissen wir nicht, und es bedurfte einer solchen auch kaum.

In Sachsen hatten die Liudolfinger, altsächsische Edlinge, auch unter der Karolingischen Herrschaft eine hervorragende Stellung behauptet. Schon zur Zeit Ludwigs des Deutschen ist dieses Geschlecht das erste im Sachsenlande; es erhebt den Glanz desselben, daß es in verwandtschaftlicher Verbindung mit dem Hause der heiligen Ida stand, welches das Kloster Korvei an der Weser begründet hatte. Liudolf, das Haupt des Geschlechts, war begütert in Engern und den östlichen Gegenden Sachsens, nicht minder in Westfalen und dem sächsischen Hessengau. Durch alle Theile Sachsens erstreckten sich seine Besitzungen: von Rhein und Lippe bis zur Elbe und zum Harz. Mehrere Grafschaften lagen in seiner Hand, und wir finden ihn auch als Herzog an der Spitze des sächsischen Heerbannes. Solches An-

sehen genoß er, daß Ludwig der Deutsche seinen Sohn Ludwig mit einer Tochter Liudolfs vermählte.

Augenscheinlich waltete dieses sächsische Geschlecht im engsten Anschluß an die Karolinger und den fränkischen Stamm: kein Wunder daher, wenn dasselbe der kirchlichen Richtung der fränkischen Herrscher eben so eifrig folgte, als der politischen. Liudolf mit einer Frau aus einem vornehmen sächsisch-fränkischen Geschlecht von seltener Lebenskraft*) vermählt, hat sich durch eine geistliche Stiftung einen dauernden Namen in Sachsen gemacht. Mit seiner Gemahlin Oda pilgerte er nach Rom, brachte von dort die Gebeine der Päpste Anastasius und Innocentius heim und begründete zu ihren Ehren das Kloster Gandersheim. Die Ehe Liudolfs und Odas war mit zwölf Kindern gesegnet; fünf ihrer Töchter nahmen zu Gandersheim den klösterlichen Schleier und ihr jüngster Sohn in einer benachbarten Abtei die Kutte. Die drei ersten Aebtissinen des Klosters Gandersheim waren Liudolfs und Odas Töchter; in besonderem Glanze strahlt das Bild der Hathumod, der ältesten unter den Schwestern. Hathumods Tugenden haben vielleicht einen festeren Grund für Gandersheims Zukunft gelegt als ihres Vaters Schenkung. Segen spendend und Licht verbreitend wandelte sie durch das Leben gleich einem Engel; ihr früher Tod erfüllte Alle, die sie gekannt hatten, mit unbezwinglicher Trauer. Kaum ist jemals ein rührenderes Denkmal zärtlicher Bruderliebe gestiftet, als ihr der Bruder in seinen Schriften gesetzt hat. So stolz der Mönch auf den Adel seines Königen verwandten Geschlechts war, konnte er unmöglich die weltbeherrschende Höhe ahnen, zu der es sich im Laufe eines Jahrhunderts aufschwingen sollte: aber nur um so ergreifender ist das Bild, welches er von diesem hochbegnadigten Hause entwirft, in dem sich die Helden und Heiligen in innigster Liebe die Hände reichten.

Liudolf, der auf dem westfälischen Schloß Kappenberg seinen Sitz gehabt haben soll, starb im Jahre 866 in der Blüthe der Macht. Seine großen Besitzungen, Reichslehen und Würden gingen auf seine

*) Oda starb in sehr hohem Alter im Jahre 913; sie hatte ihr Leben auf 107 Jahre gebracht. Sie war ein Kind zu den Zeiten Karls des Großen und erlebte noch die Geburt ihres Urenkels Otto, der Karls Herrschaft und Kaiserthum erneuerte.

Söhne Brun und Otto über. Brun, der ältere, tritt zuerst hervor. Er führte bei dem schrecklichen Einfall der Normannen im Jahre 880 den Heerbann Sachsens gegen die Feinde, fiel aber in jener unglücklichen Schlacht, welche das Land im Norden der Elbe den Feinden preisgab. Mit ihm bedeckten das Schlachtfeld die Bischöfe von Minden und Hildesheim, zwölf Grafen, achtzehn hohe Reichsvasallen und eine große Zahl anderer Krieger; Unzählige wurden von den Siegern in die Gefangenschaft geschleppt. Zu derselben Zeit mit den Normannen erhoben sich auch die Slawen und Wenden, die Grenzen von Sachsen und Thüringen überfluthend. In dieser Noth nahm sich Otto, dem nun alle Gewalt des Hauses zugefallen war, des Landes an und schützte das Volk. Noch einmal führte Kaiser Arnulf im Jahre 889 ein Heer gegen die Abodriten, aber der Zug mißlang; seitdem thaten die Könige nichts mehr für das bedrängte Sachsenland, die ganze Sorge für dasselbe blieb Otto überlassen.

Otto begriff seine Stellung: er hielt die Streitkräfte Sachsens zusammen, wahrte die Ruhe im Inneren, drängte nach und nach die Feinde zurück und vertheidigte die Grenzen. Als die Daleminicier das Land beunruhigten, führte er ein Heer gegen sie und überließ, da der Kampf sich in die Länge zog, die Leitung des Heeres seinem kraftvollen und umsichtigen Sohne Heinrich, der die Feinde glücklich zu Paaren trieb. Aber die Daleminicier suchten Hülfe bei den Ungarn und fanden sie. Im Jahre 906 ergossen sich die ersten Schwärme der Ungarn über Sachsen, und schon im Jahre 908 erschien der furchtbare Feind aufs Neue und hauste aller Orten mit der wildesten Grausamkeit. Das Land litt gewaltig, und wenn es nicht in so tiefen Verfall gerieth als Baiern, so dankte es dies nur Otto und seinem Sohne Heinrich, die auch in den schlimmsten Tagen den Muth nicht sinken ließen. Als Burchard, der die thüringische Mark gegen die Sorben zu schützen hatte, im Kampfe mit den Ungarn den Tod gefunden hatte, fiel auch in Thüringen die höchste Gewalt Otto zu. Von Niemandem konnte das schutzlose Land eher Rettung erwarten, als von ihm, dessen Besitzungen sich ohnehin damals schon weit an der Unstrut ausdehnten und der in der goldenen Aue und am Kyffhäuser mehrere seiner festesten Burgen hatte. Die Macht der Sorben wurde nun gebrochen; ihr Name verschwindet alsbald, und ihr Land wächst der thüringischen Mark zu. Zu derselben Zeit wurden aus der Altmark die Wenden

über die Elbe zurück gedrängt und den überelbischen Sachsen die Sitze wiedergewonnen, aus denen sie von den Dänen verdrängt waren. Ueberall zeigte sich Otto als der glücklichste Schutzherr seiner Völker gegen die äußeren Feinde. Dem Babenbergischen Hause nahe verwandt — eine Tochter hatte Otto in dieses Geschlecht vermählt — wie dem Konradinischen verschwägert, mischte er sich doch in die blutigen Fehden des Frankenlandes auf keine Weise; eben so wenig trat er, den alten Ueberlieferungen seines Hauses getreu, dem Königshause entgegen, dem er ebenfalls durch Verwandtschaft verbunden war. Seine Sorgen waren nur auf Sachsen und Thüringen gerichtet, aber hier herrschte er milde und gerecht, mit so freier Gewalt, daß man der Königsherrschaft vergaß, und mit solchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt den Beinamen des Erlauchten ertheilte. Wer hätte sich hier neben ihm, wenn das ostfränkische Reich zerfiel, behaupten können, oder wer hätte dem ergrauten Fürsten die in ehrenvollen Anstrengungen erworbene Macht entreißen mögen? Nirgends im Reiche gab es eine so fest mit der ganzen Geschichte des Landes verwachsene und den wahren Bedürfnissen des Volkes so entsprechende Gewalt, als die seine. Welchen Namen er nun auch sich selbst beilegen mochte, ob er sich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachsen und Thüringer.

So ging allmählich überall die königliche Gewalt auf die Herzoge über, und das Reich löste sich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachsen auf. Als daher Ludwig am 24. September 911 ruhmlos starb, wie er ruhmlos gelebt hatte, — nicht einmal der Ort ist vermerkt worden, wo der letzte Karolingische König in deutschen Landen abschied*), — da meinten Viele, sie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzogen würden sich die einzelnen Stämme besser beschirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte, mit dem glänzenden Waffenruhm der kühnen Franken sei es längst vorüber, und ein ohnmächtigeres Geschlecht habe nie das Scepter geführt, als die entarteten Nachkommen Karls des Großen. Das ostfränkische Reich, in dem die deutschen Stämme zum ersten Male, von den Romanen gesondert, in staatlicher

*) Begraben soll Ludwig zu Regensburg in St. Emmeram zur Seite seines Vaters sein.

Vereinigung bestanden hatten, ging augenscheinlich seinem Ende entgegen, und die Einheit der deutschen Stämme schien sich zugleich mit ihm für immer zu lösen.

Gleichsam vier Reiche, die Reiche der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben, bildeten sich diesseits des Rheins aus dem Erbtheil der Karolinger, und ob sie bald genug sich zu einem deutschen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre gesonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

2.

Unglückliche Regierung Konrads I.

Als Ludwig das Kind ohne Erben starb, fühlten die Deutschen, daß sich das letzte Band löse, welches sie an die Karolingische Monarchie gefesselt hatte. Diesseits des Rheins scheint es Keinem unter den deutschen Großen nur in den Sinn gekommen zu sein, das Erbrecht des Karolingers, der in Westfranken herrschte und sich auch Lothringen eben damals unterwarf, anzuerkennen und ihm die getrennten Ostländer des Reichs zu überliefern.

Dagegen war große Gefahr im ersten Augenblicke vorhanden, daß sich die deutschen Stämme, nachdem sie in dem ostfränkischen Reiche vereint gewesen waren, völlig wieder von einander trennen könnten. Aber obwohl dieses Reich nur eine kurze Dauer gehabt und unter den unglücklichsten Verhältnissen bestanden hatte, waren sich doch in demselben die deutschen Stämme näher getreten, als man hätte glauben sollen. Die gemeinsamen staatlichen und noch mehr die kirchlichen Ordnungen hatten zusammengebracht, was sich sonst so spröde abgeschlossen hatte, und es regte sich bereits ein dunkles Gefühl, daß man, wie man in Sprache und Sitte verwandt sei, so auch in den Kämpfen des Lebens einander bedürfe, daß es gemeinsame Güter gebe, die man vereint zu vertheidigen habe. Nicht äußerer Zwang, nur jene ersten Regungen eines deutschen Volksbewußtseins haben in der That bei Ludwigs Tode das Reich zusammengehalten.

Wunderbar, daß in dem Augenblicke, wo sich die einzelnen deutschen Stämme aus der Karolingischen Monarchie lösten, das Bedürfniß nach politischer Einigung unter ihnen selbst zum ersten Male deutlich hervortritt; wunderbarer noch, daß sich gerade unter den Franken und Sachsen trotz ihrer alten tödtlichen Stammesfeindschaft, die keineswegs erstorben war, das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am regsten kundgab. Sie vornehmlich, die norddeutschen Stämme, waren es, welche die Einheit des Reichs erhielten. „Wie Brüder, wie ein Volk standen sie jetzt zusammen," sagt Widukind von Korvei, der Geschichtsschreiber dieser Zeiten, „das hatte der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Wollten die deutschen Stämme aber in einem Reiche vereint bleiben, so mußten sie jetzt, da der Stamm Karls des Großen in den östlichen Gegenden ausgestorben war, aus freier Wahl einen ihrer Fürsten auf den Thron erheben, und zu solcher Wahl versammelten sich in den ersten Tagen des November im Jahre 911 die Großen und Bischöfe an der gewohnten Stelle zu Forchheim. Aus allen deutschen Stämmen mit Ausnahme der Lothringer waren Wähler erschienen, aber am zahlreichsten die Großen der Franken und Sachsen, wie sie ja den Gedanken, die Einheit des Reiches zu erhalten, am lebendigsten erfaßt hatten. Die Blicke der Wähler mußten sich deshalb auch sofort auf die Führer dieser beiden Stämme richten: auf Herzog Otto und Herzog Konrad.

Beide leuchteten an Macht und Ansehen allen deutschen Fürsten voran, und da sie nie bisher in Zwietracht gestanden hatten und sogar durch verwandtschaftliche Bande verknüpft waren, konnte man hoffen, daß Einer sich willig dem Andern fügen würde; Beide hatten der königlichen Gewalt nicht nur nicht widerstrebt, sondern vielmehr am meisten zu ihrer Erhaltung beigetragen; sie hatten sich überdies vielfach der Geistlichkeit geneigt erwiesen und standen endlich mit dem ausgestorbenen Königsgeschlecht in entfernter Verwandtschaft: dies Alles mußte sie auf gleiche Weise den Wählern empfehlen.

Auf Herzog Otto wandten sich zuerst die Stimmen der Wähler. Willig beugten die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn an das Königthum gewesen war, ihr Haupt dem Sachsen. Und wären Erfahrung und Weisheit die einzigen Tugenden auf dem Throne, so war kein deutscher Mann würdiger als Otto die Krone zu tragen; auch

war wohl Niemand unter den Fürsten, der an Reichthum und Gewaltfülle sich mit ihm messen konnte. Aber was Otto auch besaß, Eines, fühlte er selbst, fehlte ihm, um die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen: die Kraft der Jugend. Sein Haupt neigte sich der Erde zu; der Mann, der die deutschen Länder aus so vielen inneren und äußeren Gefahren retten sollte, mußte hoch sein Haupt über die Schaar der anderen Menschen erheben. Es wäre eine traurige Wahl gewesen, wenn man sich nach dem Kinde einen Greis zum König gesetzt hätte. Auf den Ersten unter den Franken, auf Herzog Konrad, der in der Fülle männlicher Kraft stand, richtete daher Otto selbst die Stimmen der Fürsten; gehörte doch Konrad überdies dem Stamme an, der bis dahin die Herrschaft gehabt hatte, und das Herkommen war zu jenen Zeiten eine gewaltige Macht. Als der greise Otto sich mit seinen Sachsen dem fränkischen Fürsten zu unterwerfen bereit war, wählten einhellig Alle Konrad, und die Herrschaft blieb dem fränkischen Stamme. Aber nicht deshalb allein, weil Konrad ein Franke war, und noch weniger wegen seiner Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause wurde er zum Könige gewählt — obwohl dies Alles nicht ohne Einfluß war — sondern weil er vor Allen der Mann schien, das ostfränkische Reich zu retten; er war ein Wahlkönig der deutschen Großen im strengen Sinne des Worts. Konrad wurde gesalbt und gekrönt nach alter Sitte der Franken.

Ob Konrad gegen die Fürsten, die ihn erhoben, bestimmte Verpflichtungen eingehen mußte, wissen wir nicht; aber das liegt auf der Hand, daß jeder von ihnen glaubte durch ihn in seinem Besitzstand nicht angetastet zu werden, mochte derselbe nun nach strengem Recht gewonnen sein oder nicht. Denn nicht deshalb konnten die Herzoge, Grafen und großen Reichsvasallen sich einen König gesetzt haben, um sich in dem Genuß bereits erworbener Rechte und Freiheiten beschränken und verkürzen zu lassen. Und wer hätte es nicht fühlen sollen, daß einem Wahlkönige weniger zustehe, als einem Herrscher, der sich auf Erbrecht stützt? Wenn im Westfrankenreiche, obschon König Karl seine Krone von den Vätern überkommen hatte, die Lehen bereits im erblichen Besitz der Großen waren, wie hätten da nicht jetzt auch die weltlichen Großen des Ostfrankenreichs die Vererblichung ihrer großen Lehen von ihrem Wahlkönig erwarten sollen? Die Kraft der Völker des Reichs gegen die äußeren Feinde zu sammeln: das mochte ihnen

als die einzige Aufgabe König Konrads erscheinen. Die geistlichen Herren, vor Allen Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomo von Konstanz, erwarteten freilich ganz Anderes. Der neue König, hofften sie, würde die Kirche mit mächtiger Hand schützen, sie gegen die Bedrängungen des Adels vertheidigen, der Herrschaft der kleinen Tyrannen, wie einst Karl Martell und Karl der Große, ein Ende machen und mit der Einheit des Reichs zugleich den kirchlichen Zusammenhang zwischen den deutschen Ländern befestigen.

Nicht mit Unrecht schien man große Hoffnungen von dem neuen König zu hegen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden; glänzend und stattlich trat er auf nach der Art der Franken, überdies war er freigebig und gütig, leutselig und von heiterer Laune wie sein ganzes Geschlecht. Als er bald nach seiner Thronbesteigung nach dem Kloster St. Gallen kam, setzte er sich an die Tafel der Mönche und aß von den Speisen, die den Brüdern aufgetragen wurden. „Möget ihr wollen oder nicht," sagte er nicht ohne schalkhafte Laune, „heute müßt ihr mit mir theilen." Man bedauerte, daß er nicht anderen Tags gekommen sei, wo es frisches Brod und gute Bohnen gebe. „Was thut's," erwiederte er, „Gott erbarmt sich eurer bei altem Brod, wie bei frischem." Die kleinen Klosterschüler, die bei der Tafel vorgelesen hatten, ließ er zu sich kommen, hob sie zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Darüber schrie ein Knabe und spie das Goldstück aus. Der König lächelte und sprach: „Ein braver Mönch wird einst aus dir werden!" Als die Kinder in der Kirche einen Umzug halten sollten, ließ er Aepfel auf den Gang streuen, und als nach den lockenden Früchten auch nicht die Kleinsten einmal die Hände ausstreckten, lobte er höchlich ihre gute Zucht. Zum Lohn bekamen die Kinder drei freie Spieltage, die in der Klosterschule von St. Gallen viele Jahrhunderte hindurch das Andenken des freundlichen Königs Konrad bewahrt haben.

In den ersten Zeiten genoß der König allgemeine Anerkennung, und mit Freuden sah man ihn alsbald seine Waffen nach Lothringen wenden. Geschah es auch im Interesse seines Geschlechts, das in diesem Lande große Lehen besessen und seit dem Abfall desselben verloren hatte, so war es doch nicht minder für die Zukunft und Ehre der neuen Herrschaft von größter Wichtigkeit, daß ein Land, das so lange zu Ostfranken gehört hatte, nicht dem Westreiche verblieb. König Karl, stolz auf

die Erwerbung des Landes, von dem er eine neue Aera seiner Regierung begann, war selbst nach Lothringen gezogen und hatte von seiner neuen Provinz Besitz ergriffen. Zwei Feldzüge unternahm Konrad gegen ihn, aber nur mit geringem Erfolge. Nur der von Alamannen bewohnte reiche Elsaß wurde behauptet, sonst mußte Karl in Besitz der überrheinischen Gegenden belassen werden.

Es war ein schweres Mißgeschick für die neubegründete Herrschaft, daß gleich die ersten Waffenthaten das Glück so wenig begünstigte. Aber noch verhängnißvoller war für Konrad der Tod des Mannes, dem er vor Allem die Krone verdankte. Herzog Otto starb am 30. November 912, und über seinem Grabe lohten alsbald die Gluthen der inneren Kriege auf, die Konrad nicht mehr zu dämpfen vermochte.

Ottos Erfahrung hatte bisher wohl Konrads Ungestüm gemäßigt, und der überwiegende Einfluß des alten Sachsenherzogs auf die Angelegenheiten des Reichs sicherlich viel dazu beigetragen, die deutschen Fürsten in der Treue gegen Konrad zu erhalten. Nach Ottos Tode aber gewann die hohe Geistlichkeit ganz das Ohr und das Herz des Königs. Die Bischöfe des Reichs, wie Hatto von Mainz, Salomo von Konstanz, Piligrim von Salzburg und Drakolf von Freising, waren am Hofe stets gern gesehen worden; jetzt galten sie allein dort und konnten Alles erreichen. Ihren Haß gegen die wachsende Macht des Adels und besonders gegen die aufstrebenden Herzoge flößten sie dem Könige ein und erfüllten dessen Seele mit dem Gedanken, daß es vor Allem darauf ankäme, die Monarchie Karls des Großen in ihren alten Formen herzustellen, der Tyrannei der mächtigen Herren ein Ende zu machen. Nur allzubereit ging Konrad auf ihre Klagen und Pläne ein, und der Kampf gegen die Herzoge wurde ihm so zur Aufgabe seines Lebens.

Gleich nach Herzog Ottos Tode wurde es klar, wohin die Absichten des Königs gingen. Heinrich, Ottos Sohn, damals in den Jahren frischester Manneskraft, hatte sofort die Erbschaft seines Vaters angetreten und war von den Sachsen als Herzog förmlich gewählt oder doch anerkannt worden. Niemand zweifelte daran, daß auch die Reichslehen in Sachsen und Thüringen vom Vater auf den Sohn übergehen müßten: verdankte Konrad doch die Krone dem Vater, sollte er dies nicht dem Sohn vergelten? Aber Furcht und Mißtrauen vor der Uebermacht des kräftigen Mannes erfüllten die Seele des Königs und das Herz des Erzbischofs Hatto. Sie besorgten, mit der vollen Macht und Gewalt

seines Vaters bekleidet, möchte der Sachse Konrad über den Kopf wachsen und die Majestät des Königthums bedrohen. Daher entzog man ihm mehrere der Lehen, die sein Vater besessen hatte. Ganz Sachsen wurde mit Unmuth über den Undank des Königs erfüllt, und bittere Beschwerden drangen bis zu den Ohren desselben; er aber vertröstete die Klagenden höhnisch auf andere, bessere Zeiten. Da riethen die Sachsen ihrem Herzog, er solle sich selbst in seinem Rechte schützen; wolle ihm der König die Lehen seines Vaters nicht freiwillig geben, so sei er Mann genug, um sie trotz Königsmacht zu behaupten. Im Anfang des Jahres 913 kam Konrad selbst nach Sachsen, aber er fand hier Nichts als finstere Mienen, trotzige Blicke und sah, wie eine große Menge tapferen Kriegsvolks Heinrich umdrängte. Da stand er von offenem Widerstand ab und trachtete, wie man sich erzählte, danach, Heinrich durch List zu beseitigen.

Die Sage berichtet, Hatto habe hier abermals zu schlimmen Dingen die Hand geboten, und verknüpft Heinrichs Geschichte mit der des unglücklichen Adalbert. Hatto — so erzählt der Mönch von Korvei der Sage nach — wollte Heinrich zu Falle bringen, um sich die Gunst des Königs und der Franken zu erwerben. Er bestellte deshalb eine kunstreiche Kette bei einem Goldschmied: mit der sollte Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihn einladen wollte, erdrosselt werden. Schon war die Einladung ergangen, und große Gunst und schöne Geschenke hatte der Bischof dem Herzog versprochen, um ihn desto sicherer in die Falle zu locken: da geht der Bischof noch einmal zum Goldschmied und betrachtet die bestellte Arbeit. Als er die Kette erblickt, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Goldschmied, was sein Herz bedrücke? „Ach! mit dem Blute des wackersten Mannes, mit Heinrichs Blut wird diese Kette befleckt werden,“ sprach das böse Gewissen aus Hatto. Gewaltig erschrak der Goldschmied, aber er schwieg und lieferte die Arbeit ab. Kaum war indessen dies geschehen, so eilte er zu Heinrich, der ihm schon auf dem Wege entgegenkam, und entdeckte ihm Alles. Heinrich ergrimmte heftig ob solcher Kunde, ließ sofort den Boten des Bischofs, welcher die Einladung überbracht hatte, rufen und befahl ihm: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei nicht härter, als Adalberts. Ich will mit der Schaar meiner Mannen ihn nicht belästigen, sondern daheim bleiben und mich bedenken, wie ich ihm diene.“ Und tüchtig diente er dann dem Bischof. Er überfiel die großen Güter, die derselbe in Sachsen und besonders

in Thüringen hatte, jagte die Grafen Burchard und Bardo, von denen der eine des Königs Schwestermann war, aus dem Lande und vertheilte ihre großen Güter unter seine Vasallen und Dienstleute. Erzbischof Hatto starb bald nachher, und man erzählte, Gottes Rache habe ihn getroffen, von einem Blitzstrahl sei er zu Boden geschmettert.

Unmöglich scheint es, in dieser Erzählung Dichtung und Wahrheit zu scheiden. Aber unglaublich ist nach früheren und späteren Vorgängen keineswegs, daß Konrad und Hatto Heinrich nach dem Leben getrachtet haben, und fest steht, daß der Krieg zwischen den Sachsen und Franken noch im Frühjahr 913 zum Ausbruch kam, daß Burchard und Bardo aus ihren Besitzungen vertrieben wurden und der Erzbischof von Mainz bald darauf starb (15. Mai 913). Hattos Nachfolger war Heriger, bisher Abt von Fulda, ein Mann von gleicher Gesinnung und gleicher Gewandtheit, der auf die Entschließungen des Königs nicht minderen Einfluß gewann.

In dem Kampf gegen Konrad schlossen sich die Sachsen auf das Engste an Heinrich an, nicht allein um seines trefflichen Vaters willen, sondern auch wegen der Tugenden, die ihn selbst auszeichneten. Er war, heißt es, gleich wie eine Blüthe, die das Kommen des Lenzes verkündet. Im kriegerischen Spiel, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampf war es eine Lust, den stattlichen, hochgewachsenen Mann zu schauen; keinen kühneren und glücklicheren Jäger gab es in Sachsen als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er schon glänzende Proben seines Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem Kampfe gegen die Dalemincier heimgekehrt; auch gegen die Ungarn hatte er sein Schwert geschwungen, ob nicht siegreich, doch nicht ohne Ruhm. Ein eigenthümlicher natürlicher Scharfblick wird zu jener Zeit selbst von den Franken den Sachsen nachgerühmt, und Niemand besaß ihn in höherem Maße als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick; nie setzte er seinen Handlungen ein anderes Ziel, als das seinen Kräften erreichbare. Uebermuth und Leichtfertigkeit schienen seinem Wesen durch und durch fremd; wenn er auch beim Mahle wohl guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst, oft streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm; Friede und Ordnung unter den Seinen zu erhalten war er vor Allem bemüht, und es gelang ihm mit Leichtigkeit. Gern und reichlich belohnte er seine Vasallen und Dienstleute, die ihm mit größter Treue anhingen; schwer

war es zu sagen, ob sie mehr Furcht oder Liebe so fest ihm verband. Anhänglichkeit an sein Sachsenland und sein Sachsenvolk war eine der hervorleuchtendsten Tugenden Heinrichs; streng hielt er an sächsischer Sitte und Weise und knüpfte selbst mit den überseeischen Sachsen die lange unterbrochene Verbindung wieder an.

Aus den schönen Töchtern Sachsens hatte sich Heinrich zweimal die Gattin erwählt. Seine erste Liebe war Hatheburg, die anmuthige Tochter des reichen Grafen Erwin, der zu Merseburg seinen Sitz hatte; hier am Saalestrande wurde das Beilager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was sie nicht verbunden hatte und was zu ihrem Schaden sich vereinte. Hatheburg war bereits, wie es scheint, vermählt gewesen und hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweiht; ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Gottlos und nichtig schalt deshalb Bischof Siegmund von Halberstadt ihre Ehe und beschied die Gatten, welche sich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten, vor seinen Richterstuhl. Schon trug Hatheburg ein Kind unter ihrem Herzen: dennoch wurde die Ehe gelöst und der Makel unehelicher Geburt dem Sohne angeheftet, den sie alsbald gebar und Thankmar nannte.

Nach dem Willen des Vaters bewarb sich Heinrich wenige Jahre später um die Hand der trefflichen Mathilde, die aus dem edlen Geschlechte Herzogs Widukinds entsprossen war. Ihr Vater — Theoderich war sein Name — galt für einen reichen und bedeutenden Mann im Westfalenlande; zu Enger unweit Herford hatte er sein Gut und sein Wohnhaus. Der Glanz seines Stammes mochte jetzt um so heller strahlen, da die Herrschaft der Karolinger zu Ende ging, gegen die Widukind zuletzt so heldenmüthig die sächsische Freiheit vertheidigt hatte. Mathilde hatte man in früher Jugend dem Kloster Herford übergeben: sie wurde hier in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterrichtet, nicht um dereinst Nonne zu werden, sondern um mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs sie zur Jungfrau, und ob sie hinter Klostermauern lebte, drang der Ruf ihrer Schönheit, Sittsamkeit und Tugend durch das weite Sachsenland. Der alte Otto wünschte die Enkelin Widukinds Heinrich zu vermählen, und der Sohn widerstrebte nicht dem Willen des Vaters. Mit stattlichem Gefolge begab sich Heinrich nach Herford. Zuerst sah er aus der Ferne Mathilde in der Kirche, dann hielt er sogleich in feier-

licher Werbung bei der Aebtissin des Klosters — es war die Großmutter Mathildens, die als Wittwe den Schleier genommen hatte, — um die Hand der Jungfrau an. Er gewann es von der Großmutter, daß sie selbst ohne Vorwissen der Eltern die Enkelin ihm verlobte, und schon am folgenden Tage führte er in erster Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich mit seiner Braut mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen und nicht lange nachher zu Wallhausen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie sie sonst nur Könige entfalten, festlich begangen. Wallhausen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe von ihrem Gemahl geschenkt. Dies geschah im Jahre 909. Am 22. November 912 gebar Mathilde ihren ersten Sohn, die letzte Freude seines Großvaters, nach welchem das Knäblein den Namen Otto erhielt.

Auf diese Familie — die Nachkommen Liudolfs und Widukinds — richteten damals alle Sachsen den Blick. In Heinrich sahen sie den Mann des Trostes und Beistandes in diesen schlimmen Zeiten; er schien und er war, wie die Folge lehrte, der ersehnte Befreier des bedrängten Vaterlandes. Es war ein schwerer Kampf, in den sich Konrad gegen Heinrich einließ, und um so bedenklicher der Ausgang, als sich auch an anderen Seiten bereits der Geist der Auflehnung gegen die bestehenden Ordnungen regte. Denn gleichzeitig wurde der Bischof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und getödtet, und Herzog Erchanger erhob sich in offener Feindschaft gegen Bischof Salomo von Konstanz und dessen königlichen Schutzherrn.

Zu noch größerem Unglück brachen eben damals mit großer Macht die Ungarn wiederum in Baiern ein und verwüsteten weithin das Land. Unter den Fahnen Herzog Arnulfs sammelten sich die tapferen Baiern, und zu ihnen stießen die Schwaben, von Erchanger und Berchthold geführt, den Brüdern von Arnulfs Mutter Kunigunde. Da, wo der Inn seine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Passau, kam es zu einer blutigen Schlacht; unter saurem Schweiße wurde den Ungarn der Sieg entrungen, und die Herzoge Arnulf und Erchanger gewannen zuerst den Ruhm, eine schwere Niederlage dem gefürchteten Feinde beigebracht zu haben (913). Während das Königthum ruhmlos aus dem Kampfe zu Lothringen hervorgegangen war, begleitete der Sieg die herzoglichen Gewalten. Konrad fühlte, daß sich hier Mächte neben ihm erhöben, deren vereinter Kraft er nicht gewachsen sein würde; er beschloß deshalb

Erchanger und Arnulf gütlich auf seine Seite zu ziehen. Seinen Streit mit Erchanger trug er aus und vermählte sich, um den neuen Bund zu besiegeln, mit dessen Schwester Kunigunde, der Mutter Herzog Arnulfs; er hoffte Baiern und Schwaben zugleich durch diese Ehe, welche Staatsklugheit, nicht Liebe schloß, dauernd an das Reich zu fesseln.

Seine Rechnung war irrig, und er selbst that wenig, um ein gutes Vernehmen zu erhalten. Denn bald nach der Aussöhnung erließ er den Befehl, daß Erchanger und Berchthold ihre Burg Stammheim, welche sie auf königlichem Boden erbaut hatten, an das Kloster St. Gallen abtreten sollten, d. h. an Bischof Salomo, der zugleich Abt dieses Klosters war. Sofort brach der kaum vergessene Groll der Brüder gegen den König und den Bischof aufs Neue hervor, und mit feindlicher Gewalt kamen sie über den Feind, der ihnen zunächst erreichbar war. Bischof Salomo wurde von ihnen gefangen genommen und auf eine ihrer Burgen gebracht. Konrad eilte zu seiner Befreiung herbei, und es gelang dem Könige, sich der Person Erchangers zu bemächtigen (914). Der Schwabenherzog wurde darauf des Landes verwiesen, aber mit der Beseitigung desselben war das Ansehen des Königs nicht hergestellt. Zuerst erhob sich Herzog Arnulf für seinen Oheim in Baiern zu offener Empörung. Zwar war er den Waffen des Königs nicht gewachsen, der ihn zur Flucht nach Ungarn zwang, doch war damit wenig gewonnen, da bereits auch in Schwaben von Neuem der Aufstand entbrannte. Burchard, des getödteten Herzogs Burchard Sohn, kehrte aus der Verbannung zurück und durchzog verwüstend das Land. Um ihn schaarten sich die Mißvergnügten und besetzten die unbezwingliche Veste Hohentwil, auf einem Basaltkegel im Hegau erbaut, die damals zuerst, nachher noch oft in der Geschichte genannt wird. Der König mußte abermals in das Land ziehen und Hohentwil belagern (915). Und noch leisteten seine Gegner ihm hier herzhaften Widerstand, als die schlimme Kunde kam, daß Herzog Heinrich in Franken eingedrungen sei. Da brach der König die Belagerung ab, verließ Schwaben und eilte Heinrich entgegen.

Lieder und Sagen waren von Erchangers Kämpfen in Schwaben verbreitet, nach denen Eckehard von St. Gallen später eine Darstellung dieser Wirren versucht hat, die jedoch mit den spärlichen Resten glaubwürdiger Ueberlieferung vielfach in Widerspruch steht. Auch von den Kämpfen Konrads und Heinrichs wissen wir nur aus ähnlichen von

den Sachsen gesungenen Liedern, deren Inhalt uns Widukind von Korvei erhalten hat.

Der König, erzählt Widukind, entsandte seinen Bruder Eberhard mit Heeresmacht nach Sachsen, um das Land zu verwüsten. Als aber Eberhard bis zur Eresburg vorgedrungen war, ohne einem Feinde zu begegnen, wurde er ungeduldig, daß sich nirgends die Sachsen ihm zeigten, und brach in die prahlenden Worte aus: „Schwer liegt mir auf der Seele, daß mir die Sachsen nimmer in offenem Felde begegnen und ich meine Kraft nicht mit ihnen messen kann!“ Kaum war dies seinen Lippen entflohen, siehe, da rückten ihm die Sachsen entgegen bis in die Nähe der Burg; mit Heldenmuth stürzten sie sich auf sein Heer, und so mähten ihre Schwerter unter den fränkischen Schaaren, daß die Bänkelsänger nachher sangen:

Kein Höllenschlund ist groß genug
Zu fassen, die man hier erschlug.

Eberhard aber hatte nun die Sachsen kennen gelernt und verlangte nicht nach neuer Begegnung, sondern floh mit Schimpf und Schande von dannen. Als aber König Konrad vernahm, was geschehen war, versammelte er die ganze Streitmacht der Franken und zog aus, um Heinrich aufzusuchen. Da er erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona — sie lag nicht weit von Göttingen — in Sicherheit sei, aber nicht viel Mannen um sich habe, rückte er eiligst vor die Burg, um sie zu belagern. Als er vor derselben lag, schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn auffordern sich freiwillig zu ergeben, er werde an ihm dann einen treuen Freund, nicht mehr einen Widersacher finden. Wenig traute Heinrich solcher Rede, aber er war in großer Bedrängniß und wollte schon nachgeben: da trat just zur rechten Stunde Graf Thietmar, der vom Harz her war, ein kluger und kriegskundiger Mann, in den Saal, wo Heinrich mit den Gesandten verhandelte. Der Graf meldete, neue Schaaren führe er dem Herzoge zu, und fragte, wo sie das Lager beziehen sollten. Als Heinrich dies hörte, dämmerte ihm ein Hoffnungsstrahl auf, und er fragte Thietmar, wie viele Krieger er mit sich bringe. „Bei dreißigtausend Mann,“ antwortete Thietmar, schnell gefaßt. Sofort entließ Heinrich die Gesandten, und am anderen Morgen brachen die Franken das Lager ab und kehrten nach Hause zurück. Das Beste aber war, daß Thietmar nicht mit dreißigtausend Mann, sondern nur mit fünf Leuten nach Grona gekommen war, und der kluge Graf

mit seinem Mutterwitze die aus dem Felde schlug, die der Herzog mit dem Schwerte nicht hatte besiegen können.

So die Sage. Die verbürgte Geschichte meldet nur von dem Kampfe bei der Eresburg im Jahre 915 und von dem Vorrücken Heinrichs nach Franken zu derselben Zeit; sie schweigt völlig über den weiteren Verlauf und Ausgang des Kampfs. Wahrscheinlich trat bald eine Versöhnung ein, welche die traurige Lage ihrer Länder auf gleiche Weise beiden Fürsten an das Herz legte. Die Ungarn, welche die Stunde des inneren Zwiespalts stets klüglich zu nutzen wußten, fielen nämlich in demselben Jahre wiederum in die deutschen Länder ein. Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen wurden von ihnen arg heimgesucht; bis nach Bremen erstreckte sich der verheerende Zug. In dieser Stadt wurden die Kirchen niedergebrannt, die Priester vor den Altären erschlagen, die Kreuze abgehauen und beschimpft. Und mit den Ungarn zugleich brachen die Wenden und Dänen in Nordelbingen ein und verwüsteten die Länder bis an die Elbe. Das war eine Zeit, wo ein Mann, wie Heinrich, gern dem König die Hand bieten mochte, und auch dieser, durch immer neue Sorgen bedrängt, von allen Seiten angegriffen, mußte eine Ausgleichung mit den Sachsen eher suchen als erschweren.

Denn bald, nachdem der König von Hohentwil abgezogen war, kehrte Erchanger aus der Verbannung nach Schwaben zurück und vereinigte sich mit Burchard gegen die Vertheidiger der königlichen Sache. Bei Wahlwies unfern des Bodensees, auf einem Schlachtfelde, wo auch in späterer Zeit große Entscheidungen gefallen sind, gewannen Erchanger, Berchthold und Burchard einen vollständigen Sieg über die Anhänger des Königs und des Konstanzer Bischofs. In Folge dieses Sieges wurde Erchanger als Herzog von Schwaben allgemein anerkannt; in Folge desselben wagte auch Arnulf nach Baiern zurückzukehren, wo er sich erst in Salzburg, dann in Regensburg festsetzte. Konrad zog gegen seinen feindlichen Stiefsohn abermals im Jahre 916 ins Feld, überwand ihn in einer Schlacht, belagerte und eroberte Regensburg, konnte ihn aber nicht ganz aus dem Lande verdrängen. Indessen hatten die Sachen auch in Schwaben für Konrad wieder eine glücklichere Wendung genommen. Erchanger hatte sich auf Vertrag den Königlichen ergeben, während Berchthold, wie es scheint, das Land räumte und sich nach Baiern zu Arnulf flüchtete.

Im September 916 traten zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen, die Bischöfe der deutschen Länder — nur die sächsischen waren nicht erschienen — in Berathung zusammen, um diesen Wirren des Reichs, bei denen sie vor Allen litten, nach Kräften zu steuern. Sie hatten sich schon vorher an den Papst gewandt, daß er ihnen Rath ertheile und obwohl dieser selbst schwer bedrängt war, hatte er ihnen doch nicht allein schriftliche Verhaltungsbefehle gesandt, sondern auch einen seiner ersten Hofbeamten, den Bischof Petrus von Orta, als Legaten geschickt, auf daß er der Synode beiwohne und „der höllische Samen der Zwietracht, der in jenem Lande aufgegangen sei, gänzlich ausgerottet und die scheußlichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht würden." Die Verhandlungen dieser Synode sind uns erhalten und bilden eins der merkwürdigsten Zeugnisse jener traurigen Zeit.

Als die Bischöfe zusammenkamen, wird in den Acten berichtet, saßen sie erst lange traurig in tiefem Schweigen und wußten nicht, wie sie beginnen sollten. Da erhob sich der Legat des Papstes und lösete ihnen die Zunge. Er las ihnen das Schreiben desselben vor. „Wir vernahmen Alles," sagen sie, „in Demuth, erwogen es reiflich, und mit ergebenem Herzen erklärten wir uns durchgängig damit einverstanden." Sie bekannten darauf zuerst nach dem Willen des Papstes ihre mannigfachen Vergehen und Sünden; denn auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, fortan aber solle es anders werden, jeder Bischof ein rechter Bischof sein. Dann aber dachten sie zunächst doch nur wieder an ihren eigenen Vortheil, an die Sicherung ihrer Rechte und Einkünfte und beschlossen, die Zehnten sollten fortan regelmäßig gezahlt und nicht aus Neid den Bischöfen und Priestern vorenthalten werden, die Geistlichen sollten nicht vor den weltlichen Richter beschieden, sondern nur von ihren geistlichen Oberen gerichtet werden, und wenn ein Bischof oder Priester von den Amtsgenossen seiner Provinz verurtheilt wäre, solle ihm die Berufung an den Papst zustehen. Endlich richteten sie ihren Blick darauf, wie die königliche Gewalt zu befestigen und damit zugleich die Wohlfahrt der Kirche zu fördern sei. „Wir haben vernommen," heißt es, „daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichts nicht achten, welches denen den Fluch verkündet, die den Namen des Herrn fälschlich im Munde führen." Deshalb schien es nothwendig, den Eid

der Treue gegen den König zu erneuern und mit den stärksten Flüchen der Kirche die Meineidigen zu bedrohen. Um mit allen Schrecken der Hölle die Beschlüsse, die man jetzt zu fassen gedachte, im voraus zu waffnen, erhob sich die ganze Versammlung, Kleriker und Laien, und sprach feierlich dreimal folgende Formel: „Wer gegen diese Beschlüsse handelt, dem sei Fluch und ewiges Verderben bei dem Kommen des Herrn, sein Theil sei mit Judas Ischarioth und dessen Genossen. Amen." Hierauf leisteten Alle, die anwesend waren, dem König aufs Neue den Eid der Treue und sprachen: „Wir geloben im Angesicht Gottes und aller Engel, des Chors der Propheten, Apostel und aller Märtyrer, im Angesicht der ganzen katholischen Kirche und der Christenheit, daß Niemand von uns auf das Verderben des Königs sinnen, das Leben desselben antasten, ihn der Regierung berauben, mit tyrannischer Anmaßung nach seiner Krone streben, noch zu seinem Schaden auf irgend eine Weise Schaaren Verschworener um sich sammeln wird. Wenn aber einer von uns sich freventlich eines solchen unterfangen sollte, so treffe ihn der Fluch Gottes, und er sei verdammt ohne Aussicht auf Vergebung für die Ewigkeit."

Alsdann verhängte die Synode über Erchanger und seine Gefährten, die sich gestellt hatten, geistliche Strafen: sie sollten, weil sie sich an dem Gesalbten des Herrn, ihrem König und Herrn, und dem Bischof Salomo vergriffen hätten, ihre Waffen niederlegen, in ein Kloster gehen und alle Zeit ihres Lebens das begangene Unrecht betrauern. Wer die beschworene Treue in Zukunft nicht halten oder Andere zum Treubruch verleiten würde, wurde mit der größten Strenge bedroht, jede Untreue gegen den König mit dem Bannfluch belegt, auf Treubruch oder Thätlichkeiten gegen einen Bischof die Strafe langjähriger Bußübungen in einem Kloster gesetzt. Endlich wurden noch Bestimmungen getroffen über die Punkte, welche sich nicht hatten erledigen lassen, weil Viele, die zur Synode gefordert waren, sich nicht gestellt hatten. Im Jahre 914 zu derselben Zeit, wo Salomo von Konstanz von seinen Gegnern ergriffen wurde, war der Bischof Otbert von Straßburg, der schon lange mit den Einwohnern in Feindschaft lebte, erschlagen worden und ihm Richwin gefolgt, dessen gesetzliche Wahl angezweifelt wurde. Obwohl vorgeladen, hatte Richwin sich nicht zu Altheim eingefunden; er sollte sich deshalb vor einer neuen Synode, die nach Mainz berufen war, in Person stellen. Eben dort sollten sich die aus-

gebliebenen sächsischen Bischöfe einfinden; wofern sie aber dieser neuen Ladung nicht Folge leisteten, wurde beschlossen, ihnen die Befugniß zu entziehen Messe zu lesen, bis sie in Rom sich gerechtfertigt hätten. Dem Bischof Richowo von Worms wurde aufgetragen, wegen jener beiden Grafen, die den Bischof Einhard geblendet, nähere Untersuchung anzustellen und deren Ergebniß dem Papste zu melden. Vergehen des niederen Volkes gegen die Kirche sollten wegen der Bedrängniß der Zeit übersehen und der Vergessenheit übergeben werden. Diejenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berchtholds, Burchards und Arnulfs eingelassen und trotz ihrer Vorladung auf der Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu begeben, um dort ihre Strafe entgegenzunehmen, anderenfalls sie dem Bannfluch der Kirche verfallen seien. Berchthold und Arnulf war noch besonders bis zum 7. October eine Frist gesetzt, nach deren Ablauf sie sich auf einer Synode zu Regensburg zu stellen hätten; erschienen sie dann nicht, so unterlägen sie unwiderruflich dem Banne und würden mit Judas, dem Verräther des Herrn, dem ewigen Feuer überantwortet werden.

So beschlossen die Väter zu Hohenaltheim, und in der That unterwarf sich Berchthold alsbald auf Vertrag seinem Schwager. Aber mit den Strafen der Väter schien es Konrad nicht mehr genug, da Arnulf noch immer im Widerstande beharrte. So erbittert war schon Konrads Gemüth, daß er des gewährten Vertrags nicht achtete, sondern Erchanger und Berchthold, seine Schwäger, zum Tode verurtheilen ließ. Am 21. Januar 917 ließ er sie mit ihrem Neffen Liutfried bei Adingen im Neckargau enthaupten. So starben sie, die Sieger über die Ungarn, eines gleichen Todes, wie der Babenberger Adalbert, gleich ihm vom Volke in Liedern verherrlicht. Die blutige That trug Konrad nicht die Früchte, die er gehofft hatte. Noch stand Arnulf in offenem Kampfe, um seine Oheime zu rächen, und wieder erhob sich in Schwaben der Aufstand, geleitet von Burchard, der es alsbald dahin brachte, daß er von allen Großen des Landes als Herzog anerkannt wurde. Der Aufstand schien im oberen Deutschland nicht mehr zu bewältigen. Und schon gesellten sich abermals zu den inneren Feinden des Reichs die äußeren. Aufs Neue ergossen sich die Schwärme der Ungarn über Baiern und Schwaben; auch der Elsaß und Lothringen wurden von ihnen verheert. Nirgends konnte Konrad dem verwüstenden Strome mehr Einhalt thun; schwer erkrankt lag er darnieder.

In dem letzten Kriege in Baiern soll Konrad eine Wunde empfangen haben, die seinen Tod herbeiführte. Aber tausend schlimmere Wunden bluteten in seinem Herzen, und wohl an diesen ging er in den Jahren frischester Blüthe zu Grunde. Ein schmerzliches Siechthum befiel den kräftigen Mann und ließ die Hoffnung verschwinden, daß er den begonnenen Kampf durchführen würde.

Es war ein schweres, trauriges Leben gewesen, das er sieben Jahre lang unter der Last der Krone geführt hatte. Denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann ein hohes Ziel mit Anspannung aller seiner Kräfte verfolgt und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen strebt? Konrad wollte das fränkische Königthum in alter Weise, in der Macht Karls des Großen herstellen, aber die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren aufgetaucht von unbesiegbarer Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben, und oft genug gewann er den Sieg, wo er selbst auf dem Kampfplatze erschien: aber sobald er den Rücken wandte, erhoben sich die feindlichen Mächte immer aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde selbst seine edle Natur herabgedrückt, und grausam und heimtückisch zeigte sich der auf dem Throne, der vordem frei und seiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dagestanden hatte. Das geschah, weil er das Leben der Völker meistern und regeln sollte in gefahrvollen Zerwürfnissen, ohne jenen Adlerblick zu besitzen, der ungetrübt durch die verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt; jenen Scharfblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen suchen, immer verloren ist. Konrad irrte, von der Macht geblendet, doch ist sein Irrthum verzeihlich; denn er stand nach seiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles Glück seines Volkes knüpfte. Manche haben geirrt gleich ihm, aber Wenige eine Todesstunde gehabt, wie die seine, wo der Schleier sich plötzlich hebt, die lange Täuschung schwindet und der entwölkte Blick prophetisch in die Zukunft dringt; Wenige haben in der letzten Stunde so offen den Irrthum ihres Daseins eingestanden und noch sterbend das Recht des Gegners voll Selbstverleugnung anerkannt. „So sehr," sagt ein alter sächsischer Chronist, „lag ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen, daß er selbst durch Erhebung seines Feindes — eine seltene Tugend! — es zu fördern suchte."

Als Konrad sein Ende nahen fühlte — so berichtet uns Widukind — rief er seinen Bruder Eberhard zu sich und sprach: „Ich fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens; Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der Franken werden soll, steht vornehmlich bei dir: darum erwäge es wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unseren Händen sind die Reichsinsignien, und es umgiebt uns aller Glanz des Königthums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reichs steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich er wird ein König und Herr sein vieler Völker!" So sprach Konrad, und Eberhard konnte den Thränen nicht gebieten. Er versprach zu thun, wie ihm der Bruder geboten hatte.

Bald darauf starb König Konrad, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 23. December des Jahres 918. Durch seinen Tod versöhnte er sich die Gemüther der Menschen. Aufrichtig betrauerten ihn die Franken und begruben ihn in dem alten Kloster zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes. Die Grabesstelle ist längst zerstört, und kein Stein bezeichnet die Stelle, wo der hartgeprüfte Fürst seine Ruhestätte gefunden hat.

3.

Gründung des deutschen Reichs durch Heinrich I.

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerde saß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu Qued-

linburg die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkelheerd. Dies Alles beruht auf einer alten Sage unseres Volkes, die mit der Zeit weiter ausgeschmückt ist; die beglaubigte Geschichte weiß davon Nichts, aber sie meldet, daß Heinrich andere Netze stellte, als für Finken und Lerchen, Netze, in denen die Feinde des deutschen Volkes ihren Untergang fanden.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er getreulich. Die Herrschaft, auf die er nach der Sitte wohl Ansprüche hätte erheben können, wies er von sich, und wie einst Otto auf Konrad, so wandte er jetzt die Blicke der fränkischen Großen auf Heinrich den Sachsen; der sei würdiger, sagte er, über die deutschen Länder zu herrschen als er, und Konrads Vermächtniß sei, daß die Franken sich den Sachsen zum König erwählten. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reichs stehen so zwei Männer bei einander, die der Krone entsagten: keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Hatte schon Konrads Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reichs noch festhielten, traten — und zwar nicht zu Forchheim, wie ehedem, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder, — zur Wahl zusammen, und hier bezeichnete Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als den neuen König. Alle wählten mit Eberhard, und die Sachsen jubelten laut, daß frei fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft auch über die Franken gewonnen habe. Das geschah im Frühling des Jahres 919 *).

Als aber nun aus der Franken Mitte der Erzbischof Heriger von Mainz hervortrat und Heinrich aufforderte sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen, wies dies Heinrich bescheiden, aber entschieden zurück. „Mir ist es genug," sagte er, „daß ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe; das hat keiner meiner Vorfahren erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber damit sei es genug. Salbung und Krönung sei einem Besseren vorbehalten; ich bin so großer Ehren nicht würdig." Solche Rede gefiel

*) Der Wahltag ist nicht überliefert; nach den letzten Berechnungen müßte er zwischen den 22. April und 23. Juni fallen.

dem versammelten Volke wohl. Alle erhoben die Rechte gen Himmel und riefen mit donnernder Stimme: „Heil und Segen dem König Heinrich!"

Nur der Geistlichkeit hatten die Worte des neuen Herrschers wenig behagt, und lange hat sie es Heinrich nicht vergessen, daß er nicht von priesterlicher Hand die Zeichen der höchsten Gewalt empfangen wollte, wie es die Frankenkönige seit den Zeiten Pippins zu thun pflegten. Ein König ohne Priesterweihe, meinten sie, sei ein Schwert ohne Knauf, zu Nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich dennoch einen König von Gottes Gnaden genannt, wie auch seine Krone getragen, und nie hat sein Volk geglaubt, sie sei ihm deshalb nicht von Gott gegeben, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfing. Man hat wohl gefragt, weshalb Heinrich sie nicht nach altem Brauch aus Herigers Hand nahm: vielleicht wies er deshalb die Krönung zurück, weil er nicht, wie Ludwig und Konrad, sich von den Bischöfen leiten lassen, nicht gleich jenen ein König der Geistlichkeit, sondern ein Schutz- und Schirmherr Aller sein wollte, vielleicht auch, weil er nach der Sitte der Zeit nur als Franke sich krönen lassen konnte und ein Sachse bleiben wollte, wie er es war.

Es war ein folgenreiches Ereigniß, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten von allen erhalten hatte, daß jene siegsgewohnten und weltbeherrschenden Franken, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen, sich nun selbst einem Sachsen beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte und sein Reich als das fränkische nach dem Herkommen bezeichnete, so war doch offenbar die unmittelbare Verbindung desselben mit dem alten Frankenreiche gelöst; nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes ließ sich Heinrichs Gewalt herleiten, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich ohne Ansehen des Stammes die Franken und Sachsen gesetzt hatten, und dem sich später auch die anderen deutschen Völker anschlossen. In diesem Sinne muß man Heinrichs Wahl als den Anfang eines neuen, des deutschen Reichs ansehen, wie es schon im Mittelalter geschah.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick übersah Heinrich die Lage der

Dinge und erkannte, wie bei derselben allein noch eine Einigung der deutschen Stämme möglich sei, wie sich mit anderen Worten der Bestand des ostfränkischen d. h. des deutschen Reichs allein erhalten ließe. Wohl hütete er sich auf die Irrwege König Konrads zu gerathen; neue Bahnen schlug er mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne ein. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den einen herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merovinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach dem Regiment der Franken begründen; nicht von einem Mittelpunkte aus beabsichtigte er mit Hülfe allein von ihm abhängiger Beamten die Lande zu regieren und zu verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war: nur durch eine freiere Gestaltung des Reichs ließ sich, wie Heinrich sah, zur Zeit eine Einigung der deutschen Völker behaupten. Das Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte, stellte sich etwa in folgenden Zügen dar: jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsgefolge und Gehorsam verpflichtet; dieser Herzog schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten der Großen im Lande, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzoge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so walte über allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes. So sollte es werden, und so ward es! Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet und so sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung.

In der Idee, welche Heinrich faßte, erschien das Reich fast nur als ein Bund der deutschen Stämme unter der Vorstandschaft des von ihnen gemeinsam gewählten Königs. Und doch viel fehlte daran, daß auch nur diese Vorstandschaft sie sogleich willig anerkannt hätten. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick vom Reiche getrennt — dort waltete Arnulf, hier Burchard mit völlig freier Gewalt — und Lothringen war seit Jahren mit dem westfränkischen Reiche verbunden. Nur Franken und Sachsen bildeten zunächst das Reich; über sie ging Heinrichs Macht für den Augenblick nicht hinaus. Und ob er

als König über Eberhard erhoben war, stand dieser doch ihm als Herzog in wesentlich gleicher Stellung zur Seite. Denn während Heinrich sich die herzogliche Gewalt, wie er sie besessen, in vollem Umfang bewahrte, blieb sie in derselben Weise Eberhard in den fränkischen Ländern erhalten; die Stellung, die hier vordem sein Geschlecht gewonnen und unter Konrads Regierung befestigt hatte, wurde ihm in keiner Weise gemindert. Nie ist wieder zwischen Heinrich und Eberhard ein Zwist ausgebrochen; bis an Heinrichs Ende blieben sie verbunden, und hauptsächlich auf ihre Eintracht gründete sich das werdende Reich. Aber Heinrichs Gedanken waren nicht auf Sachsen und Franken beschränkt, sondern hatten sich von Anfang an auf die Einigung sämmtlicher deutscher Völker gerichtet, und so ließ er es sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche einst dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen.

Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, gegen Schwaben (919). Herzog Burchard stand hier in voller Gewalt; gegen König Rudolf von Burgund, der schon früher und gleich nach Konrads Tode abermals einen Versuch gemacht hatte sich alamannischer Grenzländer zu bemächtigen, hatte der Herzog sich mannhaft vertheidigt und den König bei Winterthur auf das Haupt geschlagen. Aber trotz solchen Waffenglücks ließ sich Burchard jetzt in keinen Kampf gegen König Heinrich ein; er mochte fühlen, er sei einem solchen nicht gewachsen, da Viele im Lande und namentlich die Geistlichen, die er schwer bedrückte, sich nach der Königsherrschaft sehnten. Freiwillig übergab er sich, alle seine Burgen und sein ganzes Volk dem Könige, der ihm dagegen die herzogliche Gewalt in Schwaben beließ. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich die Besetzung der Bisthümer im Lande vorbehalten blieb und das Königsgut, insoweit er es nicht anderweitig verlieh, an ihn überging; sonst aber behielt Burchard freie Gewalt in Schwaben und in dem mit Schwaben verbundenen Elsaß. Auch fortan nennt er sich in seinen Urkunden: „Herzog der Alamannen von Gottes Gnaden" und spricht von dem Volke und Lande, was Gott seiner Gewalt unterworfen habe. Er schlichtete auf Landtagen die Streitigkeiten des Volkes, wie ein freier Fürst, und führte auf eigene Hand mit seinen Mannen Kriege. Mit König Rudolf von Burgund, seinem früheren Gegner, schloß er bald darauf ein Freundschaftsverhältniß, vermählte ihm seine Tochter Bertha und trat ihm, wahrscheinlich als Mitgift, einen Theil des

südlichen Alamanniens, den Aargau bis zur Reuß, ab. Auf einem Kriegszuge, den König Rudolf später nach Italien unternahm, begleitete ihn Burchard mit seinen Vasallen und fand hier den Tod.

Als Heinrich das Schwabenland dem Reiche, wenn auch nur lose, verbunden hatte, wandte er sich alsbald gegen Baiern. Arnulf war unbestritten seit mehr als Jahresfrist Herr des Landes; der Adel war ihm geneigt, das Volk ergeben. Mancher flüsterte ihm zu, er solle nun selbst nach der Krone greifen, und der herrschsüchtige Mann war nur zu geneigt solchen Mahnungen sein Ohr zu leihen. Aber unter der Geistlichkeit hatte er viele und erbitterte Gegner, da er noch rücksichtsloser als Burchard die Einkünfte der Kirchen und der Klöster an sich zog, um seine Vasallen zu belohnen; mancher Stiftung hat er Wunden geschlagen, die niemals verharschen konnten. Mit dem Beinamen des Bösen haben ihn die geistlichen Herren für alle Zeiten gezeichnet, und wie wenig sie sonst Heinrich geneigt sein mochten, sie sahen doch wohl dessen Anrücken in froher Erwartung. Aber die Mehrzahl des Volkes war dem Sachsen zuwider: „er kam in das Baiernreich," schrieb wenig später ein Baier, „in welchem seine Väter auch nicht einen Fuß breit Landes besessen hatten." Fast scheint es, als sei Heinrich beim ersten Angriff zurückgeschlagen worden und erst bei einem erneuerten Einfall zum Ziele gediehen. Wir wissen, daß die Sache zwischen Heinrich und Arnulf nicht vor dem Jahre 921 zum Austrage kam.

Arnulf hatte bei Regensburg, damals der Hauptstadt des baierischen Landes, sein Heer gesammelt. Als Heinrich heranrückte, um die Stadt zu belagern, zog der Herzog ihm, wie ein alter Berichterstatter meldet, kampfgerüstet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, sondern Frieden, und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor; Aug' in Auge wollten sie selbst ihre Sache beendigen. Da meinte Arnulf, ein Einzelnkampf solle zwischen ihm und dem König entscheiden, und tapfer wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und stellte sich in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was widerstrebst du Gottes Gebot?" sprach er. „Sein Wille ist es, daß mich das Volk zum König erwählt hat. Hätte das Volk dich auf den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen?" Da wurde Arnulf nachdenklich, begab sich

zu den Seinen zurück und ging mit ihnen zu Rathe. Sie meinten, er solle sich Heinrich unterwerfen, wofern dieser ihm zugestehe, daß er frei über die Bisthümer des Landes schalte und bei Erledigung eines Bischofstuhls aus eigener Macht denselben besetze. Arnulf folgte dem Rath der Seinen und wurde des Königs Vasall, der ihm das beanspruchte Vorrecht unbedenklich zugestand, obwohl es Arnulfs Vorfahren niemals geübt hatten.

So erzählt den Hergang der Sache Bischof Liudprand von Cremona, der etwa dreißig Jahre nach dem Ereigniß schrieb und, am deutschen Hofe in der Verbannung lebend, leicht gute Kunde von diesen Vorgängen erhalten konnte: dennoch scheint seine Erzählung zum Theil dem Munde des Volkes entnommen und nicht ohne sagenhafte Beimischung. Widukind von Korvei berichtet nur, König Heinrich habe Regensburg belagert, Arnulf aber sich zu schwach zum Widerstande gefühlt, deshalb die Thore geöffnet und sich dem Könige gestellt, dem er sich und sein ganzes Reich übergeben habe; ehrenvoll sei der Herzog aufgenommen und Freund des Königs genannt worden. Wie aber auch der Verlauf der Dinge sein mochte, gewiß ist, daß Arnulf den König nur als seinen Oberherrn anerkannte, indem ihm vertragsmäßig zu den Rechten, welche die anderen Herzoge übten, die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande zugestanden wurde. Dies Recht war um so höher anzuschlagen, als nach altem Herkommen allein der König, dem das Scepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bisthümer verleihen konnte. Hierdurch stand Arnulf noch bei weitem freier und selbstständiger da, als Burchard, und waltete in seinem Lande völlig wie ein König im Kleinen. Auch er nannte sich in seinen Urkunden: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden," ließ Münzen mit seinem Namen schlagen, schickte Grafen als seine Sendboten aus, und führte, wie Burchard, auf eigene Hand Kriege im Ausland. Von den Italienern im Jahre 934 gegen Hugo, den Eindringling aus der Provence, zur Hülfe gerufen, zog er nach der Lombardei, in der Absicht sich dort die in Baiern verlorene Königskrone zu gewinnen, aber ohne den gehofften Preis zu erringen.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden, das Reich war hergestellt in dem Umfange, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte. Aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem öst-

lichen Reiche entrissen war: auch hierauf hatte bereits Heinrich den Blick gerichtet, doch waren hier die Verhältnisse seinen Wünschen weniger günstig.

Nach Reginars Tode war in Lothringen dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein junger Mann, voll Kraft und unternehmenden Geistes, aber heftig, leidenschaftlich, unstät in Allem, was er begann. Die Art seines Volkes spiegelte sich in ihm wieder; denn der Lothringer galt für ehrgeizig, habgierig, zugleich für wetterwendisch und ränkesüchtig, indem er nach seinem Vortheile gern den Herrn und die Treue wechselte. Auch Giselbert trachtete nach hohen Dingen und meinte, nichts sei ihm zu groß und zu schwierig, aber es fehlte ihm an der Besonnenheit und Ruhe, die glücklich zum entlegenen Ziele führt. Als ein Mann von kurzem, gedrungenem Bau, mit gewaltigen Kräften wird er geschildert; ruhelos rollten ihm die Augen im Kopfe, so daß Niemand die Farbe derselben unterscheiden konnte; die Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig. Giselbert gerieth, wie sich erwarten ließ, bald mit König Karl in Streit; dieser wußte ihm jedoch seine Vasallen abwendig zu machen und trieb ihn so in die Enge, daß er das Land verließ und sich zu Heinrich flüchtete, durch dessen Verwendung er die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe des größten Theils seiner Güter erlangte. Bald aber empörten sich die großen Vasallen Karls, durch den Uebermuth eines seiner Höflinge gereizt, und das Westfrankenreich schien durch eines Günstlings Hoffahrt in eine ähnliche Auflösung zu gerathen, wie das Ostfrankenreich durch Konrads Starrheit. Auch Giselbert sagte sich abermals vom Könige los, und die meisten lothringischen Großen schlossen sich ihm an.

Giselbert hatte von Neuem alle Gewalt in Lothringen gewonnen und herrschte hier in ähnlicher Weise, wie Arnulf vor seiner Unterwerfung in Baiern: er riß, um seine Vasallen zu belohnen, die geistlichen Güter an sich, machte sich zum Abt der reichsten Klöster, besetzte das Bisthum Tongern nach seinem Belieben und zwang den Erzbischof von Köln die Weihe zu vollziehen. Zugleich unterhielt er seine Verbindungen mit Heinrich, um an ihm einen Rückhalt gegen Karl zu finden, und ohne Zweifel würde er schon damals dem östlichen Reiche sich ganz angeschlossen haben, wenn nicht alsbald eine unerwartete Wendung der Dinge eingetreten wäre. Durch den Einfluß der Geistlichkeit, namentlich des Erzbischofs von Reims, gewann Karl von Neuem An-

hang und warf sich dann sofort, um durch Kriegsruhm seine unsichere Macht zu befestigen, in den Kampf gegen die Deutschen. Er führte seine Vasallen gegen den Rhein und drang bis in den Nahegau und die Gegend von Worms vor, wo er von deutschen Großen im Jahre 920 eine Niederlage erlitt. Durch große Versprechungen bewogen, kehrten Giselbert und die Lothringer jetzt zur Treue zurück und unterstützten das Westreich im Kampfe gegen Heinrich, den Karl persönlich im Jahre 921 fortsetzte.

Heinrich mußte bald erkennen, daß ohne gewaltiges Blutvergießen jetzt Lothringen seinem Reiche nicht gewonnen werden konnte; deshalb bot er Karl die Hand zum Frieden. Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirge hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere; in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. November 921 einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte durch denselben Heinrich als König der Ostfranken feierlich an. Das war ein wichtiges, bedeutendes Ereigniß, daß nachdem Schwaben und Baiern die königliche Macht über sich dem Sachsen zugestanden hatten, nun auch der letzte Karolinger die Herrschaft desselben neben sich als zu Recht bestehend erkannte und damit die Länder östlich des Rheins, auf die er bis dahin Erbansprüche behauptet hatte, in aller Form aufgab. Erst hierdurch wurde rechtlich die Selbstständigkeit des ostfränkischen oder vielmehr des deutschen Reichs begründet. So Großes war hierdurch gewonnen, daß Heinrich es verschmerzen konnte, wenn er seine Absichten auf Lothringen noch nicht erreichte.

Bald kam die Stunde, wo auch die Lothringer sich willig dem Ostreiche anschlossen. Mit der Geistlichkeit im Bunde, suchte Karl in derselben Weise, wie einst Konrad in den deutschen Landen, das königliche Ansehen gegen die übermächtigen Großen Frankreichs wieder zur Geltung zu bringen: diese aber entfremdeten sich immermehr ihrem Herrn und erhoben in dem Grafen Robert, dessen Bruder Odo schon einst die Krone getragen hatte, einen Gegenkönig. Ganz Frankreich und Lothringen spaltete sich in zwei feindliche Lager (923). Bei Soissons kam es zu blutigem Kampfe. Robert fiel im Streite, Karl aber verlor die Schlacht. Als darauf seine Gegner Roberts Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum König erhoben, verließen ihn

auch seine letzten Anhänger; der Graf Heribert bemächtigte sich endlich ohne Scheu der Person des rechtmäßigen Königs. Auf kurze Zeit sah der unglückliche Fürst noch einmal die Freiheit wieder; dann kehrte er in den Kerker zurück, wo er sein trauriges Dasein beschloß. Aber auch Rudolf fand nicht überall den Gehorsam, den er selbst seinem König und Lehnsherrn verweigert hatte. Vor Allem wollte sich Giselbert mit den Lothringern der Macht des Emporkömmlings nicht fügen; abermals verständigte er sich daher mit Heinrich und rief ihn über den Rhein.

Jetzt war der rechte Augenblick erschienen, wo Heinrich, der bis dahin ruhig der Entwicklung dieser Dinge zugesehen hatte, in Lothringen eingreifen mußte. Mit Heeresmacht zog er im Winter 923 dorthin, und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Schon rückte indessen auch Rudolf mit einem stattlichen Heere heran, und Heinrich hielt es auch jetzt nicht für gerathen, in blutigen Kämpfen das Land zu ersiegen. Er schloß deshalb mit Rudolf einen längeren Waffenstillstand und begab sich über den Rhein zurück. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erschien er im Anfange des Jahres 925 abermals auf dem Kampfplatz, aber er fand hier Manches verändert. Giselbert und andere Große Lothringens hatten sich wieder auf Rudolfs Seite gewendet, und Heinrich mußte Zülpich, Giselberts Feste, belagern. Er nahm sie mit Gewalt und zwang den wetterwendischen Mann ihm Geiseln zu stellen. Nachdem so Giselberts Widerstand gebrochen war, unterwarf sich nach und nach das ganze Land. Am Ende des Jahres hatte Heinrich ohne blutige Kämpfe, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse das schöne Lothringerland gewonnen, und der Rhein rollte nun inmitten des deutschen Reichs seine Wogen dem Meere zu.

Auch hier hatte, wie Widukind wohl nach sagenhaften Erzählungen berichtet, das Glück dem Könige geholfen. Unter den Lothringern, heißt es, war ein angesehener Mann, mit Namen Christian; dieser sah, daß Alles dem Könige glückte, und wollte sich deshalb durch ein besonderes Verdienst seine Huld erwerben. So sann er auf eine List, um Giselbert zu fangen. Er stellte sich krank und bat den Herzog um einen Besuch; als dieser arglos in die Falle ging und erschien, ließ er ihn ergreifen und unter strenger Bewachung den Händen Heinrichs überliefern. Hocherfreut war der König, da er den gefährlichen Feind in seiner Macht hatte, aber er ließ ihn die Qualen harter Gefangenschaft nicht lange empfinden, sondern suchte ihn viel-

mehr durch Güte zu gewinnen; denn er wußte, was Giselbert in Lothringen galt.

Wie auch immer diese Dinge zum Abschluß gekommen sein mögen, sicher ist, daß Heinrich Giselbert die herzogliche Gewalt in Lothringen beließ, daß er ihn in der Folge dauernd an sich zu fesseln wußte und ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberge vermählte. Als Lothringen dem Ostreiche von Neuem gewonnen war, stellte sich auch der frühere Einfluß der Konradiner auf die Angelegenheiten dieses Landes her. „Im Jahre 926", sagt ein Zeitgenosse, „wurde von Heinrich zur Rechtspflege Eberhard nach Lothringen geschickt, und er einigte in Frieden die Lothringer." Ein späterer Schriftsteller bezeichnet Eberhard als Pfalzgrafen. Die Macht der Heinrich jetzt so nahe verbündeten Konradinischen Familie jenseits des Rheins konnte auch ihm zur Sicherung des neuerworbenen Besitzes dienen. König Rudolf hat vielleicht selbst später in aller Form die Abtretung des lothringischen Landes anerkannt.

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Waffenlärm und Schrecken hatte er es erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntniß der wahren Lage der Dinge und jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ. So war ein Band der Eintracht um die deutschen Stämme geschlungen worden, das mit der Zeit fester und fester sich schürzte, von dem umfangen die Deutschen erst zu dem klaren Bewußtsein einer einigen Nationalität gelangten. Das Reich, wie es nun bestand, erscheint fast wie ein Staatenbund: aber zeitig genug entwickelte sich daraus ein kraftvoller, einheitlicher Staat unter einem so starken Königthum, als es jene Zeiten nur hervorbringen konnten. Heinrich hat das Ziel erreicht, welches der Papst und die Bischöfe auf der Synode zu Altheim sich gesetzt hatten und nicht erreichen konnten, die Einigung Deutschlands; aber zu diesem Ziele ist er auf ganz anderen Wegen gelangt, als die jene Bischöfe einschlugen. Nicht sie sind es also gewesen, die den ersten Grundstein zum Bau des deutschen Reichs gelegt, sondern der Mann, der die Krone aus Priesters Hand zu nehmen sich weigerte.

Fast in der Stille war Alles vollbracht; eine neue Ordnung der

Dinge war auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberschlag möchte man sagen, gegründet; endlose Wirren sah man auf das Einfachste gelöst. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über ein zahlreiches Volk einbricht; da tobt und drängt Alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächst die Verwirrung, bis endlich die Sonne im Morgen aufblitzt und ihre Strahlen die Gefilde vergolden: leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, die Ruhe kehrt zurück, und die Welt strahlt wieder in hellem Glanze. Heinrichs klarer Geist war die Sonne, welche das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht wandelte.

4.

Heinrichs Siege über die Reichsfeinde.

Großes war durch die Einigung der deutschen Stämme erreicht, aber damit doch erst der Anfang des Anfangs gewonnen. Wie zerrüttet waren alle Verhältnisse durch die langen inneren Kämpfe, wie verwüstet die Länder durch die immer erneuten Einfälle beutegieriger Nachbaren! Nur mit Mühe werden wir uns das traurige Bild der Zerstörung vergegenwärtigen, welches zu jener Zeit unser Vaterland darbot. Aber kaum waren die inneren Kämpfe ausgeglichen, so erhob man sich aus dem Verfall, und die Herstellung gesetzlicher Ordnung begann: die Herstellung, denn auf eine völlig neue Gründung war Heinrichs Sinn nicht gerichtet.

Wie gewaltig die Erschütterung des Karolingischen Reichs gewesen war, in gewissem Sinne überdauerte es doch seinen Verfall. Wie Heinrich sich als der unmittelbare Nachfolger der Karolinger ansah, wie er sein Reich nicht anders als das ostfränkische nannte, so haben sich alle Einrichtungen der neuen Zeit im unmittelbaren Anschluß an die Vergangenheit gestaltet. Das baufällige Haus wurde gleichsam nach einem theilweise veränderten Plan ausgebaut; nicht bis auf den Grund abgetragen und durch ein neues ersetzt. Die frühere Entwicklung der Dinge

war durch die großen Bewegungen im Anfange des neuen Jahrhunderts keineswegs ganz unterbrochen worden; tausend Fäden spannen sich aus der alten Zeit in die neuen Zustände hinüber. Man hat sich deshalb nicht zu verwundern, wenn schon Heinrichs Sohn offen vor aller Welt die Bahnen Karls des Großen aufs Neue verfolgte.

Wir wissen, welchen Reichthum, welche Macht und weitgreifenden Einfluß die Kirche in dem fränkischen Reiche gewonnen hatte. Sie vor Allem war bei dem Ruin des Königthums betheiligt gewesen, und so sehr sie ihn Anfangs beförderte, doch nachher am schwersten von ihm betroffen wurden. Wie einst die Pippiniden ihre Macht zum großen Theil durch die Einziehung geistlicher Güter gewonnen hatten, waren auch die herzoglichen Gewalten jetzt durch eine ähnliche Beraubung der Kirchen hauptsächlich emporgekommen. Vor Allem hatten die reichen Klöster gelitten; fast überall fielen sie in die Hände der weltlichen Gewalthaber, die mit den Einkünften derselben ihre Dienstmannschaften unterhielten und die Zahl ihrer Vasallen vermehrten. Man sah die sonderbare Erscheinung von Laien-Aebten, welche das Vermögen der Stifte nur zu ihren weltlichen Zwecken benutzten und in die geweihten Räume das unkirchlichste, ja geradezu das lästerlichste Leben einführten. So nahm Herzog Arnulf der berühmten Abtei Niederaltaich fast ihr ganzes Vermögen; so büßte Tegernsee durch ihn etwa 11,000 Hufen seines Landbesitzes ein. Noch schlimmer erging es den Klöstern in Lothringen, wo Reginar und Giselbert hauptsächlich durch Kirchenraub ihre Stellung sich wahrten. Auch die bischöflichen Kirchen erlitten große Einbuße an ihrem Vermögen, aber noch nachtheiliger für sie war, daß die Bisthümer meist an unwürdige Männer von vornehmer Familie einzig im Interesse der Gewalthaber verliehen wurden, die sich überdies die Ernennung mit großen Summen bezahlen ließen. Die Simonie, wie man nach der Erzählung von Simon dem Zauberer diesen abscheulichen Handel mit den geistlichen Stellen nannte, war überall im Schwunge und wurde bald ein unheilbarer Krebsschaden der Zeit. Es konnte nicht anders sein, als daß alle kirchliche Ordnung und Zucht sich unter solchen Verhältnissen auf das Bedenklichste lockerte.

Für eine durchgreifende Reformation der Kirche waren die Umstände ungünstig genug: dennoch versuchte man nach der Rückkehr geordneter Zustände die augenfälligsten Schäden möglichst zu heben. Die

Bischöfe bestrebten sich die Wunden auszuheilen, welche die arge Zeit ihrem Kirchenvermögen geschlagen, und es gelang ihnen damit oft zum Verwundern; weniger glücklich waren die Klöster, von denen manche spät, manche niemals wieder zu ihrer früheren Blüthe gediehen. Vor Allem war aber der König auf die Herstellung kirchlicher Ordnung bedacht. Nach Coblenz, Duisburg berief er Synoden, wo schwäbische, fränkische, sächsische und lothringische Bischöfe unter seiner Leitung tagten und wichtige Bestimmungen über die Grenzen der geistlichen Gewalt, über Kirchenzucht, die Festtagsfeier und die Herstellung zerstörter Kirchen faßten. So wenig Heinrich einer übermäßigen Ausdehnung der klerikalen Gewalt geneigt war und so wenige Beweise großer Freigebigkeit an die geistlichen Herren wir von ihm besitzen, so hat er doch in einzelnen Fällen eine ungewöhnliche Gunst ihnen zu Theil werden lassen. Er war unseres Wissens der erste König in den deutschen Ländern, der einem Bischof die gesammten Rechte der Grafschaft in einer Stadt verlieh*). Auch die Herstellung der klösterlichen Zucht begann unter seiner Regierung; es wird uns ausdrücklich berichtet, daß man im Jahre 934 eine Reformation der Klöster in Lothringen angriff.

An den Verhältnissen der Kirche läßt sich am besten verfolgen, wie ein geordneter Zustand allmählich zurückkehrte: aber unfehlbar wirkten gleiche Ursachen Gleiches in allen Kreisen des Lebens. Wer diese Herstellung dem Könige allein beimessen wollte, würde freilich sehr von der Wahrheit abirren. Seit die Regierung der einzelnen Länder den Herzogen überlassen war, hat Heinrich selten unmittelbar in dieselbe eingegriffen. Vor Allem schaltete Herzog Arnulf in Baiern mit völlig freier Macht. Auch die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes ordnete er mit selbstständiger Gewalt; wir kennen die Beschlüsse einer Synode zu Dingolfing, welche er berief. Niemals ist unseres Wissens König Heinrich persönlich wieder in Baiern erschienen.

Enger als Baiern wurde Schwaben dem Reiche verbunden, als nach dem Tode Herzog Burchards (926) der fränkische Graf Hermann das Herzogthum erhielt, indem er sich zugleich mit Reginlinde, Burchards Wittwe, vermählte. Hermann gehörte dem Hause der Konradiner

*) Durch eine königliche Urkunde vom 28. December 928 erhielt der Bischof von Toul die Grafschaftsrechte in seiner Stadt; unter den Ottonen wurden ähnliche Verleihungen häufig.

an; er war ein Sohn des im Ungarnkampf gefallenen Gebhard, ein Vetter Herzog Eberhards. Wir kennen die näheren Umstände seiner Einsetzung nicht, aber mit Nothwendigkeit schwächte sie die nationale Bedeutung des Herzogthums in Schwaben und führte dies Land den allgemeinen Interessen des Reichs näher. Wie die Konradiner jetzt hier der Königsmacht dienten, so nicht minder in Lothringen. Nur sehr langsam stellten sich in diesem Lande, wo die Parteikämpfe des Westfrankenreichs stäten Nachhall fanden, gesicherte Zustände her. Wiederholt mußte noch Heinrich selbst einschreiten; so zog er im Jahre 928 mit großer Heeresmacht über den Rhein, um Boso, den Bruder König Rudolfs von Frankreich, und Giselberts Bruder Reginar zum Niederlegen der Waffen zu zwingen, und immerdar stand Eberhard gegen das unruhige Volk auf der Wacht.

Aber wie bedeutend sich auch der Einfluß der Konradiner in Schwaben und Lothringen entwickelte, ihre Hauptstärke lag doch in ihrem fränkischen Herzogthum. Ueberall in den Rheingegenden mächtig, schienen die Konradiner mit Heinrich die Herrschaft gleichsam zu theilen und eine größere Macht als je durch die Kronentsagung Eberhards gewonnen zu haben: eine Macht, die zugleich dem ganzen fränkischen Volke zu Gute kam. Wenn auch das Reich auf die Sachsen übergegangen war, die fränkischen Herren behielten einen schwerwiegenden Einfluß auf die Geschäfte, und wir finden den König auf Hoftagen, wie er sie z. B. zu Seelheim in Oberhessen und Worms hielt, vornehmlich mit ihnen die Angelegenheiten des Reichs verhandeln. Sehr bezeichnend ist es, daß man damals anfing dem ostfränkischen Reiche auch den Namen „Franken und Sachsen“ zu geben.

Mit ganz freier Macht waltete der König nur in seinen ererbten Herzogthümern, in Sachsen und Thüringen. Mit rastloser Thätigkeit strebte er hier dahin, die Ordnung herzustellen und nach allen Seiten zu sichern. Sichtlich erhoben sich diese Länder, und Heinrichs Einrichtungen hier dienten auch anderen Ländern zum Beispiel und Muster.

Doch was half alles Bauen und Schaffen, wenn es nicht gelang das Reich dauernd gegen seine äußeren Feinde, und vor Allem gegen die Ungarn zu schützen? So muthlos man durch die immer erneuten Niederlagen geworden war, verzweifelte Heinrich doch nicht an der Kraft seines Volkes, und dem tapferen Manne half das Glück. Denn wohl

war es ein Glück, daß die Ungarn die deutschen Länder diesseits des Rheins gerade damals längere Zeit verschonten, indem sie ihre Angriffe hauptsächlich auf Italien, das Westfrankenreich und Lothringen richteten. Aber im Jahre 924 erschienen sie von Neuem und wandten sich gegen Sachsen. Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmannes wurden eingeäschert, Alt und Jung, Mann und Weib erwürgt; wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerscheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind zog; wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es ist besser hiervon zu schweigen," sagt Widukind, „als durch Worte das Leid zu steigern."

König Heinrich wagte nicht dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe zu begegnen. Er hatte früh den Krieg gegen denselben kennen gelernt und glaubte nicht, daß sein Heer ihm gewachsen sei. Wohl war jeder freie Sachse nach vollendetem dreizehnten Jahre zur Landwehr verpflichtet und mußte gegen einbrechende Feinde die Waffen ergreifen; auch galten dem Buchstaben nach noch die alten Kriegsordnungen des fränkischen Reichs, wonach jeder freie Mann, wenn er mindestens fünf Hufen Landes besaß, zum Heerbann sich persönlich zu stellen hatte und die kleineren Grundbesitzer gemeinschaftlich einen Streiter ausrüsten sollten. Aber diese Ordnungen waren in Verfall: die Zahl der freien Leute hatte sich in den unglücklichen Zeiten bedeutend vermindert, nur selten brachte man den Heerbann zusammen, und wenn er sich sammelte, waren es Schaaren, die den Krieg nicht verstanden. König Ludwig das Kind und selbst Heinrich konnten, wie erzählt wird, nur durch Androhung der Todesstrafe den Heerbann aufbringen. Der Adel lebte freilich im stätem Gebrauch der Waffen und focht seine Fehden mit kampfgeübten Vasallen und Dienstleuten aus; auch waren der Fehden leider genug zu diesen Zeiten in den deutschen Ländern gewesen, und selbst Sachsen war von ihnen nicht unberührt geblieben. In solchen Kämpfen galt es durch Muth und List im Handgemenge mit Wenigen zu entscheiden, und diesen Krieg im Kleinen verstand man recht wohl: doch in offener Feldschlacht einem an Zahl überlegenen Feinde zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Massen mit Massen zu schlagen — die Kunst hatten die Deutschen nur zu sehr verlernt. Daher waren die Streitkräfte, über welche der König verfügen konnte, ungeregelt,

ohne festen Zusammenhalt und zu großen Unternehmungen kaum zu benutzen. Ueberdies mußte den Ungarn im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkische Vasallenheer fast allein aus Rittern bestand, war doch in Sachsen der Reiterdienst noch neu und wenig verbreitet; der größte Theil des Adels hielt hier nur schlecht bewaffnete Dienstleute, die zu Fuße den Kriegsdienst leisteten. So konnte sich Heinrich auch auf ein Vasallenheer, wie es die Sachsen zu stellen vermochten, den Ungarn gegenüber mit Nichten verlassen. Er vermied deshalb jede Schlacht und schloß sich in seiner festen Burg Werla, am Fuße des Harzes unweit Goslar, mit seinen Getreuen ein.

Die Gunst des Glücks fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Ungar wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und man schickte deshalb sogleich Gesandte, um ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber bot man für ihn im reichsten Maße, aber nicht darnach stand Heinrichs Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja er erbot sich, wenn ihm ein Waffenstillstand auf neun Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich einen Tribut den Ungarn zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungarn neun Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimath zu.

Nichts wahrlich ist entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde zinsbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit vor Allem war die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft: nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der Stunde der Noth, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unablässig, die ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihn genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen: und sie waren genug.

Heinrichs Vertrag mit den Ungarn ging, wie man annehmen muß, nur auf Sachsen und Thüringen, denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 aufs Neue von den Ungarn heimgesucht; vielleicht konnte, vielleicht wollte Heinrich nicht auch diesen Ländern den Frieden erwirken. Vorzüglich auf Sachsen und Thürin-

gen erstreckten sich auch seine Anstalten zur Abwehr neuer Angriffe des Feindes.

Größere befestigte Ortschaften kannte man damals in Sachsen und Thüringen noch nicht; nur an den Ufern des Rheins und der Donau und jenseits dieser Flüsse, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und den Ungarnkriegen meist in Schutt und Trümmern lagen. Die Sachsen wohnten noch nach alter Sitte auf einzelnstehenden Höfen, mitten in ihren Fluren und Aeckern, oder hatten sich in offene Dörfer zusammengebaut. Nur hier und da erhoben sich im Lande Königspfalzen und Burgen adeliger Herren, nur hier und da wurden die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche die ersten Sammelpunkte eines lebendigeren Verkehrs. Auch die Grenzmarken waren schlecht gehütet; die Festen, die Karl der Große einst hier angelegt hatte, waren meist in den Kriegen gegen die Dänen und Wenden zerstört. Das Land lag also, ohne Gegenwehr leisten zu können, dem einbrechenden Feind offen, der dann im Inneren bei der Zerstreuung der Wohnsitze eben so wenig aufzuhalten war. Das erste Erforderniß schien deshalb Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen.

Es ist früher erwähnt*), wie es Heinrich gelungen war, die Sorben an der Saale zu vernichten und wie zu derselben Zeit die wendischen Stämme, die über die mittlere Elbe vorgedrungen, über den Fluß zurückgetrieben wurden. In diesen Markgegenden, die ihm als Sieger zugefallen waren, hatte Heinrich seine Dienstleute in Menge angesiedelt und gegen kleinere oder größere Lehen zum Kriegsdienst verpflichtet. Gleichsam Militärkolonien auf erobertem Boden hatte er so errichtet, und hier, wo Alles auf Kriegsfuß stand, und in den zunächst anstoßenden Gauen, die meist mit den Marken unter derselben Leitung standen, hatte er freie Hand, seine Absichten durchzuführen. Auf gleiche Weise hatte König Edward von England einige Jahre vorher gegen die Dänen eine lange Reihe von Grenzburgen hergestellt oder neu erbaut

*) Vergl. S. 187. 188.

und dadurch sein Reich gegen die Ueberfälle der Feinde gesichert; vielleicht hatte Heinrich das Beispiel des Angelsachsen bei seinem Unternehmen vor Augen.

Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut; Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen; Alles wurde mit Mauern und Wällen umschlossen. Ohne Rast und Ruhe ging die Arbeit fort; ungewohnte Anstrengungen muthete Heinrich dem Volke zu, denn es sollte im Frieden sich abhärten, um die Entbehrungen des Kriegs leichter bestehen zu können. So stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf; kleinere Plätze wurden vergrößert, zerstörte Befestigungen hergestellt; oft erhoben sich zahlreichere Wohnungen der Menschen plötzlich, wo zuvor nur eine einfache Hütte gestanden hatte. Damals wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durchfließt, von Grund aus aufgebaut; Merseburg, das dem Könige immer um Hatheburgs willen ein theurer Ort blieb, wurde vergrößert und erhielt eine steinerne Mauer.

In Merseburg eröffnete Heinrich zugleich ein Asyl für Verbrecher; es geschah, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft gegen die Feinde zu machen. Dieses verdächtige Volk wohnte in der Vorstadt Merseburgs, während die eigentliche Burg von verläßlicheren Dienstleuten besetzt war. Die Merseburger nannte man jene Verbrecher, eine Kriegsmannschaft, die bei besonders gefährlichen Unternehmungen Heinrich öfters verwandt zu haben scheint. „Es war," sagt Widukind, „eine Schaar aus Räubern gebildet; denn der König verschonte, wie er gern gegen seine Landsleute milde war, selbst Diebe oder Räuber, wenn sie muthige und kriegstüchtige Männer waren, mit der gebührenden Strafe und siedelte sie in der Vorstadt von Merseburg an. Er gab ihnen dann Aecker und Waffen, und gebot ihnen mit ihren Landsleuten Friede zu halten; gegen die Wenden aber erlaubte er ihnen auf den Raub auszuziehen, so oft sie es wollten." So stark war diese Merseburger Schaar, daß sie wenige Jahre später 1000 Mann zum Krieg gegen Böhmen stellte.

Aber auch auf andere Weise suchte Heinrich die Bevölkerung der neuen Burgen zu heben. Er gebot alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Gelage fortan innerhalb der Burgmauern zu halten; so oft die Sachsen zusammenkamen, sollten sie sich in den Burgen versammeln, damit sie, die das Leben in eingeschlossenen Orten immer noch für eine

Einkerkerung hielten, sich allmählich daran gewöhnten. Auch hier folgte er vielleicht dem Beispiele König Edwards, der in ähnlicher Weise alle Kaufhandlungen innerhalb der Burgthore vorzunehmen gebot. Aber die befestigten Ortschaften Sachsens und Thüringens sollten bei einem neuen Einbruch der Feinde nicht nur die Möglichkeit zu einem kräftigeren Widerstand gewähren, sondern zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit bieten. Deshalb mußte je der neunte Mann von den Dienstleuten in die Burg ziehen, hier für sich und zugleich für seine acht Gefährten Wohnung herrichten, wie auch Speicher und Vorrathskammern besorgen; denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die man gewann, mußte in die Burg eingeliefert werden und wurde dort aufgespeichert. Die acht aber, die draußen waren, bestellten für den in der Burg das Feld, säeten und ernteten für ihn und brachten die Ernte in seine Scheuren. Außerhalb der Burg sollten keine oder nur werthlose Bauten sein, da diese doch bei dem ersten Angriff vom Feinde zerstört wurden.

Obwohl diese Anordnungen zunächst nur für die Marken Sachsens und Thüringens getroffen waren und auch nur dort durchgeführt werden konnten, wirkten sie doch auch tiefer in das Land hinein und gewöhnten die Sachsen mit der Zeit an das städtische Leben. Allmählich bildeten sich um die königlichen Pfalzen und die größeren Burgen volkreiche Orte; auch um die Bischofssitze und die berühmtesten Kirchen und Klöster erwuchs ein lebendigerer Verkehr, zahlreicher bauten die Menschen hier sich an und befestigten bald ihre Wohnorte gegen die Feinde. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens, zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Ist es auch nicht richtig, daß Heinrich die städtischen Freiheiten und Gerechtsame in Deutschland begründet hat, wie man früher wohl glaubte, so trägt er den Beinamen des Städtegründers doch nicht ganz mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst an das Leben hinter Mauern, Wällen und dem Verschluß der Thore gewöhnte, der die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte. Wenn daher einer durch das weite Sachsenland zieht, und es winkt ihm von fern eine volkreiche Stadt mit ihren Thürmen, und er beim Eintritt sieht, wie hier Tausende ein friedliches und fleißiges Leben führen, so mag er Heinrichs gedenken, der die Sachsen zum Städtebau zwang.

Heinrichs Anordnungen scheinen auch auf die anderen Theile des Reichs gewirkt zu haben. Denn auch hier wurden in manchen Städten die verfallenen Mauern hergestellt, bis dahin offene Orte jetzt ummauert. Damals oder wenig später erließen der König und die Fürsten ein Gesetz, daß alle Klöster mit Mauern und Wällen umgeben werden sollten. Wie weit diesem Gesetz Folge geleistet wurde, wissen wir nicht. Im Kloster Hersfeld betrieb man den Bau mit so großer Hast, daß die schon bis zu der bestimmten Höhe aufgeführten Mauern einsanken und in den 12 Fuß entfernten Graben hinabstürzten.

Dies Alles waren Sicherheitsmaßregeln für spätere Ueberfälle. Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte auch auf ein Heer, mit dem er den Ungarn widerstehen konnte, bedacht sein; wie an das städtische Leben, mußte er die Sachsen deshalb auch an den Kriegsdienst zu Pferd gewöhnen. Seine militärischen Anordnungen betrafen, soviel aus den dürftigen Nachrichten klar wird, vorzugsweise den Dienst der Vasallen in Sachsen, die er zu Roß und mit berittenen Leuten sich fortan dem Aufgebot zu stellen nöthigte. Durch die große Zahl der königlichen Dienstmannen in den Marken vermehrt, wurde so ein stattliches Reiterheer aufgebracht, das Heinrich dann jahrelang emsig und ausdauernd übte. Dieses Reiterheer bildete fortan die Grundlage seiner kriegerischen Unternehmungen, und der Kern desselben scheinen des Königs eigene Kriegsmannen, wie sie vorzugsweise in den Marken angesiedelt waren, gewesen zu sein. Wenn auch Heinrich und seine Nachfolger bei Landesbedrängniß noch öfters den alten Heerbann aufgerufen haben, so verlor doch der Kriegsdienst zu Fuß die frühere Ehre. Mehr und mehr wurden die Worte Kriegsmann und Rittersmann gleichbedeutend. Aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Den Dienst zu Fuße verlernten allmählich die Sachsen, wie alle Deutschen, und lange hat es bedurft, ehe sie wieder in ihm zur Geltung gelangten. Auch die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutschen wurden so durch Heinrich umgestaltet und auf neue Bahnen gebracht, die sie dann lange verfolgt haben.

Vier Jahre war Heinrich mit der Ordnung aller dieser Dinge beschäftigt. „Meine Zunge", sagt Widukind, „kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente." Sobald aber Heinrich das Heer schlagfertig wußte, griff er mit demselben die wendischen Stämme an (928).

Sie waren die nächsten Feinde des Reichs und des Sachsenlandes und zugleich weniger gefährlich als die Ungarn, so daß der Krieg gegen sie als die beste Schule gegen den stärkeren Feind anzusehen war. Der erste Angriff galt den Hevellern, einem wendischen Stamme, der auf beiden Seiten der Havel und an der unteren Spree wohnte. Mehrmals kam es zur Schlacht; immer siegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeste des Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Die Stadt, Brennaburg damals genannt, lag rings von der Havel umflossen. Es war mitten im Winter, als Heinrich sie belagerte, und auf dem Eise schlug er sein Lager auf. Eis, Eisen und Hungersnoth: die drei brachten Brennaburg zu Fall, und mit ihm fiel das ganze Hevellerland in die Hände des Siegers.

Danach zog Heinrich südwärts gegen die Dalemincier, gegen die er einst seine ersten Lorbeeren erfochten hatte. Sie kannten die Streiche von Heinrichs Schwert und wagten nicht ihm im offenen Felde zu begegnen. Sie schlossen sich in ihre Feste Jana ein, aber am zwanzigsten Tage wurde auch diese genommen. Tödtlicher Haß herrschte längst zwischen Wenden und Sachsen, und auch hier fielen ihm blutige Opfer. Die Stadt wurde geplündert, die mannbare Bevölkerung erschlagen, die Kinder als Sklaven verkauft. So wollte es die arge Sitte, und der Deutsche hat sein Wort Sklave von den Slawen genommen.

Auch gegen die den Daleminciern stammverwandten und ihnen angrenzenden Czechen in Böhmen drang Heinrich vor. Erst seit einem Menschenalter war das Volk unter die Herrschaft *einer* Familie, der Premysliden, gefallen; mit der Alleinherrschaft hatte das Christenthum Platz gewonnen, obwohl es schwer unter dem halsstarrigen Geschlecht Eingang fand. Von dem zahlreichen, unter *ein* Gebot vereinigten Volk ließ sich ein kräftigerer Widerstand als von den anderen Slawenstämmen erwarten; deshalb entbot der König Herzog Arnulf zur Hülfe, und ein Baiernheer rückte über den Böhmerwald gleichzeitig mit dem Könige in das Czechenland ein. Es war das erste Mal, daß der Baier dem Sachsen Heeresfolge leistete. Tief bis in die Mitte des Landes drangen sie ein, wo am Strande der schnellen Moldau das alte Prag liegt. Hier übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß seiner frommen Großmutter Ludmilla schon dem Christenthume gewonnen, sich und sein Land dem Könige (929). Als Lehen erhielt er es zurück und zahlte von nun an dem Sachsen einen Tribut, der vielleicht schon

damals, wie später, in 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern bestand. Seit jener Zeit forderten Deutschlands Könige von den Böhmenfürsten Lehnspflicht und Gehorsam, bis endlich das Land selbst in viel späterer Zeit an deutsche Fürsten kam.

Während der König selbst diese slawischen Stämme unterjochte, hatten seine Grafen mit Glück gegen die nördlich wohnenden Wenden gekämpft. So waren zuerst die Redarier, die in dem seereichen Lande nördlich von der Havel bis zur Peene wohnten, bezwungen worden, dann die Abodriten und Wilzen, die nordwärts und westlich von jenen ihre Wohnsitze bis zu dem Strande der Ostsee hatten. Binnen kurzer Zeit war der größte Theil des Landes zwischen Elbe und Oder der Herrschaft der Sachsen gewonnen, aber der harte Sinn der hier wohnenden Wendenstämme war damit nicht gebrochen, und das vergossene Blut der Ihrigen schrie um Rache. Wüthend erhoben sich zuerst die Redarier gegen die Herrschaft der Deutschen; sie schaarten sich zusammen und überfielen Walsleben*). Volkreich war damals der stark befestigte Ort, konnte sich jedoch gegen die Ueberzahl der Feinde nicht vertheidigen. Mit Sturm wurde er genommen, alle seine Bewohner getödtet, Keiner sah den kommenden Tag. Dies war der Weckruf zu allgemeiner Erhebung. Wie ein Mann standen die wendischen Stämme des Nordens auf, um das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln.

Heinrich rüstete schnell und befahl dem Grafen Bernhard, dem er die Bewachung der Redarier übertragen hatte, wie dem Grafen Thietmar sogleich den Krieg mit der Belagerung der Feste Lenzen, die in den Händen der Wenden war, zu beginnen. So gut es in der Eile ging, wurde der sächsische Heerbann gesammelt und mit der Kriegsmannschaft, die in den Marken stand, unter Bernhards Befehl gestellt. Schon fünf Tage lag man vor Lenzen, da meldeten Kundschafter, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und wolle bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen überfallen. Bernhard ließ sofort seine Krieger bei seinem Zelte zusammentreten und gebot ihnen die Nacht im Lager unter Waffen zu bleiben. Die Menge trennte sich, und jeder überließ sich der Freude oder der Angst, der Hoffnung oder Furcht, je nachdem er den Kampf wünschte oder nicht. Die Nacht brach herein; sie war finsterer als gewöhnlich, der Himmel mit schweren Wolken bezogen, und der Regen

*) In der Altmark nahe der Elbe, zwischen Werben und Arneburg.

floß in Strömen herab. Bei solchem Wetter sank den Wenden der Muth, und sie unterließen den Angriff. Als aber der Morgen dämmerte, beschloß Bernhard selbst, obwohl die Sachsen die ganze Nacht in den Waffen gestanden hatten, einen Angriff zu wagen und ließ das Zeichen zum Kampfe geben. Da schwuren Alle, ihre Fehle sich vergebend, Urfehde einander — so war es Sitte vor der Schlacht — und mit feierlichem Eidschwur gelobten sie wie ihren Führern, so sich unter einander Beistand und Hülfe im Streite. Als dann die Sonne aufging — in heller Bläue strahlte der Himmel nach dem nächtlichen Regenguß — zogen sie aus dem Lager, die wehenden Fahnen voran.

Beim ersten Angriff mußte Bernhard der Uebermacht der Gegner weichen. Aber er hatte bemerkt, die Wenden besaßen nicht mehr Reiter als er, wohl aber unermeßliche Schaaren von Fußvolk, die nur mit Mühe auf dem schlammigen Boden sich vorwärts bewegten und mit Gewalt von Reitern im Rücken vorgejagt wurden. Deshalb ließ er den Muth nicht sinken, und seine und der Seinen Zuversicht stieg, als sie sahen, wie aus den nassen Kleidern der Wenden ein dichter Dunst zum Himmel emporstieg, während sie selbst das klarste Licht rings umfloß: es war als ob der Christengott mit ihnen sei im Kampfe gegen die Heiden. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit freudigem Feldgeschrei stürzten sie sich in die Reihen der Feinde. Dicht gedrängt standen die Wenden, und vergebens versuchte man sich eine Gasse durch ihre Schaaren zu brechen; nur rechts und links wurden einzelne getrennte Züge der Wenden angegriffen, überwältigt und niedergemacht. Viel Blut war schon auf beiden Seiten vergossen, doch hielten die Wenden noch immer Stand. Da schickte Bernhard einen Boten an Thietmar, er solle dem Heere zu Hülfe eilen, und schnell sandte dieser einen Hauptmann mit funfzig geharnischten Rittern in die Seite der Feinde. Wie ein Unwetter stürzten sich diese prasselnd auf die Wenden; es wankten die Reihen derselben, und bald ergoß sich das ganze Heer in die wildeste Flucht. Rings auf dem Blachfelde wüthete das Schwert der Sachsen. Die Wenden suchten Lenzen zu erreichen, aber umsonst, denn Thietmar hatte alle Wege besetzt. Da stürzten sich Viele voll Verzweiflung in einen nahe gelegenen See, und die das Schwert verschont, fanden in den Wellen den Tod. Von dem Fußvolk kam Keiner davon, Wenige nur von den Reitern. Achthundert geriethen in Gefangenschaft; den Tod hatte man ihnen gedroht, und

den Tod fanden sie alle am kommenden Tage. Mehr als 100,000 Wenden sollen bei Lenzen umgekommen sein. Auch die Sachsen erlitten schmerzliche Verluste und vermißten manchen edlen Mann in ihrem Heere. Mit diesem Schlage war der Krieg beendigt. Am 4. September 929 wurde die Schlacht geschlagen; am andern Tage ergab sich Lenzen. Die Bewohner streckten die Waffen und baten allein um das Leben; das ließ man ihnen, aber nackt mußten sie aus der Stadt ziehen. Ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte, ihr Hab' und Gut, Alles fiel in die Hände der Sieger.

Herrlichen Ruhm vor allem deutschen Volk erwarben sich Bernhard und Thietmar; denn über ein unermeßliches Heer der gehaßten Wenden hatten sie mit einer eilig zusammengerafften, im Verhältniß geringen Mannschaft einen glänzenden Sieg davongetragen. Auf das Ehrenvollste empfing sie der König, und aus seinem Munde erhielten ihre Thaten das schönste Lob. In den Siegesjubel mischten sich andere Freudenklänge. Gerade damals feierte Heinrich die Hochzeit seines ältesten Sohnes Otto. Aus dem königlichen Geschlecht der stammverwandten Angelsachsen hatte er ihm die Lebensgefährtin erkoren; die schöne Editha, König Edwards Tochter und eine Schwester König Athelstans, der damals mit starker Hand England beherrschte, sollte Otto zum Altare führen. Und so geschmeichelt hatte sich Athelstan durch Heinrichs Werbung gefühlt, daß er nicht nur Editha, sondern auch deren Schwester Elgiva nach Deutschland hinübersandte; zwischen beiden möchten Heinrich und Otto wählen. Von dem Kanzler Athelstans Thorketul begleitet, schifften die Fürstinnen den Rhein hinauf bis Köln, wo sie von Heinrichs Gesandten empfangen wurden. Editha blieb die Erkorene, und alsbald wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Als eine reiche Morgengabe empfing Editha von ihrem Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. Nach einem Jahre gebar sie einen Sohn, der den Namen Liudolf erhielt. Alles Volk begrüßte mit Jubel die Geburt dieses Kindes, in dem man den Herrscher der Zukunft sah; Niemand ahnte, wie schwere Schicksale dieses Haupt dereinst treffen sollten.

Noch einmal zog König Heinrich im Jahre 932 gegen die Wenden; diesmal galt es den Lausitzern auf beiden Seiten der oberen Spree. Von dem Lande der Dalemincier aus, in dem er die starke Feste Meißen erbaut hatte, unternahm er den Zug, ging über die Elbe und drang ungefährdet in das Land der Feinde ein. Zwischen Dahme und Schlie-

den liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa: das war damals die Hauptfeste der Lausitzer, sie faßte zehntausend Bewohner, hatte zwölf Thore und starke Mauern, von denen man noch Ruinen sieht. Lebusa wurde von Heinrich belagert und mußte sich ergeben; darauf wurde das ganze Lausitzerland dem König zinspflichtig. Viel Blut ist gewiß auch hier geflossen, denn gegen Wenden ließ Heinrich das Schwert nicht in der Scheide*). Kräftig gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben zwischen Elbe und Oder, aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit Blut getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte, Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt wurde; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt. Wenn sie unter solchem Joche murrten, sich noch oftmals gegen ihre Dränger erhoben und in den Kampf der Verzweiflung stürzten, wer wollte sie deshalb verklagen?

Die neun Jahre des Waffenstillstands mit den Ungarn waren inzwischen dem Ende entgegengerückt, und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reichs drohte von Neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte die Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Heer zu Gebote: jetzt war es Zeit, sich mit dem alten Gegner zu messen.

Der König berief daher einen großen Landtag und sprach hier, wie Widukind von Korvei berichtet, in folgender Weise zu seinen Sachsen: „Wie große Verwirrung einst in eurem Lande geherrscht hat und wie ihr jetzt davon befreit seid, wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der inneren Fehden und auswärtigen Kriege. Aber unter Gottes Beistand habe ich es durch meine Sorge und eure Tapferkeit nun so weit gebracht, daß Friede und Eintracht aller Orten herrschen, daß die Wenden unterjocht sind und jetzt uns dienen. Eines jedoch ist noch übrig: gegen die Ungarn, den Feind Aller, müssen wir allzumal zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um die Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt; jetzt muß ich die Kirchen Gottes und die Diener des Herrn berauben und plündern, denn Nichts ist sonst uns geblieben als die nackten Leiber. Erwäget daher selbst und wählet, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden

*) Im Jahre 934 machte Heinrich noch einen Zug gegen die Ukraner, die um die Ucker und bis zur unteren Oder wohnten.

geben, um uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber, was wir bisher den Feinden gegeben, den Altären des Herrn zum Opfer weihen, auf daß er, der uns erschaffen und erlöset hat, unsere Bande löse?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in seinen Werken, mache uns frei von unseren Banden!" Und sie schwuren dem Könige beizustehen in allen Gefahren und ihn nimmerdar zu verlassen. So ging das Volk aus einander.

Bald darauf erschienen Gesandte der Ungarn, den Tribut wie gewöhnlich zu fordern, aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungarn, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Daleminier ihren Weg gegen Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminciern; doch diese wußten, Heinrich sei gerüstet, und statt des geforderten Tributes warfen sie höhnisch einen fetten Hund den Ungarn hin. So ergrimmt die Ungarn über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie im Winter des Jahres 932 auf 933 verheerten. Als dann Thüringen die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, um von einer anderen Seite in Sachsen einzufallen.

Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann aufgeboten; auch aus Baiern und den anderen ihm unterworfenen Ländern waren manche Ritter, wie erzählt wird, zu seinen Fahnen geeilt. Ruhig wartete er des Augenblicks, wo die zahllosen Schwärme der Ungarn sich trennten. Kaum hatte aber jene Schaar sich geschieden und den Weg gegen Abend genommen, so griffen die Sachsen und Thüringer herzhaft sie an. In einer blutigen Schlacht fielen die Führer der Feinde, und ihre Schaaren zerstoben nach allen Seiten. Viele kamen im Winterfrost um, Andere starben vor Hunger; eine große Zahl gerieth in Gefangenschaft und fand hier einen jammervollen Tod, „wie sie es werth war," sagt der Korveier Mönch.

Der andere größere Theil des Ungarnheeres aber, der im Osten zurückgeblieben war und noch in Thüringen hauste, hatte indessen Kunde erhalten, in der Nähe sei eine Burg, in der eine Schwester des Königs wohne — sie war Herzog Otto nicht in der Ehe geboren und einem Thüringer Namens Wido vermählt — und viel Gold und Silber liege

dort. Daher brachen sie sogleich auf und griffen im Sturme jene Burg an; auch würden sie dieselbe beim ersten Angriff genommen haben, wenn nicht der Einbruch der Nacht dem Kampfe ein Ziel gesetzt hätte. Kaum aber ruhten ihre Waffen, so hörten sie von der Niederlage der Ihrigen, dem Siege der Sachsen, und wie König Heinrich mit einem starken Heere auf sie losrücke. Da überfiel sie gewaltige Furcht; sie zündeten große Feuerzeichen an, daß ihre zerstreuten Schaaren sich sammelten, und traten sofort den Rückzug an.

Heinrich lagerte in derselben Nacht, unfern von den Ungarn, bei einem Orte, der damals Riade genannt wurde*), vielleicht das heutige Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue, wo rings umher viele Burgen der Liudolfinger lagen. Als der Morgen anbrach und man des Feindes Nähe erfuhr, beschloß der König sofort sie anzugreifen und stellte sein Heer in Schlachtreihe auf. Er ermahnte die Seinen, sie sollten auf Gottes Gnade all' ihre Hoffnung setzen, dann würde er auch heute mit ihnen sein, wie in so vielen anderen Schlachten; die Ungarn seien des Reichs, seien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen; bald würden die Feinde weichen, wenn sie nur tapfer darauf losgingen und wacker sich schlügen. Da schwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth; mit Lust sahen sie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heeres sich auf dem Rosse tummelte und die Fahne des Erzengels Michael, das Hauptbanner des Reichs, überall vor ihm wehte. Der König aber fürchtete, wenn die Ungarn sogleich die gewappneten Ritterschaaren der Sachsen zu Gesicht bekämen, so möchten sie nicht Stand halten, sondern sofort aus einander sprengen und einen entscheidenden Schlag vereiteln. Daher schickte er zuerst 1000 Mann thüringisches Fußvolk mit nur wenigen gewappneten Rittern vor. Wenn die sich zeigten, dachte er, würden die Ungarn mit der kleinen Schaar anbinden und so bis an die Schlachtordnung seines Heeres verlockt werden. Und so geschah es. Die Ungarn wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Königs; sobald sie aber seiner Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie

*) So oder Riede, denn die Schreibung schwankt in den Handschriften, bezeichnet Widukind, dessen Bericht durchaus glaublich ist und unserer Darstellung zu Grunde liegt, den Ort, wo die Schlacht stattfand. Liudprand, dessen Darstellung vielfach abweicht, nennt Merseburg, und man hat ihm lange mit Unrecht Glauben beigemessen.

zwei Meilen verfolgte, doch Wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden; ihr Lager aber erstürmte der König und befreite dort alle Gefangene. Es war der 15. März des Jahres 933, ein Freudentag für Viele; nach ihm hat man, so lange Heinrich regierte, keinen Ungarn mehr auf deutschem Boden gesehen.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, fand der Jubel im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlandes begrüßten Heinrich sein Heer und sein Volk; sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht ahnten, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Er aber gab Gott die Ehre des Sieges; dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Feinden gezahlt, gab er jetzt der Kirche, um ihn der Armuth zu spenden. Weit über alle Welt verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der zuerst die gefürchteten Ungarn in einem großen Kampf überwunden und aus seinem Lande verjagt hatte.

Und auch den letzten Feind des deutschen Namens sollte Heinrichs Schwert treffen, die Dänen. Diese hatten längst die Grenzen überschritten, welche einst Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht allein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch nach der unglücklichen Schlacht, in der Herzog Brun fiel, alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wenden an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevölkerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt, und kaum fand man diesseits des breiten Stroms Sicherheit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es die Dänen hier zurückzuweisen, so daß die Sachsen in ihre alten überelbischen Sitze zurückkehren konnten. Aber noch von anderer Seite wurden die Deutschen von den Dänen bedrängt; denn immer aufs Neue landeten nordische Seeräuber auf leichten Schiffen an den Küsten von Friesland und drangen plündernd tief in Sachsen und Lothringen ein.

Mehrmals scheinen die Dänen von den Sachsen überwältigt zu sein, da wir erfahren, daß Heinrich schon im Jahre 931 Fürsten der Abodriten und Dänen taufen ließ. Aber der Kampf war nicht ausgekämpft. Deshalb erhob sich noch einmal am Ende seiner Laufbahn der alternde Held und führte sein Heer über die Grenzen der Dänen (934). Ihr König

Gorm der Alte, obwohl in vielen Schlachten erprobt als ein glücklicher Streiter, der zuerst die Reiche der Dänen auf den Inseln, in Schonen und Jütland vereinte, wagte dennoch nicht dem Sieger über die Ungarn im offenen Kampfe zu begegnen. Er bat um Frieden und versprach sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte Heinrich die alten Grenzen des Reichs auch hier wieder her und gab, indem er an sächsische Kriegsleute die verlassenen Landstriche zu Lehen ertheilte, diesen nördlichsten Gegenden seines Reichs eine ähnliche Kriegsverfassung, wie den von den Wenden eroberten Marken. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, nachmals die Mark Schleswig genannt, blieben dem deutschen Reiche, bis Konrad II. beinahe hundert Jahre später das Land bis zur Eider den Dänen abtrat. Wohl schien die Abtretung durch die Verhältnisse geboten — aber eine That des Segens war es nicht, daß er die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

5.

Die letzten Zeiten Heinrichs I.

Wie das Glück alle Unternehmungen König Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reiche begleitete, so gedieh ihm auch Alles im eigenen Hause zur Lust und Freude.

In Mathilde war Heinrich ein eben so thätiges, als frommes und liebreiches Weib beschieden. Ihr milder und friedlicher Sinn, ihr unermüdliches Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Mit ihren Gebeten bei Tag und Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; oft trat sie einem strengeren Urtheil des Königs mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Unmuth gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte, und schenkte ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte Mathilde ihrem Gemahl. Nach Otto, ihrem ältesten Sohn, hatte sie noch als Herzogin

zwei Töchter geboren, Gerberge und Hedwig; dann war sie bald nach der Thronbesteigung Heinrichs eines Sohns genesen, der nach dem Vater den Namen erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im sechszehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, der Brun genannt wurde. Wenig später verließ Gerberge das Vaterhaus und wurde Herzog Giselbert vermählt, ihre Stelle ersetzte die schöne und fromme Editha, des jungen Ottos Gemahlin. Ottos und Gerberges erste Kinder wurden noch bei Lebzeiten des Großvaters geboren.

Seinen jüngsten Sohn Brun bestimmte Heinrich dem geistlichen Stande und übergab ihn in einem Alter von etwa vier Jahren der Schule des klugen Bischofs Balderich von Utrecht. Gewiß geschah dies zur größten Freude der frommen Königin, die von jeher der Kirche eifrig ergeben das Gemüth des Gemahls, das in Folge schlimmer Erfahrungen dem Klerus nicht eben geneigt war, in den späteren Jahren den Ansprüchen desselben mehr zugewandt hatte. Dem Glauben seiner Zeit war Heinrich stets von ganzer Seele zugethan, und wir hören, daß er besonders auf den Besitz kostbarer Reliquien einen großen Werth legte. König Rudolf von Burgund gewann sich seine Freundschaft durch die Schenkung der heiligen Lanze, in deren Schaft Nägel vom Kreuze des Herrn waren und die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde. König Karl suchte durch Uebersendung der Hand des heil. Dionysius Heinrichs Beistand zu gewinnen, und dieser nahm, wie Widukind erzählt, das kostbare Geschenk mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den Reliquien nieder und erzeigte ihnen die größte Verehrung. Aber mit welcher Andacht auch Heinrich Alles umfaßte, was jene Zeit für heilig hielt, für die Geistlichkeit und die besonderen Angelegenheiten der Kirche zeigte er doch erst in den späteren Lebensjahren eine lebhaftere Theilnahme. Es ist bereits berührt worden, welche Sorgfalt er da der Herstellung der Kirchen- und Klosterzucht zuwandte, und es scheint nicht unglaublich, daß er, wie Bischof Liudprand von Cremona versichert, vor der großen Ungarnschlacht feierlich gelobt habe, er wolle sich mit Simonie nicht mehr beflecken und dem Handel mit den geistlichen Stellen für alle Folge entsagen.

Gegen Ende seiner Lebenszeit dachte Heinrich auch daran, gleich seinen Ahnen Hand an eine Klosterstiftung zu legen. Am Fuße des Harzes, auf seiner Pfalz zu Quedlinburg, weilte er oft und gern mit Mathilde, der er hier auch den Wittwensitz bestimmt hatte; hier wollte

er nun ein Kloster begründen, in welchem er selbst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Mit Eifer betrieb er das Werk, nicht minder eifrig Mathilde, die es wahrscheinlich angeregt hatte. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde sofort mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, in unwegsamer Gegend belegen, wo die Bode bei Thale zwischen hohen Felsen hervorbricht, mit Mangel und Widerwärtigkeiten kämpften, die sie um so mehr bedrückten, als sie aus vornehmen Geschlechtern des Landes wenig an Entbehrungen gewöhnt waren. Die Verwandten dieser Nonnen baten den König, er möchte dieselben nach Quedlinburg versetzen, und dies entsprach zugleich dem Wunsche Mathildens, die auf vornehme Geburt nicht geringen Werth legte, da edles Geschlecht nach ihrer Meinung auch edle Denkungsart verbürgte. Wie sie nun nichts mehr wünschte, als daß die neue Stiftung, für die sie die größte Theilnahme empfand, eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, legte sie die Sache ihrem Gemahl dringend an das Herz, und der König entschied sich für die Verlegung des Klosters nach Quedlinburg.

Es wird uns glaublich versichert, der König habe noch kurz vor seinem Tode an eine Reise nach Rom gedacht. Was zog ihn dorthin? Wollte er, der die Königskrone aus Bischofshand verschmäht hatte, in St. Peters Kirche die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, wie einst Karl der Große und nach ihm so mancher Andere aus Karls Geschlecht? Wollte er das abendländische Kaiserthum wieder aufrichten, nachdem es seit mehreren Jahren ruhte? Kaum vermag man es zu glauben, wenn man das ganze Leben des Mannes bedenkt, der alle seine Pläne und Absichten in den Grenzen des Erreichbaren beschloß und dessen Wünsche nirgends über die Marken der deutschen Länder hinausreichten. Vielleicht war es etwas Anderes, was ihn bewegte. Ein mächtiger Herzensdrang zog seit Jahrhunderten die Sachsen zu den heiligen Stellen nach Rom, zum Grabe des Apostels Petrus, dem sie sich zu eigen geweiht hatten. So pilgerten die Könige der überseeischen Sachsen Ine und Athelwulf nach Rom, so Heinrichs Großvater Liudolf mit der frommen Oda, so noch später der Sachse Gero, der seine gegen die Wenden siegreichen Waffen an den Gräbern der Apostel aufhing; so wollte vielleicht auch Heinrich nicht als Kriegsherr, sondern als ein-

facher Pilger nach Rom ziehen, um am Abend seines Lebens an den Stellen zu beten, wo die Apostel bluteten, und hier an hochheiliger Stätte seinen Ruhm Gott willig zum Opfer bringen. Wie dem auch sei, es blieb dem Könige dieser letzte Wunsch versagt.

Heinrich war in den Kämpfen des Lebens gealtert, und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahres 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag, und verweilte längere Zeit auf seiner Burg Bodfeld, die zwischen Elbingerode und Rübeland lag, wo die Bode über mächtige Felsen daher braust. Kaum bezeichnen jetzt noch spärliche Reste die Stelle, wo unsere gewaltigsten Herrscher oft und gern gehaust haben und einer derselben mehr als hundert Jahre später den letzten Athem aushauchte. Hier traf den König ein Schlaganfall; er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn der letzten Stunde zu gedenken und zu ordnen, was ihm in dieser Welt zu ordnen blieb.

Zuerst dachte Heinrich des Vaterlandes, der Nachfolge im Reich. Er konnte und wollte nicht abermals Alles aufs Ungewisse gestellt sein lassen. Unfraglich bildeten die deutschen Länder ein Wahlreich: doch war nach Heinrichs glücklichen Thaten nicht daran zu denken, daß man bei der Wahl das sächsische Haus wieder hätte verlassen können. Die Franken selbst fühlten, was sie gewonnen hatten; als im Jahre 931 Heinrich durch Franken zog, da hatten ihn Herzog Eberhard, alle Bischöfe und Grafen auf das Höchste geehrt, jeder Einzelne ihm auf seiner Burg herrliche Feste bereitet und das Beste seiner Habe zum Geschenk dargebracht. Wohl aber hatte Heinrich den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgeborener war sein dritter Sohn Heinrich. Der König wählte Otto als den ältesten Sohn aus seiner kirchlich anerkannten Ehe zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er die Großen des Reichs nach Erfurt; hier wollte er ihnen die Nachfolge Ottos empfehlen. Er konnte um so eher auf ihre Willfährigkeit rechnen, als sie sich einst ja auch Konrads Wunsch gefügt hatten.

Im Anfange des Jahres 936 kamen die Großen aus allen Theilen des Reichs zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König. Nach reiflicher Ueberlegung erklärten auch sie sich für Otto. Auch seiner kirchlichen Stiftung gedachte hier Heinrich und räumte die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich der Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg entgegenstellten. Endlich verfügte der König auch über sein Haus. Otto sollte fortan das Haupt desselben sein; unter ihn und seine anderen Söhne vertheilte er seine Eigengüter und seinen Schatz; auch Thankmar wurde reich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, welche der König an sich behalten hatte.

Nachdem die Fürstenversammlung in Erfurt sich getrennt hatte, begab sich Heinrich mit geringer Begleitung nach Memleben an der Unstrut in der goldenen Aue; damals eine Pfalz, neben der sich bald ein prächtiges Kloster erhob, jetzt ein schlichtes Dorf, in dem aber ehrwürdige Reste eines stattlichen Kirchenbaues an die Zeiten seines früheren Glanzes erinnern. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde, wie der spätere Biograph derselben erzählt, an sein Lager, sprach erst lange still mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir aus dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben, mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt; du hast mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß.“ Auch Mathilde dankte in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Athem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren dahingeschiedenen Herrn und Gemahl lesen könne.

Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester, mit Namen Adaldag, hatte noch nichts an dem Tage genossen. So las er die erste Seelenmesse für König Heinrich, und die Königin dankte ihm sogleich mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später treulich seiner gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine theuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat solches zu thun.“ Es war am Sonnabend, der 2. Juli des Jahres 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf sechzig Jahre gebracht und siebzehn Jahre über die deutschen Länder regiert hatte.

Das Grab wurde Heinrich in Quedlinburg bestellt, in dem Kloster, das er selbst begründet hatte. In der dem heiligen Petrus geweihten Kirche vor dem Altar wurde unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Menschenmenge, die herbeigeströmt war, die Leiche beigesetzt. Noch ruht sie an ihrer alten Stelle, und wer nach Quedlinburg kommt, besucht gern die geweihte Stätte. In einem schwach erhellten Raume der Unterkirche, die man dort den alten Münster nennt, bezeichnet eine einfache Marmorplatte Heinrichs Grab. Die Platte ist geborsten und in eichene Bohlen gefaßt, die von vier kurzen Pfosten an den Ecken getragen werden. Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe, und wer es sieht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme ein stattliches Grabmal am hellen Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne errichten, der das Große gern im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war.

Blicken wir von seinem Grabe noch einmal auf sein reichgesegnetes Leben zurück, so werden wir die Summe desselben kaum besser zusammenfassen können, als mit den Worten des kölnischen Klerikers Ruotger, der das Leben Bruns, des jüngsten Sohns König Heinrichs, trefflich beschrieben hat. „Der Tag würde nicht ausreichen,“ sagte er, „wollte man erzählen, wie Heinrich es dahin brachte, daß der schönste und herrlichste Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurigsten Zustande überkam; denn alle Theile desselben wurden nicht minder durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbaren, als durch die gräulichen Fehden

unter Genossen und Blutsfreunden, auf das Schrecklichste heimgesucht. Von hier drohte das wilde, zu Land und zur See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verderben, von dort die knirschende Wuth der vielgespaltenen Slawenstämme, und zugleich verwüstete das grausame Ungarnvolk die meisten Länder des Reichs weit und breit mit Feuer und Schwert, jenseits des Rheins war Alles im Aufstande, und die Großen selbst des also beschränkten Reichs wütheten gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, so daß es unmöglich schien, dem Verderben Einhalt zu thun. Mit starker Hand die Schäden aus dem gesunden Fleische zu schneiden oder sie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteste Tüchtigkeit und eine Ausdauer ohne Gleichen. Aber Heinrich gelang es, und in kurzer Zeit verbreitete sich durch Gottes Gnade eine so gewaltige Furcht vor den Seinen unter den fremden Völkern, wie diese nie sonst gekannt hatten, und eine solche Eintracht verband fortan alle Bewohner des Reichs, wie sie auch in den mächtigsten Reichen zuvor nie gefunden wurde."

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürsten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwert unterwarfen und die bisherige Ordnung der weltlichen Dinge gewaltsam umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geistern, welche der Entwicklung des menschlichen Geistes neue Bahnen für Jahrhunderte vorschrieben: solche Ziele hat Heinrich sich weder gesteckt noch erreicht. Will man Fürsten seines Gleichen suchen, so wird man sie unter den Königen finden, welche die überseeischen Sachsen zu einem Volke einten, in Egbert, Alfred und Edward dem Aelteren. Wie dieser Streben nicht weiter ging, als Einheit und Zusammenhang in die Unternehmungen und Verhältnisse ihrer Völker zu bringen, ihr Reich vor der Fremdherrschaft zu sichern und die Keime höheren staatlichen Lebens in ihren Völkern zu pflegen; so wirkte auch Heinrich, und so hat er Großes und Folgenreiches geleistet. Schon seine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reichs anerkannt, eines Reichs, das sich auf das ostfränkische gründet und von ihm mit dem Namen auch die Formen der Herrschaft entlehnt, sich in der That aber, wie es auf freier Einigung der deutschen Stämme beruht, als deutsches Reich darstellt. Als Gründer dieses Reichs hat Heinrich für uns Deutsche eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt. Erst durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu

einem in sich abgeschlossenen, auf sich beruhenden und nach außen gesicherten Reiche, konnte sich ein klares nationales Bewußtsein unter den Deutschen herausbilden; erst jetzt fing man an die Deutschen, wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karls des Großen, so dort von der scandinavischen Bevölkerung des Nordens und den überseeischen Angelsachsen bestimmter zu scheiden. Mit Heinrich beginnt die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volkes, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat. So hat Heinrich eine Saat ausgestreut, die herrlich aufgegangen ist und aus der jede Ernte zu neuen Ernten geführt hat, eine freilich ergiebiger als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war" — so zeugt Widukind von Korvei — „der größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben keinem anderen nachstehend, aber er hinterließ einen Sohn, größer als er, und diesem Sohne hinterließ er ein großes weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst erworben und allein Gottes Gnade zu danken hatte."

6.

Ottos I. Wahl und Krönung.

Als Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrschende Stamm im Reiche gewesen, so theilten sie jetzt die Macht mit den Sachsen. Auf der Vereinigung dieser beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte; Sachsen und Franken bildeten gleichsam den Kern des Reichs, welchen die anderen deutschen Länder — Schwaben, Baiern und Lothringen — noch in loserem Zusammenhange umschlossen.

Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so war doch die Wahlhandlung selbst dadurch keineswegs beseitigt, und schon mochten sich selbst hier und da

Zweifel regen, ob es gerathen sei, nach dem Willen des Vaters Otto auf den Thron zu erheben.

Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn Heinrichs, im Königsbette erzeugt war, während Otto, der vor Heinrichs Thronbesteigung das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Der junge Heinrich selbst soll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindischen Trotzes die Worte gesprochen haben: „Edleres Blut rinnt in meinen Adern.“ So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwischen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, so gewiß hing doch ihr ganzes Herz an Heinrich, in dem sie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachsenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anstrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, schien er in Allem bedachtsam. Wenn ein strenger Ernst, ein finsterer Zug schon von früher Jugend an seine Stirn umdüsterte, so wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertiges Wort entflohen war, der selbst beim Spiele seine gebietende Haltung niemals verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich, wie einst sein Vater die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfniß war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden konnte Niemand in ihm verkennen, vor Allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde Jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen

singen. Offen trat er Jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mißtrauisch: und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden Brüder Ein und Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Wie so Neigung und Stimmung auch wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebenen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto von den Franken und Sachsen zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die Wahl König Heinrichs, schien schon nicht mehr ganz den Verhältnissen des Reichs zu entsprechen, und wohl Otto selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, hätten die Herzoge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich zu versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es. Um den ersten August des Jahres 936 versammelten sich in der Kaiserpfalz zu Aachen, welche gleich dem anstoßenden Münster Karl der Große erbauen und Säulen und Marmor dazu aus Italien hatte herbeischaffen lassen, die Großen aus allen deutschen Ländern. In der Säulenhalle, welche die Pfalz mit dem Münster verband, erhoben sie Otto auf einen Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar, wie Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und König der Franken. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen; der König, hieß es, hat fränkisches Recht, sobald er erkoren ist, von welchem Stamm er auch geboren sein mag.

Nach der Huldigung begab sich Otto, von den Herzogen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münster. Wer nach

Aachen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden bis an das Ende.“ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor Allem aber,“ fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten

nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne Karls des Großen, dem Erzsitz des Reichs, wie man alsbald ihn nannte, empor. Zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit war er erhöht; der König konnte von dort das ganze versammelte Volk überblicken und selbst von Allen gesehen werden. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue König zu Tische, und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzoge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen, und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzoge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts Anderes sein sollten und wollten als die Ersten seines Gefolges. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die Mächtigsten und Angesehensten unter den Gefolgsgenossen als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die alte Kaiserstadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem Jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken und froh kehrten alle in die Heimath zurück.

Ein solches Fest hatten die deutschen Völker nie bisher gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam

das Fest der Gründung des neuen Reichs. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; es hatte eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Großen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der zuletzt die alte Freiheit der Väter vertheidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Scheine hatte König Heinrich verschmäht; erst durch seine Thaten gewann sie frischen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn in der Kaiserstadt Karls des Großen aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, wie sie selbst von ihren Mannen empfingen. Das Königthum war schon mehr als eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs und Otto ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst denn als König der Deutschen, so war Otto obschon auch er sich König der Franken nannte, doch vom Beginn seines Regiments im vollen und ganzen Sinne des Worts ein König der Deutschen.

7.

Die Jahre der Prüfung.

Viele, die eine Krone getragen, haben gestanden, sie sei eine Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone hat dies mehr gegolten als von der Krone des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner ersten Bildung und der gewaltigen Bewegungen, welche dieselbe begleiteten. Wessen Haupt damals diese Krone geziert hat, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen inneren und äußeren Kämpfen hat er es erproben müssen, daß er ein Mann sei vor anderen Männern. Auch für Otto kamen bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und seine jugendliche Hand stark genug sei, die Bande

der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrichs Tode zu den slawischen Völkern im Osten gedrungen, so erhoben sich die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln: die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Der fromme Böhmenherzog Wenzel, der sein Land den Sachsen untergeben hatte, war schon in den letzten Tagen Heinrichs unter den Mordstreichen seines Bruders Boleslaw, eines kühnen, trotzigen Mannes, dem die Freiheit seines Volkes höher stand als das Leben des Bruders, gefallen. Kaum hatte Boleslaw selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Voll Mißtrauen sah er dabei auf einen benachbarten slawischen Häuptling, der sich willig den Deutschen unterworfen hatte; gegen ihn begann er zuerst den Krieg. Zwar zog dem Bedrängten ein deutsches Heer, das aus Sachsen und Thüringen aufgeboten war, mit jener von König Heinrich begründeten, übel berüchtigten Merseburger Schaar zur Hülfe, aber Boleslaw ließ sich nicht schrecken und drang in das Land seines Gegners ein. Er theilte sein Heer, überfiel einzeln die getrennten Schaaren der Sachsen und Thüringer und vernichtete beide. Ohne weiteren Widerstand zu finden zog er dann gegen die Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie mit Sturm und machte sie dem Erdboden gleich. Was auch die Sachsen fortan unternahmen, um den verschlagenen und kampflustigen Böhmenherzog zum Gehorsam zu zwingen, doch behauptete er sich in voller Selbstständigkeit bis in das zehnte Jahr der Regierung Ottos, wo Böhmen endlich genöthigt wurde sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen.

Schneller wurden die empörten wendischen Stämme des Nordens unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deshalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, den man als den Billinger zu bezeichnen pflegt. Dieser Hermann, dem später noch größere Ehren zu Theil werden sollten, war keineswegs, wie man später gefabelt hat, von niederer Herkunft, sondern gehörte einem sehr vornehmen Geschlechte an und war dem königlichen

lichen Hause selbst nahe verwandt. Ottos Urgroßmutter Oda stammte aus dem Geschlechte der Billinger, und eine Schwester der Königin Mathilde war Hermanns älterem Bruder Wichmann vermählt. Mit scharfem Blick hatte Otto den rechten Mann getroffen, aber seine Wahl erregte Neid und Mißgunst unter den stolzen sächsischen Großen, unter denen Viele sich gleiche Würdigkeit zu solcher Stellung zutrauten und sich dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht fügen wollten. Vor Allem war Hermanns eigener Bruder Wichmann bitter erzürnt und verließ das Heer; Eckard, ein anderer vornehmer sächsischer Herr, wollte lieber den gewissen Tod durch der Wenden Hand suchen, als Hermanns Glück mit seinen Augen sehen. Groll gegen den König, Eifersucht gegen den Günstling waren in Aller Herzen, standen auf den Mienen Aller zu lesen. Aber Hermanns Tapferkeit machte seine Neider zu Schanden. Er griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Schon im September 936 unterwarfen sich die Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über die Länder an der unteren Elbe den wackeren Hermann zurück und kehrte von seinem ersten Feldzuge mit einem siegreichen Heere heim.

Doch schon in dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs Neue die Ungarn heran; sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege dann von Abend in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie in die Flucht. Sie wandten sich darauf den westlichen Gegenden zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reichs verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften ihre Reiterschaaren bis zur Loire; schrecklicher als je zuvor verheerten sie das arme Land, wo Niemand war, der wie Heinrich und Otto dem Strome der Zerstörung wehren konnte.

Denn innerer Zwiespalt herrschte im Reich der Westfranken aller Orten. König Rudolf war kurz vor Heinrich gestorben. Hugo, der mächtigste Große des Landes, ein Sohn jenes Robert, der sich gegen Karl den Einfältigen zum König aufgeworfen hatte, und ein Neffe König Odos, hatte der verlockenden Aussicht den Thron zu besteigen

durch das Beispiel seiner Vorfahren gewarnt, klüglich entsagt, aber freilich nur, um gefahrloser unter dem Deckmantel gesetzlichen Gehorsams die Herrschaft üben zu können. Er war es, der Ludwig, König Karls Sohn, der vordem über das Meer zu seinem Oheim König Athelstan nach England geflüchtet war, auf den Thron der Väter zurückführte; unter dem Schutze des königlichen Namens gedachte er seine eigene Macht am sichersten zu vermehren. Er, der sich Herzog der Franken von Gottes Gnaden und den Zweiten nach dem König in allen dessen Reichen nannte, meinte in Wahrheit überall der Erste zu sein; sobald daher Ludwig zu zeigen anfing, daß er seine Krone nicht zum Schein tragen wolle, entfernte sich Hugo von ihm. Aber die königliche Gewalt war ohne die Stütze des mächtigen Herzogs überaus schwach; sofort begannen die Fehden im Reiche nach alter Weise, und Niemand war im Stande ihnen zu steuern. Hugo, den die Herrschsucht nicht ruhen ließ, verstärkte nicht nur seine Gewalt im Lande selbst, sondern sah sich auch nach mächtigen Bundesgenossen im Auslande um; einen besseren vermochte er nicht zu finden, als König Otto, dessen Schwester Hedwig er jetzt zur Ehe begehrte. Otto gab dem mächtigen Herzog die Schwester, vielleicht in der Hoffnung, daß sie für Ludwig, den Neffen seiner Gemahlin Editha, Hugo gewinnen würde. Aber eine dauernde Ausgleichung zwischen dem Könige und Hugo schien unmöglich. So war Frankreich von dem Hader der Parteien zerrissen und mußte, was Deutschland so bitter empfunden hatte, abermals auch an sich erfahren: daß ein uneiniges Land die gewisse Beute der Feinde ist.

Doch nicht lange nachher kamen die inneren Kämpfe auch in unserem Vaterlande aufs Neue zum Ausbruch. König Heinrichs friedfertiger und doch allen Stürmen gebietender Geist hatte die Erde verlassen, und noch wußte man nicht, ob der stolzere Sinn des Sohnes, wie er wohl zu reizen vermochte, auch Kraft genug besaß ein trotziges, ungestümes und freiheitslustiges Geschlecht im Zaume zu halten und nach seinen Absichten zu lenken.

Auf der Vereinigung der Franken und Sachsen beruhte noch vor Allem, wie wir sahen, die Macht des Königs. Löste sich jene, so war auch diese in Frage gestellt; Nichts war daher bedenklicher, als daß sich bald nach Heinrichs Tode jenes Band sichtlich lockerte. Kein Zweifel waltet darüber ob, daß nicht die Franken, sondern die Sachsen den ersten Anlaß zu neuem Unfrieden boten; ein sächsischer Mann selbst berichtet

es. „Die Sachsen waren stolz darauf geworden," sagt Widukind von Korvei, „daß die königliche Herrschaft an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Manne anderes Stammes mehr dienen. Trugen sie von einem solchen ein Lehen, so leisteten sie ihm als ihrem Lehnsherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie Alles nur ihrem Landsmanne, dem Könige, zu danken hätten." Händel mannigfacher Art entstanden hieraus zwischen sächsischen Vasallen und fränkischen Lehnsherren, bei denen, wie es scheint, Otto nicht ohne parteiische Theilnahme für seine Landsleute geblieben ist, zumal ihm hier ein Mittel geboten war, die Königsgewalt gegen den übermächtigen fränkischen Adel zu stärken.

Solche Streitigkeiten brachen vornehmlich im Hessenlande aus, wo Herzog Eberhard große Güter an der Diemel besaß und der Sachse Bruning, der sein Lehnsmann war, ihm offen den Gehorsam verweigerte. Darüber gerieth Eberhard in heftigen Zorn. Diese stolzen Sachsen, meinte er, schuldeten ihm Alles, und es könne ihm Niemand verargen, daß er sich selbst sein Recht nehme, ohne erst vor den Richterstuhl des sächsischen Königs zu treten. Viele fränkische Große billigten dies und sagten ihm ihren Beistand bei Allem zu, was er zu unternehmen gedächte. Eberhard sammelte also ein Heer, rückte gegen Hellmern*), die feste Burg des Bruning, steckte sie in Brand und ließ Alle, die darin hausten, mit dem Schwerte erwürgen. Doch kaum vernahm Otto von diesem Bruch des Landfriedens, so rief er Eberhard und alle die fränkischen Herren, die ihm Unterstützung geliehen, vor sein Gericht. Wie sie nun auch sich damit zu rechtfertigen suchten, Nichts gegen des Königs Majestät im Schilde geführt, sondern nur nach Fehderecht den ihnen und ihren Genossen angethanen Schimpf gerächt hätten: der König verurtheilte Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, deren Werth er in edlen Rossen zahlen sollte, die Anderen aber zu der schändenden Strafe, öffentlich Hunde**) nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Daß Bruning und seine Genossen bestraft seien, wird nirgends berichtet, obwohl sie durch ihren Uebermuth den Handel veranlaßt hatten.

---

*) Westlich von Peckelsheim im Kreise Warburg.

**) Eine noch später gebräuchliche Ehrenstrafe für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach.

Als Eberhard und seine Freunde die empfindliche Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König zwar gnädig in seiner Pfalz auf und ließ Keinen unbeschenkt nach Hause ziehen: aber man kann sich vorstellen, wie diese Franken heimkehrten, wie sie von diesem Könige dachten, der kaum in das Jünglingsalter getreten so hoch sein Haupt erhob. Und wie mußte es in Eberhards Herzen toben, der da wähnte einst die Macht aus den Händen gegeben zu haben, die sich nun so verletzend gegen ihn wandte! Des Königs Gnade hatte ihn nicht versöhnt, sondern auf das Tiefste erbittert. Er sann auf Rache, seine Freunde schürten seinen Zorn und zeigten sich bereit jedes Wagniß mit ihm zu theilen. Auch fehlte es ihm nicht an einem großen Anhange im Frankenland; denn er war ein Mann von guter Laune, umgänglich mit seines Gleichen, wie mit Leuten, die unter ihm standen, seine Hand war offen den Armen, sein Haus den Freunden. Ueberdies war er der Erste im Lande, in seinem Geschlechte war noch vor Kurzem die Krone gewesen, und dreißig Jahre lang hatte keiner dem Throne näher gestanden als er. Meinten doch manche im Sachsenlande selbst, obgleich er gegen Sachsen seine Fehde geführt hatte, es sei ihm bitteres Unrecht geschehen, und hielten es im Geheimen mit ihm gegen den König.

Wir wissen, wie Hermanns des Billingers Erhebung viele vornehme Sachsen gegen den König mit Groll erfüllt hatte. Noch immer hielt sich selbst Hermanns Bruder Wichmann von der Nähe des Königs fern, tiefen Unmuth im Herzen, und doch war er der Besten Einer, angesehen bei allem Volk, tapfer wie Wenige, des Krieges kundig, hochgesinnt und von solcher Klugheit, daß man meinte, es ständen ihm überirdische Kräfte zu Gebote. Bald mußte der König eine andere wichtige Wahl treffen, und auch sie trug ihm der Feindschaft nicht wenig ein. Graf Siegfried, der mächtigste Mann im Sachsenlande nach dem König, war eben gestorben; er, der einst, als der König nach Aachen zog, das ganze Land verwaltet hatte und dem die unterworfenen Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder hin untergeben waren. Vieler Blicke richteten sich auf diese hohe und gewichtige Stellung, aber Niemand glaubte mehr Anspruch darauf zu haben, als Thankmar, König Heinrichs Sohn von der Hatheburg, Ottos älterer Stiefbruder. Denn Graf Siegfried war mit seiner Mutter Geschwisterkind gewesen und er sah dessen Grafschaft gleichsam als sein Erbe an. Auch war kein Zweifel daran, er war ein kühner Krieger, ein kluger Mann, der sich und Andere zu berathen

wußte. Aber diese Tugenden waren nicht ohne Makel: ausschweifend lebte er unter den Waffen, und sein Gemüth war von Habsucht und Rachgier nicht frei. Mußte es bei solcher Sinnesart ihn schon mit Ingrimm erfüllen, daß durch einen unverdienten Makel seiner Geburt ihm die Krone entgangen, ihm sogar das große Erbe seiner Mutter entzogen war, wie reich ihn auch der Vater dafür mit Gütern entschädigt hatte: so loderte nun sein Zorn in hellen Flammen auf, als ihm Siegfrieds Stellung von Otto versagt und dem Grafen Gero am Unterharz, aus einem noch wenig bekannten Geschlechte, übertragen wurde. Er, der Königssohn, sah sich in den frischesten Jahren von der Bahn des Ruhmes unverdient ausgeschlossen; er meinte sich den Weg zur Größe mit Gewalt bahnen zu müssen, den man ihm geflissentlich, wie er wähnte, versperren wollte. Genossen, die das verderbliche Feuer schürten, fehlten nicht, und bald standen Eberhard und Thankmar in geheimer Verbindung, jeder an der Spitze eines bedeutenden Anhangs.

Während so die Verschwörung gegen die königliche Macht in Franken und Sachsen im Stillen immer weiter um sich griff, war Baiern bereits im offenen Aufstand. Ein Jahr nach der Krönung zu Aachen starb Herzog Arnulf (14. Juli 937) und hinterließ mehrere Söhne. Die Zeit schien diesen günstig, die Oberherrschaft der Sachsen abzuschütteln. Eberhard, der älteste Sohn, ergriff ohne Weiteres das herzogliche Banner; er weigerte sich in übermüthigem Trotze in der Pfalz des Königs zu erscheinen, ihm zu huldigen und aus seiner Hand die herzogliche Gewalt zu empfangen. An einem zahlreichen Anhang gebrach es den Söhnen Arnulfs in Baiern nicht, und in der That nahmen die Dinge hier sofort eine für das Reich sehr gefährliche Wendung. Daher ging Otto im Anfange des Jahres 938 selbst nach Baiern. Er hoffte gütlich, wie einst sein Vater Herzog Arnulf, so jetzt dessen hochfahrenden Sohn zum Gehorsam zu bringen, aber er hatte sich getäuscht und wurde inne, daß nur durch Gewalt der Trotz der Arnulfinger zu beugen war. Da sammelte er noch in demselben Jahre ein zahlreiches Heer, drang mit Waffengewalt in Baiern ein und unterwarf sich schnell das ganze Land. Eberhard war rettungslos verloren; er mußte dem Urtheilsspruche des Königs sich fügen, wurde des Landes verwiesen und verschwindet spurlos seitdem aus der Geschichte.

Mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnte der König einen Bruder Herzog Arnulfs, Berchthold mit Namen, der schon bei Lebzeiten

Arnulfs Kärnthen mit dem herzoglichen Titel verwaltet hatte und im Streit mit Eberhard die Partei des Königs ergriffen zu haben scheint. Aber Berchthold erhielt nicht die volle Gewalt seines Bruders; denn das Recht, die Bisthümer des Landes zu besetzen — jenes Vorrecht, welches die wichtigste Bedingung bei Arnulfs Unterwerfung gebildet hatte, — wurde Berchthold entzogen und der Krone vorbehalten. Ueberdies wurde für den zweiten Sohn Herzog Arnulfs, der den Namen des Vaters führte, eine neue Stellung in Baiern geschaffen, welche der Vollgewalt des Herzogthums sichtlichen Abbruch that; Arnulf wurde nämlich zum Pfalzgrafen in Baiern eingesetzt. Die Stellung der Pfalzgrafen war längst im fränkischen Reiche bekannt, gewann aber hier eine neue Bedeutung. War bisher der Pfalzgraf der Vertreter und Beisitzer des Königs im Hofgericht gewesen, so wurde ihm jetzt in Baiern neben den richterlichen Pflichten auch die Aufsicht über die königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reichs übertragen: die Befugnisse der Königsboten in der Karolingischen Monarchie verbanden sich gleichsam mit der alten Amtsgewalt des Pfalzgrafen, der so eine ständige Gewalt im Lande erhielt und ein zu fürchtender Nebenbuhler des Herzogs werden konnte.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war, was hier in Baiern geschah; nicht allein deshalb, weil hierdurch erst Baiern näher dem Reiche verbunden wurde, sondern noch vielmehr, weil sich aus diesem Falle zuerst klar ergab, wie anders Otto die Stellung der Herzoge zur königlichen Gewalt ansah, als einst sein Vater. Ihm galt das Herzogthum weder als ein erbliches Lehen, noch machte er es von Volkswahl abhängig, sondern er sah in demselben lediglich ein Reichsamt, das er nach freier Entschließung ertheilte und dem er nicht gewillt war, irgend welche Vorrechte zu überlassen, die nach der Meinung der Zeit der Krone gebührten. Die selbstständige Macht der herzoglichen Häuser zu brechen erschien als das nächste Ziel, welches er seinem Regiment gesteckt hatte, und auch das zeigte sich hier bereits, wie er zu diesem Ziele durch Theilung der Interessen in den herzoglichen Familien selbst zu gelangen hoffte. Er schwächte die Macht des bairischen Hauses, indem er ein Glied desselben gegen das andere erhob, und er verband die Zukunft dieses Hauses enger dem Reiche und seinem eigenen Geschlechte, als er um dieselbe Zeit Herzog Arnulfs schöne Tochter Judith seinem Bruder Heinrich vermählte und so eine Verbindung schloß, die von den bedeutendsten Folgen wurde.

Inzwischen war der junge König auch anderen großen Gefahren entgangen. Was Eberhard, dem Frankenherzog, widerfahren war und was sich in Baiern zutrug, mußte die großen Vasallen des Reichs mit schweren Besorgnissen erfüllen. Wie anders griff dieser junge König in die Angelegenheiten der einzelnen Länder ein, als es Heinrich gethan hatte, wie anders dachte er von seiner Stellung als König? Eine Macht schien der Sachse an sich zu reißen, wie seit den blühendsten Tagen der Frankenherrschaft kein König mehr in den deutschen Ländern beansprucht hatte. Es war vorauszusehen, daß es zu einem neuen Kampf auf Tod und Leben zwischen der königlichen Gewalt und der herzoglichen kommen mußte, und dieser Kampf drohte um so gefährlicher für Otto zu werden, weil es seinen Gegnern gelang, die Eintracht in seiner eigenen Familie zu stören.

Denn schon stand Herzog Eberhard mit Thankmar im geheimen Bunde und wagte, während der König mit Baiern beschäftigt schien, offen die Fahne des Aufstandes zu erheben. Aufs Neue überfiel er, des Königs Urtheilsspruch verachtend, Bruning mit Waffengewalt; ein allgemeiner Kampf entspann sich in Hessen zwischen den Franken und den dort angesessenen Sachsen, der sich auch über Westfalen verbreitete. Mit besonderer Erbitterung wurde derselbe zwischen Eberhards Vasallen und den Vasallen Heinrichs, des königlichen Bruders, geführt, und bald entwickelte sich aus den Händeln der Vasallen ein hitziger Streit zwischen den beiden mächtigen Herren selbst. Die Aecker wurden gegenseitig verwüstet, die Häuser eingeäschert, Mord und Zerstörung herrschten aller Orten. Mit Bekümmerniß hörte Otto von diesen Gräueln und berief einen allgemeinen Reichstag nach dem Hofe zu Steele an der Ruhr, unweit Essen auf westfälischem Boden; hier sollten die Ruhestörer erscheinen und das Urtheil über sie gesprochen werden. Aber Herzog Eberhard und seine Freunde, die nicht zum zweiten Mal Hunde nach des Königs Pfalz tragen wollten, stellten sich nicht, und offenkundig war es nun, sie seien Empörer, welche des Königs Gebot nicht mehr Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Dennoch verzieh ihnen Otto; durch Nachgiebigkeit hoffte er noch diesem Zwist ein Ende zu machen, der unübersehbare Folgen, wenn er weiter und weiter um sich griff, nach sich ziehen und wohl gar die Einheit des Reichs gefährden konnte.

Aber erbitterte Gemüther werden durch Nachgiebigkeit nur gereizt, und Vielen erschien die Milde des Königs als Schwäche. Die Em-

pörer legten die Waffen nicht nur nicht nieder, sondern von Tage zu Tage wuchs die Vermessenheit, wuchs der Gräuel der Zerstörung in Hessen, Franken und Westfalen. Die schlimmen Tage König Konrads schienen zurückgekehrt. Schon schlossen sich auch die Mißvergnügten unter den Sachsen an Eberhard an; endlich ergriff selbst Thankmar, des Königs Bruder, offen die Waffen. Er sammelte seine Freunde um sich und überfiel in einer dunklen Nacht die Feste Belecke in Westfalen, etwas südlich von Lippstadt. Hier hielt sich gerade damals sein Stiefbruder Heinrich auf; er nahm ihn gefangen, führte ihn gebunden, wie einen gemeinen Knecht, mit sich fort und sandte ihm Eberhard als das beste Unterpfand ihres Bundes zu. Die reiche Burg übergab er seinen Kriegern zur Plünderung, verheerend durchzog er weiter Westfalen und setzte sich endlich in der alten Eresburg fest. Von dort aus verwüstete er mit seinen Schaaren weit und breit das Land.

Schwierig war Ottos Lage. Unheil stürmte auf Unheil herein, und nirgends sah er sichere Hoffnung auf Hülfe. Kaum fand er zuverlässige Freunde in Franken und Sachsen, und noch weniger konnte er auf Beistand in den anderen Ländern rechnen. Herzog Hermann von Schwaben war Eberhards Vetter, Baiern hatte sich vom Reiche so gut wie losgesagt, und Lothringen war mit seinem Herzoge Giselbert stets von schwankender Treue.

Unerwartet fanden sich Freunde in solcher Noth. Der kluge Graf Wichmann, der bis dahin still und verdrossen daheim gesessen hatte, ging in sich, als er die Gräuel des Bürgerkrieges sah und das traurige Ende desselben bedachte. Er begab sich zum Könige und gewann sich dessen Gnade wieder, die er sich auch bis zu seinem Ende erhielt, durch treue Dienste den alten Fehl in Vergessenheit bringend. Viele im Sachsenlande folgten gewiß dem Beispiele des hochangesehenen Mannes. Aber noch wichtiger war es, daß Herzog Eberhard mit seinen eigenen Verwandten in Zwist gerieth; eine Spaltung des Herzogshauses gab Otto hier den Sieg in die Hände, wie bald darauf in Baiern. Vor Belecke war nämlich Gebehard, der Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, gefallen. Der Tod dieses jungen Mannes wurde die Veranlassung zu unversöhnlicher Feindschaft in Herzog Eberhards eigener Familie: zunächst gerieth der Herzog mit seinem Vetter Udo, dem Vater des Gefallenen, in Hader, bald aber ergriffen Udos Partei auch sein Bruder Herzog Hermann von Schwaben und beider Vetter, der Graf

Konrad von Niederlahngau, den man Kurzbold nannte, — sie alle schlossen sich aus Haß gegen Eberhard alsbald aufs Engste an Otto an. Diese Spaltung der Konradiner rettete das Reich und den König.

Indem Eberhard mit seinem eigenen Hause zerfiel, wandte sich das Glück von ihm ab, und noch schneller als er gelangte Thankmar an das Ziel der traurigen Laufbahn, die er in wilder Leidenschaft betreten hatte. Otto konnte Thankmars Treiben nicht länger ungeahndet ansehen. So schwer es ihm fiel, brach er mit einem Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg (Juli 938). Die Bewohner öffneten dem Herrn freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des Ortes zu flüchten. Wüthend verfolgten den Flüchtlingen hierhin die Leute des Königs, vor Allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligthums; mit bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er, bis zum Tode erschöpft, hier niedergelegt. Dennoch läßt er sich noch einmal in einen Kampf ein. Ein Sachse, mit Namen Thiatbold, trifft ihn, und Schmähungen begleiten den glücklichen Streich: aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolge zurück, und Thiatbold haucht am Altar den Athem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer vertheidigt sich Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Rettungslos sinkt er endlich am Altar hin; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm den letzten Stoß, und raubte die goldene Kette des Königsohns vom Altare.

Otto hatte Nichts von Allem, was geschah, geboten; mit tiefem Schmerz vernahm er davon die Kunde. Wohl ergrimmte sein Herz über die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen, aber es war nicht die Zeit, sich durch Strenge die Gemüther der Getreuen zu entfremden. Tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders und verschmähte es nicht den Seinigen zu bezeugen, wie sehr er die Tapferkeit und Umsicht dieses Bruders zu schätzen gewußt habe, dem freilich zur Größe Eines und damit Alles gefehlt hatte, die Selbstbeherrschung. Ein ungestümer Geist hatte sich in seinem Trotze früh zu Falle gebracht, denn Thankmar hatte noch nicht sein dreißigstes Jahr erreicht. Ueber vier vornehme

Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht hatten und in der Eresburg in die Hände der Königlichen gefallen waren, wurde nach fränkischem Rechte gerichtet, und sie fanden durch den Strang ihren Tod. Auch die anderen sächsischen Burgen, die Eberhard und Thankmar genommen hatten, ergaben sich wieder dem Könige, und Herzog Eberhard selbst mußte bald daran denken, seinen Frieden mit Otto zu machen, da ihn schon sein ganzer Anhang verließ.

Eberhard warf sich dem jungen Heinrich zu Füßen, der noch in seiner Gewalt war. Er erbat sich von dem schwer gekränkten Königssohne Verzeihung und erhielt sie — aber um welchen Preis! Wir wissen, Heinrich hatte früh sein Auge zur Krone erhoben und wähnte nicht ohne ein Anrecht auf dieselbe zu sein; gewiß nicht ohne Absicht hatte man ihn von der Krönung zu Aachen fern gehalten und damals unter die Aufsicht des Grafen Siegfried gestellt. Wie hätten ihn die letzten Zeiten nicht belehren sollen, daß Otto viele und erbitterte Feinde hatte? Nichts war natürlicher, als daß alle Mißvergnügten im Sachsenlande auf ihn blickten, und leicht ist zu begreifen, daß die Worte der Unzufriedenen seinem thörichten Wahne neue Nahrung boten. War seine Seele von Herrschsucht nicht frei, so mußten die Jahre, die ihn der Selbstständigkeit entgegenführten, immer mehr die gefährliche Leidenschaft in ihm nähren. Wir erfahren nicht, wie die Pläne Heinrichs allmählich entstanden sind, aber schon in Eberhards Banden war der Entschluß in ihm gereift, den Bruder zu entthronen und die Herrschaft an sich zu reißen. Wie bitter er daher auch Herzog Eberhard zürnen mochte, wie verschieden ihre Endzwecke waren, in einem Punkte trafen sie zusammen, in ihrem Haß gegen Otto. Der Augenblick war gekommen, wo Heinrich den Frankenherzog für seine Pläne gewinnen konnte; er versprach ihm Verzeihung für alle Unbill, die er erlitten, wenn er mit ihm einen Bund gegen den König zu schließen und ihm zur Krone zu verhelfen gelobte. Eberhard, der unversöhnliche Feind Ottos, bot willig die Hand. Wie hätte er Anstand nehmen sollen, den Zwist im königlichen Hause zu nähren, da der König den Unfrieden in seiner eigenen Familie so gut zu nutzen gewußt hatte? Das Bündniß wurde geschlossen. Als Freund schied Heinrich von Eberhard; wie anders, als er gekommen war! Er kehrte frei zu Otto zurück, und als sich da die Brüder nach langer Zeit wiedersahen, war Ottos Freude reiner und wahrer, als die seines Bruders, dem arge List in der Seele wohnte.

Auch Eberhard durfte sich wieder dem König nahen. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der vor Kurzem auf Hildebert gefolgt war und den jene Zeit für ein Wunder von Klugheit und Frömmigkeit hielt, verwandte sich für den Mann, der sich so schwer gegen den König versündigt hatte. Otto ließ Eberhard vor sich kommen. Der Frankenherzog beugte seine Kniee vor dem jungen König und stellte all' sein Hab und Gut, Leib und Leben dem Sieger anheim. Nicht ungestraft durfte Otto ein so schweres Verbrechen belassen, aber er wollte den hochgestellten Mann auch nicht durch harte Strafe aufs Neue reizen: deshalb verbannte er ihn auf kurze Zeit aus der Heimath, indem er ihn nach Hildesheim auf sächsischen Boden schickte. Doch bald nahm er ihn wieder zu Gnaden an und gab ihm, nachdem er feierlich abermals Treue gelobt hatte, alle frühere Macht und Ehre zurück. Er ahnte nicht, daß in der Brust dieses Mannes trotz seines Gelübdes schon die Keime einer neuen Empörung ruhten.

Noch hatte Otto diese Wirren nicht beendigt, als abermals die Ungarn in Sachsen einbrachen, jede Zwietracht im Lande zu neuen Raubzügen benutzend. Sie hatten ihren Weg durch Thüringen genommen und da, wo die Bode sich vom Harz durch ein fruchtbares Land ergießt, schlugen sie ihre Zelte auf und verheerten weithin die Umgegend. Als aber einer ihrer Führer von dort mit einem großen Theile des Heeres gegen die Steterburg zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel aufbrach, überfiel sie ein Platzregen. Durchnäßt und erschöpft langten sie vor der Burg an, so daß die Burgmannen, als sie den kläglichen Zustand der Feinde sahen, einen Ausfall wagten. Mit gewaltigem Geschrei drangen sie aus den Thoren und warfen sich auf die bestürzten Ungarn, die sich sogleich zur Flucht wandten. Viele wurden erschlagen, eine große Menge von Pferden, wie auch einige Feldzeichen der Feinde kamen in die Hände der Sachsen. Als dann die Ungarn in wilder Flucht fortstürmten, fielen auch die Bewohner der anderen umliegenden Festen über sie her, und nur Wenige dieser Schaar entrannen dem Verderben. Der Führer selbst endete elend sein Leben; man drängte ihn in eine Pfütze, hier wurde er erschlagen. Eine andere Schaar, die weiter nach Mitternacht ihren Weg genommen hatte, wurde durch die List eines wendischen Wegweisers, dem sie sich anvertraut hatte, in die Gegend geführt, wo Aller und Ohre ihre Gewässer sammeln und die man schon damals, wie noch heute, den Drömling nannte. Es ist ein weiter mit

Erlen, niederen Sträuchen, Rohricht und Schilf dicht bewachsener, sumpfiger Landstrich, unwirthbar und schaurig, wo nach dem Volksglauben der wilde Jäger haust. In diese Sümpfe wurden die Ungarn verlockt, hier von den Sachsen umstellt und fast sämmtlich niedergemacht. Der Führer dieser Schaar entkam dem Tode; er wurde gefangen, zum König geführt und gegen ein großes Lösegeld freigegeben. Auch die an der Bode zurückgeblieben waren, brachen nach kurzer Zeit, durch solche Unglücksfälle erschreckt, ihr Lager ab und sattelten die Pferde zum Heimritt. Seitdem hat das nördliche Deutschland die verheerenden Züge der Ungarn nicht mehr zu ertragen gehabt; von dieser schlimmsten aller Plagen blieb es fortan verschont. Ohne den König hatte sich das Land diesmal gerettet: das dankte es vornehmlich König Heinrichs Burgen.

Am Schluß des Jahres 938 konnte der König, so reich an Sorgen es gewesen war, doch mit Befriedigung auf dasselbe zurückblicken; er wußte nicht, daß ein weit schwereres vor ihm lag und er am Anfang des Kampfes, nicht an dessen Ende stand.

8.

Heinrichs Vergehen und Reue.

Während Otto sich sicher wähnte, umlauerte ihn der Verrath, der Verrath des eigenen Bruders.

Mit großer Hast arbeitete Heinrich im Geheimen für seine Pläne. Durch Freigebigkeit kettete er seine alten Freunde in Sachsen und Thüringen enger an sich und gewann sich neue. Mit seinem Schwager Herzog Giselbert von Lothringen, dessen Treue gegen Otto längst zweifelhaft war, knüpfte er Verhandlungen an, und es gelang ihm denselben für seine Absichten zu gewinnen. Nicht daß Giselbert an Heinrichs Erhöhung besonderen Antheil genommen, er wünschte nur Ottos Fall, um selbst zu steigen. In seinem unruhigen Gemüthe lebte das Verlangen, Loth-

ringen zu einem eigenen Königreich zu erheben, wie es das reiche Land schon vor Zeiten gewesen war.

Sobald Eberhard nach Franken zurückgekehrt war, schien der Augenblick gekommen, die Waffen der Empörung abermals zu erheben. Im Anfang des Jahres 939 versammelte deshalb Heinrich zu Saalfeld, am Abhang des Thüringerwaldes, wo sich die Grenzen Thüringens und Frankens berühren, seine zahlreichen Anhänger; hier wurde bei festlichem Gelage nach alter Sitte der Deutschen das verbrecherische Unternehmen berathen. Viele waren erschienen und gelobten, durch reiche Geschenke gewonnen, Heinrich Unterstützung; aber die Mehrzahl war doch nicht gemeint um dieses ehrgeizigen Jünglings willen ihre ganze Zukunft auf das Spiel zu setzen. Bräche der Krieg in ihrer Nähe aus, dachten sie, dann würden sie genöthigt sein offen Partei zu ergreifen und hätten, wenn Otto die Oberhand behielte, schwer ihre Schuld zu büßen; daher wünschten sie lieber die erste Entscheidung in der Ferne, um nach ihr den letzten Entschluß zu fassen. Sie gaben deshalb Heinrich einen Rath, bei dem sie mehr die eigene Sicherheit als seinen Vortheil im Auge hatten. Er solle Sachsen verlassen, sagten sie ihm, seine Burgen hier und in Thüringen in die Hände treuer Freunde übergeben und selbst nach Lothringen zu Giselbert eilen, um dort das Zeichen zum Aufstand zu geben. Heinrich war zu unerfahren, um die Gefahr und die eigennützige Absicht dieses Raths zu durchschauen; sobald die Versammlung aufgelöst war, verließ er in der That ohne des Königs Wissen das Land und eilte dem Rheine zu. Seine Burgen, unter denen Dortmund im Westfalenlande und in den östlichen Gegenden Sachsens Merseburg und Scheidungen die wichtigsten waren, hatte er Männern anvertraut, auf deren Treue er sich glaubte unbedingt verlassen zu können. Offen war es erklärt, daß er seine Wege von denen des Bruders trennte; seine Untreue war Niemandem mehr ein Geheimniß.

So ausgebreitet die Verschwörung war, hatte man dennoch bis dahin streng das Geheimniß bewahrt. Daher erregte die Nachricht, als sie durch das Land lief, allgemeine Bestürzung. Niemand hatte einen so tiefgreifenden Zwiespalt der Brüder geahnt, Niemand wußte den Grund von Heinrichs Empörung. Aber wohl Niemand war im Sachsenlande betroffener über die Nachricht von diesen Dingen, als Otto selbst; er wollte sie nicht glauben, als er sie vernahm. Dennoch faßte er sich schnell, sammelte ein Heer und eilte, Heinrich folgend, dem Rheine zu.

Als er bei Dortmund vorüber kam und die Burgmannen von seinem Anmarsch hörten, da gedachten sie an die Eresburg und an Thankmar und öffneten sofort dem Könige die Thore. Hagen, dem Heinrich die Burg anvertraut und der viel bei ihm galt, unterwarf sich ohne Widerstand und versprach, wie Otto es wünschte, selbst zu Heinrich zu eilen, um ihn von seinem Unternehmen auf alle Weise abzuhalten; gelänge ihm dies nicht, so werde er doch selbst zurückkehren und seine Person dem Könige stellen. Als er dies mit einem hohen Eide beschworen, entließ ihn der König und rückte mit seinem Heere bis zum Rhein, da wo die Lippe sich in denselben mündet, in Eile vor.

Schon war ein Theil von Ottos Heer über den Fluß gesetzt, er selbst aber mit der Hauptmacht stand noch am diesseitigen Ufer, als Hagen sich wieder einstellte. Umsonst waren seine Bitten gewesen; Heinrich und Giselbert waren schon zum Kampfe gerüstet, und ihre Truppen standen nahe dem Rheine. Hagen kehrte zurück sein Wort zu lösen, doch Heinrichs Heer folgte ihm auf den Fersen. Den verfehlten Zweck seiner Sendung wagte er nicht sofort dem Könige zu gestehen; mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte er ihn und sprach: „Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünscht dir, o König, eine lange und gesegnete Regierung und läßt dir melden, er werde sogleich erscheinen, um dir aufzuwarten." Und als Otto noch fragte, ob Heinrich freundliche oder feindliche Absichten im Schilde führe, siehe, da zeigt sich schon am Ufer des Flusses ein großes Heer; im langen Zuge mit erhobenen Bannern schreitet es vor und nimmt die Richtung gegen den Theil der königlichen Streitmacht, der den Rhein bereits überschritten hatte. Otto erschrickt, wendet sich zu Hagen und ruft: „Was sind das für Schaaren? Und was wollen sie?" Aber ruhig erwidert ihm dieser: „Das ist mein Lehnsherr, dein Bruder. Wäre er meinem Rathe gefolgt, so wäre es anders gekommen. Ich aber bin hier, wie ich geschworen habe."

Unruhig ritt Otto auf und ab am Gestade, des Gemüthes heftige Regungen nicht mehr beherrschend. Nirgends waren Schiffe, um das Heer in Eile überzusetzen, und nicht Verwegenheit, Unmöglichkeit war es, anders die mächtige Breite des Flusses zu überschreiten. Wie aber sollte die kleine Macht drüben dem unerwarteten Angriff begegnen? Ihrer schien der sichere Tod zu harren, kaum war nur an Gegenwehr zu denken. Da sprang Otto vom Pferde und warf sich mit seinen Kriegern auf die Kniee nieder vor jener heiligen Lanze, welche die

Nägel vom Kreuze des Herrn in ihrem Schafte trug. Zum Himmel erhob er seine Hände und rief: „Herr, der du Alles geschaffen hast und Alles lenkst, siehe herab auf dieses Volk, an dessen Spitze du mich gestellt, und entreiße es den Feinden, auf daß alle Welt es erfahre, daß kein Sterblicher widerstreben könne deinem Willen. Denn du vermagst Alles, du lebst und regierst in Ewigkeit!“ So betete Otto für sich und sein Volk.

Die aber jenseits des Flusses standen und den Feind auf sich anrücken sahen, ließen schnell ihr Gepäck nach Xanten bringen und stellten sich bei Birten auf, um den Feind zu erwarten. Zwischen ihnen und den Lothringern lag hier ein Teich, der sie vor dem ersten Angriff schützte; zugleich wagten sie, so gering ihre Anzahl und so schlecht ihre Ausrüstung war — kaum über hundert sächsische Männer in voller Rüstung sollen dabei gewesen sein — mit verzweifelter Kühnheit selbst einen Angriff auf den Rücken des Feindes; sie theilten sich, und ein Theil von ihnen umging die Lothringer und griff sie aus einem Hinterhalt an. Das hatten Heinrich und Giselbert nicht vermuthen können, und alsbald entstand Verwirrung in ihren Reihen. Als Einige der Sachsen dies bemerkten, faßten sie Hoffnung und wandten sich zu einer List. Sie riefen in französischer Sprache, deren Manche unter ihnen kundig waren: „Fliehet! Fliehet! Rette sich, wer kann!“ Die Lothringer merkten den Anschlag nicht, sondern meinten, Alles sei verloren, es warnten sie ihre Genossen und Freunde, und warfen sich in wilde Flucht. Viele wurden getödtet oder geriethen in Gefangenschaft; das ganze Gepäck der Lothringer machte man zur Beute. Aber auch von den Sachsen kamen nicht Wenige um, unter ihnen jener Maincia, der Thankmar getödtet. Von Heinrichs eigener Hand erhielt Ailbert, den man den Weißen nannte, eine tödtliche Wunde und starb nach wenigen Tagen. Heinrich selbst wurde schwer verwundet, und man meinte im Anfange, die Schlacht habe auch ihm das Leben gekostet, aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des auf seinen Arm geführten Streichs gemindert; doch behielt er in Folge der Wunde einen schmerzvollen Schaden, der die Ursache seines frühen Todes gewesen sein soll.

So erzählt Widukind von Korvei die merkwürdigen Vorgänge an dem folgenreichen Tage von Birten. Wunderbar genug ist, was er meldet, und kaum minder wunderbar, was die anderen Quellen von diesem Siege berichten. Was sie melden — die frühesten sind etwa

zwanzig Jahre nach dem Ereignisse niedergeschrieben — beruht auf mündlicher Ueberlieferung des Volkes, in der sich das Ueberraschende bald zu wunderreicher Dichtung gestaltet. Wir sehen, auch diesen Kampf erfaßte die Volkssage, aber es sind jetzt nicht mehr die Herzoge, sondern der König, für den sie Partei nimmt. Wie schwer aber Sage und Geschichte hier zu scheiden sein mag, gewiß scheint, daß bei Birten eine kleine Zahl, die für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davontrug. Otto selbst und seine Zeit schrieben den Sieg der Kraft des Gebets zu und sahen eine unmittelbare Fügung Gottes in ihm, und wunderbarer scheint in der That selten ein Sieg erfochten. Je unerwarteter der Schlag Heinrich und die Seinen betroffen hatte, desto mehr nahm er ihnen den Muth. Otto verfolgte, nachdem er sein Heer über den Rhein gesetzt, Heinrich und Giselbert, die ihm nirgends mehr Stand hielten, und machte erst Halt, als er erfuhr, daß Heinrich Lothringen verlassen habe und auf dem Wege nach Sachsen sei.

Auch hier hatten indessen die Sachen für Heinrich eine unglückliche Wendung genommen. Der thüringische Graf Dadi, der an der Saale zu Hause war, ließ eiligst die Nachricht von dem Siege des Königs und zugleich die irrige Botschaft von Heinrichs Tode durch Thüringen und die östlichen Gegenden Sachsens verbreiten. Er rieth den Befehlshabern der Burgen, die sich gegen Otto erklärt hatten, schnell ihren Frieden zu machen, und diese folgten um so eher dem Rathe, als auch auf jene Anhänger Heinrichs, die den Ausgang der Dinge erst aus der Ferne hatten abwarten wollen, nach dem Kampfe von Birten nicht mehr zu zählen war. Die meisten Burgen Heinrichs unterwarfen sich daher sofort dem Könige; nur Merseburg und Scheidungen blieben auf Heinrichs Seite. Wohl erkannte jetzt der junge Fürst, wie übelberathen er Sachsen verlassen hatte, und eilte, nur von neun Rittern begleitet, nach der Heimath zurück, um zu retten, was noch zu retten sei. Doch es war zu spät; ganz Sachsen und Thüringen hatten sich bereits für den König erklärt. Es blieb Heinrich Nichts übrig, als sich in Merseburg einzuschließen.

Aber auch Otto kehrte eilend nach Sachsen zurück; er folgte dem Bruder auf dem Fuße und belagerte ihn alsbald mit starker Heeresmacht in Merseburg. Zwei Monate lang hielt sich die Burg, mußte aber sich endlich der Uebermacht ergeben. Heinrich zog ab, nachdem ihm

ein Waffenstillstand von dreißig Tagen bewilligt war, binnen welcher Frist es ihm freistehen sollte mit den Vasallen und Dienstleuten, die bei ihm aushalten wollten, Sachsen zu räumen; wer aber von diesen zum Könige überzutreten gewillt sei, dem solle ungehindert dies freistehen. So musste Heinrich auch das heimathliche Sachsen verlassen, das nun auf wenige Sommertage von den inneren Fehden ruhte.

An den östlichen Grenzen ruhten indessen auch jetzt nicht die Waffen. Während des inneren Krieges hatten sich die Wenden von Neuem empört und ein sächsisches Heer unter Haika vernichtet. Jetzt, meinten sie, sei ihre Zeit, da die Herrschaft der Sachsen von allen Seiten bedrängt war. Aber unermüdlich, wo es galt, die Macht des Reichs aufrecht zu erhalten, rückte Otto gegen die Wenden an, trieb mehrmals ihre Schaaren auseinander und nahm ihrem ersten Angriff die Wirkung. Dann überließ er die Fortsetzung dieses Krieges dem Grafen Gero, um sich selbst abermals gegen Heinrich zu wenden, der sich wieder nach Lothringen begeben hatte und hier zu neuem Kampfe rüstete.

Der zweite Feldzug dieses denkwürdigen Jahres wurde nach kurzer Ruhe eröffnet. Noch einmal wurde das blutige Spiel erneuert; immer höher trieb man es; Alles setzte man ein, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Heinrich und Giselbert sahen sich diesmal nach neuem Beistand um. Sie scheuten sich nicht auch Frankreich, damals wie immer des deutschen Reichs schlimmsten Feind, in den inneren Zwiespalt hineinzuziehen. Herzog Giselbert gab für den Augenblick sogar seine Pläne für Lothringens Selbstständigkeit auf und huldigte mit vielen Großen im Lande König Ludwig von Frankreich; um diesen Preis stellte Ludwig ein Heer an des Reichs Grenze, die Empörung zu unterstützen bereit. Sollte Lothringen nicht verloren gehen, so war, wie Otto einsah, kein Augenblick zu verlieren, keine Schonung zu üben. Mit großer Heeresmacht eilte er deshalb aus Sachsen herbei und drang sofort tief in Lothringen ein. Mit Feuer und Schwert vertilgte er auf seiner Straße Alles, was seinem Gebote sich nicht fügte, und solche Furcht verbreitete dieser verheerende Zug, daß bald Niemand mehr Widerstand wagte. König

Ludwig zog sich von der Grenze nach seiner festen Stadt Laon zurück, und Herzog Giselbert schloß sich in die Burg Chèvremont ein. Chèvremont, das ist Ziegenberg, wurde sie genannt, weil sie auf einem Felsen unweit von Lüttich so hoch und so unzugänglich lag, daß man meinte, nur Ziegen könnten die Höhe erklimmen. Eng umschloß hier Otto den Herzog, aber doch entkam der schlaue Mann seinen Händen, und nicht einmal die Burg ließ sich bezwingen.

Denn schon rief man dringend den König abermals nach Sachsen zurück, das von allen Seiten bedroht war. Noch hatten die Wenden die Waffen nicht niedergelegt, und bereits regten sich auch die Dänen. Unvollendet mußte Otto daher den Krieg in Lothringen verlassen, der Treue seiner Freunde das begonnene Werk vertrauen und sich durch neue Verbindungen stärken. Er hielt deshalb eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien und schloß mit ihm einen Bund gegen König Ludwig, jetzt ihren gemeinschaftlichen Gegner. Während Hugo den Krieg gegen Ludwig führte, sollte der junge Graf Immo, den Otto erst vor Kurzem für sich gewonnen hatte, Giselbert in Lothringen beschäftigen.

Dieser Immo galt für den klügsten und verschlagensten Kopf damals im ganzen Lothringerlande. Giselbert selbst hatte ihn erziehen lassen und dann auf Niemandes Rath mehr gehört, als auf den des jüngeren Freundes. Aber Immo sah bald, daß Otto ein anderer Mann sei als Giselbert, und schloß seinen Bund mit dem mächtigen König gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter. Viel Ungemach bereitete er darauf dem Herzoge und manchen wohlersonnenen Streich, und man hat lange unter dem Volke zu sagen gewußt von Immo, dem schlauen Grafen. Was man sich von ihm erzählte, hat Widukind von Korvei uns zum Theil überliefert. Es trieben einst, meldet er, die Hirten des Herzogs eine Heerde Schweine vor Immos Burg vorbei, da ließ dieser ein Ferkel vor das Burgthor stoßen, und als dies wieder hinein wollte, wurde ihm weit das Thor geöffnet; sofort liefen des Herzogs Schweine alle dem Ferkel nach und kamen so in die Hände des Feindes. Da über diesen Streich ergrimmt Giselbert eine Schaar aufbot und gegen Immos Burg anzog, zerbrach dieser einige Bienenkörbe und warf sie von oben herab auf die Reiter, als sie der Mauer sich nahten; die Bienen fielen die Pferde an und machten sie toll und wild, so daß die Reiter nicht mehr fest in dem Sattel saßen. Lachend sah Immo in-

dessen von der Mauer die Verwirrung an und drohte mit einem Ausfall. Solche Streiche und andere gleicher Art gefielen dem Herzoge so schlecht, daß er alsbald die Burg verließ. „Mit Immo allein", soll er beim Abzug gesagt haben, „habe ich alle Lothringer im Zaum gehalten, aber ihn allein kann ich mit allen Lothringern nicht fahen."

Was Immo jedoch unternahm, er vermochte nicht zu hindern, daß Giselbert aufs Neue zu Kräften kam. Denn kaum hatte Otto Lothringen verlassen, so rückte König Ludwig abermals vor, überschritt die Grenze und ließ sich zu Verdun huldigen. Ungehindert drang er in den Elsaß ein, wo die Anhänger Ottos vertrieben wurden. Zu derselben Zeit hatte sich auch Herzog Eberhard, der bis dahin müßig den Ausgang des Kampfes abgewartet hatte, eidbrüchig wieder erhoben. Jetzt, glaubte er, sei auch für ihn die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen und der Rache freien Lauf zu lassen. Er, der nicht nur in Heinrich, sondern auch in Giselbert die Hoffnung auf Kronen genährt haben soll, dachte zugleich, wie erzählt wird, jetzt selbst daran die Krone, die er einst aus den Händen gegeben, sich zu gewinnen und jene Beide um den Siegespreis zu betrügen. Zu seiner Gemahlin soll er geäußert haben: „Heute scherzest du noch auf dem Schooße des Herzogs, bald wirst du in den Armen des Königs ruhen."

Eberhards Leute besetzten Breisach, einen schon von den Römern umwallten Ort und bis auf die letzten Zeiten immer eine wichtige Feste am Oberrhein; auf einem einzeln stehenden Felsen belegen, von dem Flusse inselartig umzogen, beherrscht sie die Gegend weit und breit. Auch andere Burgen am Rhein wurden von Eberhards Mannen besetzt; er selbst aber begab sich zu Giselbert und Heinrich und führte ein neues Heer ihnen zu.

Schon war es Spätherbst, und immer schlimmer, immer trauriger wurden die Verwicklungen dieses Jahres. Schon war Otto von Kampf zu Kampf, von Belagerung zu Belagerung gestürmt, von Sachsen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Grenzen der Wenden, dann abermals nach Lothringen und wiederum nach Sachsen zurück. Und zum dritten Mal mußte er jetzt an den Rhein ziehen, den gefahrvollsten aller Kämpfe zu bestehen. Welch wirres, unruhvolles Dasein ward dem königlichen Jüngling zu Theil, und doch beneidete ihm der eigene Bruder die Krone.

Otto, je größer die Gefahren, desto unerschrockener und kühner,

voll Gottvertrauen mitten unter den gewaltigsten Schlägen des Geschicks, eilte abermals auf den Kampfplatz. Er wandte sich jetzt gegen die Orte am Rhein, die in Eberhards Händen waren, belagerte Breisach und die anderen hier vom Feinde besetzten Burgen und sandte zugleich den Erzbischof Friedrich von Mainz* als Unterhändler an Eberhard, daß er ihn aufforderte sich zu ergeben. Friedrich dachte anders, wie Otto; er wollte eine Ausgleichung zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, den Frieden um jeden Preis. Deshalb überschritt er seine Vollmacht, gewährte mehr als ihm befohlen war, und gab sogar seinen Eid zum Pfande, Otto werde Alles, was abgemacht sei, unbedingt genehmigen. Aber Otto konnte und wollte sich nicht an das unbedachte Versprechen des Priesters binden, obwohl er voraussah, daß er in ihm, dem ersten Bischofe des Reichs und einem Manne von größtem Ansehen, sich einen neuen gefährlichen Feind erwecken würde. Er verwarf den Vertrag, und sofort geschah, was er erwarten konnte. Friedrich unterhandelte mit den Feinden des Königs und machte sich anheischig, in Metz mit seinen Dienstleuten zu ihnen zu stoßen. Gleiches that Bischof Rothard von Straßburg, und die Treue wankte bei Vielen im Heere des Königs, namentlich bei den Bischöfen, welche Erzbischof Friedrich der königlichen Sache mehr und mehr abtrünnig machte. Wie oft hatten diese Bischöfe gegen die weltlichen Herren bei den Königen Schutz gesucht und gefunden; schien es doch lange, als ob das Königthum allein um ihretwillen da sei und nur durch sie noch erhalten werde. Bemerkenswerth genug, daß auch sie in der Stunde der Gefahr nun treulos sich wandten. Wahrlich nicht ihnen ist es zu danken, wenn das Reich aus diesen Kämpfen siegreich hervorging.

Noch war Erzbischof Friedrich, noch waren die anderen Bischöfe im Lager des Königs, obschon sie bereits mit dem Feinde unterhandelten: da lief die Nachricht ein, Eberhard und Giselbert seien bei Andernach über den Rhein gegangen, um das diesseitige Ufer des Flusses zu verheeren, nachdem schon alles Land jenseits desselben in ihrer Gewalt sei. Sofort verließen jene Treulosen heimlich bei Nacht das Heer des Königs, und in so schimpflicher Eile, daß sie selbst ihr Gepäck aufgaben. Viele Kleinmüthige folgten dem schlimmen Beispiel; schaarenweise floh man aus dem Lager und stürzte sich zum Verrath. Alle Hoffnung — so sagt ein sächsischer Mann selbst, der ehrliche Widukind, — war verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen ferner bestehen könnte.

Nie hat sich Otto größer gezeigt als damals. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte er unerschütterliche Ruhe; ob Wenige vom Heere ihm treu blieben, schaltete er mit einer Sicherheit, als ob ihm nirgends Hemmnisse im Wege ständen, als regiere er in aller Fülle der Macht. Hier gerade erprobte er sich als ein wahrer König, dem die Majestät und Hoheit, wie sie ihm angeboren, durch kein widriges Geschick geraubt werden kann. Ein mächtiger Graf, wird erzählt, drohte zu jener Zeit, auch er werde den König verlassen, wenn er ihm nicht die Einkünfte von Lorsch, einer reichen Abtei unweit Heidelberg, verleihen wolle. „Es steht geschrieben," antwortete ihm Otto, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden vorwerfen. Willst du mich aber, wie die Anderen, verlassen, so thue es je eher, je lieber!" Da erröthete der Graf und warf sich dem König zu Füßen.

In solcher Noth mochte Otto an den Kampf bei Birten gedenken, wie wunderbar ihn der Herr damals errettet und ihm den Sieg verliehen hatte. Und wunderbar wurde er auch diesmal aus seiner Bedrängniß befreit; wenigstens ist wunderbar genug, was sich das Volk auch von diesem Siege erzählte und unsere Quellen ihm nacherzählen. Unerwartet, das unterliegt keinem Zweifel, war abermals der Umschwung der Dinge, wenn wir gleich kaum im Einzelnen zu erkennen vermögen, wie er erfolgte. Je größer die Noth, desto vollständiger war die Erlösung.

Niemand hatte von dem verheerenden Zuge Giselberts und Eberhards über den Rhein mehr zu besorgen, als die Grafen Udo und Konrad Kurzbold, Eberhards Vettern, welche die fränkischen Gaue am Rhein, Main und Lahn besaßen und sich, wie erzählt ist (S. 255), mit Eberhard verfeindet und an Otto angeschlossen hatten. Diese schickte der König jetzt mit Herzog Hermann von Schwaben, Udos Bruder, gegen die aufrührerischen Herzoge ab. Mit einem mäßigen Heere zogen sie aus und wagten deshalb keinen entscheidenden Kampf. Da ereignete sich, wie Bischof Liudprand von Cremona berichtet, daß sie eines Tages auf einen Priester stießen, der überlaut weinte und schrie. Als sie ihn nach der Ursache seines Kummers fragten, sprach er: „Ich komme aus den Händen der Räuber; mein Pferd, meine einzige Habe, ist mir von ihnen genommen, und sie haben mich zum armen Manne gemacht." Emsig forschten Udo und Konrad darauf weiter, ob und wo er Eberhard und Giselbert gesehen, und sie er-

fuhren, jene seien bereits auf dem Rückzuge, ja sie hätten sogar schon den größten Theil ihres Heeres und ihre Beute bei Andernach wieder über den Rhein gebracht; nur sie selbst, von wenigen Leuten begleitet, seien noch diesseits des Flusses und ganz in der Nähe, wo sie unbesorgt ihr Mahl verzehrten. Da machten Konrad und Udo sich sogleich kampfbereit und eilten nach der bezeichneten Stelle. Sie fanden die Herzoge bei den Freuden des Brettspiels, das sie alsbald verließen, um ein gefährlicheres Spiel zu beginnen. Ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich. Eberhard wehrt sich wie ein Held, Wunde empfängt er auf Wunde, aber jede giebt er zurück, bis er endlich zusammensinkt und seinen Geist aufgiebt. Giselbert ergreift die Flucht, mit mehreren Anderen wirft er sich in einen Kahn; doch der Kahn wird überfüllt, sinkt und begräbt ihn mit den Seinen in den Fluthen des Rheins. So endeten die Herzoge von Franken und Lothringen ihren Verrath und ihr Leben, und Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre eines christlichen Begräbnisses. Denn die Einen sagen, niemals sei seine Leiche im Flusse gefunden worden; die Anderen, Fischer hätten sie herausgezogen, sie der Waffen beraubt und heimlich verscharrt.

Als sich dies zutrug, stand Otto noch fern bei Breisach am oberen Rhein. Eines Morgens — so erzählt Liudprand weiter — bestieg Otto sein Pferd, um in einer fern liegenden Kirche sein Morgengebet, das er nie versäumte, zu verrichten. Da sah er einen Mann in großer Hast die Straße ziehen, und als derselbe nah und näher kam, erkannte er, es sei ein Bote, und Frohes verkündete sein lautes Jauchzen. Bald kam der Mann heran und brachte die große Kunde von Eberhards und Giselberts Tode. Als Otto die ersten Worte vernommen hatte, gebot er dem Boten zu schweigen, stieg vom Pferde und warf sich auf die Kniee, um dem Herrn zu danken, der ihn abermals so wunderbar errettet hatte. Dann setzte er ruhig den Weg zur Kirche fort.

Breisach und die anderen Burgen ergaben sich, nachdem Eberhards Tod bekannt wurde; der König konnte nach kurzer Zeit den Elsaß und Schwaben verlassen und sich nach Franken begeben. Erzbischof Friedrich kehrte beschämt jetzt zu ihm zurück, da die Mainzer — schon damals bewiesen die Städter am Rhein Anhänglichkeit an das Reich — ihrem treulosen Bischof die Thore gesperrt hatten. Mit gelinder Strafe kamen er und Bischof Rothard davon; auf kurze Zeit

entfernte sie Otto aus ihren Städten, aber bald kehrten sie dahin zurück, und der König, der Geistlichkeit weniger abhold, als sie ihm, schien schnell zu vergessen, wie diese Bischöfe ihn schmählich verrathen hatten.

Heinrich wollte sich nach dem Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vereitelte, nach Chèvremont flüchten, aber die eigene Schwester, Giselberts Wittwe, schloß ihm aus Furcht vor Ottos Zorn die Thore. Keine andere Zuflucht blieb ihm als Frankreich, wo König Ludwig sich seiner annahm und sogar noch einmal einen Einfall in Lothringen wagte. Aber schnell zog ihm Otto von Franken aus entgegen, und sofort trat Ludwig den Rückzug an, auf dem ihm Giselberts Wittwe als Flüchtige folgte. Fast Niemand wagte für den Augenblick in Lothringen dem Sachsen weiteren Widerstand zu leisten. Auch Heinrich hielt es jetzt für gerathen seine Waffen niederzulegen; er unterwarf sich demüthig dem Bruder. Um König Ludwig im eigenen Reiche zu beschäftigen, erneuerte Otto das Bündniß mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien, dann zog er über den Rhein und kehrte in sein Sachsenland zurück. Die Feldzüge dieses mühereichen und verhängnißvollen Jahres waren beendet.

Es war ein schweres Jahr gewesen, und um seine Leiden voll zu machen, schloß es mit einem ungemein strengen Winter, dem eine Hungersnoth folgte: und doch war es so reich an Segen für unser deutsches Vaterland, wie wenig andere. Denn in den Stürmen desselben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs, auch in Unwettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, daß der Baum deutscher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon feste Wurzeln geschlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen die Herzoge Eberhard und Giselbert und der König Ludwig von Frankreich so oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen und sie dem anderen auf das Haupt zu setzen, das heißt nur den Namen des sächsischen Herrn zu wechseln. Was sie auch dem unerfahrenen Heinrich zuflüstern mochten, Eberhard würde niemals, ohne seine und Frankens Selbstständigkeit zu wahren, einen Frieden mit den Sachsen geschlossen haben, Giselbert strebte selbst nach Lothringens Königskrone, und nimmer hätte ohne einen Siegespreis von deutschem Boden Ludwig seine Waffen, wenn er sie glücklich geführt hätte, niedergelegt. Es war in der That ein Kampf nicht allein

zwischen dem König und den großen Vasallen des Reichs, es war ein Kampf zugleich um die Einheit der deutschen Länder, und Otto verfocht nicht allein seine Stellung, er verfocht nicht minder die Zukunft des deutschen Volkes. Jetzt erst konnte die Einheit des Reichs fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem Feuer nicht allein geprüft, sondern so gestählt war, daß sie auch ferneren Angriffen zu trotzen vermochte. Wenn das deutsche Reich unter Heinrich fast nur wie ein Staatenbund unter einem Oberhaupt mit beschränkten Rechten anzusehen war, so zeigte sich jetzt, daß Otto vor Allem durch ein starkes Königthum den Zusammenhang der deutschen Länder erhalten wollte, daß er eine Gewalt in Anspruch nahm, wie sie keinem andern Könige Europas damals in seinem Reiche zustand.

Von den vier Herzogen, die Otto in Aachen gehuldigt hatten, waren zwei im Kampfe als Empörer überwunden worden, ein dritter war schon vorher in Frieden abgeschieden, hatte aber seine Macht nicht vererben können. Von seiner ursprünglichen Bedeutung hatte das Herzogthum unfraglich in diesen Zerwürfnissen Vieles verloren, und sein Verlust war zum Gewinn für das siegreiche Königthum geworden; nicht neben, sondern nur unter demselben konnte es sich erhalten. Nicht ohne Einwirkung auf die Verschmelzung der deutschen Stämme blieb es, daß so die Reichsgewalt sich über die Führer der Stämme erhob, und auch das verdient Beachtung, daß das alte Uebergewicht des fränkischen Stammes erst in diesen Kämpfen völlig gebrochen wurde. Fortan standen die Franken nicht mehr über, sondern neben den Sachsen, Baiern und Schwaben, und nur aus solcher Gleichstellung konnte sich ein wahrhaft nationales Reich in den deutschen Ländern entwickeln.

Gerade Baiern und Schwaben, die sich König Heinrich nur mit Widerstreben unterworfen hatten und bis dahin nur lose mit dem Reiche zusammenhingen, haben damals in gefahrvoller Zeit treu zu dem Königthum gehalten. Otto erkannte dies dankbar und suchte sich auf das Engste mit den Herzogen dieser Länder zu verbinden; die reiche Verlassenschaft Herzog Eberhards kam meistentheils ihnen zu gut.

Schon längst gehörten die Marken am Böhmerwalde, die Gegend an Raab und Regen, die man später die Oberpfalz nannte, zum baierischen Herzogthum; jetzt erhielt Berchthold, der Baiernherzog, auch die Gaue bis zum Main und zum Speßhart, die bis dahin zum Herzogthum Franken gezählt waren, so daß Baiern schon damals diese Land-

striche gewann, die es jetzt wieder unter seinem Königsscepter vereinigt. Auch wünschte Otto durch verwandtschaftliche Bande mit Herzog Berchthold näher verbunden zu werden und bot ihm deshalb Giselberts Wittwe Gerberge oder deren eben zu mannbaren Jahren heranreifende Tochter, zur Ehe an. Berchthold wählte die Tochter, doch soll sie bereits vor der Hochzeit gestorben sein*). Allmählich kam Baiern, das Otto noch vor Kurzem mit einem Heere hatte betreten müssen, in ein enges Verhältniß zum Reiche, nicht aus Zwang allein, sondern halb willig, halb den Umständen weichend.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse Schwabens, dessen Herzog, der fränkische Hermann, Otto in dem Kriege so wichtige Dienste geleistet hatte. Die großen Eigengüter Eberhards fielen besonders ihm, seinem Bruder Udo und seinem Vetter Konrad Kurzbold zu. Sie Alle gewannen durch Eberhards Fall und verbanden sich immer fester dem jungen König, der in ihnen mit Recht fortan Hauptstützen seiner Gewalt sah. Die ausgedehnten Lehngüter Eberhards wurden theils eingezogen, theils der Kirche geschenkt, theils neu vergabt. Einen eigenen Herzog setzte Otto in Franken nicht wieder ein; der König selbst galt fortan als der geborene Herzog der Franken. Der erste Mann im Frankenland war nach Eberhards Fall Graf Konrad, Werners Sohn, den man den Rothen nannte. Mit den ererbten Grafschaften am linken Rheinufer, um Worms und Speier, verband er reichgesegnete Gaue auf der anderen Seite des Stroms am Main und Neckar. Er stand dem Könige nahe und sollte ihm bald noch um Vieles näher treten.

Schwerer waren die Verhältnisse Lothringens zu ordnen. Wenn man auch der Noth gehorchend sich Otto gebeugt hatte, so war bei dem unruhigen Geist des Volkes doch nicht auf dauernden Gehorsam zu rechnen. Otto übertrug, als er das Land verließ, dem Grafen Otto, Richwins Sohn, dort vorläufig die höchste Gewalt und übergab ihm Giselberts Sohn Heinrich, einen Knaben, der gute Hoffnungen erweckte. Graf Otto fand Arbeit genug im Lothringerlande. Denn Viele regten sich bald wieder gegen die Herrschaft der Sachsen und sammelten sich um Bischof Adalbero von Metz, der sich nie dem Könige gebeugt hatte. Giselberts Neffen hatten sich zwar im Drange des Augenblicks dem Könige unterworfen, aber sobald dieser den Rücken

*) So berichtet eine spätere Quelle. Berchthold vermählte sich mit einer Biletrud, die wohl nicht als Giselberts Tochter anzusehen ist. Dümmler, Otto der Große S. 100.

wandte, weigerten sie sich ihre Burgen auszuliefern. Auch Chèvremont hielten noch immer die Brüder Ansfried und Arnald besetzt, und Uebleres hatte man sich von ihnen zu versehen. Da aber half, wie Widukind erzählt, wieder der kluge Graf Immo. „Drei können mehr als Einer," ließ er den Brüdern sagen, „und wenn wir einig sind, weshalb sollten wir dann den Sachsen dienen? Haben sie euch wohl zu besiegen vermocht? Wie viel weniger werden sie uns mit einander überwinden! Ich freilich habe den Besten der Sterblichen, Herzog Giselbert, der mich von klein an erzogen, mich wie einen Freund geehrt und mir große Macht verliehen hat, unseren gemeinsamen Gebieter, schändlich verlassen und mich mit Lebensgefahr dem Sachsen verbündet. Aber was war mein Lohn? Nur Schimpf und Schande habe ich davongetragen; mit den Waffen in der Hand ist man über mich gekommen und hat mich aus einem freien Manne fast zum Knechte gemacht." Und in der That hatte Immo kurz zuvor eine Fehde gegen die Getreuen des Königs gehabt, war in seiner Burg belagert worden und hatte dieselbe übergeben müssen; aber man meinte, dies Alles seien nur listige Streiche gewesen, um Andere leichter zu täuschen. „Sehet," so ließ er den Brüdern weiter melden, „nun wende ich mich an euch, damit wir zusammen unternehmen, was uns Allen frommt, und daß ihr in meine Treue keinen Zweifel setzt, will ich dir, Ansfried, meine einzige Tochter verloben. Bestimmt also einen Ort, wo wir uns treffen; dort verhandeln wir Alles ohne Zwischenträger am besten." Ansfried und Arnald waren nicht gerade vom weichsten Stoff gemacht und wußten längst, wessen sie sich von Immo zu versehen hatten. Dennoch ließen sie sich überreden und gingen in die Falle. Sie bestimmten Ort und Stunde zu einem Gespräch und erschienen daselbst. Da aber bemächtigte sich Immo, der Bewaffnete in einen Versteck gelegt hatte, ihrer und schickte sie unter sicherer Bedeckung zum König. „Arnald," ließ er ihm sagen, „ist weicherer Art, da bedarf es nicht Ketten und Geißelhiebe; wenn man ihm droht, sagt er Alles, was er weiß. Aber Ansfried ist härter als Eisen; wenn dem die härtesten Foltern etwas entlockten, wäre es viel." Otto hielt sie eine Zeit lang in Haft, dann entließ er sie gnädig. Er sah ein, daß die Ruhe Lothringens vornehmlich davon abhing, daß König Ludwig zum Frieden genöthigt wurde.

Ludwig war ein um so gefährlicherer Gegner, als er sich inzwischen mit Gerberge, Giselberts Wittwe, vermählt hatte. Da er die Seele alles ferneren Widerstands zu sein schien, rüstete Otto gegen ihn ein

großes Heer und drang im Sommer 940 in Frankreich ein. Bis zur Seine rückte er vor, wo Herzog Hugo mit seinen Anhängern ihm in aller Form den Huldigungseid leistete. Aber Ludwig war nicht überwunden. Noch in demselben Winter machte er einen neuen Einfall in Lothringen, und ohne Frieden, nur durch einen Waffenstillstand wurde der Feldzug beendigt. Während des folgenden Jahres hatte Ludwig genug im eigenen Lande zu thun und führte seine Sache zu unglücklich gegen Herzog Hugo, als daß er seine Waffen nach außen hätte wenden können, aber zu einem Friedensschluß mit Otto bequemte er sich auch jetzt noch nicht. Erst gegen Ende des Jahres 942, als die Könige zu Bouziers an der Aisne, wo die Grenzen ihrer Reiche sich berührten, eine Zusammenkunft hielten, wurde der Friede und zugleich ein engeres Freundschaftsbündniß zwischen ihnen geschlossen. Gewiß war es besonders Gerberge, die das Einverständniß zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder herbeiführte. Auch gelang es Otto seine feindlichen Schwäger bald darauf zu versöhnen. Indem sich König Ludwig an Hugo zu dem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund zu verleihen entschloß, erkannte dieser wieder die Oberhoheit Ludwigs an; mit vereinten Kräften hofften beide dann das Küstenland an der unteren Seine, das vor mehr als dreißig Jahren an die Normannen abgetreten war, diesen wieder entreißen zu können. Nachdem die Könige und Herzog Hugo sich versöhnt hatten, tobten allmählich die Stürme in Lothringen aus, und das ganze Land unterwarf sich endlich aufs Neue dem Gebote des Sachsen.

Indessen war auch Heinrich, dessen Herrschsucht vor Allem diese Stürme erregt hatte, zur Ruhe gelangt, aber nicht um einen leichten Preis. Durch schwere Vergehungen und harte Kämpfe führte ihn noch das Leben, bis die verzehrende Leidenschaft in seinem Herzen erstarb. Die schweren Geschicke des Jahres 939 hatten ihn tief gebeugt, aber nicht belehrt und gebessert. Als er alle seine Hoffnungen vereitelt sah, hatte er sich wohl seinem königlichen Bruder unterworfen, aber sein Gemüth war doch fern von wahrer Reue geblieben. Aufrichtig hatte Otto die Hand dem Bruder zur Versöhnung geboten. Alles verzieh er ihm und behielt ihn nur kurze Zeit bei sich unter strenger Bewachung; bald entließ er ihn gnädig und stattete ihn sogar mit der herzoglichen Gewalt in Lothringen aus. So mochte er hoffen dieses Land und den Bruder zugleich dauernd an sich zu fesseln.

Aber Lothringen war Heinrich nicht genug; die Ansprüche, die er an das Leben machte, wurden in diesem fremden Lande und unter diesem ihm fremden Volke in keiner Weise befriedigt. Er gerieth unmuthig, wie er war, aller Orten in Unfriede, konnte sich schon nach kurzer Zeit in seiner Stellung nicht mehr behaupten und verließ endlich flüchtig das Land. Wie es scheint, mißbilligte Otto das Verhalten des Bruders; er entzog ihm die kaum überantwortete Gewalt und bekleidete mit derselben jenen Otto, Richwins Sohn, der schon vorher das Land verwaltet hatte. Aufs Neue war Heinrichs Ehrgeiz verletzt, aufs Neue entbrannte der kaum bezwungene Haß gegen den Bruder, und die erste Gelegenheit, seine alten verbrecherischen Pläne aufzunehmen, ergriff er mit Hast. Je erbitterter sein Gemüth war, desto unbedachter folgte er einem täuschenden Schimmer der Hoffnung und ließ sich von ihm in das Verderben verlocken.

Unzufriedenheit herrschte seit längerer Zeit, wie Heinrich erfuhr, unter den königlichen Vasallen und Dienstleuten, welche in den östlichen Grenzen Sachsens angesiedelt waren und unter dem Befehl des Markgrafen Gero standen. Unausgesetzt mußten sie im Kriege gegen die Wenden stehen: dieser Krieg war mühevoll und legte viele Entbehrungen auf, und doch fielen die Belohnungen meist kärglicher aus, als man erwartete, da der Tribut von den empörten Wenden nicht regelmäßig beizutreiben war, so daß Gero oft selbst in die größte Noth gerieth. Man verweigerte endlich dem Markgrafen offen den Gehorsam und beschwerte sich bei dem König über seine Strenge und Kargheit. Als sich dieser wie billig des treuen Dieners annahm, wandte sich sofort der Unmuth der Mißvergnügten auch gegen ihn selbst. Kaum wurde dies Heinrich bekannt, so nährte er durch Geschenke und Versprechungen die Unzufriedenheit. Boten liefen hin und wieder, und nach kurzer Zeit standen viele streitbare Männer mit ihm im geheimen Bunde. Heinrich befand sich wiederum an der Spitze einer weit durch Sachsen verbreiteten Verschwörung.

Auch an anderen Orten hatte der König Feinde, die sich jetzt abermals an Heinrich anschlossen. So wurde selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz, der doch kurz zuvor die Gnade des Königs erfahren hatte, der Mitwissenschaft um einen Anschlag beschuldigt, der gegen das Leben des Königs gerichtet war. Bei dem nächsten Osterfeste (941), welches der König in dem östlichen Sachsen zu feiern beabsichtigte und wo auch

Heinrich sich einstellen sollte, gedachte man den älteren Bruder, den man im offenen Felde nicht zu besiegen vermochte, durch Mord aus dem Wege zu räumen, um den jüngeren auf den Thron zu setzen. So verderbte die Herrschsucht die Seele Heinrichs, eines jungen und sonst edler Regungen fähigen Fürsten, daß er nicht einmal vor dem Brudermord zurückschauderte.

Gott schützte den König auch hier. Der höllische Plan blieb lange im Dunkeln, wurde aber zuletzt doch verrathen. Die Verschworenen sammelten sich zu Quedlinburg um den König, der schon ihre Absicht kannte, aber durch die Schrecken des Gerichts die Würde des Festes nicht beeinträchtigen wollte. Ruhig feierte er Ostern in gewohnter Weise, nur ließ er sich Tag und Nacht von getreuen Vasallen umgeben. Erst als die festlichen Tage vorüber waren, wurden die Verschworenen, welche die Vorsichtsmaßregeln des Königs bereits mit Besorgniß erfüllt hatten, zusammt ergriffen. Mehrere von ihnen fanden den verdienten Tod nach dem Gesetz durch Henkershand; Andere wurde mit Verbannung und Einziehung ihrer Güter bestraft. Erzbischof Friedrich reinigte sich von dem auf ihm ruhenden Verdacht, indem er vor allem Volk zum Beweise seiner Unschuld das Abendmahl nahm. Heinrich rettete sich durch die Flucht; Niemand wußte einige Zeit, wo er lebte.

Der scheußliche Anschlag war mißglückt, und bald dankte wohl Heinrich selbst auf das Innigste Gott, daß er das Leben des Bruders geschützt hatte. Denn in diesen Tagen bitterster Noth fand endlich die Reue Eingang in Heinrichs Seele. Er stellte sich in Person dem Bruder, als dessen Gemüth durch die Bitte der Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Otto verzieh auch diesmal. „Du hast meine Gnade nicht verdient," sagte er zu ihm, „da du aber dich demüthigst, will ich kein Leid dir zufügen." Er ließ ihn nach der königlichen Pfalz zu Ingelheim am Rhein bringen und dort streng bewachen. Aber unerträglich waren dem Jüngling, dem königliches Blut in den Adern rollte, die enge Haft und die Strenge der Wächter; ihnen zu entgehen schien ihm kein Schritt zu gewagt. Heimlich bei Nacht, von einem Geistlichen unterstützt, verließ er das Gefängniß und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome in der Frühe des Christtags die himmlischen Lieder den König umtönten, sah er seinen Bruder im härenen Gewande mit entblößten Füßen sich vor ihm auf den eisigen Boden werfen; abermals hörte er aus seinem

Munde, und diesmal aus tiefster Seele, die Bitte um Gnade. Noch hallte in Ottos Herzen der Gesang der Himmlischen wieder: „Friede auf Erden!" — und so verzieh er auch diesmal dem Bruder und tilgte ganz dessen Schuld, obwohl er ihm nach dem Höchsten, was ihm Gott verliehen, nach seiner Krone, ohne vor irgend einem Frevel zurückzubeben, gestanden hatte. Der König erhob seinen Bruder vom Boden und gab ihm die Freiheit.

Dieser Weihnachtstag des Jahres 941 war das schöne Versöhnungsfest Ottos und Heinrichs: von diesem Tage an haben sie wahrhaft wie Brüder gelebt, und man hat nachher gesungen und gesagt von ihrer Liebe und Eintracht. Heinrich schien seitdem völlig umgewandelt, seine Herrschsucht wurde mindestens Otto gegenüber zur tiefsten Ergebenheit; es war als ob er sein ganzes Bestreben nur dahin richte, die Absichten seines Bruders zu unterstützen und den Willen desselben zu erfüllen. Jetzt gediehen auch seine bedeutenden Gaben dem Vaterlande zum Heil, die vorher so viel Unsegen über dasselbe verbreitet hatten. Große Vergehen suchte er durch große Verdienste im Herzen des Bruders vergessen zu machen. Fortan wollten die Brüder stets Ein und Dasselbe, und man hat bald gemeint, es sei als ob sie zusammen das Reich regierten.

9.

Befestigung der königlichen Gewalt.

Die Stürme, welche die Herrschaft Ottos und mit ihr die Einheit des Reichs bedrohten, hatten ausgetobt; ruhigere Zeiten traten ein, in denen auf friedliche Weise für die festere Einigung der deutschen Stämme zu einem Volke sich wirken ließ. Die königliche Macht erhob sich wieder in den deutschen Ländern, ihres Namens und ihrer Bedeutung würdig, über alle anderen Gewalten, und mit je festerer Hand der junge König die Zügel des Regiments führte, desto enger schürzten sich die Bande der deutschen Stämme, desto mehr erstarkte der Glaube an die Dauer des einigen Reichs.

Es war ein neues Reich, das Heinrich und Otto begründet hatten, aber es knüpfte doch, wie wir wissen, an jenes fränkische an, von dem es auch den Namen beibehielt. Hatte sich schon Heinrich als den unmittelbaren Nachfolger der Karolinger betrachtet, so that dies Otto noch in bei weitem höheren Maße. An dem Kaisersitz Karls des Großen hatte er sich huldigen und krönen lassen; die volle Regierungsgewalt der fränkischen Könige sah er gleichsam als eine Erbschaft an, die ihm mit seiner Erhebung zufiel. Niemals hat er gewiß daran gezweifelt, daß die Capitularien Karls und seiner Nachfolger noch in voller Rechtskraft beständen, wie er denn nach fränkischem Recht den Hochverrath und Landfriedensbruch mit dem Tode bestrafte. Wenn aber auch die Capitularien als allgemeines Reichsrecht galten, so konnte ihre Anwendung doch nur eine sehr freie sein. Denn wie hatten sich doch gerade die Verhältnisse, welche die Capitularien besonders in das Auge faßten, so völlig geändert! Die Beschickung der einzelnen Theile des Reichs durch Königsboten hatte aufgehört, die Immunitäten, d. h. die gefreiten Besitzungen der Kirche und der weltlichen Großen, hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen, das Vasallenthum war zu einer selbstständigeren Stellung gediehen, die Grafen standen durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner als früher, die Wehrkraft des Volkes endlich beruhte schon mehr in dem Vasallenheer als in dem Heerbann. Die Capitularien hätten einer vollständigen Revision unterworfen oder doch vielfach ergänzt werden müssen, um sie den neuen Verhältnissen anzupassen.

Für die ganze weitere Entwickelung des Reichs ist es nun von den wichtigsten Folgen gewesen, daß weder das Eine noch das Andere erfolgte. Denn nicht durch viele neue und am wenigsten durch geschriebene Gesetze herrschte der Sachse. Wahrlich kein blinder Zufall ist es, daß so Weniges von geschriebenem Recht aus jener Zeit vorliegt. Es ist ein scharfes Kennzeichen dafür, wie das neue Reich sich mehr auf rein deutscher Grundlage erbaute, daß das geschriebene Reichsrecht sogleich durch das Gewohnheitsrecht zurückgedrängt wurde und jenes sich bald nur so weit noch behaupten konnte, als es bereits in Fleisch und Blut des Volkes eingedrungen war; galt doch selbst noch in einer späteren Zeit, wo das geschriebene Recht wieder zu größerer Geltung kam, der Grundsatz, daß das Reich mehr nach dem alten Brauche der Väter als nach geschriebenen Gesetzen regiert werde. Und wie mit den Capitularien, erging es mit den geschriebenen Volksrechten; auch sie, dem Volke

schon wegen der Sprache fremd, kamen allmählich in Vergessenheit. Ueberall trug das ungeschriebene Herkommen den Sieg über das geschriebene Gesetz davon. Gewohnheit und Sitte wurden wie in den öffentlichen, so auch in den Privatverhältnissen abermals die wichtigsten Quellen des Rechts. Nur im Sinne und Herzen des Volkes lebte das Recht der Vorfahren fort, und wie es hier tiefe Wurzeln schlug, trieb es aus sich selbst frische Sprossen und verjüngte sich immer von Neuem.

Alles Gericht wurde damals noch öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzoge, das Gericht an den Malstätten der Gaue die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Herren oder ihre Vögte und Meier; dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter das Urtheil sprach, sondern die rechtskundigen Schöffen von vollfreier Geburt es fanden und der Umstand, d. h. die dem Gericht außer den Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihren Spruch belobten oder tadelten, so bildeten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den anderen Gerichten aus; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Männern aus dem Stande der Parteien umgeben, und überall nimmt das Volk noch an der Verhandlung einen unmittelbaren Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das unverstanden über dem Volke und seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge zu befreien sucht, sondern mit Sitte und Herkommen waren beide innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volkes innerlichst verwachsen. So entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen frei in der größten Mannigfaltigkeit.

Die Einwirkung des Königs auf die Rechtsentwicklung mußte unter diesen Umständen eine sehr beschränkte sein. Nur wenn das Gewohnheitsrecht unsicher war, wurde die Entscheidung des Königs mit Nothwendigkeit gefordert. Waren die Schöffen in ihrer Mehrheit des Rechts nicht weise oder wurde ihr Spruch angefochten, so mußte die Sache an ein anderes Gericht und, fand sich sonst nirgends Rath, zuletzt an den König gebracht werden. Aber selbst dann entschied er nicht nach eigener Willkür, sondern bestellte Schöffen, um unter seinem Vor-

sitz das Urtheil zu finden. Waren auch sie des Rechts nicht weise, so war es Sitte, Schiedsrichter zu ernennen, die aus freier Willkür eine Entscheidung trafen. Wie widerwillig aber Otto zu dieser Auskunft schritt und lieber einen anderen Ausweg vorzog, zeigt eine Streitfrage, die auf dem Reichstage zu Steele im Jahre 938 verhandelt wurde.

Man stritt darüber, ob wenn ein Erblasser neben Söhnen auch Enkel von bereits verstorbenen Söhnen hinterließe, die Letzteren in die Stelle ihrer Väter träten und so mit ihren Oheimen erbten oder nicht. Ursprünglich hatte das deutsche Recht die entfernteren Glieder der Sippe, so lange nähere am Leben waren, ausgeschlossen, doch waren schon unter den Merovingern in Austrasien zu Gunsten der Enkel in diesem Falle besondere Bestimmungen getroffen worden; seitdem scheint das neue Recht mit dem alten gekämpft zu haben. Man verlangte jetzt eine Entscheidung von Otto, und dieser legte die Sache dem auf dem Tage zu Steele versammelten Volke vor. Man beschloß hier die Sache solle durch Schiedsrichter entschieden werden. Aber Otto wollte nicht, daß angesehene und erfahrene Männer durch einen Spruch, der mit Nothwendigkeit vielfache Interessen verletzte, einer übeln Behandlung ausgesetzt würden: deshalb wies er den Beschluß der Versammlung zurück und stellte die Entscheidung der Allweisheit Gottes anheim. Durch einen Kampf, in dem man Gottes Gericht sah, beschloß er die Frage zum Austrag zu bringen. Im Kampfe siegten die Streiter für die Enkel, und es wurde demnach gesetzlich für ewige Zeiten bestimmt, daß die Enkel in die Stelle ihrer verstorbenen Väter treten und mit den Oheimen das Erbe theilen sollten. So ist es denn auch meist nachdem in den deutschen Ländern gehalten worden, obwohl an vielen Orten sich die uralte Sitte zum Nachtheile der Enkel später von Neuem festsetzte.

In einer Zeit, die Himmel und Erde so fern von einander gerückt hat, wie man in jenen Tagen sie nahe verband, hat man Ottos Verfahren in dieser Sache vielfach als ungeschickt und barbarisch gescholten *): aber doch war durch und durch deutsch, daß er jede willkürliche Ent-

*) Justus Möser, ein deutscher Mann, wie es wenige gegeben hat, ein Mann zugleich von altsächsischer Art und Sitte, hat Ottos Beweggründe zu würdigen gewußt; er bewundert es als ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe und des großen Gefühls von Ehre, daß Otto so und nicht anders handelte. Patriotische Phantasien. IV. S. 153.

scheidung eines Rechtsgrundsatzes abwies, wie es tief in seiner sächsischen Natur beruhte, daß er die Entscheidung gerade durch den Kampf wählte. Sahen die Germanen von jeher im Zweikampfe ein Gottesurtheil, so hatte diese Vorstellung sich besonders bei den Sachsen erhalten. Es konnte damals und noch später jeder freie Sachse, wenn er das Urtheil der Richter gescholten hatte, zu dem Könige ziehen und dort selbst sieben seiner Genossen gegen andere sieben seine Sache im Kampfe durchfechten; eben so diente den Sachsen häufig der gerichtliche Kampf als Beweismittel, um die Ungerechtigkeit einer Beschuldigung oder die Wahrheit einer Behauptung darzuthun. Otto handelte also in dem Sinne und nach den Vorstellungen seines Volkes sowohl in diesem Falle, wie in einem späteren, wo er den gerichtlichen Zweikampf in Italien gegen die bereits erstorbene Sitte gesetzlich wieder einführte und dadurch viel dazu beitrug, daß derselbe sich in der Folge über das Abendland abermals weiter und weiter verbreitete. Wie man jetzt auch über das Kampfgericht denken mag, die häufige Anwendung desselben zu jener Zeit beweist, daß man lieber sein gutes Recht dem allmächtigen Gott als der Willkür der Menschen anheim stellte und daß selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansah. Wo Sitte und Herkommen das Recht nicht wiesen, unterstellte man sich dem Urtheil des Weltrichters.

So wenig Einfluß der König hiernach auf die Rechtsbildung und Rechtsentwicklung in seinem Reiche hatte, so sehr sah man es dagegen als seine Aufgabe an, darüber zu wachen, daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemandem Gewalt thäten. Je geneigter die Zeit zu Gewaltthaten war und je freieren Spielraum der Mangel des geschriebenen Rechts dem Frevler ließ, desto mehr bedurfte das Recht des starken Schutzes der königlichen Macht. Unaufhörlich saß der König selbst zu Gericht, sei es um über Reichsfürsten und Reichsvasallen zu richten, sei es weil seine Hülfe von niederen Leuten angerufen wurde. Die Sicherung der althergebrachten Rechte, die Wahrung des Landfriedens, der Schutz der Kirche und der Hülflosen wurden nächst der Kriegsführung als die wichtigsten und wesentlichsten Pflichten des Königs angesehen. Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen alle die einzelnen Rechte und Befugnisse, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über die Vasallen, über die Gesammtheit des Volkes übte.

Ueber den Umfang der königlichen Rechte war des Streits nicht

wenig, aber innerhalb des der Reichsgewalt einmal eingeräumten Gebiets waltete der König in freier Macht nach eigener Entschließung, ohne irgend durch hemmende Fesseln und Formen beschränkt zu sein. Wir finden keine regelmäßigen Reichs- und Kirchenversammlungen mehr, wie in den Zeiten der Karolinger, die Ordnungen des Hofes verlieren ihre strenge Geschlossenheit, der Staatsrath verschwindet; auch die Provinzialverwaltung wird eine ungebundenere, da an die Stelle der Königsboten neben die Herzoge und Pfalzgrafen in gewissem Sinne der König selbst tritt. Die ganze Regierung Ottos trägt, wie schon die seines Vaters, einen vorwiegend persönlichen Charakter, und so eng sich sonst die Ordnungen des neuen Reichs an die des fränkischen anschlossen, zeigte sich doch auch in dieser freieren Stellung der königlichen Person eine Rückkehr zu dem altgermanischen Wesen. Nach freier Wahl zieht der König Männer seiner Gunst und seines Vertrauens an seinen Hof, mit denen er die Angelegenheiten des Staates beräth und entscheidet. Aus ihrer Mitte erwählt er seine Grafen und Bischöfe; ihnen ertheilte er nach ihren Verdiensten um das Reich und seine Person die erledigten Reichslehen; sie erhalten die ausgedehntesten Privilegien oft in Anerkennung der allerpersönlichsten Dienste. Der König erscheint inmitten dieser seiner Großen fast nicht anders, als ein alter Gefolgsherr unter seinen Mannen.

Die Reichsverwaltung hat keinen anderen festen Mittelpunkt, als unmittelbar in der Person des Königs; der Hof selbst hat keine bleibende Stelle. Wo der König weilt, da ist das Reichsregiment und der Hof. Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der goldenen Aue aufhielt, so finden wir ihn doch selten lange dort rasten. Ueberall durch das weite Gebiet seiner Herrschaft lagen seine Pfalzen zerstreut, und von einer Pfalz zieht er zur anderen. Sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen, und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht; wo ein Feind an den Grenzen droht, wo sich ein Aufruhr regt, wo eine gewichtige Entscheidung in Staat und Kirche zu treffen ist, ist er selbst sogleich zur Stelle. Ein unruhiges und unstätes Dasein hat er so zu führen, aber dies rastlose Wanderleben, das die Person des Königs allen Stämmen gleich nahe bringt, hat unfraglich viel dazu beigetragen, die Einheit des Reichs zu befestigen.

Einen besonderen Glanz pflegte der König um seine Person an

den hohen kirchlichen Festen zu entfalten, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da strömten die hohen geistlichen Würdenträger an seinen Hof und gaben durch ihre Gegenwart der heiligen Festfeier eine besondere Weihe; mit reichen Geschenken kamen die Herzoge und Grafen zu ihrem Lehnsherrn und beeiferten sich ihre Ergebenheit ihm an den Tag zu legen; abhängige Fürsten der umwohnenden Völker brachten Tribut dar und beugten ihr Haupt dem gefürchteten Oberherrn; Gesandte befreundeter Könige erschienen von nahe und fern und fesselten durch die seltenen Gaben, die sie dem Könige zu Füßen legten, wie nicht minder durch ihre fremde Sitte und Sprache die Aufmerksamkeit der herbeieilenden Menge. Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe, wo er auch weilen mochte. Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage. Viel Kurzweil wurde getrieben, aber man erwog auch die ernstesten Dinge, und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Ueber Krieg und Frieden wurde entschieden, Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, Bischöfe und Grafen ernannt, neue Belehnungen und Privilegien ertheilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde.

Indem der König die an den hohen Festen ihn gerade umgebenden Großen über die wichtigsten Reichsgeschäfte zu Rathe zog, traten die Hoftage gewissermaßen an die Stelle der Karolingischen Reichstage: aber Alles hatte den freiesten, ungebundensten Gang, und viel fehlte daran, daß die festen Formen jener Reichsversammlungen auf die Hoftage übergingen. Mehr mochte sich von diesen Formen auf den allgemeinen Reichstagen erhalten haben, zu denen zuweilen die Großen aus allen deutschen Ländern berufen wurden. Aber nur wenn es sich um einen langwierigen Kriegszug, um wichtige Rechtsbestimmungen oder die Ordnung der Nachfolge im Reiche handelte, scheinen sie zusammengetreten zu sein, und auch dann wurden die Verhandlungen, wie wir glauben müssen, nicht aufgezeichnet; mindestens sind keine Reichstagsverhandlungen aus jener Zeit auf uns gekommen. Wir wissen daher auch wenig oder Nichts von der Weise, wie die Berathungen geführt sind. Häufiger traten dagegen auf den Befehl des Königs entweder in einzelnen deutschen Ländern oder im ganzen Reiche Kirchenversammlungen zusammen, die bei dem geistlich-weltlichen Charakter der Herrschaft nicht selten auch über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathen hatten oder mit Reichs- und Hoftagen verbunden wurden. Der König pflegte dann gewöhnlich selbst in

der Mitte der Bischöfe zu erscheinen und hatte auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß. Hier herrschten strengere, durch das Herkommen geheiligte Formen der Berathung, die Verhandlungen wurden aufgeschrieben und sind uns zum Theil noch erhalten.

Obwohl sich das königliche Regiment innerhalb der ihm eingeräumten Grenzen mit einer großen Freiheit bewegte, war Ottos Königthum doch nichts weniger als unbeschränkt. Denn je unbestimmter die Grenzen der königlichen Gewalt noch waren und je weiter sie der hochstrebende Fürst auszudehnen suchte, um so mehr suchten die widerstrebenden Elemente sie zu verengen. Das Gefühl für die Einheit des Reichs war im Volke doch bei weitem nicht so lebendig, wie das noch vor Kurzem so mächtig wieder erwachte Stammesinteresse, das seiner Natur nach einer starken Reichsgewalt widerstrebte; der hohe weltliche Adel trachtete nach der Erblichkeit seiner Lehen und nach einer völlig selbstständigen Gewalt in seinem großen Besitz; die Geistlichkeit, wenn sie auch zeitweise sich eng an die Krone anschloß, um sich vor den Gewaltthaten des Adels zu retten, hatte doch ihre hierarchischen, der Reichsgewalt feindlichen Ideen keineswegs aufgegeben, und ob sie schon von dem Versuch den Staat von sich abhängig zu machen für den Augenblick abstehen mußte, verlangte sie doch eine möglichst unabhängige Stellung in Bezug auf ihre geistlichen, wie ihre weltlichen Gerechtsame — überall mußte ein König, der mit der Reichsgewalt Ernst machte, auf die größten Hemmnisse stoßen.

Da keine Staatsverträge die gegenseitigen Rechte des Königs und der Reichsstände, der Kirche und des Staates feststellten, war es kein Rechtsstreit, den der König hier mit dem Adel und der Geistlichkeit führte, sondern lediglich eine Machtfrage, die zwischen ihnen stets in der Schwebe blieb und die weder durch geistige Waffen noch durch Gewalt zur letzten Entscheidung gebracht werden konnte. Denn nachdem Adel und Geistlichkeit unter den letzten Karolingern eine nur zu große Bedeutung gewonnen hatten und das Erbreich anerkanntermaßen ein Wahlreich geworden war, konnte es der Reichsgewalt nicht mehr gelingen, die geistliche und weltliche Aristokratie in das frühere Dienstverhältniß zurückzubringen; beide hatten vielmehr eine vom Königthum unabhängige Machtstellung errungen, aus der sie niemals mehr ganz sich verdrängen ließen. Aber andererseits hatte doch auch die Noth der Zeit den deutschen Völkern gezeigt, daß sie ohne eine gesicherte Königsherrschaft die sichere Beute ihrer Feinde seien: das Königthum war

also als eine Nothwendigkeit von Neuem erkannt worden, und noch mehr dadurch als durch den großen Sieg über die Herzoge war seine Zukunft gesichert. Der Widerstreit der Interessen, der Kampf um die Grenzen der gegenseitigen Rechte ließ sich daher zwischen der Krone und dem Adel, zwischen der Reichsgewalt und den lokalen Mächten niemals endgültig schlichten, sondern mußte sich nach der ganzen Lage der Dinge verewigen.

Otto stand Anfangs in diesem Kampfe nicht in der günstigsten Stellung. Außer den Kräften, welche ihm Sachsen darbot, waren die Hülfsmittel des Reichs nicht so sehr in seinen, wie in den Händen seiner Gegner; er fand seine Widersacher gerade in denen, die seine Diener und die Vollstrecker seiner Befehle sein sollten; die hohen Würdenträger, die vornehmsten Beamten des Reichs selbst waren es, in denen sich der Widerstand des Adels zusammenfaßte. Diese Beamten waren zugleich mächtige Herren mit eigenem Besitz und großem Reichthum, auf deren Gütern zahlreiche Hintersassen und Hörige wohnten; in ihren Vasallen und Ministerialen besaßen sie ein großes Kriegsgefolge und verfügten ohne große Schwierigkeiten über alle Streitkräfte ihrer Amtsbezirke; überdies waren sie es vornehmlich, welche die Krone dem Könige gegeben hatten und nach seinem Tode wieder über dieselbe geboten. Sehr ähnlich war die Stellung der Geistlichkeit dem Könige gegenüber, und außer anderen Vortheilen ihres Standes besaß sie in dem geheiligten Ansehen desselben eine furchtbare, fast unwiderstehliche Waffe.

Karl der Große hatte die Macht des Adels durch Hebung des freien Standes zu beschränken gesucht; seine Bestrebungen waren ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, und unmöglich war es für Otto, zu demselben Mittel zu greifen. Denn die Zahl der mittleren und kleinen freien Gutsbesitzer schmolz sichtlich auch in den deutschen Ländern. Wenn die alte Gauverfassung auch erhalten war und sich noch länger erhielt, wurde doch die Ausdehnung der Immunitäten immer größer und größer; die Kriegsmacht des Reichs beruhte gar nicht mehr überwiegend auf dem Heerbann, sondern auf den berittenen Vasallenschaaren, und König Heinrich selbst hatte eine Gestaltung des Kriegswesens angebahnt, welche die alte Volksfreiheit eher schwächen als kräftigen mußte. Was man damals das Volk nannte, war doch schon vorzugsweise der waffentragende Theil der Bevölkerung, jene Klassen, welche der Lehnsverband umfaßte. In dem Stande der niederen Freien war Otto also kein

ausreichender Schutz mehr gegen den Adel gegeben: es blieb ihm vorläufig kaum ein anderes Mittel, seine königliche Macht zu behaupten, als seine Gegner in ihren Interessen zu spalten, den Adel durch den Adel, die Geistlichkeit durch die Geistlichkeit zu bekämpfen. Nur durch Bildung einer starken, ganz mit dem Königthum verwachsenen Partei unter Adel und Klerus ließ sich, wie es schien, die Macht der Krone halten und heben.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reichs und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen vorzüglich an das Herzogthum an. Alle provinziellen und lokalen Interessen, so tief in dem deutschen Wesen wurzelnd, waren dem Herzogthum verbündet, nicht minder alle Elemente des Adels, die nicht unmittelbaren Vortheil oder Gewinn an Ehre im Dienste des Königs fanden; selbst die hohe Geistlichkeit trug jetzt, wie sich zeigte, wenig Bedenken sich dem lange befehdeten Herzogthum zu nähern, wenn sie königlicher Uebermacht entgegentreten zu müssen meinte. Daher war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung das Herzogthum einnehmen würde, nachdem es im Jahre 939 eine so gewaltige Niederlage erlitten hatte.

Der wiederholte Aufstand der Herzoge hatte dem Könige gleich im Anfange seiner Regierung hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit jener Fülle der Selbstständigkeit, die Heinrich den Herzogen eingeräumt hatte, nicht dauernd bestehen könne: es war deshalb nicht anders zu erwarten, als daß Otto seinen Sieg benutzen würde, um eben so die königliche Macht zu erweitern, wie die der Herzoge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrads zurückzukehren, dazu besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen beruhte. Aber er konnte das Herzogthum durch sein persönliches Auftreten in den deutschen Ländern verdunkeln und zurückdrängen, dasselbe in seinen Befugnissen beschränken, seine Selbstständigkeit durch die Belehnung ihm auf das Engste verbundener Männer mindern, und keinen Augenblick nahm er Anstand alle diese Wege zu betreten.

Nur in Franken hob Otto, wie wir sahen, das Herzogthum völlig auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Es mußte für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit sein, den Stamm, der so lange die Herrschaft über die deutschen Länder geführt hatte und der so stolze Erinnerungen

nährte, ohne einen selbstständigen Führer zu lassen. Aber nur dadurch wurde ihm die Aufhebung dieses Herzogthums möglich, daß er die noch lebenden Glieder der Konradinischen Familie ganz in sein Interesse zog und die anderen aufstrebenden fränkischen Großen nach anderen Seiten beschäftigte. Die übrigen Herzogthümer blieben bestehen, aber davon war freilich keine Rede mehr, daß die Herzoge die wichtigsten Rechte des Königs selbstständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn, daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte; der Herzog von Baiern verlor jenes einst ausdrücklich bedungene Recht, die Bischofsstühle in seinem Lande zu besetzen. Ueberdies wurden in allen Provinzen mit Ausnahme Frankens nach und nach Pfalzgrafen bestellt. Sie dienten zur Beaufsichtigung der Reichsgüter, zur Ueberwachung der Reichseinkünfte und waren zu dem Ende mit besonderen richterlichen Befugnissen ausgestattet. Ihr Amt entsprach vielfach dem der Grafen, aber es erstreckte sich nicht auf einzelne Bezirke, sondern gleich dem Herzogthum auf ein ganzes Stammgebiet. Aber hier erscheinen sie vorzugsweise als die Vertreter des Reichs gegenüber den provinziellen Interessen, welche der Natur des Herzogthums nach dieses immer beherrschten. War der Pfalzgraf einst im Mittelpunkt der Monarchie der Beistand und Vertreter des Königs im höchsten Gericht gewesen, so wurde er jetzt der Hüter der königlichen Rechte in den einzelnen Ländern, die sich aus dem Ganzen gelöst und dann wieder zusammengeschlossen hatten, ohne deshalb ihre Selbstständigkeit ganz zu verlieren. Es lag in der Natur dieses Reichsamts, daß es die herzogliche Gewalt einschränken mußte. Nur deshalb scheint Franken keine besondere Pfalzgrafschaft gehabt zu haben, weil dort kein selbstständiges Herzogthum mehr bestand.

Vor Allem aber war der König bedacht ihm ganz ergebene Männer mit der herzoglichen Gewalt zu bekleiden. Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbrecht, theils auf Volkswahl beruhe, so nahm Otto von Anfang an die freie Besetzung desselben als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch und hat es niemals geduldet, daß ihm dies Recht bestritten werde. So verlieh er im Jahre 938 das Herzogthum Baiern, sodann Lothringen nach eigener Wahl, und wesentlich in gleicher Weise verfuhr er in der Folge, wenn er auch später gegen Erbansprüche größere Schonung übte.

Der Herzog Otto von Lothringen starb im Jahre 944, bald dar-

auf der junge Heinrich, Giselberts Sohn. Das Land bedurfte eines neuen Herzogs, und der König sah sich unter seinen Großen um, wem er die Obhut über das unruhige Volk anvertrauen könnte. Seine Wahl fiel nicht auf einen Lothringer, sondern einen Franken, auf jenen Konrad den Rothen, der ihm im Kampfe gegen die Herzoge so wichtige Dienste geleistet hatte und damals der Erste in seiner Gunst war. Es lag etwas Trotziges in der Art dieses Mannes; aber es war der Trotz, der begabten Naturen nicht selten eigen ist und oft ein Zeichen inneren Werthes scheint, den man am leichtesten verzeiht, wenn er mit so viel Mannhaftigkeit und Klugheit sich paart, wie sich in Konrad fanden. Im Lager und daheim galt er viel bei seinen Genossen; denn er war umsichtig im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte. Wenn Einer, schien er der Mann, dies unruhige Volk der Lothringer zu bändigen; überdies stießen seine Grafschaften am Rhein und an der Nahe unmittelbar an das Lothringerland. Konrad erfüllte auf das Beste die in ihn gesetzten Hoffnungen; er beruhigte bald das weite ihm übertragene Gebiet und stieg dadurch so hoch in der Gunst des Königs, daß dieser ihm vier Jahre später seine Tochter Liutgarde, als sie zu mannbaren Jahren heranreifte, zur Ehe gab.

Im Jahre 947 wurde auch in Baiern das Herzogthum abermals erledigt. Am 23. November starb Herzog Berchthold, nachdem er treue Dienste dem sächsischen Hause geleistet und die Ungarn, als sie Baiern abermals angegriffen, bei Wels an der Traun (12. August 943) tapfer zurückgeschlagen hatte. Er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, dem Otto das Herzogthum nicht übertragen wollte. Da verwandte sich Mathilde, die königliche Mutter, für ihren unglücklichen Sohn Heinrich; sie bat den König, er möchte nun seines Bruders gedenken, der so unsägliche Leiden erduldet. Otto gewährte ihre Bitte, und Heinrich, der ohnehin durch seine Gemahlin Judith, die durch Schönheit und Geist glänzende Tochter Herzog Arnulfs, dem Baiernlande nicht fern stand, wurde mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnt. Abermals wurde eine bedeutende Macht in seine Hände gelegt, die so oft frevelnd nach der Krone getrachtet hatten. Aber nie hat es Otto zu beklagen gehabt, nie täuschte Heinrich fortan das Vertrauen des Bruders. Heinrich stand noch in den Jünglingsjahren, und seine Seele dürstete nach Thaten; er verlangte danach dem Namen seines großen Vaters Ehre zu machen

und jene großen Fehle gegen den Bruder in Vergessenheit zu bringen, deren man nur zu gut noch in den deutschen Landen gedachte. Jetzt fand er die Stelle, wo er seine Thatkraft im löblichen Streben bewähren konnte; gegen die Feinde des Reichs innen und außen stand er, ein unermüdlicher Kämpfer, stets auf der Wacht. „Die Eintracht der Brüder," sagt Widukind, „wurde bald auf dem ganzen Erdkreis gepriesen; einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und herrschten sie über ihr Volk."

So änderte sich freilich die Stellung der Herzoge bedeutend. Wenn sich auch das Herzogthum und mit ihm die Besonderheit der deutschen Länder unter dem Königthum erhielt, so waren doch jene alten Nationalherzoge nicht mehr, die aus den einzelnen Stämmen selbst hervorgegangen als Vertreter derselben sich der Krone halb gezwungen, halb freiwillig unterworfen hatten. Die Herzoge dieser Zeit gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, gar nicht oder nur durch ihre Frauen an und waren fast alle von dem neuen Könige eingesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war. Ueber Lothringen und das Schwabenland herrschten fränkische Männer, während Franken selbst unter dem Könige aus sächsischem Blut stand und über Baiern sein Bruder waltete. Nur in Sachsen hatte sich das alte Stammesherzogthum ungeschwächt erhalten und zur königlichen Gewalt über alle deutschen Länder erhoben, sonst erscheinen die Herzoge überall wieder mehr als Beamte des Königs, als daß sie eine selbstständige Gewalt neben ihm besessen hätten. Nun erst ließ sich in Wahrheit wieder von einem Reiche in dem Sinne sprechen, wie es einst die Franken besessen hatten.

Irrig wäre es zu glauben, daß die Bedeutung des Herzothums deshalb eine geringe und die Kraft desselben völlig gebrochen gewesen sei. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet verliehene Gewalt noch immer so umfassend, daß man geradezu sagte: er regiere das Land. Er stand in demselben an der Spitze des ganzen Kriegswesens, hatte die Sorge über den Landfrieden, hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Aebte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, welches meist ohnehin der Herzog besaß, pflegten ihm große Reichslehen mit dem Herzogthum ertheilt zu werden; auch erhielt er gewöhnlich in seinem Herzogthum mehrere Grafschaften von Bedeutung.

So war er mit Rechten und Lehen ausgestattet, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten. Aber wichtiger noch war, daß sich die mannigfaltigsten Stammesinteressen mit seiner Gewalt auch jetzt noch verbanden, und diese waren oft so stark und mächtig, daß sie selbst Männer, die dem Könige am nächsten standen, von ihm trennten. Es stand hier noch immer eine sehr bedrohliche Macht der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in anderen Kreisen noch keineswegs aller Widerstand gegen dieselbe beseitigt war und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm. Aber dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht gelangt, wie sie seit Menschenaltern kein Fürst im Abendlande besessen hatte.

König Heinrich hatte die Herzoge durch den Vasalleneid an sich geknüpft, und das Lehnsverhältniß, in welches die Führer der deutschen Stämme so zu ihm traten, schien eine Zeit lang allein die deutschen Länder zusammen zu halten. Auch Otto hatten, als er zu Aachen sich krönen ließ, alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, die Herzoge, Bischöfe, Grafen und Reichsvasallen als ihrem Lehnsherrn geschworen, und das Lehnsverhältniß regelte daher zunächst alle Beziehungen des Königs zu den geistlichen und weltlichen Fürsten seines Reichs. Als Lehen wurden regelmäßig die Herzogthümer und Grafschaften, die Bisthümer und Reichsabteien vom Könige verliehen. Wenn aber im Westfrankenreich das Vasallenthum bei der bereits vom Adel durchgesetzten Erblichkeit der Lehen zu einer die königliche Gewalt unendlich hemmenden Fessel geworden war und zu einem Verhältniß erwuchs, welches dem Könige mehr Pflichten auferlegte, als ihm Rechte gab, so faßte Otto dagegen die Stellung der großen Reichsvasallen zu ihm als ihrem Lehnsherrn, trotz alles Widerstrebens derselben, streng nach der ursprünglichen Bedeutung des Lehnsverbandes auf: er sah in diesen mächtigen Großen nur seine ihm zu besonderem Dienste verpflichteten Mannen. Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht an der Regierung des Reichs, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzoge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit dem Hirtenstab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und in keiner Noth ihn zu ver-

lassen: indem er nun diesen Eid nach seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als sie bei ihrem Lehen zu belassen, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs ihm eher fester verbinden als entfremden.

Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberlehnsherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in den deutschen Landen mit seiner Krone übertragen, und diese Krone gebe ihm über den Adel, wie über alle anderen Stände des Volkes Rechte der umfassensten Art, die nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begränzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besonderen Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Wortes und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt ausgebildet hatten.

Otto bedurfte bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei der großen Freigebigkeit, die seine Stellung ihm zur Nothwendigkeit machte, bei den vielen Umzügen und Heerzügen eines stets gefüllten Schatzes, und in der That standen ihm, sobald sich die Ordnung herstellte, sehr bedeutende Hülfsmittel zu Gebote. Neben dem Genuß eines sehr reichen Erbgutes hatte er die freie Verfügung über die gesammten Einkünfte der Krone, und so sehr diese auch durch die Schwäche der letzten Karolinger gemindert waren, boten sie nach Einführung eines strengeren Haushalts noch immer einen erheblichen Ertrag. Schon König Heinrich hatte, wie er überhaupt als ein guter Haushalter geschildert wird, die königlichen Einkünfte fester gehalten als andere Rechte des Reichs; unzweideutige Beweise liegen vor, daß er in Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in gleicher Weise über die Kammergüter verfügte, wie in Sachsen, doch scheinen unter ihm noch die Herzoge selbst mit der Erhebung der Reichseinkünfte in jenen Ländern betraut gewesen zu sein. Otto dagegen verband wohl in der Regel die Einziehung der königlichen Gefälle in den einzelnen Ländern mit den neu errichteten Pfalzgrafschaften, was für die Hebung der Reichseinkünfte manche

Vortheile darbieten mußte; in Franken, wo es keine Pfalzgrafschaft gab, wurden dieselben durch besondere königliche Beamten, Kammerboten genannt, eingetrieben und an den Fiscus abgeführt.

Die wichtigsten Einkünfte flossen aus dem Ertrage der großen, weit durch das ganze Reich zerstreuten königlichen Güter, die durch Ministerialen und Zinsleute bestellt und verwaltet wurden. Die mächtigen Königsforsten dienten wohl mehr der Jagdlust des Hofes, als sie eine ergiebige Geldquelle waren. Die Bergwerke, wie überhaupt die Gewinnung der Metalle, waren dem Könige vorbehalten und fingen bereits an sich einträglich zu zeigen; wir wissen, daß man zu Ottos Zeiten die ersten Silberadern in Sachsen im Rammelsberg bei Goslar entdeckte und in Anbau nahm. Die Friedensgelder und Bannbußen flossen noch zum Theil dem Fiscus zu, verminderten sich jedoch durch die Ausdehnung der Immunitäten, während die zahlreichen Confiscationen der letzten Zeit hauptsächlich dem Schatze zu Gute kamen. Die Zölle und Wegegelder, wie der Ertrag des Münz- und Marktrechts gehörten ursprünglich dem Reiche allein und waren noch immer bedeutende Einnahmequellen, obgleich Otto gerade mit diesen Gerechtsamen nach dem Vorbild der Karolinger am freigebigsten war und die geistlichen Herren zum großen Theil die Zölle, die Münz- und Marktgerechtigkeiten innerhalb ihrer Immunitäten für sich gewannen.

Eine gleichmäßige Reichssteuer gab es nicht. Es ist bekannt, welchen Widerwillen der freie deutsche Mann gegen jede Schatzung empfand; soweit seine Macht reichte, erwehrte er sich jeder Besteuerung, in der er eine Minderung seiner Ehre und Freiheit sah. War daher auch einst von den fränkischen Königen in ihren gallischen Ländern eine Kopf- und Grundsteuer erhoben worden, so hatte sie sich doch keineswegs über die Gegenden des Rheins und jenseits des Rheins erstreckt. Manche der unterworfenen deutschen Völker hatten dagegen den Merovingern einen Tribut gezahlt — wir wissen dies von den Alamannen, Thüringern und Friesen — aber dieser theils in Geld, theils in Naturalien abgetragene Tribut war später entweder erlassen oder an kirchliche Stiftungen vergabt worden. Zu Ottos Zeiten forderte die Kammer unseres Wissens nur noch von den Thüringern zu ihrem großen Verdruß einen Schweinezins. In der Grafschaft Chur war bisher dem Könige ein Geldzins gezahlt worden, aber alsbald schenkte ihn Otto dem dortigen Bisthum.

Viel bedeutender als diese vereinzelten Steuern waren die ursprünglich freiwilligen Abgaben, welche der König unter dem Namen von Ehrengeschenken nach alter Sitte empfing. Niemand pflegte sich ihm mit leeren Händen zu nahen; die geistlichen und weltlichen Großen brachten gemeinhin bedeutende Summen, um sich seine Huld zu gewinnen oder zu sichern. Es war hieraus mit der Zeit eine förmliche, oft sehr drückende Abgabe geworden, welche deshalb die reichen Abteien durch ein bestimmtes Abkommen regelten; so wissen wir, daß die Abtei Lorsch später gleich anderen jährlich hundert Mark Silber der Kammer zahlte. Nicht minder einträglich wurden, als Otto nach allen Seiten erobernd vordrang, die Tribute der unterworfenen Völker, die theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen wurden, und schon damals empfing er mindestens zeitweise von den Wenden und Slawen erhebliche Summen.

Nimmt man hiezu, daß der König selbst, sein Hof und seine Beamten überall frei beherbergt und bewirthet, daß ihnen aller Orten Vorspann und Fuhren unentgeltlich geleistet wurden, daß selbst bereits ausgethane Einkünfte des Reichs dem Könige, wo er Hof hielt, wieder nach dem alten Ausdruck ledig wurden, daß ferner die Ausrüstung und Unterhaltung der Heeresmacht fast ganz den Vasallen zur Last fiel und die sonstigen Bedürfnisse des Heeres beim Durchzug durch das Reich von den Unterthanen gestellt werden mußten, so begreift sich, daß Otto bei aller Freigebigkeit doch ein reicher König blieb, dem die Hülfsquellen zu den mannigfachen Unternehmungen, in welche ihn die Verhältnisse verwickelten, niemals versiegten. Es war dies von größter Wichtigkeit in einer Zeit, die bei geistiger Rohheit gerade auf den Glanz der äußeren Erscheinung einen übermäßigen Werth legte, und unter Verhältnissen, die den König nöthigten einflußreiche Männer durch bedeutende Vergabungen an seinen Thron zu fesseln. Ohne einen stets gefüllten Schatz hätte Otto die Einheit des Reichs und die Würde des königlichen Namens unter den Deutschen kaum aufrecht erhalten können.

Ein neues Reich war begründet, aber noch stand Alles im Uebergang und in der Gährung. Ueberall durchkreuzen sich die allgemeinen Interessen des Reichs mit den besonderen der einzelnen Länder und Stände, nirgends finden sich scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Gewalten gezogen, nirgends haben sich noch festere Formen für die neuen Verhältnisse ausgeprägt. Ziemlich regellos allerdings, aber doch

auf selbstständige Weise von innen heraus entwickelt sich das neuerwachte Leben des Volkes zu bestimmterer Gestaltung. Die eigenthümlichsten und mannigfaltigsten Lebensformen bilden sich in den höheren, wie in den niederen Kreisen des Staates aus; sie zeigen nicht immer einen Fortschritt gegen die Einrichtungen Karls des Großen, ja sie bezeichnen vielmehr zum guten Theil eine Rückkehr zu Zuständen, die bereits überwunden schienen, — die Mißachtung des geschriebenen Gesetzes rächte sich in allen staatlichen Verhältnissen schwer genug — aber sie entsprachen doch jedenfalls mehr dem Geiste des deutschen Volkes, wie sie frei aus ihm geboren waren.

Wo widerstrebenden Elementen so viel Raum bleibt sich zu entfalten, wie in diesem deutschen Reiche, können Reibung und Kampf nicht fehlen; einen langwierigen und überaus erbitterten Streit sehen wir daher sich zwischen den die Zeit beherrschenden Mächten entspinnen und die verschiedensten Wendungen gewinnen. Das Lehnswesen ringt mit der alten Volksfreiheit; die alte Gauverfassung wird von den wachsenden Immunitäten mehr und mehr aufgelöst; das Volksheer muß dem Ritterheer weichen. Ueberall erhebt sich der weltliche und geistliche Adel über die Masse des Volkes zu früher nie gekannter Bedeutung, und eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob die Magnaten die ganze Summe der Herrschaft an sich reißen würden. Aber dahin gelangten sie nicht; denn in dem Moment, wo sich Adel und Klerus in ihren Interessen trennten und über der Sicherung des eigenen Vortheils das Wohl des Ganzen verabsäumten, wo der Adel sogar die Einheit des Reichs zu lösen suchte und sich ganz den alten Stammesinteressen hingab, erhob sich von Neuem das fast beseitigte Königthum mit ungeahnter Energie.

Die ersten Regungen eines lebendigeren gemeinsamen Volksbewußtseins in den deutschen Stämmen und die sich aufdrängende Erkenntniß, daß sie in der Trennung allzumal eine Beute ihrer Feinde seien, waren es, die zur Herstellung des Königthums führten. Daher durchdringt sich die neue Reichsgewalt von Anfang an mit dem Gefühl für nationale Freiheit und Selbstständigkeit, wie mit der Erkenntniß, daß diese Güter nur durch eine engere Verschmelzung der deutschen Stämme zu sichern seien: so wirft sie sich alsbald in einen Kampf der gefährlichsten Art gegen alle Sonderbestrebungen des Adels, den sie siegreich besteht. Wenn nun auch die alte Volksfreiheit langsam ihrem

Untergange entgegengeht, die Erbschaft derselben fällt nicht dem Adel allein zu, er muß sie vielmehr guten Theils dem Königthum überlassen.

Ein Glück fürwahr für das deutsche Volk war es, daß sich gerade in der Zeit, wo das Lehnswesen im Kampfe mit der Volksfreiheit entschieden die Oberhand gewann, ein kraftvolles Königthum erhob, welches sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte und das Wohl der Gesammtheit, wie die allgemeinen Interessen der Nation scharf in das Auge faßte, welches den Uebermuth der Mächtigen brechen und den niederen Mann gegen Vergewaltigung schützen konnte. Hier war, während das Volk in schroff gesonderte Stände mehr und mehr auseinander fiel, mindestens wieder ein Anhaltpunkt für die Gesammtheit gegeben. Und wie anders hätte das aufkeimende Bewußtsein gemeinsamer Volksthümlichkeit unter den Deutschen erstarken können, da sich auf der einen Seite der Adel, sobald er sich als eine selbstständige Macht fühlte, ganz den provinziellen Interessen hingab, während auf der anderen Seite die Geistlichkeit stets von Neuem jenem Ideal einer theokratischen Universalmonarchie zustrebte, welches zu den nationalen Regungen im Gegensatz stand, — wie anders, als durch ein Königthum, wie es Otto unter den deutschen Stämmen aufrichtete?

10.

Herstellung und Erweiterung der Marken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des Reichs hatte König Heinrich vor Allem das Reich begründet, aber nach seinem Tode hatten die Feinde die Grenzen aufs Neue überschritten und kaum mindere Gefahren über die deutschen Länder gebracht als die Empörer. Wiederum hatten sich die Ungarn im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungarn hatte sich endlich das Sachsenland selbst zu helfen gewußt; gegen die Wenden war der König wiederholentlich ausgezogen und hatte sie zurückgewiesen. Dennoch war selten lange an den nördlichen und östlichen Grenzen des Reichs Ruhe, und nur ein lange fortgesetzter Kampf, der alle Kräfte des Feindes brach, konnte zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Inneren benutzte

daher der König, die Kräfte des Reichs gegen die Wenden und Dänen zu richten und durch starke Schutzwehren seinen Staat gegen Angriffe dieser Nachbaren zu sichern. Er selbst nahm an diesen Kämpfen Theil, aber höher als sein eigener Ruhm strahlt hier das Verdienst, welches sich seine tapferen Heerführer erwarben.

Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Wir wissen, wie mißvergnügt die Sachsen waren, als Otto ihm, einem Mann ohne glänzende Abkunft, die Vertheidigung der Grenzen gegen die Wenden übertrug: dennoch hatte der König gerade in ihm den rechten Mann für diese Stelle gefunden. Gero besaß Eigenschaften, die ihn in des Königs Augen höher stellten, als es selbst die vornehmste Geburt vermocht hätte. Er war erfahren im Kriege und nicht minder kundig der Staatsgeschäfte; auch wußte man, daß es ihm nicht an einer beredten Zunge fehlte, wenn er gleich seinen Verstand mehr in Thaten als in Worten zu zeigen liebte. Galt es zu erwerben und zu gewinnen, so war er schnell auf dem Platze: aber zur rechten Zeit that er auch willig die Hand auf, und mit Unrecht schalt man ihn karg und geizig. Ueberdies war er, obwohl ein strenger, oft harter Kriegsmann, doch fromm und gottesfürchtig; er sorgte gern für die Kirche und ihre Diener, was sie ihm nicht vergessen haben.

Geros Mark erstreckte sich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Hier wohnten manche Völker, die sich schon ganz der Sachsenherrschaft gefügt und ihre Selbstständigkeit völlig verloren hatten, wie die Sorben und Daleminciер, so daß ihre Namen allmählich aus der Geschichte verschwinden; ihnen benachbart aber saßen andere wendische Stämme, die sich nur mit dem äußersten Widerwillen der fremden Herrschaft beugten und sich nach jeder Gelegenheit umsahen, das verhaßte Joch abzuwerfen. Es waren die Milzener an der oberen Spree, die Lausitzer, abwärts an demselben Flusse wohnend, die Heveller an der Havel, endlich die Redarier und Ukrer zwischen der oberen Havel und Oder; die beiden Letzteren zu der mächtigen Völkerschaft der Liutizen gehörig, zu der auch noch außerhalb Geros Mark die Wilzen gerechnet wurden, welche sich in die Zirzipaner und Tolensaner spalteten und von der Peene und Tolense bis zum Meere hin wohnten.

Seit Gero seine Mark verwaltete, lag er unausgesetzt im Kampf. Denn Brand, Mord und Verwüstung übten unaufhörlich die aufständigen Wenden, und selbst die Kriegszüge des Königs, deren wir ge-

dachten, wehrten nur auf kurze Zeit dem Verderben. Bisweilen trat eine trügerische Waffenruhe ein, die aber bei der Treulosigkeit der Wenden noch gefahrvoller schien als der offene Kampf. So machten sie einst einen Anschlag, um den Markgraf, wenn er sich sicher dünkte, zu überfallen und zu tödten; doch er war listiger als sie und vergalt ihnen ihre Tücke. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er, als er von jenem Anschlage vernahm, zu einem festlichen Mahle; hier trank er ihnen tüchtig zu, bis sie vom Wein berauscht zu Boden sanken; so ließ er sie alle erschlagen, und noch lange wußte man davon zu sagen, wie er ihnen das Mahl gesegnet hatte.

Aber diese blutige That war das Zeichen zu einer neuen, allgemeinen Empörung der Wenden. Der alte Haß gegen die Deutschen flammte in voller Macht auf, und es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Viel machte der ergrimmte Feind dem tapferen Manne zu schaffen. „Denn so ist die Art der Slawen", sagt Widukind von Korvei, „sie können, wenn es sein muß, unsägliche Beschwerden und Mühen ertragen und mit geringer Kost sich begnügen, so daß ihnen als leicht, ja als Lust erscheint, was die Unsrigen nur unter Seufzen und Stöhnen über sich kommen lassen." Doch auch das ist Slawenart, daß Jeder thun will, was ihm beliebt, und den eigenen Vortheil höher anschlägt, als das Wohl des Ganzen. Es ist ein Volk ohne Zucht und Ordnung, wenn nicht ein unwiderstehlicher und als heilig verehrter Wille durch unerbittliche Strenge sie bändigt. Und so mußten sie denn doch zuletzt, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Geros Schwert unterliegen.

Auch Verräther fanden sich unter ihnen. So war ein Mann aus fürstlichem Geschlecht der Heveller, Tugumir mit Namen, schon zu König Heinrichs Zeiten in die Hände der Deutschen gerathen: der versprach jetzt für Geld und große Versprechungen Brandenburg und das umliegende Land in Geros Hände zu liefern. Er begab sich deshalb zu seinen Landsleuten zurück und erzählte, er sei heimlich den Deutschen entlaufen. Freudig nahm man ihn zu Brandenburg auf, da man gerade ihn jetzt für den rechten Mann zum Kampf gegen die Deutschen hielt, und übertrug ihm sogar die fürstliche Gewalt. Er aber trachtete zunächst nur danach, seinen Neffen, der außer ihm allein vom fürstlichen Stamm noch übrig war, in seine Gewalt zu bekommen; als das geschehen war, tödtete er ihn und übergab nun Stadt und Land der Herrschaft der

Sachsen. Nachdem Gero auf diese Weise in dem Herzen des Wendenlandes festen Fuß gefaßt hatte, drang er allmählich weiter bis zu der Oder vor und unterwarf hier abermals alle Völker der Zinspflicht.

Die nördlichen Wenden, die zu der Mark des Billingers Hermann gehörten, die Wagrier, die Abodriten, Zirzipaner und Tolensaner, von der Kieler Bucht bis zur Odermündung die Küsten der Ostsee bewohnend, hatten sich ebenfalls der allgemeinen Erhebung ihrer Stammesgenossen angeschlossen. Hermann hatte gegen sie einen harten Kampf zu bestehen. Ein sächsisches Heer wurde von diesen Nordstämmen der Wenden vernichtet, und nur mit großer Mühe machten der König und Hermann auch hier endlich dem Kriege ein Ende.

Von nun an walteten die Sachsen frei als Herren in den wendischen Gegenden bis zur Oder und befestigten hier ihre Herrschaft durch neue Ordnungen unter den unterworfenen Völkern. Ueberall in der Mark, d. h. dem eroberten Gebiet jenseits der alten Reichsgrenze, wurde die Bevölkerung zu einem Tribut verpflichtet, den die Wenden theils in Geld, theils in Lebensmitteln erlegten; außerdem mußten sie Frohndienste mannigfacher Art dem Könige und seinen Vasallen leisten. Sonst bestellten sie ruhig ihr Feld und befanden sich kaum schlechter, als vordem unter ihren Häuptlingen und Fürsten, die auch bei einzelnen Stämmen, wie bei den Abodriten, als Vasallen des Königs bestehen blieben. Die Masse des Volkes vertauschte meist nur einen Herrn mit dem anderen; denn ein Stand vollfreier Bauern war bei den Wenden unbekannt, und von adligen Geschlechtern war bisher die Masse des Volks beherrscht worden.

Der König nahm in den Marken gewöhnlich nur das Land in unmittelbaren Besitz, welches durch den Fall der Fürsten und Häuptlinge herrenloses Gut geworden war, und vertheilte dies unter die zahlreichen Vasallen und Ministerialen, die er dort ansiedelte. Diese mußten dafür, wie alle anderen königlichen Mannen, stets zum Kriegsdienst bereit und gerüstet sein; sie bildeten gleichsam ein stehendes Heer an den Grenzen des Reichs, das in die zahlreichen Burgen vertheilt war, welche die Deutschen in dem Wendenlande bereits vorfanden und nur stärker zu befestigen brauchten. Nach diesen Burgen zerfielen die Marken in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Burg mit ihrem District bezeichnete. Jede Burg stand unter einem Burggrafen oder Kastellan, dem die Kriegsleute untergeben waren, die theils in der

Burg, theils in der Stadt, die sich der Burg anbaute, theils auf dem Lande ihren Wohnsitz hatten; auch Grafen der Grenzgaue hatten häufig den Befehl über ein oder mehrere Burgwarde in dem wendischen Lande. Die Grafen, Kastellane und das ganze Kriegsvolk, das in den Marken stand, folgte der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über sie übte, wie sie der stäte Kriegsstand erforderlich machte. Gero übte diese Rechte in der südlichen wendischen Mark, Hermann in der nördlichen und zugleich in der dänischen, die bald darauf hergestellt wurde.

Auch die Dänen hatten sich während der inneren Streitigkeiten, wie erzählt ist, aufs Neue erregt. Gorm dem Alten war im Jahre 936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die vereinigte Dänenmacht zu ruhmvollen Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Er stand in Verbindung mit jenen ihm stammverwandten Kriegsschaaren, die vor einem Menschenalter auf französischem Boden eine Herrschaft begründet hatten; einen seiner Söhne entsandte er zu den Dänen in England, einen andern nach der preußischen Küste, um sich dort eine Herrschaft zu gründen; in Norwegen brachte er es dahin, daß man ihn als Oberherrscher anerkannte; an der Mündung der Oder legte er neben der wendischen Stadt Jumne die Jomsburg an, aus der er erobernd in das Wendenland eindrang. Ein Fürst von solchem Unternehmungsgeist konnte auch mit den Sachsen nicht Ruhe halten, und gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich hergestellte dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen hielten dem Angriff nicht Stand, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Hermann eilte mit einem Heere herbei, aber war dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen. Man erzählt, er sei in diesem Kriege in Gefangenschaft gerathen und so lange in den Händen der Dänen gewesen, daß er ihre Sprache erlernt habe. Lange tobte der Krieg; endlich soll König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufgebrochen sein und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel gesetzt haben.

Nur sagenhafte Kunde aus einer späteren Zeit meldet von diesem Kriegszug. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm auf seinem Wege entgegen, mit Feuer und

Schwert verwüstete er das Gebiet der Dänen und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt; hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer den Namen „Ottensund", und noch jetzt soll eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand heißen. Auf dem Rückzuge, wird weiter erzählt, sei man endlich auf Harald gestoßen, der sich bei Schleswig zum Kampfe gestellt, aber Otto habe ihm den Sieg abgerungen und die Dänen zu den Schiffen getrieben.

So wenig wir über die Einzelheiten der Kämpfe mit den Dänen, ebenso wenig sind wir über den mit ihnen geschlossenen Frieden unterrichtet; aber auf welche Bedingungen er auch geschlossen sein mag, die Mark wurde behauptet, die deutschen Kolonien erneuert und die Obhut auch dieser Mark an Hermann übergeben.

Als die Wenden und Dänen überwunden waren, begann auch der Böhmenherzog Boleslaw, der durch manches Jahr den Krieg gegen die Deutschen mit gutem Erfolg geführt hatte, die Uebermacht der feindlichen Waffen zu fürchten: er unterwarf sich und stellte für seine Treue Geiseln. Froh empfing Otto, als er sich gerade auf der Jagd befand, die Geiseln des Böhmen und zeigte sie triumphirend der um ihn versammelten Menge (947). Als Boleslaw einige Jahre später sich noch einmal gegen die deutsche Herrschaft erhob, brachte ihn Otto durch einen glücklichen Kriegszug, der ihn bis gegen Prag führte, schnell zum Gehorsam zurück (950). Der Böhmenherzog wurde wieder des Königs Vasall und zahlte ihm den lange vorenthaltenen Tribut. Die Wacht über die Treue des Böhmen wurde Herzog Heinrich von Baiern übertragen, dessen Herzogthum überall längs des Böhmerwaldes an das Gebiet des mächtigen Slawenfürsten grenzte.

Böhmen, das sich seitdem ruhig verhielt, bot einem jungen ehrgeizigen Fürsten, wie Heinrich war, keine Gelegenheit sich Waffenruhm zu gewinnen; um so weiter öffnete sich für ihn die Siegesbahn in den niederen Gegenden an der Donau. Ein großer Theil des alten Reichsgebiets war hier noch in den Händen der Ungarn, denn nur mit Mühe hatte man das Land bis an die Enns behauptet. Ueberdies stürmten an der Donau entlang und durch die Thäler der Alpen die Ungarn noch immer gegen die baierischen und kärnthnischen Grenzen an, jede sorglose

Stunde nutzend, um ihre verheerenden Schwärme tief in das Land zu ergießen. Obwohl Herzog Berchthold schon mit den Ungarn glücklich gekämpft hatte, scheint es an einer geordneten Vertheidigung der Marken doch zu seiner Zeit noch gefehlt zu haben. Wir hören wenig oder nichts von dem Bau neuer Grenzburgen in Baiern, wie sie in Sachsen bereits zu den Zeiten König Heinrichs entstanden; mit der Vertheidigung der im Jahre 900 errichteten starken Ennsburg — es ist das heutige Enns — scheint man sich begnügt zu haben. War es schwierig sich der Feinde auf eigenem Boden zu erwehren, so wagte man noch viel weniger sie in ihrem Lande anzugreifen. Heinrich erst war es, der dem Kriege mit diesem unversöhnlichen Feinde der Christenheit eine neue glückliche Wendung gab.

Im Jahre 948 griffen die Ungarn bei einem Orte Norrun genannt ihn an, wurden aber geschlagen. Mit minderem Glück kämpfte Heinrich im folgenden Jahre gegen sie; bei einem Orte mit Namen Louva erlitten die Baiern große Verluste. Durch die schlecht bewachte Mark von Friaul, welche die Könige Italien den Feinden fast preisgegeben hatten, drangen sie unaufhörlich in Heinrichs Gebiet ein; er verjagte sie auch hier und nahm Aquileja, die Hauptstadt der Mark, um sich von dieser Seite für die Folge zu sichern. Von den Höhen der Alpen breitete er so seine Gewalt bis zu den sumpfigen Küsten des adriatischen Meeres aus. Dann drang er über die Enns in die weiten Ebenen am Donaustrom selbst ein, wo die Ungarn hausten. Zweimal schlug er sie auf das Haupt und soll seine Baiern bis über die Theiß geführt haben; weiter waren selbst die Heere Karls des Großen nicht vorgedrungen. Ohne von den Ungarn angegriffen zu werden, führte Heinrich sein Heer unverletzt in die Heimath zurück. Große Beute brachte er heim; unzählige Kostbarkeiten, welche die Ungarn aus allen Ländern Europas geraubt und in ihren Zelten angehäuft hatten, waren in seine Hände gefallen und wanderten jetzt nach Baiern. Es ist freilich nicht begründet, was schon damals geglaubt wurde, daß Heinrich seinem königlichen Bruder das Ungarnland unterworfen habe: aber, so dunkel auch unsere Kunde von diesen Dingen ist, über allen Zweifel erhaben bleibt, daß Herzog Heinrich der Erste war, der den gefürchtetsten Feind jener Zeit im eigenen Lande anzugreifen wagte, wie sein großer Vater einst zuerst mit diesem Feinde einen siegreichen Kampf bestanden hatte. Hier zeigte sich Heinrich als des Vaters würdiger Sohn, und der Ruhm seiner großen Kriegsthaten tönte weithin durch die Welt.

Heinrichs Siege gehören dem Jahre 950 an, und es war sehr zu beklagen, daß ihn andere Ereignisse bald von der eingeschlagenen Bahn ablenkten.

Wahrlich große und folgenreiche Thaten waren es, die in dieser Zeit theils der König selbst, theils für ihn Hermann, Gero und Heinrich vollführten. Nicht allein daß durch sie überall die Grenzen des Reichs im Norden und Osten gesichert und erweitert wurden, es beruht wesentlich auch auf ihnen, daß für die folgenden Zeiten der deutsche Einfluß in Ländern Raum gewann, die bis dahin dem staatlichen und kirchlichen Leben des Abendlandes ganz fern gestanden hatten. Die deutschen Länder, vordem die äußerste Grenzhut der abendländischen Bildung, wurden jetzt mehr und mehr in den Mittelpunkt des europäischen Lebens gerückt, und die Deutschen, welche bisher die Güter einer reicheren und höheren geistigen Entwicklung nur empfingen, wurden nun aufgefordert sie auch anderen Völkern mitzutheilen. Dem deutschen Krieger folgte in die östlichen und nördlichen Zonen Europas der deutsche Priester, dem deutschen Priester der deutsche Kaufmann. Jetzt erst, da der Weltverkehr sich nicht in die germanischen Wälder verlief, sondern durch dieselben in fast neu entdeckte Länder führte, wurde auch das städtische Leben an der Donau und Elbe lebendiger; Handel und Gewerbe begannen hier in den Städten aufzublühen; es erwuchsen hier die ersten Anfänge eines Bürgerstandes, in dem die Volksfreiheit aufleben konnte, nachdem sie unter den Bauern zu ersterben drohte. Aber mit Nichten erkannte man damals die große Bedeutung dessen, was man vollführte. Hätte man nur eine dunkle Ahnung davon gehabt, die Annalen jener Zeit würden nicht von den Dänenkriegen schweigen, den Ungarnkrieg kaum mit wenigen Worten berühren und über die Unterwerfung der Wenden so unzusammenhängende Kunde geben.

11.

Westfranken, Burgund und Italien.

Während das ostfränkische oder deutsche Reich zu neuer Festigkeit gedieh, geriethen die romanischen Staaten, die aus der zersplitterten Monarchie Karls des Großen hervorgegangen waren, sichtlich mehr und mehr in Verfall. Die königliche Gewalt konnte sich in ihnen allen dem

Adel und der Geistlichkeit gegenüber kaum noch erhalten, und die Freiheit der niederen Klassen des Volkes wurde vernichtet, da die waffenlose Menge schutzlos den Gewaltthaten ihrer stets in Kriegsrüstung daherziehenden Herren ausgesetzt war. Ueberall verloren hier die verbindenden Reichsformen ihre Kraft, und ohne eine starke Gewalt, welche das Ganze umspannte, waren die einzelnen Landschaften zu schwach, sich gegen die auswärtigen Feinde zu schirmen. Die Araber und Ungarn stürzten sich, Geiern gleich die das Aas wittern, über diese in der Auflösung begriffenen Staaten.

Schroffer als im ostfränkischen Reich waren im Westfrankenreich, das man schon anfing Frankreich schlechthin zu nennen, die nationalen Unterschiede der Bevölkerung. Hier saßen Britannen neben den Resten der Westgothen; mitten unter den unterjochten Römern wohnten die siegreichen Franken; auch nachdem besondere Königreiche den Namen der Burgunder erneut hatten, blieb in den Gegenden zwischen Marne und Seine im Frankenreiche selbst ein burgundisches Herzogthum; endlich hatte man innerhalb des Reichs normannische Schaaren aufgenommen, die mit ihrer alten Sitte und Sprache zum Theil noch das Heidenthum festhielten. Welches Sprachengemisch in diesem Reiche! Neben der romanischen Mundart des Südens bildete sich eine andere im Norden aus, mehr als jene durch germanische Einflüsse bestimmt; in manchen Theilen des Reichs erhielt sich daneben die fränkische Mundart, in anderen ertönte die Sprache des scandinavischen Nordens, und in der nordwestlichen Halbinsel sprach man die Sprache der Celten. Theils diese nationalen Unterschiede, theils historische Verhältnisse anderer Art hatten das Reich in eine große Menge kleinerer oder größerer Territorien geschieden, die das Reich kaum noch zusammenhielt und die nach zufälligen Umständen sich bald trennten, bald wieder verbanden. Ob sie Herzogthümer, Markgrafschaften oder Grafschaften hießen, die königliche Macht galt in ihnen gleich wenig; sie waren fast selbstständige Fürstenthümer, die ihre Herren auf ihre Nachkommenschaft vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt sie verdrängte. Die Herzoge von Franzien, Burgund, Aquitanien und der Normandie, die Markgrafen in Flandern, in der gothischen und spanischen Mark, die Grafen von Vermandois u. A. hatten bereits die schwächeren Grafen und Herren unter ihre Lehnshoheit gebracht und vertheilten die reichen Bisthümer innerhalb dieser Gebiete nach ihrem Belieben, oft an jüngere Söhne ihres Geschlechts.

So gab es mächtige Herren in Fülle im Reiche, aber Niemand war machtloser als ihr Oberlehnsherr, der König; selbst das letzte gewichtige Recht der Krone, die Bisthümer des Landes zu vertheilen, entriß man ihm oder verjagte die Bischöfe, die er ernannte.

Durch den Reichthum seiner Hülfsquellen hatte sich das Land nach den Verheerungen durch die Normannen schnell wieder erhoben. Der fruchtbare Boden lieferte Wein und Getreide in Fülle; es gab alte Städte mit dichter Bevölkerung und lebhaftem Verkehr; der Adel war kriegerisch, der Klerus nicht ohne Gelehrsamkeit; die von Karl dem Großen verbreitete Bildung war so weit in die höheren Klassen des Volkes eingedrungen, daß sie, obschon im Fortschritt gehemmt, doch nicht ganz vernichtet werden konnte. Aber trotz dieser Vortheile kam Frankreich durch die Vielherrschaft der Großen in den ärgerlichsten Verfall. Nachdem die Herzoge von Franzien und Burgund, die man zu Königen aufgeworfen, sich auf dem Thron nicht hatten behaupten können, hatte man endlich den letzten vom Karolingischen Mannsstamm,
936 den jungen Ludwig, wieder in das Reich seiner Väter zurückgeführt. Aber er dankte seine Erhebung einem Lehnsmann, der mächtiger war als er, dem Herzog Hugo von Franzien, dem Neffen König Odos, dem Sohne König Roberts, dem Schwager des mächtigen Königs jenseits des Rheins. Ludwig, seiner Väter nicht ganz unwerth, suchte durch Kriegsruhm das gesunkene Ansehen der Krone zu heben. Die Noth seiner Lage trieb ihn in den Kampf gegen Lothringen; aber das Glück war, wie wir wissen, nicht mit seinen Waffen. Bald mußte er die Freundschaft König Ottos zu gewinnen suchen, und dies wurde ihm um so leichter, als seine Gemahlin Gerberge Ottos Schwester war.

In der That hatte Ludwigs Regiment fast keinen anderen Halt mehr, als seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hofe jenseits des Rheins. Mit den großen Vasallen, die ihn erhoben hatten, war er längst zerfallen; die Bischöfe, die er eingesetzt hatte, wurden vertrieben; selbst jener Erzbischof Artold von Reims, der ihn gekrönt hatte, mußte vor dem Eindringling Hugo, einem Sohne des Grafen Heribert von Vermandois, weichen; außer Laon war ihm nicht eine namhafte Burg im Lande geblieben. Der Königsname gab ihm kaum irgendwelche Gewalt; in Wahrheit war Herzog Hugo an der Spitze des weltlichen Adels der mächtigste Mann im Reiche. Es ist erzählt worden (S. 274), wie König

Otto endlich seine Schwäger versöhnte, wie aber Hugo nur dadurch zur Anerkennung des Königs bewogen werden konnte, daß er zu seinem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund erhielt. Der gefährlichste Feind des Königthums wurde durch diesen Vertrag noch mächtiger, als er es bereits gewesen war.

Ludwig baute auf Hugos Beistand bei einem Unternehmen, welches die Macht der Krone noch einmal erheben konnte. Der Herzog Wilhelm von der Normandie war auf Anstiften des Grafen Arnulf von Flandern ermordet worden und die Normandie an Wilhelms unmündigen Sohn gekommen: die Jugend dieses Fürsten wollte nun Ludwig benutzen, um die Normannen aus ihrem Besitz wieder zu verdrängen. Vereint griffen in der That Ludwig und Hugo die Normannen an, aber während des Kampfes zerfielen sie abermals, und Ludwig gerieth alsbald durch den Krieg in die größte Bedrängniß (945). Denn die Normannen hatten die stammverwandten Dänen um Beistand gebeten, und mit einer großen Zahl leichter Schiffe landete König Harald Blauzahn an der Küste der Normandie; alle Schrecken der alten Dänenzüge drohten dem Reiche aufs Neue. Die Feinde Ludwigs wuchsen mit jedem Tage, während sein eigenes Heer durch Hugos Abfall zusammenschmolz: er erbot sich daher zu einer friedlichen Verständigung und verabredete zu dem Ende eine Zusammenkunft mit den feindlichen Führern. Arglistig überfielen hier die Dänen Ludwig und seine Begleiter: die Meisten vom Gefolge des König wurden niedergemacht, er selbst auf der Flucht ergriffen, in Fesseln gelegt und in die Hände Herzog Hugos gegeben, der sich nicht scheute seinen König und Schwager in den Kerker zu werfen, um ihm die letzten Reste der Herrschaft abzutrotzen. So war Ludwig, wie einst sein unglücklicher Vater, in der Macht seiner Feinde. Um seinen Schmerz zu mehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberge geboren, in der Gewalt der Normannen gefallen war und bald darauf zu Rouen endete.

Wie hätte Otto gleichgültig diesen Dingen zusehen sollen? Um so mehr bekümmerten sie seine Seele, als das Loos seiner Schwestern mit ihnen auf das Innigste verflochten war. Da nun einmal zwischen Ludwig und Hugo kein dauernder Friede möglich schien, mußte er die Sache des Einen oder des Andern mit Kraft und Entschiedenheit ergreifen. So lange Ludwig Lothringen angriff, hatte Otto seinem Schwager Hugo sich geneigt gezeigt und diesem zuletzt noch einen Ver-

trag der günstigsten Art erwirkt; jetzt aber war seine Gesinnung gegen ihn völlig geändert. Er sah, dieser ehrgeizige und unruhige Mann werde nie Frieden halten und sich dem Könige, den er selbst einst erhoben hatte, nimmerdar fügen. Hugos Frevel erschien ihm jetzt als ein Angriff auf das Königthum selbst, und zuviel hatte er selbst von empörten Großen bereits gelitten, um nicht Ludwigs Geschick tief im Herzen, wie sein eigenes, zu empfinden. Kaum bedurfte es noch der dringenden Bitten Gerbergens, sich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen, kaum des Boten, der aus dem Gefängniß ihres Gemahls den Weg zu Otto zu finden wußte und das Versprechen brachte, niemals wolle Ludwig wieder nach Lothringen die Hand ausstrecken, nur möge sein Schwager ihm aus diesem Elend helfen. Bald erschien Hugo, als Otto am Rheine sich aufhielt, an dessen Hoflager und bat um eine Unterredung; aber Otto ließ ihm seine Thür nicht öffnen, sondern sandte den Lothringerherzog Konrad zu ihm hinaus, um die Mittheilungen zu empfangen, die er zu machen habe. Da wußte Hugo, was ihm beschieden war, und rüstete sich zum Kriege.

Es war an der Zeit, denn schon sammelte Otto seine Schaaren aus allen Theilen des Reichs. Wohl mochte Hugos Herz jetzt Besorgniß beschleichen; er ließ den König frei, nachdem derselbe ein Jahr lang im Kerker geschmachtet hatte. Doch erkaufte der unglückliche Fürst auch jetzt noch theuer die Freiheit; Laon, die einzige Feste, die ihm geblieben und die Gerberge, ein muthiges Weib, tapfer vertheidigt hatte, mußte er übergeben. So war er ein König, der kaum einen Fuß breit Landes sein nennen konnte, der nichts als Ansprüche besaß, die er selbst nicht zur Geltung zu bringen vermochte; Muth und Macht dazu konnte ihm nur noch von jenseit des Rheins kommen. Und bald rückte Otto mit einem Heere von etwa 32,000 gewappneten Rittern, dessen Hauptstärke die gefürchteten Sachsen waren, in Frankreich ein (946). Prahlerisch ließ Hugo an Otto melden, ihn bange nicht, denn bei seines Vaters Seele schwöre er, so viel Harnische und Helme blinkten in seinem Heere, wie Otto sein Lebtag nicht bei einander gesehen. Aber dieser antwortete ihm ruhig, er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo sammt seinem Vater niemals zu Gesicht gekommen, und noch lange wurde dies Wort des Königs unter dem Volke nachgesagt. Unter den Strohhüten verstand Otto die Sachsen, die zur Sommerszeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer August, als man

gegen Hugo ausrückte. Auch andere Prahlereien ließ der Herzog dem Könige melden, die dieser keiner Antwort für werth hielt. So sagte er, die Sachsen seien ein feiges Volk, ihre Speere so winzig, daß er ihrer wohl sieben in einem Becher verschlucke. Und waren die Speere der Sachsen — die Frameen der alten Germanen — auch kleiner, als die gewichtigen Lanzen der fränkischen Ritter, so trafen sie doch besser zum Ziele.

Durch große Worte ließ sich Otto nicht schrecken. Unbeirrt drang er vor, und bald warf sich Ludwig in seine Arme. Vereint zogen sie gegen Laon, aber es schien unmöglich, die Stadt zu nehmen, die hoch auf dem Berge belegen von einer starken Mannschaft vertheidigt wurde. Dagegen fiel Reims bald in ihre Hände, und sie eilten dann gegen Paris, den Hauptsitz und Mittelpunkt der Macht Herzog Hugos. Man belagerte die Stadt einige Zeit, doch ohne Erfolg, überschritt darauf die Seine und durchzog verheerend das Land der Normannen bis an die Thore von Rouen. Da es schon spät im Jahre geworden war und die Normannen nicht unglücklich kämpften, so daß kaum ein schnelles Ende des Krieges zu erwarten stand, kehrte Otto endlich nach Deutschland zurück. Laon, Paris und Rouen hatten ihm freilich erfolgreichen Widerstand geleistet, aber drei Monate lang hatte er Frankreich mit seinem Heere durchzogen, und als er das Land verließ, konnte er Ludwig Reims und andere Festen des Reichs übergeben, auch hatte er manchen Großen zum Gehorsam gegen den König zurückgeführt. Nun sollte Ludwig den Kampf gegen Hugo auf eigene Hand fortführen, um nicht den Waffen der Fremden allein seine Krone zu danken. Aber bald zeigte sich, daß er ohne Ottos Beistand auch jetzt nicht eine königliche Macht in seinem Lande zu gewinnen vermochte. Wiederholentlich erschien er am Hofe des deutschen Königs, um seine traurige Lage zu schildern, und die Vermittlung des mächtigen Schwagers in Anspruch zu nehmen. Sie wurde ihm nicht versagt, und im Jahre 947 brachte es Otto zu einem Waffenstillstand zwischen seinen streitenden Schwägern, indem er zugleich damit umging, ihrem Hader auf eine andere Weise dauernd ein Ziel zu setzen.

Bei den inneren Streitigkeiten litt besonders die Kirche in Frankreich. Manche Bischöfe waren aus ihren Sitzen verjagt; einflußreiche Stellen, wie das Erzbisthum Reims, waren doppelt besetzt, und je nachdem die eine oder die andere Partei den Sieg gewann, ging die Ver-

waltung des Sprengels von dieser in jene Hand über. Die meisten Bischöfe waren auf Seiten des mächtigeren Hugo; andere, die sich ihm nicht beugen wollten, wandten bald ihre Blicke von Ludwig, der sie nicht zu schützen vermochte, auf den deutschen König, und dies um so mehr, als selbst der Papst in der letzten Zeit auf Hugos Seite getreten war und sie auch dort keinen Beistand erwarten konnten. Otto beschloß endlich über die Klagen der von Hugo verdrängten Bischöfe, namentlich des verjagten Erzbischofs Artold von Reims, eine Kirchenversammlung entscheiden zu lassen, wobei ihm nicht entging, daß über die Rechtmäßigkeit dieser Beschwerden nur dann ein Urtheil zu fällen wäre, wenn sich die Geistlichkeit zuvor über die durch Hugo angetasteten Rechte König Ludwigs erklärte. Eine solche Erklärung, meinte Otto, würde der Sache des unglücklichen Königs günstig sein, zumal wenn er selbst derselben Nachdruck zu geben verspräche.

Mit großem Eifer betrieb Otto die Sache. Nachdem zwei Synoden zu Verdun und Mouzon erfolglos gewesen waren, sandte er Gesandte nach Rom, um den Papst für seinen Plan zu gewinnen, und in der That schickte dieser einen besonderen Legaten, den Bischof Marinus von Bomarzo, nach Deutschland, um ein allgemeines Concil der Bischöfe in den gallischen und deutschen Ländern wegen der Bedrängniß der Kirche in Frankreich zu versammeln. Am 7. Juni des Jahres 948 wurde die Versammlung auf deutschem Boden zu Ingelheim eröffnet. Die beiden Könige Otto und Ludwig waren in Person erschienen, vier und dreißig Bischöfe hatten sich eingefunden, aber nur wenige unter ihnen waren aus Frankreich. Denn die auf Hugos Seite standen, hatten der Einladung nicht Folge geleistet; auch Hugo selbst, der entboten war, hatte sich nicht gestellt. Den Vorsitz führte der Legat des Papstes, der alsbald mit dem Vorschlag hervortrat, man solle zuerst die Sache König Ludwigs verhandeln. Offen legte Ludwig nun seine traurige Lage dar und enthüllte das Elend, in welches ihn Herzog Hugo gestürzt habe. Wolle Jemand behaupten, sagte er, daß er selbst solches verschuldet, so sei er bereit, wenn das Concil dies verlange und König Otto es befehle, seine Unschuld durch einen Eid oder durch einen Zweikampf zu erhärten. Von dem Urtheilsspruch des Concils und des deutschen Königs machte Ludwig seine Krone abhängig. Wir wissen, Otto und die Versammlung, die nur seinem Willen folgte, waren ohnehin für Ludwig und bedurften nicht einer Rechtfertigung desselben. Man be-

schloß also Herzog Hugo noch einmal durch ein Schreiben der Versammlung aufzufordern, zum Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen König zurückzukehren, leiste er nicht Folge, ihn in den Bann zu thun; Otto versprach nöthigen Falls den Bann mit den Waffen zu vollstrecken. Nachdem dann auch alle kirchlichen Fragen zu Gunsten der Anhänger Ludwigs entschieden und die Bischöfe Artold von Reims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürsten anerkannt waren, ging das Concil auseinander.

Hugo fügte sich indessen der Entscheidung der Bischöfe nicht. Mit bewaffneter Hand mußte deshalb Konrad von Lothringen Ludwig in sein Reich zurückführen und eine neue Synode zu Trier auf Ottos ausdrückliches Geheiß über Herzog Hugo, den Empörer gegen seinen König, den Bann aussprechen. Aber auch damit war Ludwigs Stellung noch nicht befestigt. Binnen kurzer Frist erschien Gerberge am Hofe ihres Bruders, um ihn nochmals an sein Versprechen zu erinnern, und abermals sandte Otto Herzog Konrad nach Frankreich. Es war schwer einem Könige wie Ludwig die Krone zu sichern; erst durch vielfache Kämpfe und eine lange Reihe von Verhandlungen brachte es Konrad dahin, daß sich Hugo seinem rechtmäßigen Herrscher wieder unterwarf und endlich auch die Feste Laon wieder auslieferte (950). Aus den Händen der Deutschen empfing Frankreichs König die Krone zurück. Als bald darauf wegen einer geringfügigen Veranlassung es wieder zu Zwistigkeiten zwischen Ludwig und Hugo kam, rief jener abermals Otto zum Richter in seiner Sache auf, und Hugo weigerte sich jetzt nicht in Aachen (März 951) vor seinem mächtigen Schwager zu erscheinen. Zwei Löwen sandte er als königliches Geschenk voraus, um eine gute Aufnahme zu finden. Er fand sie, aber zu derselben Zeit ließ Otto seinem Schwager König Ludwig melden: es sei nicht sein Wille, ja er verbiete es, daß irgend jemand in Frankreich ohne königliche Zustimmung sich im Besitz einer Burg befinde. So viel galt damals der Wille des Sachsen in Frankreich.

Nicht geringeren Einfluß übte König Otto auf die burgundischen Länder aus, die sich vom westfränkischen Reiche getrennt hatten, aber doch durch gemeinsame Interessen noch vielfach mit ihm verbunden waren. Es ist erzählt worden, wie Graf Boso, der mit einer Tochter Kaiser Ludwigs II. vermählt war, durch die Gunst Papst Johanns VIII. und

die Wahl zahlreicher geistlicher Herren zum König der burgundischen Länder im Westen der Alpen und des Juragebirges um Rhone und Saône erhoben wurde (S. 158). Die Absichten des Papstes, diesem Geschöpf seines Willens auch das Königreich Italien zu gewinnen und ihm die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, waren indessen nicht in Erfüllung gegangen und Boso als ein ziemlich machtloser Fürst im Jahre 887 zu Vienne gestorben. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Ludwig, dem die Mutter wohl das ererbte Königreich erhielt, aber nicht verhindern konnte, daß die schwach begründete königliche Macht immer mehr in Verfall kam.

Neben unwirthbaren Gegenden auf den Höhen der Alpen enthielt das Reich üppige Landstriche und volkreiche Städte im Thale der Rhone, die großen Straßen, welche das südliche Europa mit dem Westen verbanden, durchzogen das Land: dennoch war und blieb das Königthum arm und ausreichender Mittel zu einer Erhebung beraubt. Denn das Reich war mit Bisthümern und Klöstern wie übersäet, und unaufhörlich beanspruchten und erhielten die geistlichen Herren von dem Könige, den sie erhoben hatten, neue Schenkungen und größere Freiheiten. Die Bisthümer aber waren ganz in den Händen der adligen Geschlechter und wurden unter dem Namen des Königs von ihnen vertheilt, so daß alle Macht und alles Ansehen bei dem Adel standen. Nur auswärtige Eroberungen hätten das Königthum kräftigen können, doch in nächster Nähe war zu solchen die Gelegenheit wenig günstig. Denn während der Minderjährigkeit Ludwigs erhob sich ein zweites burgundisches Reich in den Gegenden zwischen dem Jura, dem Rhein, der Aar und den penninischen Alpen unter dem Welfen Rudolf, und dieses hochburgundische Reich setzte dem von Niederburgund fortan nach der einen Seite Ziel und Schranke, während auf einer anderen das französische Herzogthum Burgund, von Ludwigs Oheim Richard begründet, noch weniger Aussichten zu neuen Erwerbungen darbot. Daher brach Ludwig, Bosos Sohn, als er zum Manne heranwuchs, nach Italien auf, um dort die einst seinem Vater verheißene Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen. Nur kurze Zeit hatte hier König Berengar allgemeine Anerkennung genossen; da er sich unfähig zeigte, die Ungarn von dem Lande fern zu halten, wandten sich die Gemüther von ihm ab, und Ludwig, der in strahlender Jugendkraft mit hochfahrenden Plänen nach Italien hinabstieg, der Enkel Ludwigs II., fand die freudigste Aufnahme, empfing Italiens Krone und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt (901).

Rasch verflog für Ludwig der schöne Traum, sich durch die Vereinigung dreier Kronen an die Spitze der abendländischen Welt gestellt zu sehen. Denn schneller noch als die Italiener ihn anerkannt hatten, verließen sie ihn und wandten sich aufs Neue Berengar zu. Schon nach einem Jahre mußte Ludwig das Land räumen und eidlich geloben, nie mehr in dasselbe zurückzukehren. Er hielt nicht Wort. Sobald sich in Italien wieder Mißwollen gegen Berengar regte, brach er von Neuem auf, um dem Kaisernamen, den er noch führte, Anerkennung zu gewinnen. Das Glück lächelte im Anfang auch diesmal seinem Unternehmen, aber nur um seine Tücke dann um desto empfindlicher dem jungen Fürsten zu zeigen. Als er sich in Verona völlig sicher glaubte, brach Berengar durch Verrath in die Stadt; Ludwig, obwohl von riesigen Kräften, sah sich von seinen Feinden überwältigt und übergab sich der Gnade seines erbittertsten Gegners (905). Wegen des Meineids ließ Berengar Ludwig die Augen ausstechen und sandte ihn dann als einen unschädlichen Mann in sein burgundisches Reich zurück, wo der blinde Kaiser noch mehr als zwanzig Jahre ein elendes Leben und noch weit elenderes Regiment geführt hat. Alle Macht in dem Reiche wußte einer seiner Vasallen, der Graf Hugo, durch seine Mutter ein Enkel König Lothars II., ein Mann von seltener Härte und Grausamkeit, aber ausgezeichnet durch festen Willen und scharfen Verstand, ihm zu entwinden.

Auch das Welfenreich in Oberburgund, in engen Grenzen eingeschlossen, hatte sich nicht kräftig entfalten können, und der junge König Rudolf II., der im Jahre 911 seinem Vater gefolgt war, sah sich deshalb nicht minder als Ludwig nach auswärtigen Eroberungen um. Zuerst richtete er seine Waffen gegen die deutschen Länder, aber von Herzog Burchard von Schwaben im Jahre 919 bei Winterthur geschlagen, versöhnte er sich mit ihm, nahm seine Tochter Bertha zur Ehe und empfing mit deren Hand die deutschen Gegenden zwischen Aar und Reuß, die damals Oberburgund einverleibt wurden. Auch dieser eroberungslustige Fürst wandte nun seine Blicke auf Italien, wo des Niederburgunders Pläne inzwischen gescheitert waren.

Eine Zeit lang war König Berengars Herrschaft unangefochten geblieben, und Papst Johann X., von den Arabern unablässig bedrängt, die sich schon dauernd am Garigliano festgesetzt hatten, vergaß sogar, daß noch ein Kaiser lebe, und setzte Berengar zu Rom die Kaiserkrone

auf das Haupt (gegen Ende des Jahres 915). „Aber die Italiener", sagt Bischof Liudprand von Cremona, der seine Landsleute trefflich kannte, „wollen immer zwei Herren haben, damit sie den einen durch den anderen in Furcht erhalten." So sahen denn auch Viele wieder nach einem anderen Herrn sich um und riefen König Rudolf in das Land. Bereitwillig folgte er ihrem Rufe, stieg von den Alpen herab, ließ sich im Jahre 922 zum König Italiens krönen, besiegte Berengar in einer blutigen Schlacht und kehrte dann siegesfroh in seine Berge heim. Kaiser Berengar erholte sich nicht wieder von seiner Niederlage und fiel im Jahre 924 zu Verona durch einen Meuchelmörder, den die burgundische Partei gegen ihn bewaffnet hatte.

Rudolf suchte alsbald sein italienisches Königreich von Neuem auf und fand hier im ersten Augenblick keinen Gegner mehr. Aber bald zerfiel er mit Irmengard, einer Frau von königlichem Geblüt, die durch ihre Reize, ihre Zügellosigkeit und ihre Ränke alle Großen Italiens beherrschte. Sie war durch ihre Mutter eine Enkelin König Lothars II., ihr Vater war der reiche und prachtliebende Markgraf Adalbert von Tuscien, ihr Gemahl der mächtige Markgraf Adalbert von Ivrea gewesen; ihr Wittwenstand ließ ihr Raum schamlos und ungestraft ihren Lüsten zu leben. Auch König Rudolf hatte sie vordem in ihre Netze gefangen und nicht wenig dazu beigetragen, ihn auf den Thron Italiens zu erheben. Aber schon beschäftigte ein anderer Plan den Sinn des launenhaften Weibes; sie ging damit um, ihrem Stiefbruder Hugo, demselben Manne, der bereits in Niederburgund alle Macht an sich gerissen hatte, die Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen und wußte auch den Papst für diesen Plan zu stimmen. Deshalb wiegelte sie jetzt die Großen Italiens gegen Rudolf auf, der in schmählicher Weise, vor dem Einfluß der gewaltigen Zauberin erbebend, seine Anhänger verließ und in sein Alpenreich zurückkehrte. Die Bischöfe und Großen Italiens wählten darauf Hugo zu ihrem Könige, und der Papst selbst rief ihn in die Halbinsel. Zwar machte König Rudolf sofort einen Versuch, sich Italiens wieder zu bemächtigen, doch er mißlang völlig und kostete nur seinem Schwiegervater Burchard von Schwaben das Leben (S. 210).

Im Jahre 926 landete Hugo an der italischen Küste, nachdem er seine Macht im burgundischen Reiche in den Händen seines Stiefbruders Boso zurückgelassen hatte. Er wurde zu Pavia zum König gekrönt

und alle Bischöfe und Grafen des Landes erkannten ihn an; nur die Kaiserkrone blieb ihm versagt, da wenig später Papst Johann von dem Stuhle Petri in den Kerker geschleppt wurde und dort seinen Tod fand. Kaum aber hatte sich Hugo in der Herrschaft Italiens befestigt, so starb im Jahre 928 der blinde Kaiser Ludwig und hinterließ das niederburgundische Reich, das er nur dem Namen nach regiert hatte, seinem Sohn Karl Constantin, einem jungen Manne von etwa zwanzig Jahren. Sobald Hugo diese Nachricht erhielt, eilte er in seine Heimath und beraubte den machtlosen Fürsten auch des Scheins der Herrschaft, indem er ihn allein auf das Gebiet von Vienne beschränkte. Nachdem er den burgundischen Raub gesichert, kehrte er nach Italien zurück und wußte durch Klugheit und Entschiedenheit so den Großen dieses Landes zu imponiren, daß sie schon im Jahre 931 seinen Sohn Lothar als seinen Mitregenten und Nachfolger anerkannten.

Bisher hatte König Hugo im Einverständniß mit Irmengard gehandelt und dankte ihr viel, wenn nicht Alles. Als er aber sich darauf der Römerin Marozia ergab, um durch sie die heißersehnte Kaiserkrone zu erlangen, trennten sich seine Wege von denen der Schwester. Hugos Absichten auf Rom schlugen fehl, und auch der Einfluß Irmengards wurde nun nicht mehr zu seinen Gunsten geübt: seitdem schwankte seine Gewalt. Bald erhob sich wieder eine unzufriedene Partei unter den italischen Großen und rief im Jahre 933 noch einmal König Rudolf aus seinen Bergen in die lombardische Ebene hinab. Aber Hugo wußte diesen Gegner unschädlich zu machen. Mit dem Raube von Niederburgund erkaufte er sich Ruhe vor Hochburgund: er trat die Länder an der Rhone und Saône an König Rudolf ab, der dagegen seine Ansprüche an Italien aufgab.

So wurden die burgundischen Reiche im Jahre 933 vereinigt, und das vereinte burgundische oder arelatische Reich hat dann, ein Jahrhundert hindurch selbstständig, später mit dem deutschen Reiche verbunden, eine lange Dauer gefristet, ohne jedoch jemals zu rechter Kraft zu gelangen. Damals litten die in demselben vereinten Länder am meisten durch die Araber, die sich an den Küsten der Provence dauernd niedergelassen hatten und den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten; weder Hugo noch Rudolf wußten ihnen zu begegnen, und jener nahm sie sogar zeitweise in seine Dienste, um durch sie seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen. Was die Araber verschonten, rafften die Ungarn

hin, die fast Jahr für Jahr von Italien her über die Berge kamen und das schlecht bewahrte Reich plündernd durchzogen.

Schon im Jahre 937 starb König Rudolf II. und hinterließ nebst seiner Gemahlin mehrere unmündige Kinder, unter ihnen Konrad, den Erben des Thrones, einen Knaben von etwa 10 Jahren, und dessen jüngere Schwester Adelheid, die noch in der Geschichte der Deutschen eine so bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Hugo hatte die Angelegenheiten Burgunds nie aus den Augen verloren; sein Sinn stand darauf, sich bei günstiger Gelegenheit jenes Raubes, den er im Drange des Augenblicks aus den Händen gelassen hatte, wieder zu bemächtigen, und diese Gelegenheit schien jetzt gekommen. Kaum war Rudolf betrauert, so bot Hugo dessen Wittwe Bertha die Hand und verlobte ihre Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar (12. Dec. 937); so hoffte er als nächster Verwandter des jungen Königs denselben ganz in seine Gewalt zu bekommen und unter dem Schein der Vormundschaft das Land zu regieren. Aber die burgundischen Großen kannten Hugo als einen durchgreifenden, gewaltthätigen und grausamen Herrn und waren nicht von fern gewillt das Joch seiner Herrschaft auf sich zu nehmen; deshalb bemächtigten sie sich durch List ihres jungen Königs und überlieferten ihn dann Otto, dem einzigen Manne, der ihn gegen Hugos Ränke wirksam schützen konnte. Seitdem war Otto gleichsam zum Vormunde des jungen burgundischen Fürsten bestellt; er zog selbst nach Burgund und ordnete dort die Angelegenheiten des Reichs. Der unmündige König verweilte in den nächsten Jahren, wie es scheint, ununterbrochen am deutschen Hofe, bis er im Anfange des Jahres 943 in sein Reich zurückkehren konnte. König Konrad, den man den Friedfertigen genannt hat, blieb aber auch in der Folge ein treu ergebener Freund seines Schützers, und so angesehen war Ottos Name in den burgundischen Ländern, daß die Deutschen dieselben schon als eine Eroberung ihres Königs ansahen.

Ottos Verbindungen mit dem burgundischen Königshause mußten ihn unmittelbar in die Verhältnisse Italiens verwickeln, und dies um so mehr, als seit geraumer Zeit fast alle jene Fürsten, die um die Krone Italiens stritten, sich aus den südlichen deutschen Ländern, bald aus Baiern, bald aus Schwaben, Hülfskräfte zu gewinnen wußten. Wiederholentlich waren schon zu König Heinrichs Zeiten die Herzoge von Baiern und Schwaben in die Händel des Südens hineingezogen und sogar öfters selbst in die lombardische Ebene zum Kampfe hinabge-

stiegen: wenn dessenungeachtet die Angelegenheiten des Südens unseres Wissens wenig oder gar nicht die Seele Heinrichs berührt hatten, so sollten sie bald um so mehr die Aufmerksamkeit seines Sohnes in Anspruch nehmen.

Seitdem Otto sich der Person König Konrads angenommen hatte, war die Freundschaft, die ihn früher mit König Hugo verbunden, wie Jedermann wußte, gelöst und ein kaum auszugleichender Bruch zwischen den beiden mächtigsten Fürsten des Abendlandes entstanden. An Feinden fehlte es Hugo nie, und der beispiellose Nepotismus, mit dem er die einträglichen geistlichen und weltlichen Aemter des Reichs an seine unehelichen Söhne und seine anderen Verwandten, Männer meist von den schmutzigsten Leidenschaften beseelt, rücksichtslos austhat, mußte ihm stets neue erwerben: dennoch erhielt er durch tyrannische Grausamkeit lange Alles in Furcht. Schwere Verfolgungen hatte von ihm besonders der Markgraf Berengar von Ivrea zu erdulden, obwohl er als Irmengards Stiefsohn Hugo verwandt war und früher solche Gunst bei diesem gefunden hatte, daß er ihm eine Tochter seines Stiefbruders Boso — ihr Name war Willa — vermählte. Da aber Berengar, durch seine Mutter der Enkel jenes Berengar, der noch bei Menschengedenken die Kaiserkrone getragen hatte, Vielen zum Befreier des Landes von Hugos Tyrannei bestimmt schien, warf er in der Folge auf ihn den bittersten Haß und suchte ihn zu verderben. Er machte einen Anschlag sich der Person Berengars zu bemächtigen und ihn dann des Augenlichts zu berauben: so sollte Berengar des blinden Ludwigs unglückliches Schicksal theilen, welches Hugo einst zum Glücke erhoben hatte. Doch der abscheuliche Plan wurde verrathen, und Berengar ergriff die Flucht. Umsonst schickte Hugo eine Schaar von Arabern, die in seinen Diensten standen, ihm nach. Der Flüchtling entkam und eilte schutzflehend an Ottos Hof. Denn auf Otto richteten sich von nun an in Italien die Blicke Aller, die von Hugo Gewalt erlitten.

Hugo verlangte von Otto die Auslieferung Berengars und bot dafür große Schätze; aber Otto verschmähte sie und verlachte Hugo, daß er glauben könne, ein deutscher Fürst werde seinen Schützling verrathen. „Daß Hugo mir entbieten läßt," sagte er, „ich solle dem meinen Beistand entziehen, der meine Gnade anruft, ist die höchste Thorheit." Dennoch gewährte er Berengar nicht so bereitwillig Unterstützung, wie dieser gehofft hatte. Schon war es nicht mehr Ottos Art, unzufriedenen Großen gegen ihren gekrönten Herrn und König Waffen zu leihen, und

die Achtung vor der königlichen Macht wirkte wohl mehr auf Otto, als die reichen Geschenke, die Hugo stets von Neuem ihm über die Alpen sandte. Als aber in Italien mehr und mehr der Haß gegen Hugo und seine übermüthigen Burgunder wuchs — aus Stolz, sagten die Italiener, thäten die Burgunder ihren Mund nicht auf, sondern sprächen in die Gurgel hinein — da kehrte Berengar mit einem selbstgeworbenen, nur geringen Gefolge deutscher Krieger im Jahre 945 über die Alpen zurück. Freudig nahm man ihn als den Befreier des Landes auf, man begrüßte ihn als einen zweiten David und Karl den Großen. Die goldene Zeit, glaubte man, bringe er wieder; denn auch damals, wie zu allen Zeiten, waren die Italiener überschwänglich in Liebe und Haß. Alles fiel Berengar zu. Hugo wollte mit seinen Schätzen nach Burgund entfliehen, nachdem er zuvor zu Gunsten seines Sohnes Lothar der Krone Italiens entsagt hatte, aber man hinderte ihn an der Flucht. Bleiben mußte er wider Willen und eine Scheinkrone tragen, während Berengar in der That die höchste Macht in die Hände bekam. Aber auch Berengar fühlte sich nur durch die Freundschaft Ottos stark; die Gunst des mächtigen sächsischen Fürsten fiel in Italien schon schwer in die Wage, obwohl er die Alpen noch nicht überschritten hatte.

So gingen, während die Macht des ostfränkischen Reichs durch die Sachsen neu erhoben wurde, die romanischen Reiche im Süden und Westen dem Verfall entgegen; indem sich dort eine wahrhaft königliche Gewalt erhob, sank hier das Königthum zur erbärmlichsten Schwäche herab oder verwandelte sich in unerträgliche Tyrannei. Das deutsche Reich, einerseits über diese zerrütteten Staaten von überwiegendem Einfluß, andererseits die Barbarei des Nordens und Ostens durch natürliche Kraft und Waffenruhm zügelnd, hatte die Stellung genommen, die ihm durch seine natürliche Lage im Herzen Europas angewiesen zu sein scheint: es regelte die Kräfte der abendländischen Staaten und ordnete die Verhältnisse derselben unter einander. Selbst mit England, das der Gemeinschaft der abendländischen Welt damals am weitesten entrückt war, stand Otto durch seine Gemahlin in naher Verbindung. Noch jetzt ist ein schönes Andenken an jene Zeit vorhanden, da die Sachsen diesseits und jenseits des Meeres die Bande der Stammverwandtschaft aufs Neue durch ihre Herrscher fester knüpften. Es ist ein Evangelienbuch, das um das Jahr 940 König Otto und seine Mutter Mathilde

an König Athelstan als Geschenk übersandten; auf das erste Blatt haben Mutter und Sohn da selbst ihre Namenszeichen gesetzt.

Nachdem kaum die Stürme im Inneren ausgetobt hatten, erhob Otto seine Herrschaft zu einer weit geachteten und glänzenden Stellung, und es war nicht zu verwundern, wenn an seinem Hofe sich die Gesandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungarn begegneten. Im Jahre 944 und abermals im Jahre 949 sandte auch der Kaiser von Constantinopel ihm prächtige Ehrengeschenke, und im Jahre 950 sah man am Hofe des Sachsen Abgesandte des Chalifen von Cordova. Otto galt bereits für den ersten Fürsten des Abendlandes und war es.

12.

Ottos I. kirchliche Richtung.

Mitten in seiner Glücksbahn hatte König Otto ein gewaltiger Schlag des Schicksals getroffen und ihn an die Hinfälligkeit aller irdischen Herrlichkeit mit vernichtender Härte gemahnt.

Am 26. Januar 946 wurde ihm durch den Tod seine Gemahlin Editha entrissen. Unerwartet nahm der Tod sie von Ottos Seite, als sie zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, lieblich erblühen sah. Achtzehn Jahre hatte die angelsächsische Königstochter unter den Deutschen gelebt, und Alle beweinten ihr Ende, da sie mehr gleich einer liebenden Mutter, denn als eine Königin, unter dem Volke gewaltet hatte. Schon ihre Zeit verehrte sie wie eine Heilige, denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab sich in edlen Werken christlicher Liebe kund. Oft soll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte seinen heftigen Sinn. So stürmisch sein Zorn war, das zarte Weib beschwichtigte ihn. Als er einst seine Mutter wegen ihrer Mildthätigkeit schalt und diese sich tiefgekränkt vom Hofe entfernte, rührte Editha das Herz des Gemahls, und reuig bat er die Mutter um Verzeihung.

Auch Editha selbst soll Otto bisweilen ihre große Mildthätigkeit verargt und ihr einmal im Zorn verboten haben, ihre Hand ferner den

Armen zu öffnen. Um sie zu prüfen, erzählt die Sage, trat er einst an einem Feiertage selbst als Bettler vermummt an die Kirchenthür, als sich gerade die Königin im Festschmuck nahte. Dringend sprach er sie um ein Almosen an. Sanft verweigerte sie es; sie habe Nichts, sagte sie, als ihre Kleider. Noch dringender hielt er sie am Mantel zurück. Nur ein Fetzen hiervon, sagte er, würde mir Armen helfen. Und sie, der Rührung nicht mehr gebietend, erlaubt ihm einen Aermel des kostbaren Gewands zu nehmen. Als sie darauf an des König Tafel erscheint, trägt sie einen anderen Mantel, als am Morgen, und scheinbar erstaunt fragt sie der König, warum sie die Tracht gewechselt. Verlegen sucht sie nach einer Ausflucht. Da läßt der König den abgelegten Mantel holen, um sie zu beschämen; denn er trug den Aermel bei sich, den sie ihm gegeben hatte. Aber siehe! ein Wunder: als das Gewand gebracht wurde, fanden sich beide Aermel an ihm, und der König bekannte, die er habe erproben wollen, habe der Himmel erprobt gefunden.

Edithas weiches Gemüth spiegelt sich auch in einer anderen Sage. Eine Hirschkuh kam einst, so heißt es, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach. Leise scharrte sie an der Thür und schritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winselnd und stöhnend, als wolle sie einen tiefen Schmerz ausdrücken, streckte sie sich zu den Füßen der Herrin nieder und suchte dann wiederum die Weite. Editha befahl einem Jäger dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenseit der Elbe die Hirschkuh mit einem ihrer Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Der Jäger befreite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch. Froh hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war.

In solchen Erzählungen lebte Jahrhunderte lang das Andenken der guten Königin fort und vererbte sich von Kind auf Kindeskind. Sie fand ihr Grab zu Magdeburg in dem Kloster des heiligen Moriz, welches Otto auf ihrem Witthum nach ihrem ausdrücklichen Wunsche im Jahre 937 errichtet hatte. Ihr Denkmal sah man dort einst auf der Nordseite der alten Kirche; jetzt verherrlicht sie ein stattlicher Sarkophag in dem prachtvollen Dome, der dort einige Jahrhunderte nachher als eines der erhabensten Werke deutscher Kunst erbaut ist.

Mächtig ergriff Otto der Tod des geliebten Weibes, und mehr als bisher wandte sich des Königs Sinn den himmlischen Dingen zu. Das schleunige Ende der Theuren, der noch ein langes Leben vorbehalten

schien, mahnte auch ihn an den Tod, der ihn mitten aus seiner glänzenden Laufbahn abrufen konnte, und wies ihn mehr als je auf jene höchste Macht hin, der auch der Gewaltigste auf Erden sich beugen muß. Er richtete seine Gedanken auf die heiligen Schriften und frommen Bücher. Nach der Sitte der Zeit war er zu den Waffen, nicht für die Bücher erzogen worden; jetzt erst lernte er die Buchstaben, aber er brachte es bald zu völliger Sicherheit im Lesen und Verstehen heiliger Schriften.

Den kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs widmete Otto fortan eine besondere Sorgfalt. Wahre Religiosität war einer der hervortretendsten Züge in seinem Wesen. Immerdar lebte er in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er oft wunderbar aus Gefahren gerettet zu sein glaubte, schöpfte er immer neuen Muth in seinen Bedrängnissen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Ursprung seiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Dennoch hatte er sich in den ersten Jahren seiner Regierung nicht eben kirchlich nach dem Sinne jener Zeit bewiesen und die hohe Geistlichkeit bei ihm wenig Gunst genossen. Die Ansprüche, die sie sich in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbstständigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten gebildet hatte, vertrugen sich schlecht mit den Vorstellungen, die Otto von seiner Würde hegte. Mit Ausnahme des Erzbischofs Adaldag von Hamburg, den er selbst erhoben hatte, standen deshalb die ersten Kirchenfürsten lange Zeit ihm und den von ihm gesetzten Herzogen feindselig genug gegenüber. Wir wissen, wie Friedrich von Mainz, der doch den Ruf besonderer Heiligkeit bei Vielen genoß, wiederholentlich des Hochverraths angeklagt wurde und nur mit genauer Noth der schwersten Strafe entging; wir wissen, wie die Untreue dieses ersten Bischofs des Reichs im Jahre 939 den Abfall anderer Bischöfe nach sich zog. Dann wurde im Jahre 945 der Erzbischof Rodbert von Trier, ein Verwandter Herzog Giselberts, mit dem Bischof Richar von Tongern offen von Herzog Konrad, als dieser die Verwaltung Lothringens erhielt, des Treubruchs gegen den König bezüchtigt und mußte sich wegen dieser Beschuldigung rechtfertigen. Und kaum hatte des Königs Bruder Heinrich die Regierung Baierns übernommen, so gerieth er in die ärgerlichsten, nie wieder beigelegten Händel mit dem Erzbischof Herold von Salzburg. Dem altersschwachen Wikfried von

Köln wurde es sogar zu besonderem Verdienst angerechnet, daß er der Majestät des Königs und dem Vaterlande die Treue unverletzt erhalten habe, aber in den Kämpfen, welche Otto zu bestehen hatte, ist er doch von dem Kölner wenig unterstützt worden; die Anhänglichkeit auch dieses Kirchenfürsten war nur eine laue.

Es ist begreiflich, wenn unter solchen Verhältnissen die Kirchen und Klöster im Anfange der Regierung Ottos nicht sonderlich begünstigt wurden. Er bestätigte ihnen wohl die früheren Privilegien; auch erhielten einige Bisthümer, wie Hamburg, wie Utrecht, wo sein Bruder Brun erzogen war, und Chur, welches durch Verwüstungen der Araber stark gelitten hatte, neue Schenkungen; vor Allem empfingen das Kloster zu Quedlinburg, die Stiftung Heinrichs, und das neue Morizkloster zu Magdeburg Beweise königlicher Gunst. Aber einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen damals so wenig zu erfreuen, daß der König es sogar seiner Mutter verargte, daß ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam hierüber zu einem traurigen Zwist in der königlichen Familie. Mathilde, die seit dem Tode ihres Gemahls ihre größte Freude in frommen Werken fand und neben dem Nonnenkloster auf der Höhe zu Quedlinburg dort zur Seite der Pfalz am Fuße des Berges ein neues Mönchskloster gegründet hatte, ging mit ihrem reichen Witthum bei der Ausstattung geistlicher Stiftungen so verschwenderisch um, daß die Söhne endlich glaubten Einsprache erheben zu müssen. Kaum waren Otto und Heinrich versöhnt, so wandten sie sich gemeinsam gegen die Mutter. Nicht allein ihr Witthum vergeude sie, warfen sie ihr vor, sondern sie habe auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten. Sie häuften Kränkungen auf Kränkungen, und verlangten schließlich, sie solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Die Mutter, tief durch diesen Undank der Söhne verwundet, entsagte willig dem, was des Gemahls Liebe ihr gegeben hatte, sie zog nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Längere Zeit war dann die Eintracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen gestört, bis Editha den Frieden herstellte.

So wenig Eifer für die Hebung des äußeren Wohlstandes der geist-

lichen Stiftungen Otto in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte, so wenig Theilnahme fanden damals auch bei ihm die löblichen Bestrebungen mancher Bischöfe, die verfallene Klosterzucht herzustellen. Manche Versuche der Art wurden in Lothringen gemacht, namentlich vom Bischof Adalbero von Metz, andere in den Ländern diesseits des Rheins, wo sich besonders Erzbischof Friedrich an die Spitze einer Klosterreformation stellte; aber Otto sah auf diese Bemühungen mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Mißtrauen, und dieselben hatten deshalb auch keinen oder doch nur geringen Erfolg.

Erst nach dem Tode Edithas wandte sich der König mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte da den Trost für seine schwerbekümmerte Seele, wo ihn die Mutter gefunden hatte: in frommen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Auch mochte ihm mit jedem Tage bereits klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der geistlichen Gewalten, welche das Zeitalter bei aller seiner Rohheit gewaltig beherrschten, zu bemeistern und ihnen die Richtung zu geben. Wie Otto sich jetzt mit den frommen Neigungen seiner Mutter begegnete, trat er auch dem geistigen Streben seines Bruders Brun näher, in dem er bald das ausgezeichnetste Werkzeug für seine kirchlichen Absichten fand.

Brun, der jüngste Sohn König Heinrichs, stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seinen älteren Brüdern in keiner Weise nach, nur daß Neigung und Erziehung ihn auf ein anderes Gebiet des Lebens angewiesen hatten. Da der Vater ihn dem geistlichen Stande bestimmte, war er schon in früher Jugend dem elterlichen Hause und seiner sächsischen Heimath entzogen worden. Nach Lothringen hatte man ihn gesandt, wo sich am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der Karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatten, obwohl man bald genug auf den damaligen Zustand dieser Schulen als einen kläglichen herabsehen konnte; zugleich sollte wohl auch der Königssohn die Lothringer enger an die sächsische Herrschaft fesseln. Das Letztere scheint auch der Grund gewesen zu sein, weshalb man seine Erziehung dem noch jungen Bischofe Balderich von Utrecht, einem Verwandten Herzog Giselberts, anvertraute. Es war zu derselben Zeit, als König Heinrich seine älteste Tochter dem Lothringerherzog vermählte und Rodbert, einem anderen nahen Verwandten Giselberts, das Erzbisthum Trier verlieh. In den unmittelbarsten Beziehungen

zu dem Herzogshause wuchs Brun in Lothringen auf und nahm hier viel von der regsameren Art der Lothringer an.

Früh zeigten sich in dem Knaben beharrlicher Fleiß und glänzende Fähigkeiten; stets war er bei der Arbeit und that es bald allen seinen Altersgenossen zuvor. Man staunte, wie die Genüsse des Lebens und die Freuden der Welt auf diesen so hoch geborenen Knaben gar keinen Eindruck machten, ihn von seinen Büchern nicht zu trennen vermochten. Aus dem Ernst und der Treue, mit der er die Studien betrieb, schloß man nach dem Wort der Schrift: „Man kennt einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will“ (Sprüche 20, 11) auf die Wahrheit seines Gemüths und die Unsträflichkeit seines späteren Lebens. Brun lebte ganz in seinen Büchern; wer sie ihm zerknitterte oder verdarb, konnte ihn bitter erzürnen, und dieselbe peinliche Sorgfalt, mit der er sie äußerlich hielt, übertrug er auf die Art und Weise, wie er sie studirte. Er eilte nicht, wie häufig begabte Knaben pflegen, von einem Buche zum anderen, um die Phantasie mit buntwechselnden Bildern zu füllen. Ihm lag an jedem einzelnen Wort, an jedem Ausdruck; die Form an sich beschäftigte nicht minder seinen Geist als der Gedanke des Schriftstellers. Eine philologische Ader, die so Wenigen seiner Zeitgenossen zu Theil ward, hatte die Natur dem Königssohne mitgegeben. Es wird erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst Brun in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte; es entzückte ihn in gleicher Weise an diesem Dichter der gläubige Inhalt, der lebendige Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Reichthum und Wandel des Versbaus. Wie er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassenen Stellen keine Miene verziehen, kein Lächeln kam über seine Lippen; er empfand die Schönheit der Form, sie nahm seine Aufmerksamkeit ganz gefangen. Früh übte er sich im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache und brachte es zu einer solchen Fertigkeit, daß er darin Vielen später ein trefflicher Lehrer werden konnte.

Als die Verhältnisse Ottos zu Lothringen und zu Herzog Giselbert sich änderten, kehrte Brun, damals etwa vierzehn Jahr alt, an den königlichen Hof zurück. Noch im Knabenalter, schien er an Bildung und Reife des Verstandes ein Mann vor Anderen, und der König wußte die trefflichen Kenntnisse seines Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Wie die Einrichtungen, welche Karl der Große für seinen

weltlichen Hofstaat getroffen hatte, in Verfall gerathen waren, so nicht minder die für die Hofgeistlichkeit. Die Stellung des Apocrisiarius war eingegangen oder vielmehr mit der des Erzkanzlers vereinigt worden. Mit dem Reiche selbst war auch die Kanzlei desselben aufgelöst und zerstückt worden: die Erzbischöfe hatten die Titel, Einkünfte und Ehren der Erzkanzler oder Erzkapellane an sich gerissen, die Geschäfte selbst aber vernachlässigt, die an niedere Geistliche kamen, welche die Person des Königs als Kanzler begleiteten und die Urkunden derselben im Namen der Erzkanzler ausstellten. Auch die Hofschule, jene große Bildungsanstalt für die Geistlichkeit des Karolingischen Reichs, war längst verfallen. So fand Otto die Reichskanzlei, durch die allein ein regelmäßiger Geschäftsgang erhalten werden konnte, in der größten Verwirrung; die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg nannten sich Erzkanzler des Reichs, bekümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, die nach der Wahl des Königs von Hofgeistlichen besorgt wurden, die der schwierigen und einflußreichen Stellung, die sie einnahmen, kaum gewachsen waren und denen der König doch, da alle wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hände gingen, ein unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Sollte die Einheit des Reichs festeren Halt gewinnen, so mußte vor Allem der Geschäftsgang am Hofe besser geregelt und fähige Geistliche zum Dienste desselben herangebildet werden, mit einem Worte die Kanzlei und der gesammte Hofklerus, nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck die Kapelle*) des Königs, mußte neu organisirt werden. Diese Aufgabe wies Otto seinem Bruder zu. Schon im Jahre 940 erscheint Brun als Kanzler und erhielt in den nächsten zehn Jahren, wo fast alle Urkunden von ihm ausgestellt wurden, einen immer größeren Einfluß auf die Reichsgeschäfte; im Jahre 951 wurde er zugleich zum Erzkapellan bestellt und damit die Leitung des Hofklerus ihm ganz übergeben; mit dieser Stellung gewann er auf die gesammten kirchlichen Verhältnisse des Reichs einen bedeutsamen Einfluß.

Mit der größten Hingebung und jener Pünktlichkeit, die ihm in Allem eigen war, unterzog sich Brun den Geschäften; dabei mußte er

*) Unter der Kapelle des Königs wurde schon in der Karolingischen Zeit die Gesammtheit aller dem Hofe dienenden Geistlichen, der gesammte Hofklerus, verstanden; ursprünglich bezeichnet der Name die Kappe des heiligen Martinus, dann den geweihten Raum in der Pfalz der Merovinger, wo diese Kappe aufbewahrt wurde.

Tag für Tag zahllose Klagen von Bedrängten und Hülflosen anhören, von denen Keiner ohne Trost, Rath und Beistand ihn verließ. Wohin der König seinen Weg nahm, überall war Brun ihm zur Seite, und überall fand er Arbeit im Ueberfluß. Aber so jung er war, die Kräfte erlahmten ihm nie, ja er fand in der größten Geschäftigkeit noch immerdar Zeit, seinen geliebten Studien nachzugehen. „Wenn er Muße hatte,“ — so sagt Bruns trefflicher Biograph Ruotger — „gab es keinen beschäftigteren Mann, und auch mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße.“

Während Brun unablässig für Andere arbeitete, arbeitete er zugleich nicht minder an sich. Denn Nichts lag ihm ferner, als mit Selbstbefriedigung auf das zu schauen, was er erreicht hatte. Wo auch der König sein Hoflager oder sein Kriegszelt aufschlagen mochte, überall begleiteten Brun seine Bücher; „wie die Israeliten die Bundeslade,“ sagt Ruotger, „führte er seine Bibliothek mit sich.“ Mitten im Getümmel der Reise, in dem Lärmen des Hofes, war er doch gleichsam allein und lebte seinen Studien und Meditationen. Um keinen Preis gab er die Frühstunden des Tages zu zerstreuenden Beschäftigungen hin; da war er ungestört bei seinen Büchern und kehrte, wenn nach den Freuden des Mahls die Geschäfte am Hofe ruhten, mit frischer Kraft sofort zu jenen zurück. Ein so regsamer und wißbegieriger Geist, überdies von solcher Höhe des Lebens herabstrahlend, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden; alle Elemente wissenschaftlicher Bildung, welche die Ungunst einer gewaltthätigen Zeit überdauert hatten, konnten nicht anders, als sich um ihn sammeln, um von ihm neue Kräftigung zu erhalten. Und in der That eilten fast alle im Reiche, die sich geistig etwas dünkten, an den Hof des Königs. Aber Viele kehrten mit dem beschämenden Geständniß zurück, sie hätten an Brun erst erkennen gelernt, daß sie Nichts wüßten; in ihm hätten sie eine Leuchte gefunden auf dem Wege wahrer Wissenschaft, den sie fortan betreten wollten.

Während Brun Anderen Vorbild wurde, suchte er selbst für sich neue Lehrer und fand sie. Zunächst waren es Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils zerstreut in deutschen Klöstern wohnten, wie wir unter Anderem wissen, daß das Kloster Reichenau damals mehrere griechische Mönche beherbergte. So versteinert und vertrocknet auch längst die Wissenschaft unter den Griechen war, so übertrafen sie doch an Umfang der Kenntnisse, an

Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner gesellschaftlicher Bildung damals weit alle Völker des Abendlandes, und selbst untergeordnete Gelehrte des Ostens thaten es hierin leicht den ersten Männern des Westens zuvor. Auch Brun fand, daß er von ihnen lernen könne, und studirte mit Eifer ihre Sprache; er ließ sich gern mit ihnen in Disputationen ein, und so gerühmte Kämpfer die Griechen wegen ihres scharfen Verstandes und ihrer Zungengeläufigkeit in diesen Wortstreiten waren, staunten sie doch über den feinen Geist dieses Jünglings und brachten neue Probleme desselben, die sie nicht zu lösen vermochten, in die Heimath zurück, um sie den ersten Gelehrten daselbst vorzulegen. Die griechische Sprache war damals im Abendlande nicht so unbekannt, wie man wohl geglaubt hat; aber sie diente nur als Verkehrsmittel mit dem Ostreiche, mit dem die Verbindungen niemals ganz abgebrochen wurden, ohne daß man sie als Schlüssel zu den alten Schriftwerken der Hellenen benutzt hätte. Diese lagen der ganzen Anschauung der Zeit durch die Entwicklung, welche die abendländische Welt genommen hatte, unendlich fern; selbst die theologische Literatur der Griechen fand als eine ketzerische nur geringe Beachtung. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Kenntniß der griechischen Sprache für Bruns innere Entwicklung kaum recht fruchtbringend gewesen ist.

Als den Lehrer, der am meisten auf ihn gewirkt hat, nennt Brun selbst einen irländischen Bischof, mit Namen Israel, der, nachdem er seiner Heimath den Rücken gewandt, im Kloster St. Maximin zu Trier lebte. Wir kennen das Zeugniß, das Israel auf Befragen seinem Zöglinge gab; er betonte vor Allem, daß Brun ein heiliger Mann sei, und gab damit zu erkennen, daß die religiöse Bildung des Herzens in seinen Augen höheren Werth besäße als die wissenschaftliche des Geistes und daß diese in Brun wesentlich auf jene zurückgewirkt habe. Nur wenig ist von diesem Israel bekannt, aber schon seine Abkunft läßt uns auf das Innerste seines Wesens und seiner Lehre schließen.

Denn noch einmal, wie in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus, übten damals britische und irische Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse Leben der deutschen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Insellande verjagt, kamen sie über die See und begaben sich theils in die meist von Iren gestifteten Klöster am Rhein, namentlich nach St. Gallen, theils flüchteten sie sich nach Lothringen, wo sie auf die Herstellung der verfallenen

Klosterzucht den wohlthätigsten Einfluß übten und zugleich die ihnen von jeher eigene Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung den reformirten Klöstern mittheilten. Von den hierarchischen Bestrebungen der Karolingischen Geistlichkeit waren sie weit entfernt; die Zwängung aller Christen unter Roms Gebot hielten sie am wenigsten für ihre Aufgabe. Sie lebten im Gebet, in Ertödtung des Fleisches, in wissenschaftlicher Arbeit und suchten in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohl ihrer Mitmenschen nach Kräften zu dienen; dabei vertiefte sich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimnisse der göttlichen Zukunft, und sinnlich greifbar mußten ihnen Zeichen und Beweise des göttlichen Waltens überall entgegentreten. Niemand verehrte gläubiger die Reliquien als sie; Niemand legte mehr Gewicht auf Träume; Kasteiungen und Fasten hatten in ihren Augen den größten Werth; Gelübde trieben sie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es ist eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen. Man wird nicht mit Unrecht an ihrem Treiben manchen Anstoß nehmen, aber verkennen läßt sich nicht, es geht durch dasselbe ein tiefer Zug wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und jener aufopfernder Liebe, die um des Herrn willen Allen Alles sein möchte. Die Deutschen, die an der vornehmen Karolingischen Geistlichkeit mit ihren steifen kirchlichen Formen, ihrer prunkvollen Gelehrsamkeit und ihrem glänzenden Weltleben wohl niemals großes Gefallen gehabt hatten, verehrten diese schlichten Mönche wie Heilige. Denn gerade das fand die Masse an ihnen in höchster Vollendung, was sie als das Ideal eines christlichen Lebens ansah.

Die fürchterliche Noth der Zeit hatte in den deutschen Ländern, wie überall im Abendlande, die Menschen gelehrt, daß mit ihrer Macht Nichts gethan und ohne Gottes sichtlichen Beistand alle ihre Sorge vergeblich sei. Die Verzweiflung trieb das Volk zu den Kirchen und Altären; bei ihnen suchten sie von Gott Schutz für die Gegenwart und Gewähr für die bedrohte Zukunft. Das fromme Herz fand hier Trost und Freudigkeit; der Kleinglaube richtete sich an den Segenssprüchen, Prophezeiungen, Träumen heiliger dem weltlichen Leben abgestorbener Männer auf; der Aberglaube maß den Gebeinen der Heiligen wunderbare Kräfte der Errettung bei und glaubte durch äußere Werkheiligkeit die Strafen Gottes abwenden zu können. Das Volk suchte überall

unmittelbare Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, wollte in seinen Priestern lebendige Zeugen geistlichen Lebens sehen. Und was konnten ihm da jene Bischöfe alten Schlags bieten, die in ihren vergilbten Kirchengesetzen und dogmatischen Streitigkeiten lebten, die in der Unterjochung der weltlichen Gewalten, in der Erhebung des römischen Primats und ähnlichen Dingen vor Allem ihre Lebensaufgabe zu sehen schienen? Mit Nothwendigkeit entfremdete sich das Volk seinen Bischöfen und wandte sich frommen Klausnern und heiligen Mönchen zu; ein eigenthümliches religiöses Leben bildete sich unter ihm aus, dem es an innerer Wärme und Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, wenn es sich von der Kirche nicht ganz trennen sollte. Dieser lebendigen Glaubensströmung im Volke bemächtigten sich rechtzeitig einige hervorragende Männer, die selbst von ihr berührt zur Leitung bischöflicher Kirchen gelangten und dann die Geistlichkeit ihrer Sprengel für eine tiefere Auffassung ihres Amtes zu gewinnen wußten. So wirkte vor Allen Bischof Ulrich von Augsburg, der in St. Gallen gebildet und noch von König Heinrich eingesetzt war. Und in ähnlicher Weise wirkten auch jene irischen Mönche, indem sie in die Geistlichkeit nicht allein neue Triebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit pflanzten, sondern sie vor Allem auf ein gottgefälliges und geistliches Leben hinwiesen. In diesem Sinne haben sie an vielen Orten, und besonders in Lothringen die Kirchen und Klöster zu reformiren gesucht.

Auch auf Brun ist der Einfluß dieser Iren, wie es scheint, von großer Bedeutung gewesen. Wir finden ihn bald ganz auf denselben Bahnen mit ihnen und Bischof Ulrich; auch sein Inneres ist von diesem neuerwachten Glaubensleben ergriffen, auch sein Leben durchdringt ein ascetischer Zug, und auch er zeigt sich für die Reformation der Geistlichkeit thätig. Mehrere Abteien, besonders das reiche Lorsch, waren ihm um ihrer Einkünfte willen nach der Sitte der Zeit übertragen, aber er hielt dafür, daß sie ihm nicht gegeben seien, um sich zu bereichern, sondern um sie in einen Gott wohlgefälligen Stand zu setzen, und stellte theils mit Güte, theils mit Gewalt in ihnen eine strengere Klosterzucht her. Den sächsischen Klöstern, die zum Theil noch arm waren, wandte er große Schenkungen zu und brachte auch sie in besseren Stand. In Orten, die Mittelpunkte eines lebigeren Handelsverkehrs zu werden anfingen, wie Soest, fehlte es noch an Kirchen; er ließ Reliquien dorthin bringen und Kirchen zu Ehren der Heiligen erbauen.

Vor Allem aber war Brun bestrebt die wissenschaftliche Thätigkeit des Klerus neu zu beleben. Durch ihn und durch die von ihm hervorgezogenen Männer wurde der Hof wieder der Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen, die königliche Kapelle erhielt den Charakter einer hohen Schule. Von den sieben freien Wissenschaften, in die man die ganze Summe weltlicher Weisheit damals zusammenfaßte, waren nur die drei niederen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik seit Menschengedenken in den Schulen gelehrt worden; daß Brun auch auf die vier höheren: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie seine Studien richtete, stellte ihn in den Augen der Zeitgenossen als den Wiederhersteller dieser Wissenschaften dar. Indem er selbst unablässig lernte, wurde er zugleich der Lehrer vieler Anderen; nie ließ er dabei die Ueberlegenheit seines Geistes drückend empfinden, vielmehr wußte er durch gewinnende Freundlichkeit und milden Ernst einen Jeden zu fesseln. Während er selbst „mit Gigantenschritten auf der Bahn der Tugend vorwärts eilte", wie sein Biograph sich ausdrückt, ermüdete er nie sich nach den Zurückbleibenden umzusehen, um ihnen den Weg zu erleichtern.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen am Hofe gewannen, seitdem ihnen auch Otto seine Aufmerksamkeit zuwandte, an Umfang und Tiefe; die Früchte derselben traten schon um das Jahr 950 bemerklich hervor. Bald darauf wurde der gelehrte Rather, ein Lothringer von Geburt, der sein Heimathsland verlassen und durch König Hugo in Italien sein Glück gemacht hatte, dann aber aus seinem Bisthum Verona vertrieben war, an den Hof berufen, und Brun selbst lernte noch von Rather, der für den ersten Theologen der Zeit galt. Bischof Liudprand von Cremona kam wenig später an den Hof, und auch seine in der altlateinischen Literatur nicht gewöhnliche Belesenheit scheint Brun nicht ungenutzt gelassen zu haben. Schon holte man nicht die Gebeine der Heiligen allein, sondern mit ihnen andere in unseren Augen werthvollere Reliquien des Alterthums über die Alpen, vor Allem die trefflichsten Handschriften der klassischen Schriftsteller. Mehr als hundert derselben brachte ein Italiener, mit Namen Gunzo, auf Ottos Aufforderung in die deutschen Länder, aus denen manche der werthvollsten Italien nach Jahrhunderten wieder zurückgeführt hat. Mit frischem Eifer warf man sich nun auf das Studium der alten Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften.

Vom Hofe aus verbreitete sich die Theilnahme an den Wissenschaften weiter durch das Reich, namentlich nahmen die Klosterschulen einen erfreulichen Aufschwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; Fulda suchte seinen alten Ruf zu behaupten; Hersfeld eiferte Fulda nach; nach Würzburg berief man einen Lehrer aus Italien. In Sachsen pflegte Korvei die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe; auch in den Nonnenklöstern, besonders zu Gandersheim und Quedlinburg, lasen die Mädchen neben den Heiligenleben jetzt Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanz ihrer Rede, faßte man den Muth mit ihnen zu wetteifern; hinter Klostermauern legte man Hand an Werke, die bei aller Rohheit nicht ohne erhabene Schönheiten sind, die ein kräftiges Ringen nach Formvollendung zeigen und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Werth besitzen.

Es ist eine Literatur eigenthümlichster Art, die sich aus diesen Bestrebungen entwickelte. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich doch in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und ascetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber zugleich schlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage klingt in Herametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind; die naive Thiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form terentianischer Komödien. Brun hat dieser ganzen Literatur den Stempel seines Geistes aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein ascetischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken über ein Jahrhundert in dieser Literatur bemerkbar fort. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volkes.

Man hat das zehnte Jahrhundert vor anderen ein Zeitalter der Barbarei genannt, und allerdings bezeichnen die Anfänge desselben ein tiefer Verfall alles dessen, was die Karolingische Zeit für Kunst und

Wissenschaft geleistet hatte. Aber schon um die Mitte des Jahrhunderts nehmen wir in den deutschen Ländern neue Keime der Bildung wahr, und eigentlich erst aus ihnen entwickelte sich eine Kultur, die tiefer in unsere nordischen Gegenden eindrang und dort heimisch wurde. Es war freilich eine Bildung, welche zunächst nur die höchsten Spitzen des Volkes berührte, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofs gezogenen Adel; aber wesentlich hat sie doch dazu beigetragen, alle Verhältnisse der Deutschen allmählich neu zu gestalten. Niemand verspürt mehr, als der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, welche Umwandlung in den Kulturzuständen damals vorging. Nachdem er aus dem Dunkel der Sagen schon in der Karolingischen Zeit in das Licht der Geschichte eingetreten war, umfängt ihn in dem Anfang des zehnten Jahrhunderts abermals eine Dämmerung, in der es unmöglich wird Thatsache und Dichtung zu scheiden; die Ueberlieferung ist verworren, widersprechend, unvollständig und ohne Zusammenhang. Aber mit der Mitte des Jahrhunderts erschließen sich ihm sofort wieder gleichzeitige, zuverlässige Quellen, die den Gang der Dinge im Großen deutlich erkennen lassen; der Boden wird fest unter den Füßen, und nur selten hat er noch den unsicheren Grund der Vermuthungen zu betreten.

Die Kapelle des Königs war aber nicht allein eine Schule der Wissenschaft, sie war zugleich und vor Allem eine Pflanzstätte für Kirche und Staat, indem aus ihr fast alle die Geistlichen hervorgingen, die in der nächsten Zeit Otto und seine Nachfolger auf die deutschen Bischofsstühle erhoben. Es ist ein neues Geschlecht von Kirchenfürsten, sehr unähnlich dem, welches die spätere Karolingerzeit hervorgebracht hatte. Diese Bischöfe, so durchdrungen sie von der Höhe ihres geistlichen Berufs sind, zeigen sich der Reichsgewalt wahrhaft ergeben; sie schlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in seinem Interesse und zu seinem Nutzen von einem Lande freudig zum anderen. Hierarchisch-theokratische Ideen liegen ihnen fern, nicht minder knechtischer Gehorsam gegen Rom, wie sie auch die Ehrenrechte des heiligen Petrus achten; sie durchdringen sich vielmehr mit dem Gefühl einer freien, selbstständigen Gewalt, die sie von Gott über ihr Bisthum empfangen haben, und regieren ihre Sprengel mit einer patriarchalischen, Alles umfassenden Macht. Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Kapitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit sehen sie als ihre nächste Aufgabe an; aber nicht minder finden sie darin

ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu wahren. Es sind durchweg praktische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen.

Die römische Kirche hat nicht Wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt, aber auch das deutsche Volk schuldet diesen Männern den größten Dank. Zur Hebung des unterdrückten Theiles der Nation, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaues haben sie nicht wenig beigetragen, ja selbst die bestimmtere Entwicklung des nationalen Geistes beruht zum großen Theil auf ihnen. Von einem Mittelpunkte gingen sie in alle Theile des Reichs: gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-politische Ansichten verbreiteten sie von dort aus, wohin sie kamen, und sie selbst blieben, wenn auch getrennt, in einem nahen, oft innigen Verhältniß unter einander. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhauptes unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnen uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der Investiturstreit eine unheilbare Spaltung in alle Lebenskreise brachte, fast durchweg von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Eine Geistlichkeit, so erfüllt von tapferem Glaubensmuthe und hülfreicher Liebesthätigkeit, wie sie sich damals in den deutschen Ländern heranbildete, konnte auch dem Missionswerke nicht lange fremd bleiben. Und schon öffnete der König selbst ihrer Wirksamkeit auch hier ein weites und ergiebiges Feld.

Das Beispiel des ruhmreichen Apostels des Nordens, des heiligen Ansgar, der zuerst mit einigem Erfolg das Christenthum unter den Dänen und Schweden predigte, hatte den Missionseifer in den Hamburger Erzbischöfen nie ganz erkalten lassen; aber die Verkündigung des Evangeliums stieß im Norden auf so viele Schwierigkeiten, die politische Lage der deutschen Bischöfe gegen die das Reich bestürmenden Nordlandskämpfer war lange Zeit so unglücklich gewesen, daß die Mission fast erstarb. Dazu erwuchsen dem Erzstift selbst die ärgerlichsten Händel.

Schon unter Ansgar war Hamburg von nordischen Seeräubern überfallen und die Kirche zerstört worden; das Erzstift wurde darauf mit dem Bisthum Bremen vereinigt, das bisher unter Köln gestanden hatte. Papst Nicolaus I. hatte dann zwar ausdrücklich Bremen von Köln getrennt, doch hatte Köln unaufhörlich Einsprache gegen dies Verfahren erhoben, und spätere Entscheidungen theils durch Päpste, theils durch Synoden waren bald der einen, bald der anderen Seite günstig gewesen. So in ihrer eigenen Existenz angegriffen, hatten die Erzbischöfe von Hamburg die Mission mehr und mehr aus den Augen verloren. Zuerst gedachte man ihrer wieder nach dem glücklichen Kampfe Heinrichs gegen die Dänen. Erzbischof Unni (916—936) zeigte sich da als der würdige Nachfolger Ansgars; er durchzog abermals das dänische Festland, die Inseln und setzte sogar nach Schweden über. Fast überall fand er die früher gestifteten Gemeinden eingegangen oder im äußersten Verfall. Er suchte dem Christenthum aufs Neue im Norden eine sichere Stätte zu gründen; da er aber auf der Reise starb, kam es nicht zu festen kirchlichen Gründungen.

Unnis Nachfolger war ein junger vornehmer Sachse, der für den geistlichen Stand erzogen war und in der königlichen Kanzlei gedient hatte, jener Adaldag, der bei König Heinrichs Tode die erste Seelenmesse las. Er verdankte Mathilden und ihrem Sohne seine Erhebung und war, wie bemerkt wurde, der einzige deutsche Erzbischof, der sich bis dahin besonderer Gunst und des unbedingten Vertrauens des Königs rühmen konnte. Mannigfache Wohlthaten empfing Adaldag von seinem königlichen Gönner: nicht nur daß er die ausgedehntesten Privilegien erhielt, Otto erwirkte ihm auch das Pallium von Rom und brachte es endlich dahin, daß die Ansprüche Kölns durch eine päpstliche Entscheidung völlig zurückgewiesen wurden. Adaldag war aber auch ganz der rechte Mann für seine wichtige Stellung; er gehörte derselben Richtung mit Ulrich von Augsburg an und war Einer der Ersten, der in ihr vorleuchtete. Adam von Bremen, der alte Geschichtsschreiber der Hamburger Kirche, nennt ihn schlechthin den Wiederhersteller des Erzstifts. „Adaldag lebte," sagte er, „ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der Seelsorge: deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt, Alle verehrten ihn, selbst seine Feinde." Glückliche Kämpfe mit den Dänen und die festere Ordnung der dänischen Mark gaben der Heidenbekehrung jetzt bessere Aussicht auf dauernden Erfolg,

und bald gedieh Adaldag in der That soweit, daß es möglich wurde bischöfliche Kirchen auf dem dänischen Festlande zu errichten. Kurz nach dem Tode der Königin Editha konnte Otto als Denkmal seines kirchlichen Eifers hier drei neue Bisthümer gründen: zu Schleswig, Ripen und Aarhuus. Die neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöflichen Würde; Erzbischof Adaldag weihte sie, und als der Papst bald darauf Hamburg den Missionssprengel in Dänemark, Norwegen, Schweden und im ganzen Norden bestätigte, hatte das Erzstift bereits ihm untergebene Bischöfe in diesen nordischen Regionen.

Zugleich beschäftigten Ottos Geist umfassende Pläne für die Bekehrung der Wenden. Der lange Kampf hatte zur Unterwerfung der Wenden geführt, aber der Haß gegen die Deutschen war in den Herzen der Besiegten nicht erstorben. Sie beugten sich der Gewalt, aber ihre Seele war voll bitteren Grolls gegen ihre oft so hartherzigen und übermüthigen Herren, die überdies eine andere Sprache redeten und einen anderen Glauben hatten als sie. Denn noch lebte der alte finstere Götzendienst ungebrochen unter ihnen fort. Blutige Opfer brachten sie ihren Göttern, und nicht Stiere und Schafe allein, sondern auch Menschen schlachteten sie an den Altären. Nichts, meinten sie, sei ihren Göttern angenehmer als das Blut der verhaßten Christen, und wenigstens einmal im Jahre müßte ihr Kriegsgott Swatowit am Blut eines Christen sich sättigen. An einen dauernden Frieden und bessere Zeiten für diese Länder ließ sich nicht denken, ehe nicht der Abgötterei ein Ende gemacht war und das Christenthum Sieger und Besiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies wurde Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft seiner Seele den Gedanken, das Heidenthum unter den wendischen Stämmen zu vertilgen und der Religion Christi auch hier die Stätte zu bereiten.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß den König der Plan, den er nachher mit der größten Beharrlichkeit verfolgte, beim Morizkloster zu Magdeburg, dem Grabe Edithas, ein neues Erzbisthum zu errichten und ihm die Mission unter den slawischen Völkern zu übertragen, schon damals beschäftigt hat. Aber bei dem hartnäckigen und schroffen Geiste des Erzbischofs Friedrich von Mainz, der die ganze Mission im Osten als ihm untergeben betrachtete, konnte Otto nicht hoffen so leicht seinen Wunsch zu erreichen. Er stand deshalb vorläufig von diesem Plane ab und begnügte sich einer späteren Durchführung desselben vorzuarbeiten. Er griff unvorzüglich auf eigene Hand die Mission unter den östlichen

Wenden an; in die Gegenden an der Havel und Spree sandte er sächsische Geistliche und Mönche, die von den Waffen Geros geschützt bis zur Oder hin ihren Weg nahmen, um aller Orten den Wenden das Evangelium zu predigen. Mehr Furcht und Gewalt, als ein bekehrtes Herz, führten Viele der Wenden zur Taufe, aber bald konnte man doch darangehen, Gotteshäuser zu errichten und christliche Gemeinden zu ordnen. Auch hier, wo Christus noch niemals gepredigt war, wurde das Kreuz erhöht, Manchen damals, wie es zu allen Zeiten war, ein Aergerniß, aber Anderen bald der höchste Ruhm. Gleichzeitig, wie es scheint, im Jahre 948 begründete Otto die beiden ersten Bisthümer für die wendischen Gegenden, Havelberg und Brandenburg: das erstere für die Gegenden zwischen der Elbe und Oder nördlich der Havel, vornehmlich von den kriegerischen Redariern bewohnt; das andere für die Heveller und Lausitzer in den Gegenden an Havel und Spree. Die ersten Bischöfe Havelbergs und Brandenburgs wurden, nachdem sie vom Könige den Hirtenstab empfangen hatten, von dem Erzbischof von Mainz geweiht. Reichlich stattete Otto diese neuen Bisthümer mit Abgaben und Zehnten aus, die er bisher selbst aus dem Wendenlande bezogen hatte. Von jedem Pfluge mußte der Wende fortan jährlich dem Bischof steuern und von seinem Getreide und Flachs ihm zehnten.

Ohne Frage war auch das Abodritenland an der Ostsee bereits damals von Missionaren besucht. Schon zu den Zeiten König Heinrichs hatte hier Bischof Adelward von Verden, ein älterer Verwandter und Lehrer Erzbischof Adaldags, gepredigt und Viele bekehrt. Aber erst geraume Zeit später — das Jahr ist nicht zu bestimmen — gründete Otto auch für diese nordwendischen Gegenden ein besonderes Bisthum. Der Sitz desselben wurde Oldenburg, von den Slawen Stargard genannt, nahe der Küste der Ostsee, der Insel Femern gegenüber; von dort ist später (im zwölften Jahrhundert) das Bisthum nach Lübeck verlegt worden. Der Sprengel Oldenburgs erstreckte sich über die von den Abodriten und Wagriern bewohnten Küstenstriche bis zur Peene und Elde. Das Bisthum wurde unter den Hamburger Erzbischof gestellt und der Schutz desselben, wie der dänischen Bisthümer zunächst Hermann Billing übertragen.

So war es Otto, der die Mission unter den Heiden, wie sie Karl der Große und Ludwig der Fromme im Frankenreiche begonnen hatten, zuerst wieder aufnahm und Boten in die Weite schickte, um über die

Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Wortes vertrauend, auf eigene Hand das große Werk: aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft weitere Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnten, mit unzähligen Kirchen vor unseren Blicken; so war es nicht immer, und man soll es Otto nicht vergessen, daß er zuerst christliches Leben in diese Länder gepflanzt, obwohl es erst nach Jahrhunderten und unter harten Kämpfen hier zur Blüthe gedieh.

Während Otto auf solche Weise der Kirche in den deutschen Ländern frisches Leben gab, während er unter den Heiden im Osten und Norden neue Bisthümer begründete und zugleich durch die Synode zu Ingelheim selbst in die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs eingriff, hatte er sich auch schon mit dem Oberhaupt der abendländischen Kirche, dem Papst Agapet II., in Verbindung gesetzt. Gegen Ende des Jahres 947 hatte er den Abt Hadamar von Fulda, einen gewandten und ihm treu ergebenen Mann, nach Rom gesandt und den Papst veranlaßt in den wichtigsten Streitfragen der deutschen Kirche Entscheidungen zu treffen, zugleich aber einen Vikar über die Alpen zu senden, der mit apostolischer Machtvollkommenheit binden und lösen könnte, was zu binden und zu lösen sei. Es war jener Bischof Marinus von Bomarzo, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß, der erste päpstliche Legat seit dem Altheimer Concil. Bald zeigten sich überall die Folgen davon, daß so der mächtigste Fürst des Abendlandes mit Rom und dem Stuhle Petri in unmittelbare Verbindung trat.

Wie es das Andenken an Editha ist, das sich durch alle diese kirchlichen Bestrebungen Ottos hindurchzieht, so finden wir auch nach anderen Seiten hin sein Handeln durch die Erinnerung an die ihm so früh entrissene Gemahlin bestimmt. Mit der größten Zärtlichkeit umfaßte er Liudolf und Liutgarde, Edithas Kinder, und Nichts mochte ihn mehr erfreuen, als daß Gunst und Wohlwollen ihnen auch im Volke entgegenkamen. Besonders war Liudolf, damals ein Jüngling von sechszehn Jahren, der Liebling des Volkes. Keinem seiner Altersgenossen, meinte man, stände er an körperlichen und geistigen Gaben nach und gewiß werde er seiner Ahnen sich werth zeigen; man hegte keinen Zweifel, daß

er einst nach dem Vater den Thron besteigen werde. Und schon eilte Ottto selbst, obwohl er noch in dem kräftigen Alter stand — er hatte das vierzigste Jahr noch nicht erreicht — Liudolf die Nachfolge zu sichern. In feierlicher Versammlung der Großen des Reichs ließ er dem Jüngling als seinen Nachfolger den Treueeid leisten. Bald darauf, im Jahre 947, vermählte er ihn mit Ida, der einzigen Tochter des reichen und angesehenen Schwabenherzogs Hermann, dessen Treue er so vielfach erprobt hatte. Als nicht lange darauf (10. December 948) Hermann starb, fiel Liudolf durch Idas Hand nicht nur das große Vermögen seines Schwiegervaters zu, sondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, dem er durch seine Gemahlin in gleicher Weise angehörte, wie Heinrich dem Baierlande durch Judith, Herzog Arnulfs Tochter. Uebrigens verweilten Liudolf und Ida selten in Schwaben. Sie folgten meist dem Hofe, da sich Otto von seinem Sohne nicht zu trennen vermochte; Liudolfs Gemahlin wurden nach dem Willen des Vaters königliche Ehren am Hofe erwiesen.

Zu derselben Zeit, als Liudolf Ida heimführte, war auch Edithas Tochter Liutgarde, in den Gesichtszügen und an Herzensgüte der Mutter ähnlich, dem Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden, dem Manne, den Otto vor Allen erhoben hatte und der damals in allen staatlichen Angelegenheiten am meisten bei ihm vermochte. Konrad war überdies durch enge Freundschaftsbande mit Liudolf verbunden; mit der feurigen Leidenschaft eines jungen Herzens hatte sich dieser an den reiferen Mann angeschlossen, der wegen vieler glänzender Waffenthaten vom Volke als der erste Held seiner Zeit gepriesen wurde. Auch mit Herzog Heinrich von Baiern lebte Konrad zu jener Zeit noch in vertrautem Verhältniß. Man pries Liutgarde wegen dieser Ehe mit dem hochgefeierten Manne glücklich, die für sie später die Quelle vieler Leiden werden sollte.

Alle deutschen Herzogthümer waren jetzt in den Händen der nächsten Angehörigen des Königs. Baiern verwaltete sein Bruder Heinrich, Schwaben sein Sohn, Lothringen der Gemahl seiner Tochter, Sachsen und Franken er selbst. Eine Familie herrschte über alle deutschen Länder, ihre Geschichte war die Geschichte des Reichs. Wie diese Herzoge durch die engsten Bande des Lebens, durch Blutsverwandtschaft vereinigt waren, so schienen durch sie auch die deutschen Stämme in die innigste Gemeinschaft gebracht und gleichsam zu einer großen Familie,

zu einem Volke verbunden. Ruhe und Eintracht glaubte man so für lange Zeit gesichert; denn nach menschlichem Ermessen versprach Alles den Anordnungen Ottos ungewöhnliche Dauer. Otto und Konrad standen noch in dem frischesten Mannesalter; Heinrich hatte eben erst das dreißigste Jahr erreicht; Liudolf lachte noch der Morgen des Lebens. Auch die Nachfolge im Reiche war bereits dem sächsischen Hause verbürgt, wenn ja ein früher Tod den König ereilen sollte.

Umblick.

Man stand in der Mitte des Jahrhunderts, das unter so bösen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte sich seitdem die Gestalt der Dinge in den deutschen Ländern geändert!

Die deutschen Völker, vordem sämmtlich in das große germanisch-romanische Weltreich Karls des Großen eingeschlossen, waren in die traurigen Schicksale, welche den Verfall dieses Reichs bezeichneten, hineingezogen worden; sie hatten eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derselben auf das Fürchterlichste von der Wuth barbarischer Stämme mißhandelt worden. Endlich rissen sie sich von den romanischen Theilen der Karolingischen Monarchie los; aber nur zu bald zeigte sich auch bei ihnen die Neigung, jede engere Verbindung wieder zu lösen und kleinere Herrschaften zu gründen, die wesentlich auf den alten Stammesunterschieden beruhten. Die Gefahr abermaliger Zersplitterung trat nahe genug, aber der Gang der Geschichte führte doch nicht zu den alten Zuständen zurück, sondern zu einer neuen, höchst folgenreichen Entwicklung. Ein umfassendes Reich wurde begründet, welches alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Muttersprache mit der Sitte der Väter rein erhalten hatten, in sich faßte und sie einerseits gegen die Romanen, andererseits gegen die Slawen und die scandinavischen Völker des Nordens abschloß: das erste Reich, welches nicht auf der Besonderheit eines einzelnen deutschen Stammes, sondern auf den gemeinsamen Interessen aller deutschen Stämme beruhte und in dem sich ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer nationalen Einheit erst bestimmter entwickeln konnte.

Es ist oft bemerkt worden, daß nur unter dem von äußeren Feinden geübten Druck in uns Deutschen das Bedürfniß nationaler Einigung sich rege. So traten zuerst den einbrechenden Römern gegenüber deutsche Gaugemeinden zu einem Bunde zusammen; so schlossen sich später von Osten und Westen bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größeren Völkerschaften zusammen — und so waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungarn und Wenden, die vor Allem die deutschen Stämme sich fester an einander zu schließen vermochten. Aber nicht äußerer Zwang allein, auch glänzende Herrschertugenden haben das deutsche Reich begründet. Keine leichte Aufgabe war es, die noch immer widerstrebenden Elemente dieses Reichs dauernd zu verbinden. Mannhaftigkeit, Festigkeit und Weisheit vollendeten, wozu die Noth des Augenblicks den ersten Anstoß gegeben hatte. Als die Universalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte sich in allen Völkern, welche dieselbe umfaßt hatte, der Trieb auf nationaler Grundlage ihr staatliches Leben neu zu gestalten: nirgends ist dies ohne große innere Kämpfe gelungen, nirgends ohne den Zwang äußerer Noth durchgesetzt, aber nirgends ist man so früh zum Ziele gediehen, als in den deutschen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehnte bildete sich hier ein Reich, das sich in den mannigfachsten Umwandlungen durch die Jahrhunderte erhalten hat und auf dem unser politisches Leben noch jetzt zum großen Theile fußt.

Unleugbar ist, daß die einfacheren Ordnungen dieses Reichs das altgermanische Wesen klarer abspiegelten, als jene kunstreiche Organisation der Karolingischen Monarchie, aber darum kehrte es doch weder zu den überwundenen Zuständen barbarischer Zeiten zurück, noch löste es sich völlig aus der großen Gemeinschaft, in welche durch Karls Reich die ganze germanisch-romanische Welt gebracht war. Mochten die Nationen des Abendlandes sich wieder von einander trennen, schon war allen ihren staatlichen Einrichtungen so tief der Charakter des germanischen Wesens eingeprägt, daß ihre weitere Entwicklung keinen ganz verschiedenen Gang mehr nehmen konnte, und zugleich umschloß sie alle dieselbe Kirche, in ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung auf das Bestimmteste den Stempel des römischen Wesens tragend und sie alle mit den stärksten Banden an Rom kettend. Obschon jetzt ein selbstständiges deutsches Reich entstand, gingen doch die wesentlichsten Institutionen des Frankenreichs auf dasselbe über und auch der kirchliche

Zusammenhang mit Rom wurde in keiner Weise gelockert. Roms Sprache beherrschte nach wie vor nicht allein die Kirche, sondern mit dieser auch die Schule und den Hof, die Literatur und die Geschäfte des Reichs. Man hat dies vielfach beklagt, aber schwerlich läßt sich in Abrede stellen, daß nur so für das deutsche Volk damals die Gefahr beseitigt wurde, aus dem großen Gange der Kulturgeschichte herauszutreten. Kaum ist es denkbar, wie ohne diese Aufnahme eines starken römischen Elements unser Volk sich hätte nicht allein selbst mitten in der allgemeinen geistigen Bewegung erhalten, sondern auch der Fortpflanzung derselben förderlich werden können.

Und wie gewaltig tritt nun das deutsche Volk, sobald sich seine Kräfte in einem nationalen Königthum sammeln, in die Geschichte ein, wie zeigt es sich sogleich ganz von seiner großen Aufgabe für die Entwicklung der Menschheit erfüllt! Deutsche Krieger waren es, welche der zerstörenden Wuth heidnischer Völker wehrten, die abermals die Bildung des Abendlandes mit Vernichtung bedrohten; deutsche Priester, welche das Evangelium den heidnischen Stämmen im Norden und Osten brachten, so daß die dunklen Schatten des Heidenthums wichen und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Wie zerrissen, wie thatenarm, in wie abhängiger Schwäche erscheinen neben diesem Reiche damals die anderen Staaten des Abendlandes!

Die hohe Stellung, die das deutsche Volk so schnell errungen hatte, dankte es vor Allem seinen beiden großen Königen aus dem Sachsenstamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war Manches in anderer Weise, als es vor des Vaters Seele gestanden hatte, von dem Sohne durchgeführt: die königliche Gewalt war ungemein erhöht worden, das Herzogthum hatte an seiner ursprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren — dennoch war der Grundriß des Baues, wie ihn Heinrich vorgezeichnet, auch jetzt noch deutlich erkennbar. Der Grundgedanke des Reichs schien noch immer: Einheit durch Königsregiment, soweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert; getrennte Verwaltung der Stammesländer, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet ist.

Es mochte eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es sei für ihn genug das Werk seines Vaters so durchgeführt und für alle Folge gesichert zu haben, damit habe er seinen Beruf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht

ruhen; das Leben steht nicht still, sondern lockt uns von einem Ziele zum anderen. Als Otto die Stellung ermaß, die er sich und seinem Volke errungen, als er die Lage der Welt überblickte, bot sich ihm ein neues Ziel seines Strebens dar: die römische Kaiserkrone. Um sie zu gewinnen, war es nicht mehr genug den Fußstapfen des Vaters zu folgen; sein Geist mußte zu höheren Gedanken sich aufschwingen, sein Fuß neue Bahnen betreten.

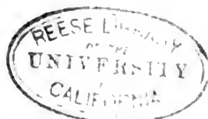
Heinrichs Name gehört der Geschichte Deutschlands an; Ottos Thaten sollten mit unverlöschlichen Zügen in der Weltgeschichte verzeichnet werden.

Drittes Buch.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation.

Das Kaiserreich der Ottonen.

951—1002.



1.

Italien in der kaiserlosen Zeit.

„Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, werden alle Königreiche dir untergeben sein:“ schrieb im Jahre 879 Papst Johann VIII. an König Ludwig den Sachsen. Es war ein blendender Schein, mit dem der römische Bischof den Karolinger zu täuschen suchte. Denn in der That war das Kaiserthum damals nicht nur außerhalb Italiens ohne alle Macht, sondern hatte auch hier bereits jede Achtung verloren.

In unsäglicher Schwäche hatte Karl der Kahle die wichtigsten Vorrechte der kaiserlichen Gewalt an die Geistlichkeit überlassen. Wie er dem Papste in Rom die Herrschaft einräumte, indem er dem kaiserlichen Missus, der bis dahin die Rechte des Reichs in der Stadt wahrgenommen hatte, zurückzog, wie er dem Papste zugleich in Mittel- und Unter-Italien Städte und Landschaften schenkte, die er zum Theil selbst nicht besaß: so hatte er auch den lombardischen Bischöfen nicht nur ihre Immunitäten erweitert, sondern ihnen sogar innerhalb ihrer Sprengel jenes Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten beigelegt, welches bis dahin die Königsboten ausgeübt hatten. Seitdem sank die königliche Macht in Italien tiefer und tiefer, und in ihr verlor das Kaiserthum die einzige Machtstütze, die ihm in seinen Verfall geblieben war. Allmählich verblich der einst so strahlende Glanz des abendländischen Kaiserthums; es erlosch endlich fast unbemerkt, wie ein Licht, dem die Nahrung ausgegangen ist und das zuletzt kaum noch in nächster Nähe einen falben Schein verbreitet.

Im Jahre 924 fiel unter dem Mörderdolch jener Berengar, der zuletzt in Sanct Peters Dom gekrönt war, den noch einmal ein gelehrter Dichter Italiens in schwülstigen lateinischen Versen als Imperator

verherrlicht hatte. Vier Jahre später beschloß der blinde Kaiser Ludwig, Bosos Sohn, zu Vienne ein Leben, das sich mehr als zwanzig Jahre in größter Hülflosigkeit hingeschleppt hatte. Ihm, dem sprechendsten Abbilde des hinsterbenden Kaiserthums, hatten zuletzt nur noch seine wenigen Getreuen mit dem kaiserlichen Namen geschmeichelt; dieser Name, der höchste einst der Christenheit, war zu einem inhaltslosen Titel geworden und verklang dann ganz. Das Schattenbild des Kaiserthums, mit dem die Päpste ein halbes Jahrhundert ein Gaukelspiel getrieben hatten, blendete längst kaum Rom und Italien mehr, viel weniger die weite Welt, die es leicht verschmerzte, daß man sich in Rom den leeren Prunk einer neuen Kaiserkrönung ersparte.

Aber die Idee des Kaiserthums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüther der Menschen, wie sie mit allen Vorstellungen, welche jene Zeit von den Ordnungen in Kirche und Staat nährte, innigst verwachsen war. Ob die Päpste, als in Italien das Geschlecht Karls des Großen ausgestorben war, aus feiger Furcht oder um schnöden Lohns willen an machtlose Fürsten Burgunds und Italiens die Kaiserkrone verliehen, ob zuletzt dieselbe ruhte und die Welt deshalb nicht schlechter zu bestehen schien als unter den letzten Schattenkaisern: dennoch glaubte jene Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit an das von Gott geordnete Kaiserthum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgangs- und Mittelpunkt jeder weltlichen Ordnung. Dieses Regiment konnte zeitweise nicht in die Erscheinung treten, aber es erstarb darum nicht und mußte, wenn anders die Dinge eine Wendung zum Bessern gewinnen sollten, wieder zur Geltung gelangen.

Wir besitzen eine kleine merkwürdige Schrift „von der kaiserlichen Gewalt in der Stadt Rom," die in dieser Zeit verfaßt ist. Sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den Karolingischen Kaisern erfreut habe, und beklagt es laut, daß seit dem Abgang derselben das wahre Kaiserthum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege, die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht in Italien allein erfüllten die Erinnerungen an das entschwundene Kaiserreich die Gemüther der Menschen. Auch der deutsche Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichten der Vorzeit las oder schrieb, das Volk, welches die Lieder von Karl dem Großen sang, König Heinrichs Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlacht-

selbe als Imperator begrüßten: sie alle lebten in der Idee des Kaiserthums. Und Jeder, der tiefer in die Geschicke der Zeit sah, betrauerte es, daß die christlichen Staaten ohne gemeinsame Leitung seien: daher rühre, meinte man, der Zeiten Rothstand, daher die Uebertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, daher die Heimsuchung der Christen durch die heidnischen Völker, die von allen Seiten über das Abendland einbrächen, die Welt sei aus den Fugen, und so lange die starke Hand des von Gott gesetzten Kaisers fehle, werde sie die rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, so war es! Der Zersplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entsprach der Verfall des großen Ganzen; die staatliche Einheit des Abendlandes, der Verband der christlichen Staaten war gelöst. Nur deshalb konnten Araber und Ungarn, Dänen und Wenden die Länder der römischen Christenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer Raubgier und ihrer Lüste machen, weil es keinen Kaiserruf gab, der die schlummernden Kräfte des Abendlandes weckte, kein Weltbeherrscher die Fahne erhob, um die jene große thatenlustige Ritterschaft, welche sich in zahllosen Fehden aufrieb, gegen die gemeinsamen Feinde sich zu schaaren vermochte. Es war um die Zukunft Europas geschehen, wenn das Kaiserthum nicht hergestellt wurde, nicht sowohl dem Namen nach, als nach seiner wahren Bedeutung. Das römische Reich — denn noch immer faßte man die abendländische Christenheit in diesem Begriffe zusammen — bedurfte mehr als je einer starken leitenden Hand, eines Kaisers in Wahrheit.

Aber wie sollte eine kaiserliche Gewalt hergestellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papst Johann VIII. hatte bereits ausgesprochen, daß er den Kaiser, den er krönen solle, auch zu wählen habe, und in der That hatten seit dem Tode Kaiser Ludwigs II. die Päpste nach ihrem Ermessen über die Kaiserkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das angemaßte Recht so lange nicht bestritten, daß es verjährt schien: aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte das Abendland daher allein den Kaiser empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papste eine große That oder einen segensreichen Entschluß erwarten können? Seit dem Beginn des Jahrhunderts war sich eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüstlingen auf dem Stuhl Petri gefolgt, die kaum ihre nächsten Um-

gebungen beherrschten, geschweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß übten. Der einzige mannhafte Papst, der mitten in diesem verächtlichen Geschlecht erscheint, Johann X., hatte doch allein die nächsten Interessen Roms in das Auge gefaßt und sich mehr als Herr der Stadt denn als Hirt der Christenheit gezeigt. Mit dem Kaiserthum war zugleich das Papstthum auf das Tiefste gesunken, und fast ein Wunder dünkt uns, daß es nicht mit demselben erlosch. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben retten.

Aber hätte selbst die Vorsehung einen gewaltigen Mann damals an die Spitze der römischen Kirche gestellt, er würde bei der Herstellung eines machtvollen Kaiserthums doch unübersteigliche Hindernisse gefunden haben. Denn nach verjährtem Herkommen konnte die kaiserliche Gewalt nur dem Königreiche Italien zufallen, und gerade das italische Königreich war unter allen Staaten des Abendlandes in der erbarmungswürdigsten Zerrüttung. Alle Verhältnisse, alle staatlichen und kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen hier dem Anschein nach der vollständigen Auflösung mit eilenden Schritten entgegen. Italien schien die tiefeingewurzelten Schäden seines Gemeinwesens aus eigener Kraft nicht heilen zu können; wie viel weniger war da zu erwarten, daß es eine Regeneration des ganzen Abendlandes durch die Herstellung eines lebensfähigen Kaiserthums herbeiführen würde.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die allgemeine Lage der Dinge damals in Italien war! Selbst eine übersichtliche Betrachtung kann kaum einen Zweifel lassen, daß die Zustände dieses Landes es unmöglich machten, daß aus ihm ein starkes Kaiserthum hervorging; sie wird auch darthun, daß die Idee der kaiserlichen Gewalt, wenn sie wieder mit Kraft in das Leben treten sollte, durch eine dem Lande fremde Macht aufgenommen werden mußte, die zugleich, da einmal das Kaiserthum mit dem italischen Königthum in dem Laufe der Zeit gleichsam verwachsen war, die Herrschaft in Italien an sich reißen und feste Wurzeln hier schlagen mußte.

Wie bedeutend auch die Umwälzungen gewesen waren, welche Italien durch die wiederholte Eroberung und Einwanderung germanischer Stämme erlitten hatte, so war doch keineswegs Alles, was dort die Kultur des Alterthums entwickelt hatte, im Sturm der Zeiten vernichtet worden. Die politischen Verhältnisse, durch welche vordem das Leben

des Volkes bedingt war, hatten sich freilich aufgelöst, aber die Denkweise und die Gewohnheiten der Menschen waren damit nicht völlig geändert worden. Wie wenn ein Bauwerk durch zerstörende Kräfte in einen Schutthaufen verwandelt wird, die Harmonie des Ganzen untergeht, aber die Baustücke bleiben, nur daß sie in wüster Unordnung auf und durch einander geworfen liegen: so hatten sich die Elemente der antiken Kultur hier erhalten, ohne die verlorene Fügung wiedergewinnen zu können.

Von freier Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zurückgedrängt, des beschwerlichen Kriegsdienstes entwöhnt, hatten sich die Italiener schon in den Zeiten ihrer alten Imperatoren den bürgerlichen Geschäften des Friedens zugewandt und ihre Freude an dem gefunden, was in gemächlicher Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag. Das in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe verweichlichte Volk verfiel endlich in Knechtschaft; es mußte fremden Herren dienen, und seine Lage war kaum eine wesentlich verschiedene, ob es sich den nordischen Eroberern oder den Beamten des Kaisers von Constantinopel beugte, die verheerend die entfernten Provinzen des Reichs durchzogen. Die politische Einheit der Halbinsel hörte auf, alle staatlichen Einrichtungen waren umgestaltet, das Leben nahm wieder eine kriegerische Gestalt an, die Kirche erwuchs inmitten der veränderten Verhältnisse zu Reichthum und Macht: die ganze Gestalt der Dinge schien verwandelt, aber die Natur des Volkes blieb im Wesentlichen doch sich gleich. Ob die Städte Italiens sich mit festen Mauern umgaben, sich Burgen in denselben und an den Abhängen der Berge erhoben, ob die Bewohner nothgedrungen endlich zu den Waffen griffen: das Gewerbe ging seinen alten Gang, der Verkehr wurde in der alten Weise und auf den alten Straßen betrieben, und Italien vermittelte nach wie vor den Handel zwischen Morgen- und Abendland. Aehnlich war es mit der wissenschaftlichen Bildung. Mochte ein eifriger Papst, wie Gregor der Große, oder ein der Welt abgewandter Heiliger, wie Benedict von Nursia, die weltliche Bildung des Alterthums als dem Christenthum widerstrebend mit den Waffen heiligen Zornes bekämpfen, dennoch ergriff in Italien jene theologische Bildung, die sich nach und nach, namentlich von England aus, über das Abendland verbreitet hatte, nie dauernd die ganze Nation; es erhielt sich hier, von weltlichen Lehrern fortgepflanzt, ein

Rest der freien Studien, der nicht zu vertilgen war. Allerdings war es eine überaus dürftige Gelehrsamkeit, zu der das wissenschaftliche Leben des Alterthums in den Rhetorenschulen Italiens herabsank, aber wie sich aus dem Funken im dürren Reisig ein heller Brand anfachen läßt, sollte auch der dort verborgene Geistesfunke noch einst der Welt einen weitleuchtenden Schein geben. Nicht ohne nachhaltige Folgen für die Entwicklung des menschlichen Geistes blieb es, daß hier mitten in dieser kriegerischen Zeit die Künste des Friedens doch nicht ganz untergingen, daß in einer ganz von geistlichen Richtungen bewegten Epoche auch die freiere geistige Bewegung nicht vollends erstarb.

Für Alles, was in den Augen des italischen Volkes Werth hatte, schienen die Langobarden, als sie das Land eroberten, kaum irgend ein Gefühl zu haben: und doch wie bald nahmen sie von den Besiegten Sitte und Denkart an! Daß sie so schnell mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, beruht nicht allein darauf, daß sie ihre Sprache mit der weicheren und bequemeren italischen Mundart vertauschten, noch darauf allein, daß sie endlich ihren Arianismus gegen die römisch-katholische Lehre aufgaben: es ist wesentlich dadurch mitbedingt, daß sich in allen Lebensgewohnheiten beide Nationen nach und nach ausglichen. Die alten Einwohner des Landes lernten von den Eroberern die Waffenübung wieder, diese von jenen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Es ist eine äußerst merkwürdige Verordnung des Langobardenkönigs Aistulf erhalten, in welcher sich Bestimmungen über die Wehrpflicht seiner Unterthanen finden; er unterscheidet da drei Klassen von Grundbesitzern und drei Klassen von Kaufleuten: die größeren, mittleren und kleinen, und jede Klasse der Kaufleute soll mit der entsprechenden der Grundbesitzer den gleichen Kriegsdienst leisten. Es stand hiernach damals schon bei den Langobarden der Kaufmannsstand in einer Achtung, die er sonst bei keinem deutschen Stamme gewonnen hatte, und es kann kaum eine Frage sein, daß auch freie Langobarden bereits in diesen Stand eingetreten waren. Um dieselbe Zeit werden Notare, Aerzte und Maler unter den Langobarden erwähnt, die ihrem Namen nach aus germanischem Blute entsprossen sein mußten. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste bedeutende Gelehrte, der in Italien nach Jahrhunderten wieder auftaucht, Paul Warnefrieds Sohn, einem edlen Geschlechte entstammte, dessen Ahnherr mit König Alboin nach Italien

gekommen war. Seine Bildung beruhte, wenn er gleich später in den geistlichen Stand trat, wesentlich doch auf der profanen Literatur des klassischen Alterthums. Der Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, seiner Schülerin, gab er die römischen Geschichten des Eutrop zu lesen und setzte das Buch für sie fort. Man hat ihm einen Auszug aus dem grammatischen Werke des Festus beigelegt, der, wenn auch nicht von ihm, doch von einem seiner italischen Zeitgenossen herrührt. Der Lehrer Karls des Großen in der Grammatik und Rhetorik war Peter von Pisa, ein Zeitgenosse Paul Warnefrieds, und in denselben Wissenschaften zeichnete sich damals jener Paulinus aus, der später zum Erzbischof von Aquileja erhoben wurde. Die hervorragendsten Gelehrten am Hofe Karls des Großen waren, wie in den theologischen Wissenschaften Angelsachsen, so in der klassischen Literatur Italiener und zwar vornehmlich Langobarden.

Die fränkische Eroberung fand in dem Lande weder das Geschlecht der germanischen Eroberer noch die frühere römische Bevölkerung vor, sondern eine neue aus germanischen und römischen Elementen gebildete Nationalität, ohne die vielgerühmte kriegerische Kraft der alten Langobarden, aber in den Künsten des Friedens bei weitem entwickelter, als es die rein germanischen Stämme waren. Wie folgenreich war es nicht schon gewesen, daß Italien auch unter der Langobardenherrschaft ein Land der Städte geblieben war, daß die städtischen Territorien die Grundlage jener Gau- und Gemeindeverfassung geboten hatten, welche die germanischen Eroberer dort nach heimischer Sitte einführten, daß die öffentlichen Beamten der Langobarden in den Städten ihre Sitze nahmen. Mit dem städtischen Leben hatten sich nothwendig nicht geringe Reste der städtischen Gewerbe und der städtischen Bildung erhalten müssen, und die Städte waren sichtlich wieder in Aufnahme, ihr Wohlstand stieg, Künste und Wissenschaften hoben sich, als Karl der Große das langobardische Reich eroberte, es alsdann mit einem großen Theile der Halbinsel, der immer den Waffen der Langobarden Widerstand geleistet hatte, wieder enger verband und seinem gewaltigen Kaiserreiche einverleibte.

Die Herrschaft Karls schien die begonnene Entwicklung eher zu fördern als zu hemmen. Daß das Land in Grafschaften eingetheilt und zugleich die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt wurde, daß man vornehme Franken vielfach an die Spitze der Grafschaften ge-

stellt sah, daß das Ansehen der Geistlichkeit gehoben und ihre Besitzungen von der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Beamten befreit wurden, dies Alles schien im Anfange kaum wesentliche Nachtheile für die allgemeinen Verhältnisse herbeizuführen, zumal die fränkischen Vasallen, die in großer Zahl im Lande angesiedelt wurden, sich bald genug den Eingeborenen verbanden und schon in der zweiten Generation völlig als Italiener ansahen. Und welcher Gewinn war es dagegen, daß Rom und Ravenna mit ihren Gebieten nun mit der Lombardei wieder in nächste Berührung traten, daß die Verbindungen mit den gallischen und germanischen Ländern, früher so vielfach behindert, jetzt von allen Hemmnissen befreit wurden, daß jene friedlichen Künste Italiens an dem Kaiser nicht nur einen Schutzherrn, sondern den eifrigsten Förderer fanden. Italien gedieh zu einem Wohlstande, den es seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, zu einer Ausbildung in Kunst und Wissenschaft, auf die man bald mit Neid zurückblickte.

Aber allerdings hatte die fränkische Eroberung auch Einrichtungen dem Lande gebracht, die mit der Zeit eine äußerst verderbliche Wirkung übten. Vor Allem das Lehnswesen, das schon den Langobarden nicht ganz fremd, doch ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre politischen Einrichtungen geblieben war. Die üblen Einwirkungen desselben erfuhr man reichlich, sobald die kaiserliche Gewalt in Italien erschlaffte, vornehmlich seitdem die Einsetzung der Königsboten unterblieb. Da erhoben sich auch hier überall die großen Vasallen mit demselben ungezügelten Uebermuth gegen die freie Bevölkerung und mit demselben Trotz gegen die Krone, wie in den gallischen Ländern. Der von ihnen auf das Empörendste bedrückte Stand der Freien suchte, vom Königthum nicht mehr geschützt, nothgedrungen Schutz in den Immunitäten der Geistlichkeit und ergab sich meist mit seinem Eigenthume den Kirchen und Klöstern in Zinspflichtigkeit. Auch die Könige selbst wußten bald dem Adel gegenüber keinen anderen Halt mehr zu gewinnen, als daß sie die Macht der Geistlichkeit auf alle Weise vergrößerten, ihre Besitzungen erweiterten, sie mehr und mehr von der öffentlichen Gerichtsbarkeit befreiten, ihnen endlich sogar das Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten übertrugen. Die Kirchen und Klöster kamen so zu unermeßlichem Reichthum; es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß etwa die Hälfte des gesammten Grundeigenthums in Italien ihnen bereits zugefallen und durch Immunitätsrechte gegen die Eingriffe der öffent-

lichen Beamten gesichert war. Mit Nothwendigkeit mußte durch diesen Reichthum die Geistlichkeit Italiens tief in die weltlichen Geschäfte und Interessen hineingezogen werden. Von dem Adel stets mit neidischen Blicken angesehen, in den erworbenen Rechten unaufhörlich beeinträchtigt, oft mit roher Gewalt mißhandelt, mußten die Bischöfe und Aebte sich mit bewaffneten Schaaren umgeben, die sie durch Vergabung des Kirchenguts zu Lehen oder in Pacht für sich gewannen; ja es blieb den geistlichen Herren meist nichts anderes übrig, als mit Aufopferung eines großen Theils des Kirchenvermögens sich den Beistand eines jener vornehmen Herren zu erkaufen, um sich gegen andere zu schützen. Das Lehnswesen hatte so hier, wie anderer Orten, keine andere Folge, als unausgesetzte Fehden des weltlichen Adels unter sich, Streitigkeiten zwischen diesem Adel und der Geistlichkeit, fast völlige Unterdrückung der gemeinen Freiheit.

Am traurigsten wurde der Zustand Italiens, als nach dem Tode Kaiser Ludwigs II. die geistliche und weltliche Aristokratie nach eigenem Ermessen über die Krone Italiens verfügen zu können glaubte, als sie dann meist ihr Interesse dabei fand diese Krone doppelt zu vergeben, um den einen Herrn durch die Furcht vor dem anderen zu schwächen und in Abhängigkeit zu erhalten, als die Anarchie das förmlich anerkannte Princip der Großen ward, die alle Gewalt in dem Lande an sich rissen und so zu behaupten gedachten. An das Wohl des Ganzen dachte da keiner mehr von den Mächtigen im Lande, sondern Jeder suchte nur sich selbst eine selbstständige Gewalt in den unter seiner Obhut stehenden Bezirken zu gründen. Die Bischöfe strebten nach der unbeschränkten Herrschaft in ihren Städten, die Grafen nach der freien Gewalt in ihren Grafschaften. Namentlich gelang es den mit ausgedehnteren Vollmachten bekleideten Grenzgrafen die anderen Vasallen der Krone in ihrer Mark von sich abhängig zu machen und so geschlossene Territorien zu bilden, in denen sie mit willkürlicher Gewalt geboten. So erhoben sich im nördlichen Italien die Markgrafen von Friaul und Ivrea, im mittleren die von Tuscien und Spoleto, von denen die Letzteren gewöhnlich auch im Besitze der Mark von Camerino waren, zu einer Selbstständigkeit, bei der ein Reichsregiment nicht mehr bestehen konnte.

Als zu dieser Zeit Italien von den erbittersten Feinden der Christenheit angegriffen wurde, zeigten sich sofort die traurigen Folgen der

Zersplitterung. Nirgends begegneten die Feinde einem nachhaltigen Widerstand; trotz der wohlbefestigten Städte, trotz der Volksmenge in denselben hausten Räuberschwärme überall ungestraft in dem reichen Lande und plünderten mit unersättlicher Habgier seine Schätze. Schon seit geraumer Zeit hatten Araber, die von Sicilien herübergekommen waren, die Küsten des südlichen und mittleren Italiens verheert, bis in die Nähe Roms waren sie bereits im Jahre 846 vorgedrungen, hatten aber einen herzhaften Widerstand gefunden und mindestens im mittleren Italien damals noch nicht festen Fuß fassen können: jetzt erneuerten sie ihre Angriffe mit dem glücklichsten Erfolge.

Um das Jahr 880 setzten sich arabische Seeräuber an der rechten Seite des unteren Garigliano unweit der Ruinen des alten Minturnae fest, erbauten hier eine Burg und drangen tief in das Land ein, um es so bald nicht wieder zu verlassen. Von den Schluchten im rauhen Marsergebirge aus, wo sie alsbald ihre Schaaren ansiedelten, schweiften sie nach der einen Seite bis zum adriatischen, auf der anderen Seite bis zum tyrrhenischen Meere; bis zum Po erstreckten sich landeinwärts ihre verheerenden Züge; ihre reiche Beute schleppten sie dann dem Garigliano zu, wo Schiffe bereit standen, um sie nach Sicilien und Afrika zu führen. Kaum eine Stadt in der Nähe widerstand ihnen auf die Dauer; die einsam liegenden Klöster wurden von den Mönchen verlassen und der Zerstörung preisgegeben; selbst die Umgegend von Rom war in keinem Augenblick sicher, und lange blieben den Pilgern alle Wege zu den heiligen Stätten versperrt. Fast dreißig Jahre beherrschten, kann man sagen, die Ungläubigen das mittlere Italien, bis endlich Papst Johann X. die Kräfte des Landes gegen sie aufbot. Unter der Führung des Markgrafen Alberich von Camerino schaarten sich die waffenfähigen Einwohner von Rieti, Nepi und Sutri zusammen; mit ihnen zogen die Bewohner der Sabina und der umliegenden Orte in den Marken von Spoleto und Camerino aus: in mehreren blutigen Schlachten litten die Araber große Verluste und zogen sich endlich nach ihrer Burg am Garigliano zurück. Von einer griechischen Flotte und den Fürsten Unteritaliens unterstützt, umzingelte Alberich sie hier und stürmte die Burg; in einem furchtbaren Gemetzel fielen die Meisten der Feinde; die Wenigen, die dem Schwerte entrannen, geriethen in die Gefangenschaft der Christen. So wurden wenigstens Rom und Mittel-Italien im Jahre 916 von diesem schlimmen Feinde befreit.

Andauernder wurde das lombardische Land durch arabische Horden verwüstet. Um das Jahr 889 waren Piraten aus Spanien an der Küste der Provence gelandet und hatten am Golf von Saint-Tropès eine Burg, Fraxinetum genannt, in Besitz genommen. Der Ort, das heutige Garde-Fraînet, war zu Streifzügen in die schlecht vertheidigten Landschaften des burgundischen Reichs günstig belegen und bot zugleich Gelegenheit zu Einfällen in das norditalische Land. Bald sammelte sich eine größere Schaar von Ungläubigen, und die Araber von Fraxinetum wurden weit und breit die gefürchtetsten Feinde. Sie drangen tief in die Thäler der Alpen ein, besetzten besonders die von Kaufleuten und Pilgern vielbetretenen Alpenstraßen, die lange Niemand unbelästigt von ihnen betreten konnte. Von hier aus durchzogen sie plündernd weithin die Abhänge des Gebirges und drangen bis zu den Städten der Ebene vor. Am Sanct Bernhard, an vielen Orten der Provence, der Dauphiné, in Savoien und in Wallis bauten die Räuber von Fraxinetum Burgen, in denen sie sich fast ein Jahrhundert hindurch behauptet haben; noch jetzt weisen die Namen mancher Ortschaften und Berge dort, die arabischen Ursprungs sind, auf die Zeiten hin, als jene schlimmen Gäste die größte Geisel der Alpenbewohner und Alpenwanderer waren. Mehrfache Versuche, welche die Könige Burgunds gemacht hatten, um das Räubernest in Fraxinetum zu zerstören, waren ohne Erfolg geblieben, und gleichwie die burgundischen Länder litten die ligurischen Küsten und die Markgrafschaft von Ivrea schwer durch diese gefürchteten Nachbaren, die in der Plünderung der Christenstädte ein Verdienst um ihren Gott und seinen Propheten sahen.

Aber noch verheerender als die Züge der Araber waren die Einfälle der Ungarn, die sich seit dem Jahre 899, wo die Barbaren des Ostens zuerst die lombardische Ebene betreten hatten, schnell nach einander folgten. Seitdem die Ungarn in den deutschen Ländern erfolgreicheren Widerstand begegneten, ergossen sich fast Jahr für Jahr ihre furchtbaren Schaaren über das nördliche Italien, wohin sie die zahlreichen Städte mit ihrem Reichthum lockten. Die schlechten, in der Eile aufgeführten Burgen Sachsens und Thüringens wurden ihnen zum Verderben; die Städte Italiens, seit Jahrhunderten wohlbefestigt, hielten sie nicht nur nirgends auf, sondern wurden besonders die Zielpunkte ihrer Räuberzüge. Gerade die volkreichsten Städte der Lombardei wurden zuerst von den Ungarn geplündert oder mußten durch große Geldsummen

ihren Abzug erkaufen. Pavia, nach Rom damals die schönste Stadt des Abendlandes, war bereits im Jahre 924 in einen Schutthaufen verwandelt; dreiundvierzig Kirchen sollen ein Raub der Flammen geworden sein, von einer unzähligen Menge von Einwohnern nur zweihundert das Leben gerettet haben. Das mittlere Italien zog mit seinen rauhen Gebirgen die Ungarn weniger an, aber kein Zweifel ist, daß sie schon um das Jahr 926 bis in die Umgegend Roms vordrangen, Alles hier verheerten und durch die toscanische Landschaft ihren Rückzug nahmen. Noch mehrmals erschienen sie in der Folge vor Rom, bis es vor dem Thore von S. Giovanni, wahrscheinlich im Jahre 942, zu einer blutigen Schlacht kam, nach der sie von der Stadt abstanden. Als sie dann bei Rieti von einem langobardischen Heere noch einmal eine schwere Niederlage erlitten, kehrten sie in diese Gegend nicht mehr zurück, sondern begnügten sich die lombardische Ebene nach allen Seiten plündernd zu durchziehen.

Es ist unglaublich, was Italien während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts litt. Alle Schriften jener Zeit sind voll von Klagen über die Plünderungen, Brandstiftungen, Raubthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, die das Land durch innere und äußere Feinde erfuhr, und so entsetzlich diese Schilderungen sind, bleiben sie doch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir wissen, auch die deutschen Länder erfuhren ein ähnliches Schicksal, auch dort begegneten uns im Anfang des Jahrhunderts dieselben inneren Zerwürfnisse, auch dort sahen wir die Marken überall von den Feinden durchbrochen — aber gerade das Unglück übte auf unser Volk einen bessernden und kräftigenden Einfluß. Unsere Vorfahren sahen die hereinbrechenden Plagen als eine Strafe des Himmels an und erhoben die Herzen und Hände zu der Barmherzigkeit des Herrn; im Vertrauen auf Gottes Beistand griffen sie dann zu den Waffen und gewannen die ruhmvollsten Siege über die äußeren Feinde, während zugleich die Einheit der deutschen Länder auf neuen Grundlagen befestigt, die Ordnungen in Kirche und Staat hergestellt und durch die unablässige Thätigkeit einer sich neu heranbildenden Geistlichkeit der religiöse und sittliche Zustand des Volkes gebessert wurde. So hatte man sich in den deutschen Ländern aus der schmählichsten Zerrüttung schon um das Jahr 950 zu einer weithin geachteten Stellung erhoben, und zwar hauptsächlich auch dadurch, daß sich das Königthum zum Mittelpunkt der geistigen Erhebung des Volkes gemacht und die besten Kräfte desselben um sich gesammelt hatte.

Wie anders aber wirkten die schweren Fügungen Gottes auf das italische Volk! Die sittlichen und geselligen Ordnungen geriethen hier in dem allgemeinen Unglück in die grauenvollste Auflösung; alle Bande der Scheu und des Gehorsams wurden gesprengt; in zuchtloser Willkür walteten die entfesselten Lüste und Leidenschaften. Nur auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze und schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses eben so verweichlichte, als sittlich rohe Geschlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat. Königreiche, Fürstenthümer, Bisthümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen vornehmer Buhlerinnen ab; ihre Lüste und Ränke entschieden das Wohl und Wehe des Volkes; an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Bischöfe und Priester. Die ganze Nation stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Alterthums zurückgekehrt, in bacchantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Während das Unglück die sittliche Kraft der Deutschen stärkte, nahm es den Italienern den letzten Rest von Mannhaftigkeit und Würde.

Nach dem Leben der Geistlichkeit wird man zu allen Zeiten am besten den sittlichen Standpunkt einer Nation beurtheilen. Wie damals das Leben der Bischöfe in Italien war, schildert uns der Lothringer Rather, der zweimal während dieser Zeit auf dem Bischofsstuhl von Verona saß*), mit kräftigen Farben. Wir sehen da, wie sich die vornehmen Bischöfe der Lombardei in Prachtgewändern von Constantinopel und Bagdad kleiden; sie liegen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen, dann eilen sie zur Jagd und lassen zu raschem Fluge den Falken aufsteigen oder fahren prunkend auf hohen Wagen einher, stolz herabsehend auf die sie umwogende Menge, bis sie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüssen der Tafel ladet und sie endlich den Freuden des Bettes zueilen, auf dem sie am Morgen mit einem Fluch auf den Lippen erwachen. Die Ordnungen der Kirche waren erschlafft und bekümmerten wenig die geistlichen Herren; Synoden traten selten zusammen, und dann gemeinhin nur um politischer Interessen willen. Der Politik allein widmeten die Bischöfe die wenige Zeit, welche die Schwelgerei nicht ausfüllte.

*) In den Jahren 931—935 und 946—948.

Will man das Leben der Klostergeistlichkeit kennen lernen, so muß man eine um das Jahr 1000 geschriebene Schrift des Abts Hugo von Farfa über die Zerstörung seines Klosters lesen. Durch die Freigebigkeit der Karolinger war der Zustand der Klöster überall in Italien ein äußerst blühender gewesen, aber wie sie meist außerhalb der Städte lagen, hatten sie bei den feindlichen Einfällen zuerst und am meisten gelitten. So war auch das Kloster Farfa im Sabinergebirge, eines der reichsten in Italien, von den Arabern zerstört worden, und die Mönche hatten sich nach allen Seiten zerstreut; theils waren sie nach Fermo, theils nach Rieti, theils nach Rom gezogen. Um das Jahr 925 kehrten sie zurück und das Kloster wurde wieder aufgebaut. Aber schon der erste Abt, dem Farfa seine Herstellung verdankte, sollte erfahren, was aus der Klosterzucht in der Zerstreuung geworden war. Seine Anordnungen stießen überall auf Widerstand; endlich räumten ihn zwei Mönche durch Mord aus dem Wege. Die Mörder rissen dann das Regiment in dem Kloster an sich, maßten sich den Namen von Aebten an, theilten sich in die Güter und nahmen sich Weiber. Campo, der eine von ihnen, zeugte drei Söhne und sieben Töchter, die er sämmtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter verheirathete er an einen Juden, mit Namen Azo, und bedachte auch diesen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters. Der andere Mörder, Hildebrand mit Namen, stattete seine vielen Kinder nicht minder reichlich vom Klostergut aus, das so fast ganz verschleudert wurde. Auch die anderen Mönche hatten Weiber genommen und wohnten zerstreut mit ihnen auf Landhäusern in der Umgegend; sie rissen sogar ihre Wohnungen im Kloster nieder, damit sie nicht wieder in dasselbe einzuziehen gezwungen würden. Nur von einem Sonntage zum anderen kamen sie zur Klosterkirche, um Messe zu lesen und zu hören; dann kehrten sie mit dem dort gestohlenen Gold und Silber zurück und ließen daraus Geschmeide für ihre Weiber machen. Rom hatte endlich ein Einsehen. Man schickte einige fremde Mönche nach Farfa, die das Kloster reformiren sollten, aber sie fanden die übelste Aufnahme und retteten kaum das Leben. Mit Gewalt wurde darauf von Rom ein neuer Abt gesetzt, der nun als der dritte neben Campo und Hildebrand den Abtsnamen führte. Aber bald wurde er vergiftet, und sein Nachfolger, obwohl vom Papst ernannt, hielt es für das Gerathenste, selbst auf das zuchtlose Treiben der Mönche einzugehen. Er that es nur zu sehr und wurde von den Leuten des

Papstes beim Ehebruch ergriffen; er trug kein Bedenken sich mit Kirchengut von der Strafe zu lösen. Alle Versuche Roms, der gräulichen Sittenlosigkeit in Farfa zu steuern, scheiterten so lange das Reich eines mächtigen Kaisers entbehrte.

Der antichristliche Geist, der die Geistlichkeit beherrschte, spricht sich vielleicht am deutlichsten in der Richtung aus, in welcher sich die Literatur damals bewegte. Denn obwohl der Laienstand in Italien derselben weniger fern stand, als bei den anderen Völkern des Abendlandes, war es doch auch hier vornehmlich der Klerus, welcher der wissenschaftlichen Bildung Anstoß und Ziel gab. Wir finden nun neben Schriftwerken, die in der traurigsten Formlosigkeit ein unwiderlegliches Zeugniß des tiefsten wissenschaftlichen Verfalls ablegen, andere sich hoch über Alles erheben, was in der nachkarolingischen Zeit in den anderen Ländern Europas geleistet wurde. Liudprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts blühte, zeigt sich in seinen Werken als einen lebendigen, vielseitig gebildeten Geist, der die Form der Darstellung beherrscht und seinen Leser zu fesseln weiß. Ein gleichzeitiger Dichter, der die Thaten Kaiser Berengars besang und dessen Name uns unbekannt ist, ahmt zwar nur die Muster der klassischen Zeit nach, doch nicht ohne Sinn für ansprechende Form. Aber es ist nicht das Leben einer christlichen Zeit, sondern vielmehr die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums, die diese und die anderen italischen Schriftwerke jener Zeit durchdringt. In der abschreckendsten, widerwärtigsten Gestalt, einem Gespenste gleich, tritt uns der Geist der heidnischen Literatur hier entgegen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn man sich weniger an der Bibel und an der kirchlichen Literatur heranbildete, als an den alten Dichtern, Philosophen und Rednern, wenn die Anführungen aus diesen dicht gesäet sind, während sich selten eine Hinweisung auf die heiligen Schriften findet.

Bis zu welchen Verirrungen diese rhetorische Richtung der Literatur führte, zeigt die Geschichte eines Grammatikers, Wilgard mit Namen, der um die Mitte des Jahrhunderts zu Ravenna lehrte. Ihm erschienen, so wird erzählt, böse Geister in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal; sie verkündeten ihm unsterblichen Ruhm, weil er um die Verherrlichung ihrer Namen sich wohlverdient gemacht habe. Darüber wurde Wilgard, wie wir weiter hören, so aufgeblasen, daß er gegen die Kirchenlehren auftrat und behauptete, man müsse den Worten der Dichter mehr Glauben schenken als den Lehren der Schrift; er wurde endlich als

Ketzer hingerichtet. Wilgard stand, wie uns ausdrücklich berichtet wird, nicht allein, und es begreift sich daraus, daß Rather so oft gegen jene Gelehrten eifert, welche die ewige Weisheit Thorheit hießen und die Geschichte der Heiden der heiligen Geschichte vorzögen. Wir wissen von ihm, daß die Städte Italiens voll waren von Gelehrten, die sich mit eitler Weisheit brüsteten und gern Doctoren und Magister nennen ließen, wie auch daß solche Wissenschaft gut ihre Lehrer nährte.

Wenn Rather sich gegen die Philosophen Italiens erhebt, d. h. gegen die, welche auf wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit Anspruch machen, dann nennt er sie wohl „Weltweise“ und „Männer städtischer Bildung“. Und allerdings hat diese Bildung der Grammatiker und Rhetoren Italiens im Gegensatz gegen die geistlich-theologische, die sonst das Abendland beherrschte, einen überwiegend weltlichen Charakter. Daher wurde sie auch die Mutter der praktischen Wissenschaften, der Medicin und Jurisprudenz, in denen es Italien bekanntlich bald allen Ländern Europas zuvorthat. Die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno läßt sich bis in das zehnte Jahrhundert verfolgen, die älteste Rechtsschule, die zu Pavia, bis in dieselbe Zeit; beide aber sind hervorgegangen aus Rhetorenschulen und standen in unmittelbarer Verbindung mit solchen. Und wie diese Bildung mehr eine weltliche ist, weist sie zugleich auf ein entwickeltes städtisches Leben hin, in dem sie ihre Grundlage findet und sich bewegt. Es zeigt sich auch hier, daß jener städtische Verkehr, der in Italien von den ältesten Zeiten her bestand, nicht in Stocken gerathen war.

Handel und Gewerbe, auf denen dieses städtische Leben vor Allem ruhte, hatten unter den Wirren der Zeit zwar erheblich zu leiden gehabt, aber es waren Leiden, die sich leicht wieder verschmerzten. Im Allgemeinen behielt der Handel unverändert die alten Straßen; wir begegnen italienischen Kaufleuten nach wie vor überall im Inneren des Landes, wie auf den Uebergängen der Alpen. Wenn Italien bei den Verwüstungen der Feinde so wenig verarmte, daß es vielmehr fortwährend als ein reiches Land erscheint, so dankte es dies mehr noch als der Fruchtbarkeit seines Bodens dem ausgedehnten Handelsverkehr der Bewohner. Das Handwerk wurde meist noch von hörigen Leuten betrieben, die aber mehr und mehr in den Schutz der Kirche kamen und aus diesem allmählich zur Freiheit aufstiegen. Waffenschmiede, Goldschmiede und Baumeister waren unter den Werkleuten am meisten geehrt; besonders die Letzteren fanden

vollauf Arbeit, da die zerstörten Städte schnell wieder erbaut und die verfallenen Mauern überall mit besonderem Eifer hergestellt wurden. Jede einzelne Burg, jede Stadt wurde jetzt mit festen Mauern und Thürmen umgeben: denn da von keiner anderen Seite Hülfe zu erwarten war, schützte jede Gemeinschaft sich selbst, so gut sie vermochte. Rom hatte damals auf seinen Mauern 381 feste Thürme, 46 besonders befestigte Castelle und 6800 Brustwehren, und kaum minder fest waren die größeren Städte der Lombardei. Mit welcher Schnelligkeit man baute, zeigt das Beispiel Pavias. Nachdem die Stadt im Jahre 924 fast vernichtet war, mußten im folgenden Jahre die Wälle bereits völlig hergestellt sein, denn Pavia hielt damals eine neue Belagerung aus; dreißig Jahre später zählte die Stadt wieder zu den schönsten des Landes. Die Ortschaften auf den venetianischen Inseln waren von den Ungarn gleich auf ihrem ersten Zuge zerstört worden; doch bald darauf erhob sich als Mittelpunkt der Republik die neue Stadt am Rialto, die zum Wunder der Welt wurde. Man baute ohne Sinn für Schönheit und Harmonie, häufig nur die Reste der alten Zeit ordnungslos zusammenfügend; aber man arbeitete doch mit einer gewissen Pracht und schonte in der Ausführung das Gold nicht, das reichlich aus dem Orient zufloß.

Diese Zeit innerer Auflösung hemmte aber nicht allein die Entwicklung des städtischen Lebens nicht, sondern beförderte sie sogar in eigenthümlicher Weise. Die Unsicherheit auf dem platten Lande trieb viele Bewohner desselben in die Städte, wo sie sich nun dauernd niederließen; zugleich schieden die Mauern und Gräben, welche jetzt regelmäßig die Städte umgaben, diese bestimmter von den ländlichen Bezirken ab, mit denen sie bisher in den Grafschaften vereinigt gewesen waren. Auch rechtlich wurde schon öfters das städtische Weichbild von der Grafschaft getrennt und dem Grafengericht entzogen, indem durch königliche Privilegien die Immunität der Bischöfe über die ganze Stadt ausgedehnt wurde, selbst über die freien Männer, die in derselben wohnten und deren Zahl bereits sehr zusammenschmolz. Denn um den Belästigungen der Grafen und anderer öffentlicher Beamten zu entgehen, hatte sich der größere Theil der Freien, welche in den Städten wohnten, allmählich in ein Schutz- oder Dienstverhältniß zu den Kirchen begeben; sie waren damit entweder unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs und seines Vogts gerathen oder wurden doch von diesen in den ordentlichen

Gerichten vertreten. Der Gerichtssprengel der Grafen in den Städten selbst und die mit demselben verbundenen Gefälle des Staates wurden hierdurch in dem Grade verringert, daß die Könige zuletzt keinen Anstand nahmen sie einzelnen Bischöfen ganz zu überlassen; nur der Blutbann wurde meist noch den Grafen vorbehalten, wie das Gericht des Königs und seines Pfalzgrafen als höhere Instanz festgehalten. Erst durch diese Entwicklung wurde es möglich, daß die Städte eine selbstständige Bedeutung wieder gewinnen konnten, daß sich ein besonderes Gemeinwesen in ihnen aufs Neue herauszubilden vermochte. An die Spitze der Stadt trat nun meist der Bischof, dem auch häufig der Königshof mit allen dazu gehörigen Leuten und Einkünften überlassen war. Im Namen des Bischofs wurde dann das Gericht über die Städter gehalten; er entbot die waffenfähigen Einwohner zum Kriegsdienst; von ihm hingen die Ordnungen des Markts und der Gewerbe ab; die Einkünfte flossen in seinen Schatz. Mit seinen ritterlichen Vasallen regierte er geradezu die Stadt; die ganze Einwohnerschaft wurde zu seinen Hintersassen, und das Weichbild konnte als Besitzthum der bischöflichen Kirche gelten.

Nicht überall ist es zu einer solchen Ausbildung der bischöflichen Hoheit über die Stadt gekommen. Wo sich mächtige Fürstengeschlechter in den Marken Ober- und Mittel-Italiens erhielten, sind alle Bestrebungen der Bischöfe zu voller Selbstständigkeit in ihren Sitzen zu gelangen ohne dauernden Erfolg geblieben; dagegen haben sich in den meisten großen Städten der Lombardei die Ansprüche der hohen Geistlichkeit durchgesetzt. Doch auch hier nur allmählich. Denn die Privilegien der Könige und Kaiser allein reichten nicht aus, um die Bischöfe gegen die Macht des Adels zu sichern; es bedurfte dazu materieller Kräfte, eines gefüllten Schatzes und eines schlagfertigen Vasallenheeres, welches die errungenen Rechte mit bewaffneter Hand vertheidigte. Die ältesten Privilegien, die uns Städte bereits als geschlossene Immunitäten der Kirche zeigen, gehören den letzten Jahren des neunten und dem Anfange des zehnten Jahrhunderts an. Im Jahre 892 wurde dem Bischofe von Modena zur Wiederherstellung der zerstörten Stadt der ganze Königszins in derselben, der Grund und Boden, die Thore, Brücken und Straßen geschenkt und ihm die Erlaubniß ertheilt, im Umkreis einer Meile Befestigungen um die Stadt anzulegen. Im Jahre 904 fiel dem Bischofe von Bergamo eine ähnliche Schenkung zu; die ganze Stadt wurde unter seinen Schutz und seine Gerichtsbarkeit gestellt. Im

Jahre 916 erhielt der Bischof von Cremona alle Zölle und öffentlichen Einkünfte, wie die vollständige Gerichtsbarkeit in der Stadt und im Umkreise von fünf Meilen. Die Grafschaft selbst gewannen damals die Bischöfe noch nirgends, sondern nur Exemtionen von der Gewalt der öffentlichen Beamten; aber ihre Immunitäten wuchsen mehr und mehr an räumlicher Ausdehnung, wie an Umfang der Rechte, und schon gingen in der Lombardei volkreiche Städte ganz in dieselben auf.

Obwohl diese städtischen Immunitäten der Bischöfe die Keime einer segensreichen Entwicklung in sich hegten, trugen sie doch damals nicht wenig dazu bei, die Auflösung der Verhältnisse noch zu vermehren. Die Könige hatten die Macht des Episcopats hauptsächlich deshalb erweitert, um in ihm eine Stütze gegen den Adel des Landes zu finden, aber die Bischöfe, sobald sie in der städtischen Bevölkerung einen starken Anhang hinter sich fühlten, trennten alsbald ihr Interesse von dem der Krone. Sie unterstützten mit demselben Eigennutz und derselben Treulosigkeit, wie die weltlichen Großen, einen Bewerber um die Krone gegen den anderen; auch sie wechselten die Partei, wenn sich ihnen dabei ein Gewinn zeigte, und untergruben das Ansehen des Königthums, statt es zu stützen.

So war unter den schwachen Wahlkönigen, die den Karolingischen Erbkönigen folgten, trotz der Kaiserkrone, die sie meist erlangten, die königliche Macht zu völliger Nichtigkeit herabgesunken. Gleichviel ob die Könige Einheimische oder Fremde waren, sie brachten es niemals zu einer festen Begründung ihrer Macht. Wido von Spoleto, sein Sohn Lambert, dann Berengar von Friaul, Ludwig von Niederburgund, endlich Rudolf von Oberburgund: sie alle waren Schattenkönige, jeder von ihnen ein Spielball in der Hand der streitenden Factionen, nach dem Gefallen derselben aufgeworfen und wieder beseitigt. Der vollständigen Anarchie, die in Italien eingerissen war, zu begegnen, dazu fehlte es ihnen allen eben so sehr an Muth, wie an Kraft.

Zustände, wie sie zu jener Zeit in Italien herrschten und wie sie in verwandter Weise später noch mehrfach dort wiedergekehrt sind, erzeugen mit innerer Nothwendigkeit die Tyrannis, eine Herrschaft, die

weder Recht noch Herkommen achtet, mit Gewalt sich festsetzt, mit Gewalt sich behauptet, der Gewalt unterliegt. Die Tyrannis kennt kein anderes Ziel, als die Macht, kein anderes Mittel als die Macht; sobald sie sich ohnmächtig zeigt, geht sie dem Untergang entgegen.

Als eine solche und zwar bewußt geübte Tyrannis muß die Regierung jenes Hugo von Niederburgund angesehen werden, der zuletzt den so Vielen verderblichen Gang nach Italiens Krone angetreten hatte. In der That besaß dieser Mann wichtige Eigenschaften zu der Rolle, die er sich erwählt hatte: durchdringenden Verstand, entschiedenen Willen, starre Consequenz und jene Härte des Gemüths, mit der ein sittlich so versunkenes Volk sich allein regieren läßt. Nicht das hat ihn zuletzt gestürzt, daß er den Lüsten nicht minder ergeben war als die Masse, die er beherrschen wollte, sondern vielmehr, daß er bei allem Ehrgeiz den äußeren Feinden gegenüber wenig Kriegsmuth zeigte, daß er ohne Siegesruhm und Siegespreis die Freunde nicht mehr zu fesseln, die Unzufriedenen nicht mehr zu schrecken vermochte.

Es ist bereits (S. 311—314) erzählt worden, wie Hugo, durch seine Mutter ein Enkel König Lothars II., als Dienstmann des unglücklichen Kaisers Ludwig des Blinden in der Provence emporkam, wie er durch List und Gewalt das arelatische Reich an sich riß und sich zugleich in den Besitz der italischen Krone setzte. Auch davon haben wir schon berichtet, wie Hugo seinen Mitbewerber um Italiens Krone, den König Rudolf II. von Hochburgund, durch Abtretung des arelatischen Reichs fernhielt, wie er dann dieses Reich nach Rudolfs Tode wieder an sich zu reißen gedachte, doch dabei an König Otto, der Rudolfs Sohn Konrad schützte, einen so gewichtigen Widersacher fand, daß er von dem Unternehmen abstehen mußte. Hier bedarf aber einer näheren Erwägung, wie er zu seiner Macht in Italien gelangte, wie er sie übte und endlich verlor.

Hauptsächlich waren es verwandtschaftliche Beziehungen, denen Hugo die italische Krone verdankte. Seine Halbschwester Irmengard lenkte durch ihre Reize, ihren Geist und ihre Leichtfertigkeit den ganzen Adel Italiens nach ihrem Willen; Wido, der mächtige Markgraf von Tuscien, der durch seine Ehe mit der Römerin Marozia selbst auf Rom und den Papst den größten Einfluß übte, war Irmengards Bruder; ihr Stiefsohn war der Markgraf Berengar von Ivrea, durch seine Mutter ein Enkel Kaiser Berengars, ein junger Mann, den sich Hugo durch

die Hand seiner Nichte Willa zu verbinden suchte. Aber die durch die Sippschaft gewonnene Herrschaft mußte erst durch den Schrecken befestigt werden. Eine Verschwörung wurde in Pavia entdeckt und mit unnachsichtlicher Härte bestraft. „Seitdem," sagt Liudprand von Cremona, „achtete man Hugo nicht mehr gering, wie die Könige vor ihm, sondern fürchtete ihn auf das Höchste." Papst Johann X. hatte Hugos Erhebung begünstigt: daß dieser muthvolle Papst kurz darauf durch den Einfluß Widos und der Marozia gestürzt wurde (928), vereitelte allerdings zunächst Hugos Hoffnungen auf die Kaiserkrone, schien aber doch der Ausdehnung seiner Macht eher förderlich als hinderlich zu sein. Ohne Verpflichtung gegen die schwachen Päpste, die auf dem Stuhle Petri sich folgten, besetzte er ohne Weiteres die Länder der Pippinischen Schenkung und machte sich zum Herrn des Exarchats und der Pentapolis. Erst hierdurch gewann sein Reich Zusammenhang und auch im mittleren Italien unbestrittene Anerkennung. Einem seiner nächsten Verwandten ertheilte er die Marken von Spoleto und Camerino, riß das Sabinerland von Rom los und setzte einen seiner Stammesvettern als Abt in Farfa ein. Und schon verbreitete sich sein Einfluß selbst auf den Süden der Halbinsel. Die langobardischen Fürstenthümer standen damals in Abhängigkeit von dem morgenländischen Reiche, aber in Capua und Benevent, die von einer und derselben Familie beherrscht wurden, wünschte man sehnlichst das Joch der Griechen abzuschütteln; Theobald, der neue Markgraf von Spoleto, eilte nun dem Fürsten von Benevent zur Hülfe, und man erstritt einen namhaften Sieg über die Truppen des Kaisers (929). Alles war im glücklichsten Gange und so geachtet Hugos Name, daß im fünften Jahre seiner Regierung sein Sohn Lothar, obwohl noch im Knabenalter, von den Großen Italiens als Mitregent und Nachfolger des Vaters anerkannt wurde (931).

Wäre von Hugo damals ein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Araber und Ungarn vom italischen Boden zu verjagen, leicht hätte er seine Herrschaft über die ganze Halbinsel ausbreiten können. Aber zu seinem Unglück suchte er seine Macht nur auf demselben Wege zu erweitern, auf dem er sie zuerst gewonnen hatte, vermittelst Weibereinfluß und Sippschaft. Auf diesem Wege hoffte er auch zum Besitze Roms und der Kaiserkrone zu gelangen, als schnell nach einander durch das Abscheiden seines Halbbruders Wido die römische Marozia zur Wittwe wurde und er selbst durch den Tod seine Gemahlin Alda verlor.

Längst war auch in Rom der Einfluß der Weiber allmächtig. Der tief in Lüste versunkene Adel, welcher in der Stadt die Herrschaft übte, während die Päpste nur den Namen nach regierten, folgte willig den Launen ränkesüchtiger und üppiger Weiber aus vornehmen Häusern. Unter diesen hatte aber keine einen mächtigeren Einfluß gewonnen, als die berüchtigte Theodora, die Gemahlin des Consuls und Senators Theophylactus. In ihrer Hand lagen lange die wichtigsten Angelegenheiten. Mit männlichem, aber arglistigem Geiste leitete sie die Geschicke der Stadt; was Kaiser und Papst nicht vermochten, vermochte der vielgewandte Sinn der Buhlerin. Aus den Händen der ruchlosen Mutter war die Gewalt dann auf ihre Tochter Marozia übergegangen, die an Zügellosigkeit, wie an Verschmitztheit die Mutter weit übertraf. Die Buhldirne des Papstes Sergius III., dann jenes Markgrafen Alberich, der die Araber vom Garigliano verjagte, hatte sie sich endlich dem Markgrafen Wido vermählt. Mächtiger als je zuvor in der Stadt, war sie die Veranlassung zum Sturz und Tode Papst Johanns X.; die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VIII. waren Geschöpfe ihrer Gunst; endlich wagte sie sogar ihren eigenen Sohn von Sergius III., wenngleich derselbe kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben (931). Es war Papst Johann XI. So schien sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, als unerwartet ihr Gemahl Markgraf Wido starb.

Obwohl Marozia in Lüsten gealtert war, hatte sich doch das wilde Feuer der Begierden in ihrer Seele nicht verzehrt, in der sich die Ueppigkeit mit dem ausschweifendsten Ehrgeiz paarte. Noch einmal bewarb sie sich um die Liebe eines Mannes, die ihr zugleich die höchsten Ehren der Welt gewinnen sollte; sie trug ihre Hand König Hugo an, und er fühlte sich solches Weibes werth. Den ärgsten Ausschweifungen war der Burgunder nicht minder als die freche Römerin ergeben; mit Buhlerinnen, meist der Hefe des Volkes entnommen, führte er das ärgerlichste Leben; drei dieser Weiber — das Volk nannte sie Venus, Juno und Semele — würdigte er besonderer Auszeichnung und beförderte ihre Kinder zu den ehrenvollsten Stellungen. Keinen Augenblick zögerte er auf Marozias Anerbieten einzugehen, als sie mit ihrer Hand den Besitz Roms und die Kaiserkrone versprach, die ihr Sohn Papst Johann ihrem Neuvermählten auf das Haupt setzen sollte.

Hugo eilte nach Rom. In der Engelsburg, jener starken Festung

am Tiber, in die man das gigantische Grabmal Kaiser Hadrians umgeschaffen hat, empfing ihn Marozia. Hier wurde die Ehe geschlossen (932), obwohl die Gesetze der Kirche sie untersagten; denn Hugo und Markgraf Wido waren von einer Mutter geboren. Mit großer Festlichkeit wurde das Beilager gehalten, und Hugo wartete der Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Da ereignete es sich, daß ihm eines Tages der junge Alberich, der uneheliche Sohn Marozias vom Markgrafen Alberich, Hofdienste auf den Befehl seiner Mutter leisten mußte, und da er sich dabei nicht unterthänig genug gegen den stolzen Burgunder erwies, schlug ihm dieser erzürnt ins Gesicht. Die Wuth des kaum zum Jüngling erwachsenen Knaben, der aber Kraft und Muth in sich fühlte, kannte keine Grenzen. Er verließ die Engelsburg, versammelte die Römer und entflammte ihre Leidenschaft. „Soweit ist Rom" — so etwa soll er gesprochen haben — „von seiner stolzen Höhe gesunken, daß es dem Gebot eines buhlerischen Weibes gehorcht. Das Schmählichste sehen wir vor unseren Augen; um der Lüste eines Weibes willen wird Roms Freiheit zu Grabe getragen, und die Burgunder, einst die Knechte der ewigen Stadt, sollen fortan ihr gebieten. Wenn Hugo jetzt, wo er als Gast kommt, seinem Stiefsohn solche Unbill zu bieten wagt: was habt ihr erst von ihm zu erwarten, wenn er sich einbürgern wird? Oder kennt ihr etwa nicht den Stolz und die Habgier der Burgunder?" Solche Worte wirkten: das Volk schaarte sich zusammen, erwählte Alberich zu seinem Führer und eilte nach der Engelsburg, die es umschloß. Hugo entsank der Muth; bei Nacht ließ er sich an einem Strick von der Mauer der Burg herab und eilte seinem Heere zu, das in Roms Nähe lag. Sofort begann er die Belagerung der Stadt, die aber mit Glück vertheidigt wurde. Schimpflich verließ der Burgunder endlich das römische Gebiet; seine Hoffnungen auf die Kaiserkrone waren vereitelt.

Dies mißglückte Unternehmen erschütterte schneller, als man hätte erwarten sollen, Hugos Stellung auch dort, wo sie bereits gesichert schien. Mit burgundischen Rittern war Hugo in das Land gekommen; burgundische Geistliche, auch fränkische Priester, die durch die Ungunst der Verhältnisse ihre Heimath hatten verlassen müssen, waren dem Eroberer gefolgt. Sie alle machten an Hugo Ansprüche, und diese wurden um so eher befriedigt, als er sich mehr auf die Treue dieser Fremden, als auf den wetterwendischen Sinn der Italiener glaubte verlassen zu können. So kamen die größten Lehen des Reichs an Burgunder, vor-

nehmlich an Männer, die in näherer oder fernerer Verwandtschaft mit dem König standen. Auch die reichsten Bisthümer und Abteien fielen Burgundern und Franken zu, unter denen allerdings Manche einer strengeren Richtung folgten und ihrer Stellung nicht unwerth schienen. Denn schon um der Sicherheit des Reichs willen lag Hugo daran, die aufgelösten kirchlichen Ordnungen Italiens herzustellen; er stand deshalb mit Odo, dem zweiten Abt von Cluny und Begründer einer tiefgreifenden Klosterreformation, in Verbindung. Aber der Erfolg dieser Bestrebungen war gering; die Geistlichkeit zeigte sich nicht minder aufrührerisch als der Adel.

Die Begünstigung der Fremden reizte die Empfindlichkeit der Italiener, unter denen das Nationalgefühl damals schon entwickelter war, gegen den eingedrungenen Gebieter; verderblicher noch war es für ihn, daß, als ihn das Glück zu verlassen schien, selbst jene Fremden nicht treu blieben, die er vor Allen begünstigt hatte. So hatte Hugo zum Grafen von Verona einen gewissen Milo ernannt, zum Bischof daselbst zuerst einen seiner Vettern, Hilduin, der aus dem Bisthum Lüttich vertrieben war, und dann, als Hilduin im Jahre 931 zum Erzbischof von Mailand erhoben wurde, dessen Freund Rather, den schon öfters erwähnten gelehrten lothringischen Mönch, der Hugos Glücksstern folgend die Heimath verlassen hatte. Milo und Rather, obschon Beide von Hugo erhoben, öffneten doch alsbald dem Baiernherzog Arnulf, als er einen Ueberfall auf Verona wagte, die Thore der Stadt (935). Arnulfs Unternehmen scheiterte zwar, und Rather mußte im Kerker seine Untreue büßen, aber bald darauf klagte Hugo sogar seinen eigenen Bruder Boso, dem er die Mark von Tuscien übertragen hatte, des Verraths an und warf auch ihn in den Kerker.

Hugos Herrschaft war im Inneren gefährdet, und die fortwährenden Kriegszüge, die er ohne Erfolg gegen Alberich unternahm, dienten nur seine Macht noch zu schwächen. Deshalb folgte er den Rathschlägen des Abtes Odo und schloß im Jahre 936 einen Vertrag mit Alberich, der schon mit unumschränkter Gewalt Rom beherrschte. Denn nach Hugos Flucht hatte der junge Römer seine Mutter und seinen auf den Stuhl Petri erhobenen Halbbruder in das Gefängniß geworfen und so der Weiberherrschaft in der Stadt ein Ende bereitet. Marozia fand kurz darauf ein ruhmloses Ende; der Papst erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber auch nach wenigen Jahren, und sein Nachfolger Leo VII.

war nur ein willenloses Werkzeug in Alberichs Händen. Alberich, den Eingebungen Odos nicht minder zugänglich als Hugo, war zwar auf den Frieden eingegangen und hatte sogar Hugos Tochter Alda zur Ehe genommen; wenn aber der Burgunder an diese Verbindung neue Hoffnungen auf die Kaiserkrone geknüpft hatte, so sah er sich bitter getäuscht. Durch Verschmitztheit war ein Mann, wie Alberich, nicht zu überwinden. Welche Listen Hugo auch ersann, der Besitz Roms blieb ihm versagt, und während die Thore der Stadt Jedem offen standen, der sich vor seiner Grausamkeit flüchtete, waren sie ihm verschlossen. Die Italiener hatten wieder, was sie verlangten, zwei Fürsten, von den sie den einen durch den anderen schrecken und schwächen konnten; nicht eher hörten sie auf, das Feuer der Eifersucht zwischen ihnen zu schüren, als bis Beide abermals zu den Waffen griffen. Hugo rückte im Jahre 941 gegen Rom und scheint wirklich einen Theil der Stadt in Besitz genommen zu haben, aber dauernd konnte er sich nicht in derselben behaupten. Abt Odo eilte von Neuem nach Italien, um Frieden zu stiften (942); wir wissen nicht, ob ihm dies letzte Werk seines Lebens gelang.

Immer gefährlicher wurde Hugos Lage. Der Mangel an nachhaltigen Erfolgen, der beispiellose Nepotismus in Vertheilung der geistlichen und weltlichen Würden, die Willkür und Härte seines ganzen Regiments entfremdeten ihm immer mehr die Gemüther. Die Blicke aller Unzufriedenen hatten sich daher längst auf die Söhne des Markgrafen Adalbert von Ivrea: den jüngeren Berengar, Kaiser Berengars Enkel, und seinen Stiefbruder Ansgar, den Sohn der Irmengard, gerichtet. Ansgar wurde, da sein Anblick Hugo nicht Ruhe gönnte, vom Hofe entfernt und zum Markgrafen von Spoleto ernannt; hier ließ ihn Hugo von dem Burgunder Sarilo, dem er selbst die Waffen in die Hand gab, überfallen und tödten. Als Hugo vernahm, daß Ansgar das Leben eingebüßt habe, frohlockte er laut, aber zu früh. Denn Berengar, Ansgars Bruder, hatte sich dem auch ihm drohenden Verderben entzogen; als ihm verrathen wurde, daß Hugo ihn wolle blenden lassen, flüchtete er sich über die Alpen zu König Otto. Dies war schon im Jahre 940 geschehen, und von dieser Zeit an schwebte Hugo in beständiger Furcht vor Berengar und vor dem mächtigen Sachsen. Der Bund, der früher zwischen Hugo und König Heinrich bestanden hatte, war in den ersten Jahren auch von Otto erhalten worden, hatte sich

aber gelöst, seitdem Otto im burgundischen Reich die ehrgeizigen Pläne Hugos vereitelt hatte.

Hugo, von allen Seiten bedroht, suchte sich zuletzt durch eine Verbindung mit dem griechischen Hofe zu sichern. Eine Unternehmung gegen die Araber, welche die ligurischen Küsten immer unsicherer machten und den griechischen Kaufleuten nicht minder beschwerlich sein mochten als den italienischen, bot ihm Veranlassung mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen. Unter der Bedingung, daß Hugo eine seiner Töchter einem Kaisersohn vermähle, stellte ihm Constantinopel eine Flotte, um das Räubernest der Araber an der provenzalischen Küste, gegen welches die Griechen schon zehn Jahre früher einen Zug unternommen hatten, zu zerstören. Im Jahre 942 wurde von der Land- und Seeseite ein Angriff auf Garde-Fraînet gemacht. Von der Seeseite machten es die Griechen den Arabern unmöglich zu entkommen; diese zogen sich daher in das Innere zurück. Hier aber stand Hugo nicht nur von allen kräftigen Maßregeln gegen sie ab, sondern schloß sogar mit ihnen einen Vertrag, nach dem sie die Pässe der Alpen besetzt halten sollten, um gegen einen Angriff von der deutschen Seite her sein Reich zu schützen. Die griechische Flotte sandte Hugo darauf heim, unterhielt aber seine Verbindungen mit Constantinopel auch in der Folge. Bertha, die Tochter einer Concubine Hugos, wurde nach Constantinopel gesandt und dort im Jahre 944 dem nachherigen Kaiser Romanus II. vermählt, starb aber kinderlos nach wenigen Jahren.

Der Ausgang des Unternehmens gegen Garde-Fraînet mußte Hugos Ansehen in den Augen des Volkes herabwürdigen, und die geringe Achtung, die der schon alternde König noch sich erhalten hatte, vollends verloren gehen, als im Jahre 943 die Ungarn abermals in die Lombardei einbrachen und Hugo, weit entfernt ihnen im Kampfe zu begegnen, ihnen vielmehr Geld und Wegweiser gab, um sie angeblich nach Spanien gegen die Feinde der Christenheit zu führen. Die Ungarn hatten kaum die Westgrenze des Reichs überschritten, so kehrten sie um, durchzogen noch einmal plündernd die Lombardei und traten dann den Heimweg an.

Die Dinge reiften der Entscheidung entgegen. Der König fühlte sich immer mehr verlassen, und als mit einem kleinen selbstgeworbenen Heere im Frühjahr 945 Berengar durch den Vintschgau sich der italischen Grenze näherte, verließen Hugo auch die Freunde, auf die er glaubte

noch am sichersten rechnen zu können. Die Verwaltung der Mark Verona hatte er seinem Neffen, dem Erzbischof Manasse von Arles, übertragen, dem er überdies die reichen Einkünfte der Bisthümer von Trient, Verona und Mantua zugewiesen hatte. Manasse, mit Gunstbeweisen überschüttet, war der Erste, der Hugo verrieth; gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand öffnete er Berengar die Thore von Verona. Von hier zog Berengar, in dem man den Befreier des Landes von der drückendsten Tyrannei begrüßte, nach Mailand; die geistlichen und weltlichen Großen Italiens strömten hier von allen Seiten ihm zu. Hugo war vollständig verlassen. Der Jubel und die Lobeserhebungen, mit denen man Berengar empfing, kannten keine Grenzen. Schon fühlte der Burgunder selbst, daß seine Zeit vorüber sei, und sandte seinen jungen Sohn Lothar, dessen weiches Herz bekannt war, nach Mailand, um die Gemüther der Großen für diesen zu gewinnen; er selbst hatte sich entschlossen der Krone zu entsagen.

Die italischen Großen waren der endlosen Parteikämpfe müde, die das Land so lange schon der Verwüstung der auswärtigen Feinde aussetzten; sie wollten wirklich einmal alle inneren Zerwürfnisse durch eine allgemeine gütliche Ausgleichung beseitigen und so jenes goldene Zeitalter herbeiführen, von dem sie träumten. Von solcher Gesinnung zeugten alle Schritte, die sie jetzt thaten. Als Lothar, vor dem Kreuze in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hingestreckt, ihr Erbarmen anrief und versprach sich in allen Dingen ihnen willfährig zu zeigen, erkannten sie ihn aufs Neue als ihren König an und gelobten ihm Treue. Aber zu seinem ersten Rathe setzten sie Berengar ein und übertrugen ihm die Führung aller Geschäfte; Berengar erhielt die Macht des Königs, Lothar behielt den Namen, den er überdies noch mit dem Vater theilte. Denn Hugo hatte mit den erpreßten Schätzen das Land verlassen wollen, aber man hatte ihn daran verhindert, weil man nicht ohne Grund besorgte, er werde, sobald er aus Italien entkommen sei, mit Waffengewalt die verlorene Macht herzustellen suchen. Die Verwandten Hugos ließ man meist in ihren Aemtern, selbst seine unehelichen Söhne. So behielt jener Lieblingssohn Hugos, Hubert, den eine vornehme Burgunderin Wandelmoda ihm außer der Ehe geboren und der bereits die Marken von Tuscien, Spoleto und Camerino in seiner Hand vereinigte, das wichtige Tuscien, obschon er Spoleto und Camerino an Bonifacius, einen Schwager König Rudolfs II. von Burgund, abtreten mußte.

Bonifacius Stellung wurde hier auf alle Weise gesichert; sein Sohn Theobald erhielt sofort die Mitbelehnung, seine Tochter wurde an Hubert vermählt. Mit Alberich von Rom wurde Friede geschlossen.

Nichts wünschte man dringender in Italien, als auch Hugos Streitigkeiten mit der burgundischen Königsfamilie gründlich auszugleichen, da sie die Ruhe der Halbinsel unaufhörlich bedrohten. Dahin zielte die Familienverbindung zwischen dem Markgrafen Hubert und Bonifacius, und noch mehr erwartete man von einer unmittelbaren Vereinigung der Königshäuser. Sieben Jahre waren verflossen, seit König Hugo um das burgundische Reich zu gewinnen, sich mit Bertha, der Wittwe König Rudolfs II., vermählt und deren Tochter Adelheid seinem Sohne verlobt hatte. Als aber seine Absichten auf Burgund gescheitert waren, hatte er sich von Bertha in Unfrieden getrennt, und des Verlöbnisses der Adelheid war nicht weiter gedacht worden. Sehnlichst verlangte Italien jetzt die Vermählung der Tochter Rudolfs mit Hugos Sohn; sie schien das festeste Band des Friedens. Aber Hugo hegte nicht lange Friedensgedanken. Um Ostern 946 gelang es ihm heimlich Italien zu verlassen. Er trug sich mit großen Entwürfen, noch einmal das schöne Königreich im Süden zu erstürmen, wie zwanzig Jahre zuvor; mitten in diesen Plänen raffte der Tod ihn hin. Er starb zu Arles am 10. April 947, nachdem er sein vielbewegtes Leben auf mehr als sechzig Jahre gebracht hatte. Man hatte die Parteien, die seit einem Menschenalter um die Herrschaft Italiens gestritten hatten, auszugleichen gesucht: aber erst Hugos Tod drückte den Verträgen, die man in diesem Sinne geschlossen hatte, das Siegel auf. Bald darauf vermählte sich König Lothar mit der Burgunderin Adelheid, der Tochter Rudolfs II.

Die Ruhe Italiens schien gesicherter, als seit langer Zeit. Die inneren Streitigkeiten hatten ausgetobt, und von allen christlichen Mächten hatte man nichts zu besorgen. Mit Alberich stand man in Frieden; Adelheid hielt den burgundischen König, ihren Bruder, in Schranken; Lothar war dem griechischen Hofe durch seine Schwester verwandt; König Otto hatte sich von jeher als der Beschützer des burgundischen Hauses gezeigt und überdies Berengar in den Tagen der Verbannung Beistand gewährt. So konnte man hoffen, sich endlich, wenn nur Berengar der rechte Mann war die Macht zu gebrauchen, auch der äußeren Feinde zu entledigen, der räuberischen Ungarn und Araber Herr zu werden.

Aber die Hoffnungen, die man auf Berengar gesetzt hatte, wurden völlig getäuscht. Den Feinden des Landes gegenüber zeigte auch er wenig Muth und Entschlossenheit. Als die Ungarn im Jahre 947 wieder in Italien erschienen, trat er ihnen nicht mit bewaffneter Hand entgegen, sondern fand sie durch Geld ab und ließ durch eine Kopfsteuer, eine seit geraumer Zeit unerhörte Sache, die erforderliche Summe zusammenbringen. Der allgemeine Unwille mußte sich aufs Höchste steigern, als sich herausstellte, daß er an dieser Steuer sich noch überdies selbst bereichert hatte. Bald trat auch zu Tage, wie wenig Bestand das gute Vernehmen zwischen ihm und König Lothar hatte. Er suchte Lothars Macht überall herabzudrücken; schon erregte die schimpfliche Lage des Königs die Aufmerksamkeit des griechischen Hofes. Man that dort Alles, um Berengar in der Pflicht gegen Lothar zu erhalten, doch umsonst. Berengar schickte zwar einen Vertrauten — es war Bischof Liudprand — nach Constantinopel, um die Besorgnisse des dortigen Hofes zu verscheuchen (949), aber die Lage Lothars wurde in keiner Weise gebessert, und als Adelheid ihrem Gemahl eine Tochter geschenkt hatte, begann die Seele der Willa, Berengars Gemahlin, die Furcht zu beschleichen, es könnten die Hoffnungen, die sie für die Herrschaft ihres Sohnes Adalbert hegte, vernichtet werden. Diese Willa, die Nichte König Hugos, war nach dem Bilde, das uns Liudprand von ihr entwirft, unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machten sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Niemanden aber haßte sie mehr als den jungen König und seine Gemahlin.

Bei dem Zwiespalt der Herrschenden lebten alsbald die inneren Parteien von Neuem auf und zeigten die alte Schwäche der königlichen Gewalt. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Mailand erledigt wurde, konnte man Manasse nicht einmal zu dem ihm verheißenen Lohn verhelfen, und Rather, der aus Verona gewichen, dann aber zurückgeführt war, fühlte sich dort in kurzer Zeit wieder so unsicher, daß er angstvoll zum zweiten Male seinen Bischofssitz verließ. So wenig zeigte man sich überdies auswärtigen Feinden gewachsen, daß Herzog Heinrich von Baiern, der durch die von Italien einbrechenden Ungarn in seinem Herzogthum vielfach bedrängt war, im Jahre 950 ungehindert in die Mark von Friaul eindrang und Aquileja, die wichtigste Stadt in der-

selben, einnahm. Schon unterhielt Heinrich Verbindungen auch in den lombardischen Städten: ein Beweis, daß sich Berengars freundliche Verhältnisse zu dem deutschen Reiche bereits gelöst hatten, denn Allem, was der Bruder jetzt that, pflegte Otto nicht fremd zu sein.

Wir wissen, wie die Pläne Hugos, sich der Kaiserkrone zu bemächtigen, an Alberichs Festigkeit gescheitert waren, und wie deshalb Italien ohne kaiserliche Gewalt blieb. Weniger noch als Hugo konnten Lothar oder Berengar darauf hoffen, den harten Sinn Alberichs zu beugen, der sich in Rom eine Macht gegründet hatte, welcher an Festigkeit keine andere in Italien zu vergleichen war.

Ein außerordentlicher Mann ohne Zweifel war Alberich, wenigstens unter den Italienern dieser Zeit die seltenste Erscheinung. Zweiundzwanzig Jahre behauptete er sich in dem Besitze Roms gegen Angriffe von allen Seiten. Er war es, der die Ordnung in der Stadt und ihrem Gebiet zuerst wiederherstellte; unter dem Namen eines „Fürsten und Senators aller Römer" herrschte er mit völlig freier Gewalt. Seinen Namen trugen die römischen Münzen, er gebot über Krieg und Frieden, hielt in seiner Hofburg neben der Kirche Santi Apostoli das höchste Gericht und setzte alle weltlichen Beamten in der Stadt und dem Herzogthum ein. Die ganz aufgelöste Kirchenzucht wurde durch ihn wieder zur Geltung gebracht, die alten Klöster hergestellt und neue begründet. Auch das Haus auf dem Aventin, wo er geboren war, bestimmte er zu einer geistlichen Stiftung; so ist das Kloster der heiligen Maria begründet worden, in dem Gregor VII. seine Jugend verlebte. Aber so kirchlich im Sinne seiner Zeit Alberich war, der in allen geistlichen Dingen dem Rathe des Abts Odo von Cluny folgte, nichtsdestoweniger besetzte er den Stuhl Petri ganz nach seinem Gefallen und ließ den Päpsten Nichts, als ihre nächsten geistlichen Befugnisse und den leeren Namen einer völlig bedeutungslosen Oberherrschaft über die Stadt und ihr Gebiet. Leo VII., Stephan IX. und Marinus II. waren Nichts als Werkzeuge Alberichs, wenn auch die Urkunden nach wie vor mit ihrem Namen bezeichnet wurden und die Münzen ihr Bildniß zeigten. Dieser Schein einer höheren Gewalt beschränkte Alberich nicht, jeder wirklichen Abhängigkeit wußte er sich zu entziehen. Nach dem kaiserlichen Namen trachtete er nicht; denn er wußte, an wirklicher Macht gab ihm die Kaiserkrone Nichts und verwickelte ihn dennoch in endlose Kämpfe, die er nicht durchzuführen vermochte. Aber er war stark genug sich in

Rom selbst zu behaupten und jeden Versuch, das Kaiserthum herzustellen, schon im Keim zu ersticken. Auch Alberich war, wie Hugo, ein Tyrann, und die Lage der Dinge mußte ihn dazu stempeln. Aber darin unterscheidet er sich von dem Burgunder: er bewahrte die Herrschaft bis an sein Ende, da sein Ehrgeiz nicht weiter reichte als seine Hülfsmittel.

Und doch, welche Stelle nahm Rom und das Papstthum unter Alberichs Herrschaft ein! Rom, welches der Mittelpunkt der Welt sein sollte und wollte, war getrennt von allen großen Interessen der Christenheit. Der Papst, der oberste Lenker der Kirche, war in den Händen eines Stadttyrannen und mußte seinen untergeordneten Absichten dienen. Der geistliche Staat, den Pippin, Karl der Große und seine Nachfolger den Päpsten begründet hatten, war aufgelöst; denn Rom selbst war in Alberichs Händen, während Ravenna und die Pentapolis die italischen Könige an sich gerissen hatten. Zuweilen regte sich denn doch in der römischen Geistlichkeit ein Gefühl davon, zu welcher Tiefe man herabgesunken sei. Zwei Bischöfe, Marinus und Benedict, stifteten eine Verschwörung gegen Alberich an, in die sie selbst die Schwestern des Fürsten zogen, aber eine von diesen enthüllte den Plan ihrem Bruder, und die Verschworenen wurden nach der Strenge des Gesetzes bestraft. Endlich scheint auch selbst Papst Agapet II., der im Jahre 946 den Stuhl Petri bestieg, das Unwürdige seiner Stellung empfunden und eine Befreiung des Papstthums angebahnt zu haben. Alberich fühlte es in seinen letzten Lebensjahren, daß seine Stellung doch nicht ohne Gefahr sei. Deshalb suchte er eine Stütze am Hofe zu Constantinopel und schickte eine Gesandtschaft dort hin, die für ihn um die Hand einer Kaisertochter werben sollte. Ob Alda, König Hugos Tochter, inzwischen verstorben oder von Alberich verstoßen war, wissen wir nicht.

Um die Gunst des griechischen Hofes buhlten damals im Wetteifer die Fürsten Italiens. Hätte das Morgenland einen kräftigen Kaiser an seiner Spitze gehabt, wohl würde er in diesen Bewerbungen eine Aufforderung gesehen haben, die alten Rechte seines Thrones hier noch einmal aufzunehmen und durchzufechten. Wäre es dann gelungen, die Kaiserkronen des Morgen- und Abendlandes wieder auf einem Haupte zu verbinden, die Einheit des römischen Reichs und der ganzen Christenheit herzustellen, wer kann sich vorstellen, welchen Gang die Geschichte Europas, die Geschichte der Menschheit genommen hätte? Jene ganze Entwicklung der Dinge, die mit dem siegreichen Vordringen der ger-

manischen Stämme begonnen hatte, wäre unterbrochen oder für immer abgeschnitten worden. Und nach menschlichem Ermessen war es nicht unwahrscheinlich, daß es dem Reiche des Ostens noch einmal hätte gelingen können, sich Rom und Italien wieder zu unterwerfen. Noch waren ihm die südlichsten Theile der Halbinsel, Apulien und Calabrien, unmittelbar untergeben; Neapel und Gaeta, die in gewissen republikanischen Formen von Herzogen regiert wurden, erkannten bereitwillig seine Oberhoheit an; Amalfi, das durch den Handelsverkehr, den es zwischen Griechen, Arabern und den Völkern des Abendlandes unterhielt, schnell emporkam, hatte sich von Salerno getrennt und um seiner kaufmännischen Interessen willen Constantinopel unterworfen; Venedig, dessen Handel eben kräftig aufblühte, wußte sich durch eine schwankende Stellung zwischen den abendländischen Reichen und dem Kaiser des Ostens eine eigenthümliche Selbstständigkeit zu bewahren. Die langobardischen Fürstenthümer von Benevent, Capua und Salerno erkannten gewöhnlich die Hoheit des griechischen Reichs an; trübte sich auch bisweilen durch augenblickliche Stimmungen ihr freundliches Verhältniß zu Constantinopel, so waren sie doch dem bestimmten und energisch durchgeführten Willen des Kaisers einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen viel zu schwach. Der ganze Süden der Halbinsel hatte sich längst vom Norden getrennt und war wesentlich durch Einflüsse vom Osten beherrscht. Kräfte genug waren hier, Kräfte genug standen sonst dem Kaiser in seinem weiten Reiche zu Gebote. Der Ausgang eines Kampfes gegen Rom und das von Parteiungen zerrissene italische Königreich schien nicht eben zweifelhaft. Aber nicht der Gedanke einmal regte sich zu Constantinopel, die alten Sitze des Römerreichs wiederzugewinnen; man begnügte sich durch Bundesverträge und Heiratscontracte, durch Gesandtschaften und kaiserliche Schreiben den alten Einfluß in Italien kümmerlich zu erhalten.

Daß eine große Macht sich noch immer im römischen Ostreiche vereinigt fand, ist unleugbar; aber die Männer, die damals diese Macht in Händen hatten, wußten nicht, sie zu gebrauchen und waren ohne alles Gefühl für ihre erhabene Stellung. Nach dem Tode Kaiser Leos VI., der nicht in den Regierungsgeschäften, sondern in dem Studium einer mönchischen Philosophie seinen Ruhm suchte, war im Jahre 912 ihm sein unmündiger Sohn Constantin VII. mit dem volltönenden Beinamen Porphyrogennitus gefolgt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dem Namen nach über das Römerreich im Osten geherrscht, aber lange mußte

er den Thron mit einem Vormunde theilen, der sich selbst und seinen Söhnen die kaiserlichen Ehren anmaßte; erst im Jahre 944 gewann er die Alleinherrschaft, ohne sie jedoch in Wahrheit jemals zu üben. Alle Macht blieb in den Händen verderbter Hofleute und zügelloser Weiber. Emporkömmlinge beherrschten den Kaiser, und die Weiber mischten ihre Ränke in alle Staatsgeschäfte; der Hof lebte in den nichtigsten Dingen, in rauschenden Vergnügungen und eitlem Schimmer, indem er den Genuß dieses erbärmlichen Daseins um jeden Preis erkaufte. Die Araber vom Osten, die Bulgaren vom Norden umlagerten die Hauptstadt und die innersten Provinzen des Reichs, aber rings von mächtigen Feinden umgeben nährte man zwanzig Jahre einen feigen Frieden. Unbekümmert um den Lauf der Welt, führte der Kaiser, ein harmloser und gutmüthiger Mensch, ein stilles Leben in seinem Palaste. Die Bücher und die Musik waren sein Entzücken; Feder und Pinsel führte er nicht ohne Geschick, aber Schwert und Scepter waren seiner Hand zu schwer. Von diesem Kaiser und seinem Hofe hatten Rom und Italien Nichts zu fürchten und Nichts zu hoffen.

Die Schwäche des griechischen Kaisers war das größte Glück für Italien. Denn der sittlichen Fäulniß, welche alle Verhältnisse der Halbinsel ergriffen hatte und zersetzte, würden wahrlich neue Einflüsse des Morgenlandes nicht gewehrt, sondern sie nur reißend beschleunigt haben. Aber eben so wenig schien Italien, sich selbst überlassen, die tiefen Schäden seiner Zustände heilen zu können; eine feste Ordnung in Staat und Kirche herzustellen, dazu fehlte es im Lande selbst an jeder sittlichen Kraft. Eine starke Hand mußte noch einmal tief in die Verhältnisse desselben eingreifen, um abermals einen gewaltigen Umschwung in allen Zuständen der Halbinsel herbeizuführen. So nur konnte die Zukunft Italiens und damit die Zukunft der abendländischen Christenheit gesichert werden. Denn das Kaiserthum und das Papstthum, die beiden Mächte, welche eine universelle Bedeutung gewonnen hatten und auf deren Erhaltung der Zusammenhang der abendländischen Welt beruhte, waren nun einmal durch die Entwicklung der Dinge mit den Geschicken Italiens auf das Engste verflochten worden. Hier waren sie tief in das rohe und schmutzige Treiben nur von egoistischen Zwecken beseelter Factionen hineingezogen worden; das Kaiserthum war darin untergegangen, das Papstthum bestand fast nur dem Namen nach. Das Treiben dieser Parteien vernichten hieß das Kaiserthum erneuern, dem

Stuhle Petri seine Bedeutung zurückgeben, den Zusammenhang der abendländischen Christenheit herstellen.

2.

Eroberung des Königreichs Italien.

Während das Königthum in Italien zur Tyrannis entartete, während in Frankreich fast alle Gewalt von den großen Vasallen den Karolingern entrissen war, die sich nur noch durch auswärtigen Beistand auf dem Throne erhielten, während endlich in Burgund, wo ein kräftiges Regiment nie hatte erstarken können, unter der Regierung eines minderjährigen Fürsten die Macht der Krone auf das Tiefste herabgedrückt wurde, hatten allein in den deutschen Ländern die inneren Kämpfe zur Herstellung eines lebenskräftigen Königthums geführt, das von Tag zu Tage an Macht nach außen und innen wuchs und sich zugleich immer geneigter und fähiger zeigte, die großen Ideen der Karolingischen Zeit aufzunehmen und auf seine Weise durchzuführen. Unter allen Fürsten des Abendlandes gab es daher keinen, der die wahre Bedeutung des Kaiserthums erfassen konnte, keinen, der dem höchsten Namen der Christenheit, wenn er wieder hervorgerufen werden sollte, Glanz und Kraft zu leihen vermochte, als Otto. Und schon trieb ihn die Natur seiner eignen Stellung sein Auge auf die Kaiserkrone zu richten.

Es ist gezeigt worden, welchen Einfluß Otto schon damals auf alle Staaten übte, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren, wie es seine Macht allein war, welche die abendländische Christenheit vor den sie rings umlagernden Feinden schützte, wie er allein die kirchlichen Ideen Karls durch die Herstellung der Mission wieder aufnahm und lebendig erhielt. Diese Stellung, die Otto bereits einnahm, wie anders konnte man sie nach den Ueberlieferungen der früheren Zeit bezeichnen, denn als eine kaiserliche? Und wie hätte Otto, der für persönliche Hoheit und eine weitgreifende Gewalt ein ungemein lebendiges Gefühl besaß, nicht auch nach der äußeren Anerkennung einer Macht streben sollen, die er dem Wesen nach bereits besaß! Wäre aber auch Otto persönliche Größe gleichgültiger gewesen, als sie es war, so

hätte ihn doch selbst die Ehre seines Reichs auf eine Bahn lenken müssen, die zur Herstellung des Kaiserthums führte. In seinem Reiche lagen die alten Kaisersitze Karls des Großen, jenes alte Stammland der Pippiniden, auf welches zuerst das Kaiserthum begründet war; es blieb unvergessen, daß nach dem Aussterben der italischen Karolinger der deutsche Zweig dieses Geschlechts mit dem französischen um die Kaiserkrone gerungen und sie endlich davon getragen hatte; auch war kaum noch ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Arnulf, dessen Gewalt auf den deutschen Ländern beruhte, dem ersten Berengar Italien zu Lehen gegeben hatte und selbst in St. Peter zum Kaiser gekrönt war. Es war also in der Herstellung der oberherrlichen Gewalt in Italien und in der Erneuerung des Kaiserthums die verlorene Bedeutung des ostfränkischen Reichs wiederzugewinnen, ein versäumtes Recht desselben in Anspruch zu nehmen und durch das Bewußtsein wiedergewonnener Ehre die Macht der eigenen Herrschaft zu festigen. Einem deutschen König, der in die Ideen der Karolingischen Zeit so tief einging, wie es Otto that, mußte die Wiederaufrichtung des Kaiserthums sich als eine Nothwendigkeit aufdrängen.

Wir wissen nicht, wann die Kaisergedanken Ottos Seele zu bewegen anfingen, aber jedenfalls traten sie ihm näher und näher, seit er im Interesse der kirchlichen Organisation seines Reichs und namentlich der neubelebten Mission sich mit dem Papste in unmittelbare Verbindung setzte. Es ist erzählt worden, wie Otto gegen das Ende des Jahres 947 seinen vertrauten Rath, den Abt Hadamar von Fulda, zum Papste sandte, der mit wichtigen Entscheidungen für die deutsche Kirche von Rom heimkehrte, wie darauf Papst Agapet II. in dem Bischof Marinus von Bomarzo einen der ersten Würdenträger des römischen Stuhls nach Deutschland schickte, welcher dann der Ingelheimer Synode vorsaß. Bei der durch Alberich ganz herabgedrückten Stellung des Papstthums und der aufstrebenden Macht des sächsischen Hauses ist es kaum glaublich, daß nicht schon damals Unterhandlungen eröffnet sein sollten, wie sie einst zwischen Karl dem Großen und Leo der Herstellung des Kaiserthums vorangegangen waren. Wie weit man gedieh, darüber fehlt es freilich an allen Nachrichten. Ein unvorhergesehenes Ereigniß veranlaßte Otto schneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italische Königreich einzudringen und sich Bahn zu seinem großen Ziele zu brechen.

Am 22. November 950 starb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemandem kam das schleunige Ende des Königs gelegener, Niemand zog größere Vortheile daraus, als Berengar. Er beeilte sich den erledigten Thron für sich und sein Geschlecht zu gewinnen, versammelte die italischen Großen am 15. December zu Pavia, und setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählten; noch an demselben Tage empfingen Beide die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher schien; sobald sie auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. „Er war" — sagt Liudprand von Cremona, der selbst viel von ihm zu leiden hatte, — „gleich dem Vogel Strauß, dessen Natur man an seinen Federn nicht erkennt; kommt aber seine Stunde, dann schlägt er die Fittiche mit Macht und verlacht Roß und Mann*); Niemand kann die Wuth des unbändigen und gefräßigen Thieres zähmen." An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot nach Liudprands Zeugniß den argen Fürsten noch sein ärgeres Weib, die verrufene Willa.

Schon in den ersten Tagen der neuen Herrschaft wandten sich deshalb die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die Wittwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volkes gewonnen, und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklärlich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken; auch sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange, er dachte bald auf nichts Anderes, als sie zu verderben. Es scheint wohl, als habe er zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwentrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adalbert ver-

*) Anspielung auf Hiob 39, 13. 18.

wählen solle, und als habe sie diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls, am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier soll sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sein; man raufte ihr, wie erzählt wird, das Haar aus, beschimpfte mit Schlägen und Fußtritten ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; Nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. „Aber es war ihr heilsam," sagt Odilo; „damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges Herz umstricke; wen der Herr liebt, den züchtigt er."

Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und erhitzte überall die Gemüther. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge unglückliche Königin. Nirgends aber erweckte das unerwartete Ende Lothars mit seinen Folgen mehr Antheil als in den deutschen Ländern, die unmittelbar an Italien grenzten: in Baiern und Schwaben. Wie oft waren die Herzoge dieser Länder nicht schon in die Ereignisse jenseit der Alpen verwickelt worden, wie nahe waren sie durch Alles betroffen, was sich dort zutrug! Baiern konnte keine Ruhe gewinnen, so lange die Ostmarken Italiens den Ungarn offen standen; Schwaben war in seinen südlichen Theilen unausgesetzt den Verwüstungen der Araber preisgegeben, die König Hugo an der Grenze angesiedelt hatte. König Berengar schien nicht der Mann, sein eigenes Reich und damit mittelbar auch die deutschen Länder von diesen Feinden des christlichen Namens zu befreien, zumal die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, kaum erwarten ließ, daß er den Widerstand der feindlichen Parteien im Inneren jemals überwältigen würde. Ueberdies eröffneten

sich hier den kampfeslustigen, thatendurstigen Seelen in Schwaben und Baiern weit die Bahnen des Ruhmes und glänzenden Gewinns. Die freundlichen Verhältnisse zu Berengar waren bereits gelöst; Heinrich von Baiern hatte sich kurz vorher in den Besitz von Aquileja gesetzt und wahrscheinlich auch darin behauptet. Jetzt rüstete Heinrich von Neuem, und gleich ihm Liudolf von Schwaben, um in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Den Kampf gegen Berengar und für Adelheid gebot die Noth, rieth der Vortheil an und schien die Ritterehre zu fordern.

Aber auch Ottos Seele hatten die Ereignisse jenseits der Alpen gewaltig erregt, und nicht deshalb allein, weil er bei seinem nahen Verhältnisse zu dem burgundischen Hause vor Allen berufen war sich der unglücklichen Königin anzunehmen, sondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheids die erwünschte Gelegenheit fand, sich des italischen Königreichs zu bemächtigen und im Besitz desselben das abendländische Kaiserthum zu erneuern. Aber nur wenn er Adelheids Interessen unauflöslich mit den seinigen verband, konnte er, der nordische Fremdling, festen Fuß in dem italischen Reiche fassen und sich dort gleichsam heimisch machen. So ergriff ihn der Gedanke, der jungen Königin, die im Kerker schmachtete, weil sie Italiens Hoffnung war, seine Hand und seinen Thron anzubieten. Was er von Vielen, die auf der Pilgerfahrt nach Rom an Lothars Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatten, von der Anmuth, der Liebenswürdigkeit und den Sitten Adelheids gehört hatte, mußte ihn in diesem Vorhaben bestärken.

Bald war Ottos Entschluß gefaßt, mit Heeresmacht Berengar zu bekriegen, Adelheid zu befreien, das Königreich Italien mit ihrer Hand zu gewinnen und so sich den Weg zum kaiserlichen Throne zu bahnen. Es galt einen Undankbaren, der einst eine Zufluchtsstätte am sächsischen Hofe gesucht und in den deutschen Ländern die Mittel zu jener Macht gefunden hatte, die er jetzt so arg mißbrauchte, gebührend zu strafen; es galt zugleich den alten Anspruch auf das italische Reich durchzusetzen, durch die Hand Adelheids die unterdrückte Partei im Lande zu gewinnen und so sich die Herrschaft zu sichern; es galt endlich die Herstellung des abendländischen Kaiserthums, welche der Befestigung des königlichen Ansehens in Italien mit Nothwendigkeit folgen mußte. Es war der größte Entschluß, den Otto jemals gefaßt. Er berief die Großen des Reichs, eröffnete ihnen seine Absicht nach Italien und Rom zu ziehen, Alle stimmten ihm freudig zu, und im Sommer des Jahres 951

wurde in allen Gauen der deutschen Länder mit Macht zum großen Zuge über die Alpen gerüstet.

Kriegerischer Ungestüm entflammte die Herzen der deutschen Jugend. Schon duldete es Liudolf nicht mehr in der Heimath, es verlangte ihn durch Thaten zu beweisen, daß er ein Mann geworden, daß er die Hoffnungen seines Vaters und seines Volkes erfüllen werde; auch schien es ihm vortheilhaft und rühmlich zugleich, die Grenzen seines Herzogthums im glücklichen Augenblicke zu erweitern. Aufregende Reden unruhiger Geister erhitzten sein ohnehin lebhaftes Gemüth; schnell sammelten sich um ihn Männer, die ihr Glück jenseits der Berge suchten, wie jener Rather, der, zweimal von seinem Bischofsstuhl in Verona vertrieben, abermals auf seine Herstellung hoffte. So stürzte sich denn schon im Sommer, ohne den Vater zu befragen, Liudolf in den Krieg; mit unzureichenden Kräften, die er in Schwaben gesammelt, stieg er zum Kampf von den Alpen hinab. Der Erfolg seiner Waffen entsprach aber nicht seinen Wünschen; nicht sowohl Berengar leistete ihm Widerstand, als ihm gerade der Beistand versagt blieb, auf den er am sichersten gerechnet hatte. Man hatte ihn versichert, die Unzufriedenen im Lande würden sich beeilen ihm ihre Städte und Burgen zu öffnen, aber fast überall fand er die Thore verschlossen. Man erzählte, es habe Herzog Heinrich, sein Oheim, mit dem er vielfach in Hader stand, gleich ihm nach einer Erweiterung seiner Macht in Italien trachtend, Gesandte über Trient nach der Lombardei gesandt und Berengars Gegner aufgefordert sich von Liudolf fern zu halten. So erzählte man; Liudolf glaubte es und nährte tiefen Groll gegen den Oheim im Herzen. Der Mangel an Lebensmitteln, die ungünstige Jahreszeit brachten Leiden aller Art über ihn und seine kleine Schaar; es blieb ihm zuletzt keine andere Wahl, als den Rückweg anzutreten und der bereits anrückenden Kriegsmacht des Vaters entgegenzuziehen.

Mit einem wohlgerüsteten, glänzenden Heere war Otto aufgebrochen. Es begleiteten ihn seine Brüder Herzog Heinrich und der Erzkapellan Brun; auch sein Schwiegersohn, der muthige Konrad von Lothringen, leistete Heeresfolge, nicht minder der verschlagene Friedrich von Mainz, der gelehrte Rodbert von Trier und viele andere Bischöfe, Grafen und große Vasallen. Am Brenner überstieg man die Alpen und zog in das Thal der brausenden Etsch hinab. Muthig ging der König auf das letzte und höchste Ziel seines Lebens zu. Was die Welt von ihm erwartete,

zeigt ein Brief, den wenig später Rather an Papst Agapet richtete. Aus keinem anderen Grunde, meint Rather, habe Otto um das italische Reich geworben, als um in kaiserlicher Macht den vielfachen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten in Italien zu steuern und christliche Ordnungen herzustellen.

Vielleicht noch ehe Otto den Boden Italiens betreten hatte, war Liudolf mit den Seinen zu ihm gestoßen; ohne Triumph kehrte er zu dem Vater zurück, der ihn zürnend über sein unbedachtes Unternehmen empfing. Die erste große Hoffnung des Lebens war dem hochgesinnten Jüngling gescheitert, und dieses Mißgeschick ließ einen tiefen Stachel in seiner Seele zurück. Manche, die ihr Glück an das seine geknüpft hatten, trennten sich nun von ihm, wie Rather, der sich wieder nach Lothringen wandte. Liudolf schloß sich mit schwerem Herzen dem Heere des Vaters an.

Trient, das noch in den Händen des Erzbischofs Manasse war, öffnete Otto die Thore. Wie Manasse einst der Erste war, der seinen Oheim König Hugo verließ, so hatte der treulose Mann jetzt auch Berengar als der Erste den Rücken gewandt und stand, wie es scheint, mit Otto längst in geheimem Bunde. Auch Verona nahm ohne Kampf den König auf. Graf Milo, der kurz zuvor für seinen Neffen das Bisthum von Manasse erhandelt und die Genehmigung des Papstes für dessen vielfach anzufechtende Einsetzung gewonnen hatte, scheint ebenfalls mit Otto schon vorher im Einverständniß gestanden zu haben. So ergoß sich das deutsche Heer, ohne Widerstand zu finden, in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte sich nirgends zum Kampfe zu stellen; wohin Otto kam, überall öffneten sich ihm die Thore und vor Allen schlossen sich die Bischöfe bereitwillig ihm an. Berengar hatte sich in Pavia eingeschlossen, aber kaum näherte sich Otto der Stadt, so floh er feige von dannen; schon am Tage darauf (23. September) rückten die Deutschen ein. Auf eine seiner Burgen rettete sich Berengar, um wenigstens seine Person vor dem übermächtigen Feinde zu sichern.

Otto verfolgte den Feind nicht; er blieb in Pavia. Immer zahlreicher versammelten sich hier um ihn die geistlichen und weltlichen Großen des italischen Reichs. Auch Mailand, die Stadt der vielen Kirchen, unterwarf sich dem Sachsen, und Manasse, dessen Beistand Otto so wichtig gewesen war, erhielt in dem reichen Erzbisthum den Lohn seiner Dienste. Schon sah sich Otto als Beherrscher des Landes an, nannte sich in seinen Urkunden „König der Langobarden“ oder auch „König

der Italiener", zählte nach Jahren des neugewonnenen Reiches und ernannte Manasse zu seinem Erzkanzler in demselben. Keine Wahl, keine Krönung erfolgte. Nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheids Hand ihm übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche abhängig; als König der Ostfranken meinte er ein angebornes Recht auf die Länder jenseits der Alpen zu haben, als ein untrennbares Nebenland seines deutschen Reichs sah er Italien an.

Ohne Schwertstreich war Otto in die Hauptstadt Berengars eingezogen; ohne Blutvergießen hatte er sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht. Aber er stand damit nicht am Ziel seiner Absichten. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheids Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom bahnen, das waren Aufgaben, die er sich von Anfang an bei diesem Unternehmen gestellt hatte und jetzt am wenigsten aufzugeben gewillt war.

Noch ehe Otto sein Heer herangeführt hatte, etwa zu derselben Zeit, als Liudolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet (20. August 951). Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit die Füße die Königin zu tragen vermochten. Beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Längere Zeit brachten sie dann in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann.

Die Flüchtlinge gelangten endlich an ein breites Wasser — wahr-

scheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der Mincio bei Mantua bildet, — hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistandes. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in stäter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gequält und auf das Aeußerste erschöpft. Da kam endlich ein Fischer heran auf seinem Nachen; er trug einen Stör, den er soeben gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht“, sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hülfe verlassen? Wir leiden Gefahr Hungers zu sterben; gieb uns zu essen, Mann, und wenn du Nichts hast, so rathe und hilf.“ Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe Nichts als Wasser und einen Fisch, um euren Hunger zu stillen.“ Er führte Feuer mit sich nach der Sitte der Fischer, und schnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fisch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahle saß die Königin, von der Magd und dem Fischer bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vasall des Bischofs, zu Lehen hatte. Froh zog Adelheid in diese Mauern ein, denen später ein deutscher König mit ganz anderen Gefühlen sich nahen sollte.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die mit reichen Geschenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen mußten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich sandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe sie den Po überschritt, empfing sie Heinrich, der Erste von Ottos Hause, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hat Adelheid diese Begegnung Heinrich vergessen; vom ersten Augenblick war er der Mann ihres Vertrauens. Dienstbeflissen

und ergeben erwies sich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieser Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menschen sich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als sie im Glanze jugendlicher Schönheit ihm entgegentrat, schlug ihr beim ersten Blicke sein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die ersten Fäden dieses für die Welt so folgenreichen Bundes geschürzt; Otto freite um Adelheid, die er vielleicht nie vorher gesehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, sondern um ihrer und seiner Stellung willen; aber die Liebe kettete bald ihn an das reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrscheinlich schon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen Königs würdig war, stattete Otto seine junge Gemahlin aus. Zu dem Witthum, welches ihr Lothar in Italien hinterlassen hatte, fügte Otto reiche Güter im Elsaß, Franken, Thüringen, Sachsen und im Slawenlande; Adelheid galt für die reichste Frau der Welt.

Pavia, das einst Adelheids tiefste Erniedrigung gesehen hatte, erblickte nun das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürstin, der kurz zuvor die Krone so schmählich entrissen war, trug jetzt eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und schritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den ersten Fürsten des Abendlandes kannte. Kaum war ein Jahr seit dem Tode ihres ersten Gemahls verflossen: was hatte sie nicht seitdem erlebt! Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenstande buntwechselnder Mähren machten! Jahrhunderte lang ist man in Italien nicht müde geworden von dem seltenen Glückswechsel, den die schöne Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen: Adelheid wurde gleichsam die Helena der italienischen Sagen. Was wir von ihr berichtet haben, fließt nicht aus so trüben Quellen; wir folgten den Erzählungen des Abts Odilo von Cluny, des vertrautesten Freundes der Königin in ihren letzten Lebensjahren, und dem Bericht der Roswitha, der Nonne von Gandersheim, die noch bei Adelheids Lebzeiten aufschrieb, was sie von wohlunterrichteten Personen vernommen hatte.

Das Glück hatte Otto bisher auf unglaubliche Weise begünstigt; noch immer traten aufs Neue angesehene Männer zu ihm über, und

durch reiche Gunst suchte er die Großen des neugewonnenen Reichs an sich zu fesseln. Aber plötzlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn Nichts bisher hatte erwarten lassen.

Bald nach seinem Einzug in Pavia hatte der König den Erzbischof Friedrich von Mainz, den ersten Kirchenfürsten seines Reichs, und mit ihm den Bischof Hartbert von Chur nach Rom geschickt, um mit dem Papst über die Herstellung des Kaiserthums zu unterhandeln und seine Aufnahme in Rom zu verlangen. So geneigt nun der Papst auch den Wünschen Ottos sein mochte, war er doch zu sehr in der Gewalt Alberichs, als daß er frei seiner Ueberzeugung hätte folgen können. Der unbeugsame Tyrann der ewigen Stadt weigerte sich ebenso entschieden den Sachsen die Thore zu öffnen, wie einst dem Burgunder, und mit unerwünschter Antwort kehrten die Gesandten Ottos zurück. Welche Rolle Friedrich in Rom gespielt hat, wissen wir nicht, aber es ist wohl zu glauben, daß vor allem ihm Otto den unglücklichen Ausgang der Sache zur Last gelegt haben wird; mindestens erwachte die alte Abneigung zwischen dem König und dem angesehensten Bischof seines Reichs sofort aufs Neue und drohte abermals in offenen Hader auszubrechen.

Wollte Otto jetzt die Absichten, die ihn über die Alpen geführt hatten, vollständig erreichen, so blieb ihm Nichts übrig, als sich mit Waffengewalt Roms zu bemeistern, die Kaiserkrone gleichsam zu erobern. Doch schon das mußte ihn von solchem Unternehmen abhalten, daß Berengar noch nicht in seiner Gewalt war; weit mehr aber, daß er bereits in seiner nächsten Nähe wahrnehmen konnte, wie die Gaben des Glücks, die ihm zufielen, nicht überall mit freundlichen Augen angesehen wurden. Manche meinten, das neue Königreich sei ein trauriges Geschenk, das schweres Unheil über das deutsche Volk zu bringen drohe; so meinte vor Allen Liudolf, Ottos Sohn und erwählter Nachfolger.

Mit welchem Unmuth hatte es Liudolf nicht schon erfüllt, daß er seinen ersten Waffenzug so ruhmlos hinausgeführt hatte. Sein Oheim Heinrich war es, auf den er zunächst seinen Groll übertrug, und doch sah er von Tag zu Tag gerade ihn in der Gunst des Vaters steigen. Heinrich führte dem Vater die neue Mutter zu, er gewann sich sofort ihr Vertrauen und durch ihre Gunst einen unberechenbaren Einfluß auf den König selbst, während Liudolf selbst es bald inne wurde, daß keine

Mutter mehr für ihn bei dem Vater sprach. Je mehr er sich dem Vater entfremdet fühlte, desto widerwärtiger erschien ihm die Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die Heinrich gegen Otto jetzt geflissentlich an den Tag legte. „Nicht wie ein Bruder trat er auf, sondern wie ein Sclave suchte er Ottos Befehle zu erfüllen," sagt Roswitha; sie will freilich Heinrich damit rühmen, wie anders aber mußte Liudolf dieses Benehmen erscheinen! Mit welchen Gefühlen mußte der Sohn da der Hochzeit des Vaters beiwohnen, mit welcher Besorgniß das junge Weib, in der er nur eine Verbündete Heinrichs sah, in den Armen des Vaters erblicken! Tausend schlimme Gedanken bestürmten sein Herz, es wurde ihm heiß und bang in der Nähe der Stiefmutter und Heinrichs; ohne Wissen des Vaters verließ er nach der Hochzeit das Hoflager und eilte nach Sachsen, seinem Heimathslande, zurück. Erzbischof Friedrich, der alte Ränkeschmied, verließ mit ihm Pavia und begleitete ihn nach Sachsen.

Liudolfs Entfernung und seine Annäherung an Erzbischof Friedrich hatten den König mit Unmuth und großer Besorgniß erfüllt. Bald kam schlimme Kunde. In Saalfeld feierten Liudolf und Friedrich vereinigt das Weihnachtsfest; hier sammelte sich um sie ein zahlreicher Anhang. An diesem Orte traurigen Andenkens, von wo einst im Jahre 939 Heinrichs Verschwörung ihren Ausgang genommen hatte, wurden abermals böse Worte gesprochen; der verhaltene Ingrimm machte sich Luft, man erhitzte sich gegenseitig mit Klagen und Beschwerden über den Gang der Dinge, man verwünschte den Zug nach Italien nebst Ottos neuer Ehe und maß dem Rathe und Ehrgeize Herzog Heinrichs die Schuld alles Unheils bei. Das Gerücht von dem, was in Saalfeld verhandelt war, durchlief das Reich; man sprach bereits von einer Verschwörung und verbrecherischen Plänen gegen die Majestät des Königs. Die Kunde von diesen Dingen drang alsbald auch über die Alpen, und sie vor Allem mußte Otto bewegen den Zug nach Rom aufzugeben, den Kampf gegen Berengar abzubrechen und nach Sachsen zu eilen. Er hatte hinlänglich erfahren, wie leicht sich aus geringfügigen Ursachen unter diesem unfügsamen Geschlecht ein innerer Krieg von unermeßlichen Folgen entzündete, um nicht darauf bedacht zu sein, jeden Versuch zu neuer Auflehnung durch sein persönliches Auftreten im Keim zu ersticken; überdies hatte er alle Ursache dem alten Erzbischof zu mißtrauen und war des leicht erregbaren Gemüthes seines Sohnes nicht sicher.

Otto hatte das Weihnachtsfest zu Pavia gefeiert, hier verweilte er noch im Anfange des Februars 952; dann ließ er zur Vertheidigung des Landes mit ausreichenden Streitkräften seinen Schwiegersohn Herzog Konrad zurück und trat selbst den Rückweg an. Am 16. Februar befand er sich mit Adelheid zu Como, am 1. März zu Zürich. Die Reise ging hierauf den Rhein hinab durch den Elsaß; zur Osterzeit war der König bereits in Sachsen. Er führte seine Gemahlin nach Magdeburg, wo Editha ruhte und wo er am liebsten weilte; bis in den Juni hielt sich hier und in den benachbarten Gegenden das königliche Paar auf. Froh war Sachsen den König wiederzusehen, freudig begrüßte man die neue Königin; wie die Sonne die Nebel zertheilt, so verscheuchte die persönliche Erscheinung des hohen Paars alle Befürchtungen, die sich an ihre Ehe geknüpft hatten.

Kaum aber hatte Otto die Lombardei verlassen, so erhob sich Berengar wieder. Nicht alle geistlichen und weltlichen Großen hatten ihn schon verlassen; wir wissen, daß der gelehrte Bischof Atto von Vercelli sich bemühte, selbst die seiner Amtsbrüder, die zu Otto übergegangen waren, Berengar wiederzugewinnen; auch waren manche Burgen, vorzüglich jenseit des Po, noch immer in seinen Händen. War Herzog Konrads Lage nun wirklich so gefährlich, daß er einen Kampf vermeiden mußte, oder war dieser Krieg auch ihm zuwider, der Niemand anders als Heinrich Vortheile zu versprechen schien: gewiß ist, er ließ sich ohne Ottos Wissen mit Berengar in Verhandlungen ein, in denen er diesem sein Reich verbürgte, wofern er sich freiwillig nach Sachsen zu begeben und Otto zu unterwerfen bereit zeige. Berengar legte sofort die Waffen nieder und machte sich mit Konrad nach Sachsen auf den Weg; sie folgten Otto und Adelheid fast auf den Fersen.

Als Berengar sich Magdeburg näherte, kam ihm schon weit vor der Stadt ein stattlicher Zug von Herzogen, Grafen und Hofbeamten entgegen. Mit königlichen Ehren wurde er empfangen, aber bald zeigte sich doch, wie wenig er auf eine freundliche Begegnung rechnen konnte. Nicht in der Hofburg, sondern in einer Herberge mußte er Wohnung nehmen und drei Tage lang vergebens warten, um bei Otto Zutritt zu erhalten. Otto, der bereits den königlichen Titel von Italien angenommen hatte, Heinrich, der eine Erweiterung seines Herzogthums beanspruchte, Adelheid, so viel und so bitter von Berengar gekränkt: sie Alle mißbilligten Konrads Verfahren. Dieser, gereizt durch die unge-

bührliche Behandlung seines Schützlings, empört über die Beanstandung der von ihm gegebenen Versprechungen, hielt heftigen und zornmüthigen Sinns, wie er war, kaum seinen Ingrimm gegen den König, Adelheid und besonders gegen Heinrich zurück; er und Liudolf begegneten sich in ihrem Unmuth, und selbst mit Erzbischof Friedrich, der bis dahin sein Widersacher gewesen war, söhnte sich Konrad aus.

Berengars Sache spaltete das Haus des Königs, entzweite die ersten Fürsten des Reichs. Konrad und Liudolf sah man Heinrich geflissentlich aus dem Wege gehen; Heinrich, wenn er ja mit Liudolf zusammentraf, scheute sich nicht mit höhnischen Worten den reizbaren Jüngling zu kränken. Otto mußte um jeden Preis einen offenen Bruch für sein Haus und sein Reich zu vermeiden suchen; er ließ deshalb endlich Berengar vor und nahm ihn, als er sich unterwarf, zu Gnaden an. Aber, was Berengar erwartet hatte, die volle und ganze Rückgabe seines Reichs, erhielt er mit Nichten; kaum erlangte er, daß er frei nach Italien zurückkehren konnte. Nur vorläufige Bestimmungen wurden über Berengar in Magdeburg getroffen, die endliche Erledigung der Sache aber auf einen Reichstag verschoben, der im Sommer zu Augsburg gehalten werden sollte; da wurde Berengar befohlen mit Adalbert und den Großen seines Reichs vor Otto zu erscheinen. Was geschah, war ohne Frage darauf berechnet Konrad zu versöhnen, dennoch machte sich der Einfluß Heinrichs deutlich genug darin geltend; daß man Berengar nicht frei und vollständig gewährte, was er forderte und auf Konrads Wort fordern konnte, legte dieser Heinrich zur Last und hörte nicht auf ihm zu grollen.

Im Anfang August wurde der Reichstag auf dem Lechfelde bei Augsburg gehalten. Mit dem Reichstage war eine große Synode verbunden, zu der 4 Erzbischöfe und 21 Bischöfe aus Deutschland und Italien erschienen und wo für die kirchlichen Ordnungen beider Reiche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen wurden. Die Akten über diese Beschlüsse vom 7. August sind erhalten und zeigen uns den König in seiner ganzen Macht der Geistlichkeit gegenüber. Auf seinen Befehl beriethen die Bischöfe; als ihre Berathungen beendigt waren, luden sie ihn ein in ihre Mitte zu treten; Otto erschien, nahm den Vortrag des Erzbischofs Friedrich über die Berathungen entgegen, gab denselben seine Zustimmung,

und erst, als die Beschlüsse so von ihm genehmigt waren, wurden sie niedergeschrieben und erhielten verbindende Kraft.

Bei weitem wichtiger als die Verhandlungen der Synode waren unfraglich die des Reichstags, über die wir keine Aufzeichnungen besitzen. Aber in den wichtigsten Punkten läßt sich das Ergebniß derselben erkennen. Das italische Königreich wurde an Berengar und Adalbert zurückgegeben, doch mußten Beide feierlich in die Hände Ottos den Vasalleneid leisten, der sie dann mit einem goldenen Scepter belehnte. Verwundert sahen Gesandte des griechischen Kaisers, die zu Augsburg erschienen waren, wie Berengar aus einem freien Fürsten ein Lehnsmann des deutschen Königs wurde. Vielleicht wurde Berengar auch zu einem Tribut, wie ihn andere vom Reiche abhängige Fürsten zahlten, verpflichtet; denn es ist überliefert, daß von dem Königreich Italien später dem deutschen Könige ein jährlicher Tribut von 200 Pfund Goldes gezahlt wurde. Nicht ohne bedeutende Einbuße erhielt überdies Berengar sein Königreich zurück. Das alte Herzogthum von Friaul, das schon in die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja und Verona zerfallen war, wurde von Italien losgerissen, dem deutschen Reiche vereinigt und diese Länder insgesammt dem Baiernherzoge Heinrich untergeben.

Durch die Augsburger Beschlüsse gewann Niemand mehr als Heinrich, der nicht nur in dem bereits gewonnenen Besitz gesichert wurde, sondern auch sehr erhebliche neue Erwerbungen machte. Um so größer war sein Vortheil, als jetzt nicht nur seine weite Herrschaft überall gegen die Ungarn geschützt schien, sondern ihm auch die Thore nach dem Süden zu jeder Zeit erschlossen blieben. Er allein konnte den Ausgang des Kriegs mit Jubel begrüßen; seine dem Ehrgeize so offene Seele hatte in demselben ihre volle Genüge gefunden. Weiter als jemals erstreckte sich jetzt das Amtsgebiet des baierischen Herzogs, und mehr noch als an Land hatte er an Einfluß auf die Geschicke des Reichs gewonnen.

Aber die Hoffnungen, mit denen Otto den Zug unternommen hatte und die im Anfange der Erfüllung so nahe schienen, waren doch im Ganzen fehlgeschlagen. Zwar standen die Pässe nach Italien ihm offen und Berengar hatte seine Oberhoheit anerkannt, aber er hatte das Regiment des neuen Reichs, das er bereits angetreten hatte, wieder aufgeben und den Titel eines Königs der Langobarden wieder ablegen

müssen, seine Absichten auf Rom waren gescheitert, und fraglich war, ob er sie jemals würde weiter verfolgen können. Und so wenig die Erfolge seinen Wünschen genügten, hatte doch dieses Unternehmen die, welche seinem Herzen am nächsten standen und auf deren Mitwirkung sich bis dahin seine Regierung hauptsächlich gestützt hatte, mit Unmuth erfüllt und seinem Herzen entfrembet. So mächtig das Königthum sich auch erhoben hatte, seine Macht beruhte zum großen Theil auf der Eintracht des königlichen Hauses, und jeder Zwiespalt in demselben mußte sich deshalb durch das ganze Reich fühlbar machen.

Wenn Berengar seine Herrschaft zurückerhalten hatte, so dankte er es zumeist der Rücksicht, die Otto auf Konrad nahm, den Mann, der so lange im Frieden und im Kriege Alles bei ihm gegolten hatte. Konrad mochte, da er sein Versprechen mindestens halb erfüllt sah, für den Augenblick schweigen, aber versöhnt war er nicht. Noch weniger hatte Liudolf Ruhe gefunden, der, selbst in allen Hoffnungen, mit denen er Italiens Boden betreten hatte, bitter getäuscht, seinen Widersacher frohlocken hörte und von Tag zu Tag an Einfluß gewinnen sah.

Und wenn noch andere, größere Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten! Bald gebar Adelheid einen Sohn, und schon der Name Heinrich, den er in der Taufe erhielt, mußte Liudolfs Gemüth verwunden. Wie aber, wenn wahr werden sollte, was man sich schon erzählte, daß diesem Kinde Otto die Krone zuwenden wolle, die Liudolf zugesagt war? Alles besorgten Konrad und Liudolf, als sie, die Ersten einst an dem Herzen des Königs und in seinem Reiche, sich mehr und mehr zurückgedrängt fühlten, und nicht fehlte es in dem unruhigen Geschlecht jener Zeiten an Männern, die ihren Unmuth geflissentlich nährten. Mit Widerwillen ertrugen Viele längst die immer wachsende Macht dieses Königs und sein ehernes Scepter; vornehmlich regte sich ein unbändiger Sinn in den Jüngeren, denen die unbeschränkte Freiheit der Vorderen als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte und die noch nicht jene Leiden der inneren Kriege kennen gelernt hatten, welche die erfahrenen Männer bedachten. Kaum schien jenem jungen Volk tadelnswerth und unbedacht ein Unternehmen sein zu können, das selbst der alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete; sein geheiligtes Ansehen konnte in den Augen der Masse ihr Beginnen sogar als ein löbliches darstellen. So spannen sich nach und nach die Fäden einer neuen Verschwörung an, die, obschon sie zunächst nur Heinrichs Einfluß brechen sollte, sich doch zugleich un-

mittelbar gegen die Person und die Macht des Königs richtete. Die Söhne des Königs wußten nicht nur um das frevelhafte Beginnen, sie standen vielmehr an der Spitze desselben; alle Fäden liefen in ihren Händen zusammen.

Traurige Saaten fürwahr waren aus dem Samen aufgegangen, den Otto jenseits der Alpen ausgestreut hatte. Aber wer läßt ein weites Ackerfeld brach liegen, wenn sich die erste Ernte übel lohnt!

3.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Als der verständige Brun sich einst über die Vertraulichkeit Herzog Heinrichs und Herzog Konrads kränkte, die ihr geheimes Flüstern bis in die Messe fortsetzten, brach er in die Worte aus: „Diese traurige Busenfreundschaft wird einst in die bitterste Feindschaft enden.“ Es war ein prophetisches Wort gewesen, das sich nur zu bald in der traurigsten Weise erfüllte. Denn nicht allein, daß zwei ausgezeichnete Männer, die vereint dem Reiche die größten Dienste geleistet hatten, zum Nachtheil desselben sich jetzt überall in den Weg traten; ihre Feindschaft trennte zugleich das königliche Haus in zwei feindliche Lager — und wie die Geschichte dieses Hauses die Geschichte des Reichs selbst war, drohte dieser Zwist zugleich die gewonnene Verbindung der deutschen Stämme von Neuem zu lockern. Einer der gefahrvollsten inneren Kriege brach aus, der es klar an den Tag legte, daß die Einheit Deutschlands noch anderer Bande bedürfe, als sie Verwandtschaft der Fürsten schlingt!

Im Stillen waren im Winter des Jahres 952 die Fäden der Verschwörung enger und enger geschürzt, ohne daß der König, wie es scheint, von den Umtrieben nähere Kunde erhielt. Ruhig ging das Jahr zu Ende, und schon mochte Otto hoffen, das drohende Unwetter werde nicht mehr zum Ausbruche kommen. Er hatte mit Adelheid das Weihnachtsfest zu Frankfurt gefeiert und zog im Anfange des Jahres 953 nach dem Elsaß, wo Adelheid ihre Mutter wiedersah. Auf dem Rückwege verweilten sie länger auf den fränkischen Pfalzen und gingen

dann nach Ingelheim, wo sie das heilige Osterfest mit Herzog Heinrich zu verleben gedachten. Hier kamen die ersten Vorboten, daß der Sturm losbreche; was lange im Finstern vorbereitet war, trat an den Tag. Otto vernahm, die Burgen Konrads und Liudolfs wären zum Kampfe gerüstet und Beide hätten eine Schaar verwegener Jünglinge aus Franken, Sachsen und Baiern um sich gesammelt. Schon bemerkte Otto um sich trotzige Mienen und sah, daß man ihn die schuldige Ehrerbietung verweigerte; er befürchtete, er könnte, wie er nur von einem geringen Gefolge begleitet war, in Ingelheim in die Hände der Empörer fallen, verließ die Burg und zog gegen Mainz. Aber wie mußte er staunen, als man ihn lange vor den Thoren der Stadt warten ließ, aus denen ihm die Bürger sonst jubelnd entgegengezogen waren. Endlich öffneten sich ihm die Thore; der König zog ein, aber gab sich damit, ohne es zu ahnen, selbst in die Hand seiner Feinde.

Erzbischof Friedrich, der nach seiner Sitte die Fastenzeit in den Klausnerhütten, die um die Stadt lagen, zubrachte und sich stellte, als ob er, von allen weltlichen Dingen abgewendet, nur in religiösen Werken und Betrachtungen lebte, war bei der Nachricht, daß Otto nach Mainz sich begebe, dorthin zurückgekehrt und nahm jetzt mit erheuchelter Unterwürfigkeit den König und seine Gemahlin auf. Aber auf seine Veranstaltung erschienen nun sofort auch Liudolf und Konrad in der Stadt; unter dem Vorwande, sich wegen der gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, wagten sie vor ihren König und Vater hinzutreten und offen zu bekennen, was sie im Schilde führten. Nichts, betheuerten sie, hätten sie gegen ihn unternommen, aber Herzog Heinrich Feindschaft und Fehde geschworen; käme ihr Oheim nach Ingelheim, so würden sie sich seiner Person bemächtigen. Und Erzbischof Friedrich scheinbar die Rolle des Vermittlers kraft seines heiligen Amtes spielend, sprach für die aufrührerischen Söhne und suchte das Gemüth des Königs wanken zu machen.

Wohl nie hat Otto einen bittereren Schmerz empfunden als damals. Er sah sich verrathen von denen, die ihm am nächsten standen, von seinen eignen Söhnen; schutzlos befand er sich in der Macht der Verschworenen. Aber wie zornig auch sein Gemüth aufwallen mochte, er war gezwungen gute Miene zum bösen Spiel zu machen und den Empörern ihre Forderungen zu bewilligen. Durch einen förmlichen

Vertrag, dessen Inhalt wir leider nicht kennen, band er sich ihnen gegenüber die Hände und gab sich in ihre Gewalt. Otto vergaß hier seines königlichen Namens; niemals hatte man das vordem von ihm sagen können.

Die Verschworenen glaubten ihren Zweck erreicht zu haben und ließen den König ziehen. Er fuhr zu Schiff den Rhein hinab bis Köln, dann eilte er nach Sachsen, wo er zu Dortmund bei seiner Mutter das Osterfest feierte. Nichts stärkte und erfrischte ihn mehr nach diesen bitteren Erfahrungen, als die Freude, mit der sie ihn empfing, als die Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm in diesen Tagen des Unglücks bewies. Die Anhänglichkeit der Sachsen gab ihm neues Selbstgefühl; hier von einem treuen Volke umgeben, erhob er sich wieder zu dem Vollgefühl seiner Majestät. „Er fand den König in Sachsen wieder", sagt der ehrliche Widukind, „den er in Franken beinahe verloren hatte."

Unter seinem Sachsenvolke und seinen Freunden fühlte sich Otto wieder frei. Er erklärte sofort jenen Vertrag, den er in Mainz geschlossen hatte, für null und nichtig, alle seine Versprechungen für erzwungen. Zugleich verlangte er Konrad und Liudolf sollten die Urheber der ruchlosen Verschwörung ihm ausliefern; wo nicht, werde des Reiches Acht sie treffen. Noch einmal wollte Erzbischof Friedrich betrüglicher Weise die Rolle des Vermittlers spielen; er sprach für Friede und Eintracht und forderte den König auf, den Vertrag und sein Wort zu halten. Aber er erlangte nicht mehr, als daß der König ihn ganz durchschaute und Alle am Hofe ihm ihre Verachtung bezeigten. Otto blieb fest; er berief einen allgemeinen Reichstag nach Fritzlar, um über die Verräther Gericht zu halten.

Der König selbst eilte gleich nach dem Fest abermals nach Köln. Hier gewann er den Bischof Adalbero von Metz, auf den Konrad hauptsächlich gezählt hatte und der durch sein Geschlecht viel in Lothringen vermochte, für sich; überdieß knüpfte er Verbindungen mit dem Hause Herzog Giselberts an, dessen Neffe Reginar, Graf im Hennegau, und dessen Vettern, Erzbischof Robbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, sich insgesammt gegen Konrad erklärten. Fast ganz Lothringen trat auf des Königs Seite und ergriff die Waffen gegen Konrad, der wie ein Zwingherr in das Land gekommen war und mit Strenge in demselben geherrscht hatte. Jetzt war die Stunde den

lange verhaltenen Grimm gegen ihn auszulassen gekommen, und die persönliche Rache konnte selbst als Verdienst in den Augen des Königs erscheinen und ihres Lohnes gewiß sein.

Als sich der König Lothringens versichert hatte, kehrte er über den Rhein zurück. Der Tag zu Fritzlar nahte, und allgemein war man voll Spannung, was Liudolf und Konrad beginnen würden. Die Urheber der Verschwörung konnten sie nicht ausliefern, waren sie es doch selbst, und gefährlich war es dem Zorne des auf das Aeußerste gereizten Vaters sich anzuvertrauen. Sie beschlossen daher nicht in Fritzlar zu erscheinen, sondern ihre Sache in offener Fehde auszufechten, zu der sie jetzt um so mehr ein gutes Recht zu haben meinten, als der geschlossene Vertrag ihnen nicht gehalten war. Noch einmal versuchte der arglistige Erzbischof von Mainz die Rolle des Friedenstifters zu spielen. Er erschien auf dem Reichstage. Aber so viele und so schwere Beschuldigungen erhob hier Herzog Heinrich gegen ihn, daß er sich nicht mehr zu rechtfertigen vermochte. Allgemein beschuldigte man ihn des Verraths; es traf ihn der Unwille der ganzen Versammlung. Eiligst verließ er dieselbe und begab sich nach Mainz; auch hier hielt er sich bald nicht mehr für sicher, übergab die Stadt den Feinden des Königs und flüchtete sich nach Breisach, jener alten Rheinfeste, die der Schlupfwinkel der Hochverräther zu allen Zeiten war und von Herzog Eberhards Empörung her noch in traurigem Andenken stand.

Schon zu Fritzlar scheint über Konrad und Liudolf die Acht des Reichs ausgesprochen, schon hier scheinen sie ihrer Herzogthümer entsetzt zu sein. Von Konrad wissen wir bestimmt, daß ihm sein Amt bald nach dem Ausbruch der Verschwörung entzogen wurde; von Liudolf läßt sich dasselbe vermuthen. Außerdem wurde auf dem Reichstage Gericht über alle gehalten, die des Verraths verdächtig und in des Königs Händen waren; so über zwei vornehme Thüringer, die Grafen Wilhelm und Dadi, die sonst bei Otto in hohen Ehren gestanden und ihm in dem Kriege des Jahres 939 große Dienste geleistet hatten. Dadi war es gewesen, der durch seine Klugheit nach dem Tage von Birten dem Könige Thüringen und das östliche Sachsen unterworfen hatte. Sie, alte Waffenbrüder Herzog Konrads, waren angeschuldigt es mit ihm gehalten zu haben, und da sie sich nicht zu rechtfertigen wußten, wurden sie nach Baiern verbannt und der Obhut Herzog Heinrichs übergeben. Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter Allen, die Konrads

und Liudolfs Sache geneigt waren, da Herzog Heinrich nicht eben glimpflich mit seinen Feinden umzugehen pflegte.

Als sich der Reichstag getrennt hatte, rüstete Alles zum Kampf. Ganz Schwaben war in den Händen Liudolfs, und schon griff er auch nach Franken hinüber; er warf sich nach Mainz, einer volkreichen und stark befestigten Stadt. Konrad hatte sich nach Lothringen, in sein Herzogthum, begeben und mochte glauben, mit Leichtigkeit würde er hier das unruhige und streitsüchtige Volk gegen das Königthum in die Waffen bringen. Aber er hatte sich stark verrechnet. Die Lothringer ergriffen gegen ihn die Waffen und rückten unter der Anführung des Grafen Reginar in das Feld. An der Maas stellten sie sich Konrad zum Kampfe, und trotz ihrer überlegenen Zahl griff er unerschrocken sie an. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Mit Löwenmuth kämpfte Konrad; eine unglaubliche Menge der Lothringer erlag seinem Schwerte. An seiner Seite fiel sein Freund Konrad, Eberhards Sohn; immer höher steigerte sich seine Wuth; er rasete gegen die ihn umdrängenden Feinde, wie ein edles Wild, das sich von seinen Verfolgern umringt sieht. Tapfer standen ihm seine Ritter zur Seite, aber immer neue Schaaren führten die Lothringer vor. So wurde vom Mittag bis zum Abend gekämpft; erst die Nacht trennte die feindlichen Schaaren. Konrad mochte sich so gut wie Reginar des Sieges rühmen, aber seine Absichten in Lothringen waren vereitelt; er mußte das Land räumen, und wenn sich auch später vereinzelte Bewegungen dort zu seinen Gunsten erhoben, niemals hat er sich doch wieder recht festsetzen können.

In Lothringen zurückgewiesen, wandte sich Konrad nach Mainz und vereinigte sich hier mit Liudolf. Aber schon rückte auch Otto, der in Sachsen ein Heer gesammelt hatte, gegen die Stadt an. Sofort ergaben sich ihm alle Burgen der Empörer, die er auf seinem Wege fand; ohne erheblichem Widerstand zu begegnen, kam er in der Mitte des Juli mit dem sächsischen Heere vor Mainz an. Franken und Lothringer stießen hier zu ihm, auch führte Herzog Heinrich ein bairisches Heer ihm zu. Ein fürchterlicher, unnatürlicher Krieg entspann sich nun, und Jedem bangte vor dem Ausgang. Vor der Stadt lag der König; in derselben der erwählte Erbe der Krone, ein Jüngling, der von jeher große Liebe beim Volke besessen hatte, mit ihm des Königs Schwiegersohn. Was stand zu erwarten von diesem Kriege zwischen dem Vater und seinen Söhnen, dem schrecklichsten aller Bürgerkriege!

Mainz wurde wiederholentlich mit Mauerbrechern berannt, aber ohne Erfolg; man kämpfte oftmals vor den Thoren, und viel Blut wurde vergossen, doch Nichts gab dem Kampfe eine erhebliche Wendung. Zwei Monate dauerte so die Belagerung, ohne die Kräfte der Belagerten zu erschöpfen. Und schon wurden Viele im Heere des Königs unzufrieden, priesen die Tapferkeit der Empörer und wollten sie rechtfertigen; fast allgemein wurde der Haß gegen Heinrich, den man als die alleinige Ursache alles Haders ansah. Namentlich zeigten die Baiern im Heere sich schwieriger und schwieriger gegen ihren Herzog. Ihre lange darniedergehaltene Empfindlichkeit regte sich jetzt; sie hatten den sächsischen Heinrich so wenig gern gesehen, wie die Lothringer den Franken Konrad, denn auch er war ihnen ohne ihren Willen zum Herrn gesetzt und war ein strenger Gebieter. Noch lebten mehrere Söhne Herzog Arnulfs und sahen, obwohl Heinrichs Schwäger, doch in ihm den Räuber ihrer Würde und Ehre. Um Pfalzgraf Arnulf, den ältesten von ihnen, dem Heinrich in seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes und die Vertheidigung Regensburgs, seiner Hauptstadt, übertragen hatte, sammelten sich die zahlreichen Unzufriedenen in Baiern; mit ihm standen auch jene Schwierigen in Heinrichs Heer in Verbindung; mit ihm unterhandelte endlich im Geheimen Liudolf selbst und zog ihn ohne große Mühe in die Verschwörung.

So ungünstig wurde die Stimmung in Ottos Lager, daß er es für gerathen hielt an den Frieden zu denken. Er ließ seine Söhne einladen in sein Lager zu kommen; sie möchten sich vor ihm rechtfertigen, dann wolle er gütlich mit ihnen die Sache austragen. Als Geisel für ihre Sicherheit schickte er den sächsischen Grafen Ekbert, einen Neffen Hermann Billings und seinen eigenen Vetter, in die Stadt. Liudolf und Konrad, rings eingeschlossen und abgeschnitten von jeder Verbindung, ohne die Möglichkeit in solcher Lage dauernden Widerstand zu leisten, entschlossen sich in das Lager des Vaters zu gehen.

Die Zusammenkunft des Vaters mit seinen Söhnen malt Widukind mit lebendigen Farben. Als sie vor dem Vater erschienen, warfen sie sich zu seinen Füßen nieder und betheuerten, sie seien bereit jegliche Strafe für ihr Vergehen zu leiden, nur möchte ihren Freunden, die in dem gefährlichen Beginnen ihnen Hülfe geleistet, nichts Uebles widerfahren. Doch Otto, der nicht wußte, wie er die Söhne strafen sollte, verlangte deshalb nur um so dringender die Auslieferung ihrer Ge-

nossen. Standhaft wiesen sie die Forderung zurück, denn sie hatten sich durch einen Eid ihren Freunden verpflichtet, sie niemals dem Zorne des Königs preiszugeben. Groß war die Freude im Lager gewesen, als Konrad und Liudolf dort erschienen; Alle meinten, der Krieg habe ein Ende, da sich die Söhne nimmer aus der Stadt gewagt haben würden, wenn sie sich nicht unterwerfen wollten. Doch der Jubel schwieg, als man sah, wie hartnäckig sie sich jetzt dem Gebote des Königs Folge zu leisten weigerten.

Niemand gerieth über diese Weigerung mehr in Zorn als Herzog Heinrich, zumal seine Widersacher abermals feierlich versicherten, sie stritten nicht gegen ihren König und Vater, sondern nur gegen ihren Oheim, gegen den sie gerechte Ursache hätten. Deshalb wandte sich Heinrich gegen Liudolf und fuhr ihn heftig an. „Du brüstest dich," sagte er, „Nichts gegen meinen König und Herrn unternommen zu haben, und siehe, Alle hier wissen, daß du ein Thronräuber bist und sein Reich mit Waffengewalt überfallen hast. Wenn du mich anklagst und beschuldigst, warum führst du deine Schaaren nicht gegen mich? Greife mich nur an! Nicht so viel," er nahm dabei einen Halm von der Erde auf, „sollst du mir von meiner Macht entziehen. Aber was erhebst du dich gegen deinen Vater und bekümmerst ihn also? Du versündigst dich gegen Gott, da du dich gegen deinen Herrn und Vater auflehnst. Hast du Kopf und Herz auf der rechten Stelle, so laß deinen Zorn an mir aus. Ich wahrlich fürchte mich vor dir nicht!" Auf solche Reden antwortete der Jüngling Nichts, sondern wandte den Rücken, und Konrad folgte ihm.

Aber ehe Liudolf das Lager verließ, nahm ihn sein Oheim Brun noch einmal bei Seite, der vor kurzer Zeit den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte. Mit Recht hielt er es für seinen Beruf, Liudolf auf seine Kindespflichten aufmerksam zu machen, und sprach, wie sein Biograph Ruotger berichtet, so zu dem zornigen Jüngling: „Ach, du weißt nicht, wie sehr du dir und uns Allen nützest, wenn du nachgiebst und meinen Worten folgst. Du bist deines Vaters Sorge und unser Aller Freude; was haben wir aber zu hoffen und zu erwarten, wenn du dich von uns wendest? Siehst du nicht, wie das ehrfurchtgebietende Haupt deines Vaters um deinetwillen ergraut? Ihm solches Leid zu bereiten, frommt dir wahrlich nicht. Du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht;

Sünde ist es, was du gegen deinen Vater und sein Reich unternimmst. Nicht auf deine Freunde, sondern auf deine Feinde hörst du und gehst nur mit ihnen zu Rathe. Doch sie suchen nur das Ihre und denken nicht an das, was dir frommt; statt dich zu leiten, verleiten sie dich. Einst warst du der Stolz deines Vaters, die Hoffnung und die Lust dieses ganzen Landes, jetzt bist du der Kummer Aller. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer dir die Nachfolge in diesem Reiche gegeben hat! That er dies, um solchen Undank von dir zu ernten? Fürchte seine Seufzer, die täglich um deinetwillen zum Himmel aufsteigen, und schaue auf seine Thränen. Noch ist sein Herz dir offen, er klagt über den verlorenen Sohn, und Freude wird sein, wenn er zurückkehrt. Er wird dir verzeihen; wenn er nur dich wieder an sein Herz drückt, wird er bald auch deinen Genossen vergeben, wie heftig er auch jetzt noch ihnen zürnt. Irrthum und nicht Verbrechen wird er ihr Vergehen nennen, wenn er dich nur wieder sein nennt, den er mehr liebt als sich selbst." So sprach Brun, aber kaum mit dem äußeren Ohr lieh der Jüngling den Worten Gehör, in seinem Herzen tobten Wuth und Verzweiflung. Er kehrte mit Konrad nach Mainz zurück. Der Kampf begann aufs Neue und blutiger als zuvor, um sich bald weiter und weiter über das Reich zu verbreiten.

Zunächst ergriff die Empörung jetzt Baiern. Gleich nach der Unterredung mit Liudolf verließen die baierischen Grafen im Lager vor Mainz ihren Herzog und ihren König und gingen zum Feinde über. Zugleich steckte Pfalzgraf Arnulf in Regensburg offen die Fahne des Aufstands auf. Ganz Baiern war Heinrich und dem Könige alsbald verloren; die Empörung mußte wie am Rhein so auch an der Donau bekämpft werden.

Aber auch in Sachsen begannen die Sachen eine bedrohliche Wendung zu nehmen. Hier übte in Abwesenheit des Königs der Markherzog Hermann Billing die herzoglichen Rechte, ein tapferer und verständiger Kriegsmann, dessen schon vielfach gedacht ist. Er hatte, als die Belagerung von Mainz sich hinzog, dem Könige neue Truppen unter der Anführung seines Neffen Wichmann und des Grafen Dietrich gesandt. Als aber diese Schaar gegen Mainz kam, zogen Liudolf und Konrad ihr entgegen, überfielen sie unvermuthet an der fränkischen Grenze, drängten die Zurückweichenden in eine verfallene Burg und umlagerten sie hier. Wichmann und Dietrich sahen, daß eine Verthei-

digung unmöglich war, und schlossen einen Waffenstillstand auf drei Tage, während dessen es Jedem ihrer Krieger freistehen sollte nach Sachsen heimzukehren. Aber schon während der Verhandlungen über den Stillstand hatte sich Liudolf seine sächsischen Landsleute zu gewinnen bemüht, und nicht ohne Erfolg. Dietrichs Treue war zwar selbst durch große Versprechungen nicht zu erschüttern; um so leichter gelang es Liudolf, den jungen Wichmann auf seine Seite zu ziehen.

Wichmann war aus dem Geschlecht der Billinger, dem königlichen Hause verwandt, ein Sohn jenes Wichmann, der einst die Erhebung seines Bruders Hermann mit so vielem Neide gesehen und deshalb dem Könige bitter gegrollt hatte. Der Vater war todt, und seine beiden Söhne, Wichmann und jener Ekbert, welchen der König vor Kurzem nach Mainz als Geisel geschickt hatte, waren erzürnt auf ihren Oheim, der, wie sie meinten, sie um Ehre, Geld und Gut gebracht hätte. Auch waren sie dem Könige nicht hold, der sie nach ihrer Ueberzeugung zurücksetzte. Namentlich hatte es ihm Ekbert nicht vergessen, daß er einst von ihm streng gescholten war, weil er sich unbesonnener Weise in einen Kampf eingelassen habe, während er vielmehr Lob zu ernten gemeint hatte; denn er hatte sich tapfer geschlagen und selbst ein Auge im Kampfe eingebüßt. Diesen Ekbert „den Einäugigen“ hatte Liudolf schon in Mainz für sich gewonnen, gleich ihm trat nun auch Wichmann auf die Seite der Empörer. Die Brüder eilten darauf zusammen nach Sachsen und bereiteten einen schweren Stand ihrem Oheim. Unsäglich ist es, mit welcher Wachsamkeit Herzog Hermann stets ihrer Fährte folgte, wie er durch Umsicht und Sorgfalt alle ihre verbrecherischen Pläne vereitelte. Nur ihm dankte es Otto, wenn es in Sachsen nicht zu einem gefährlichen Aufstande kam. Als dann später Wichmann und Ekbert sich ergeben mußten und über sie als Verräther das Urtheil gesprochen werden sollte, da meinte Herzog Hermann, sie seien unbesonnene Knaben, die man mit Ruthen streichen müsse. Otto schonte ihrer, doch ließ er Wichmann unter strenger Bewachung in seiner Umgebung halten.

Indessen dauerte die Belagerung von Mainz fort, obwohl Liudolf und Konrad selbst die Stadt verließen, um dem Aufstande in der Ferne neue Nahrung zu geben. Liudolf begab sich nach Baiern, Konrad noch einmal nach Lothringen, wo er jetzt bessere Erfolge erwartete. Trotz der Abwesenheit der Führer in der Stadt sah sich Otto doch im Monat

September gezwungen die Belagerung aufzuheben; sein Heer murrte und verlangte, des langen Krieges müde, die Entlassung, die er, ohne die Gemüther völlig zu erbittern, nicht länger verweigern konnte. Er beschloß darauf, so spät im Jahre es schon war, doch noch selbst mit der geringen Mannschaft, die ihm blieb, gegen Liudolf nach Baiern zu ziehen, die Vertheidigung Lothringens aber seinem Bruder Brun zu übertragen.

Es ist Brun, der hier abermals die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Wir wissen, welche Bedeutung er an Ottos Hofe einnahm, wie alle Geschäfte, da er an der Spitze der kaiserlichen Kanzlei stand, durch seine Hand gingen. So ungern er die übermäßige Vertraulichkeit zwischen Heinrich und Konrad einst gesehen hatte, so entspricht es doch ganz der friedfertigen und ausgleichenden Weise seines Charakters, daß er den Zwiespalt, als er zwischen ihnen ausbrach, auf alle Weise beizulegen bemüht war. Als er aber sodann Partei ergreifen mußte in dem unglücklichen Kampf, der sein Haus entzweite, sprach er sich entschieden und offen für die Sache seiner Brüder aus und trat den empörten Neffen ohne Rückhalt entgegen. Otto, dem von Beginn des Kampfes an Nichts mehr am Herzen lag als Konrads Macht in Lothringen zu brechen, konnte hierzu kein geschickteres Werkzeug finden, als diesen seinen Bruder, der in Lothringen aufgewachsen war und durch seinen Lehrer Balderich dem mächtigen Geschlechte der Grafen des Hennegaus, das früher im Besitze des Herzogthums gewesen war, nahe stand. Wenn der König sich mit dem Grafen Reginar und dessen Stammesvettern Rodbert von Trier und Balderich von Utrecht so leicht wieder ausgesöhnt hatte, so dankte er gewiß dies Bruns Vermittlung. Wir haben gesehen, wie folgenreich für den Kampf diese Verbindungen waren; sie zu unterhalten und Lothringen durch seinen Bruder sich noch mehr zu sichern, dazu hatte sich aber dem König, als er vor Mainz lag, eine günstige Gelegenheit geboten. Am 9. Juli 953 war der alte Erzbischof Wikfried von Köln gestorben, und die Wähler wandten ihre Blicke sofort auf Brun, den Bruder des Königs. Der Bischof Gottfried von Speier, der vielleicht im Auftrage des Königs bei den Wahlverhandlungen gegenwärtig war, soll für die Wahl Bruns besonderen Eifer gezeigt haben. Die Wahl erfolgte mit großer Einhelligkeit, und eiligst ging eine Gesandtschaft nach Mainz an den König ab. Man war den Wünschen Ottos nur zuvorgekommen, die Wahl fand die bereitwilligste Bestätigung, und Brun eilte nach Köln, um von seinem Bischofsstuhle Be-

sitz zu ergreifen. Aber bald wurde er wieder in das Lager des Bruders vor Mainz zurückgerufen. Vergebens bemühte er sich noch einmal hier Liudolf von seinem gottlosen Unternehmen zurückzuhalten; die Starrheit des Jünglings befestigte ihn immer mehr in der Sache, die er einmal ergriffen hatte. Indem sich Otto nach Baiern wenden wollte, fand er Niemanden, dem er das Herzogthum in Lothringen so sicher anvertrauen konnte, wie seinen Bruder.

Es war allerdings etwas Unerhörtes, daß die herzogliche Gewalt in die Hand eines geistlichen Fürsten gelegt werden sollte, und Brun selbst war nicht ohne große Bedenken, ob die Herzogsfahne und der Krummstab sich für eine Hand schickten. Aber Otto suchte ihn über diese Bedenken und über das Urtheil der Menschen zu beruhigen. Es sei eine Zeit, meinte er, wo der Klerus sich offen für das Reich erklären müsse und selbst den Kampf für dasselbe nicht scheuen dürfe; nur die Verräther würden die Verbindung der weltlichen Gewalt mit dem Kirchenamt anfechten. „Siehst du nicht," — so führt Bruns Biograph den König redend ein — „wie gerade Erzbischof Friedrich, der sich stellt, als meide er die Theilnahme an diesem Bürgerkrieg und fliehe die Welt, so Viele verführt und zum Kampfe treibt. Käme es ihm wirklich darauf an, wie er vorgiebt, in andächtiger Stille zu leben, er würde wahrlich seine Stadt und seine Burgen lieber mir und dem Reiche, als meinen Feinden übergeben haben, die mein Volk zu Grunde richten, das Vaterland verrathen, das Reich verheeren, pflichtvergessen von den Fahnen laufen und am liebsten mich selbst mit verruchter Hand erwürgten, die mir den Sohn entzogen, meinem Bruder sein Herzogthum, sein Weib und seine Kinder genommen haben und auch ihm nach dem Leben trachten. Verlaß mich nicht, du bist allein mein Trost und meine Stütze, denn von Kindesbeinen an hast du in guten Dingen deine Tage verlebt, und Tugend und Weisheit sind dir zur anderen Natur geworden; mit dir wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht fehlen. Fürchte dich nicht, wir sind nicht hülflos, nur müssen wir uns selbst nicht verlassen." Brun vermochte nicht den Bitten seines königlichen Bruders zu widerstehen; unter Thränen stürzte er ihm in die Arme und gelobte zu thun, wie er beföhle.

Als Otto sich darauf nach Baiern wandte, ging Brun, der Herzog-Erzbischof, nach Aachen. Hier hielt er am 21. September einen großen Landtag, befestigte die lothringischen Großen in der Treue und

gelobte ihnen zu jeder Zeit hülfreich zur Hand zu sein, selbst mit Gefahr seines Lebens. Den Grafen Gottfried, den er selbst herangebildet hatte, ordnete er sich zur Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Herzogthums bei, wie dieser denn auch fortan den herzoglichen Namen führte, ohne jedoch die volle dem entsprechende Macht zu bekleiden. Seine kräftigste Stütze im unteren Lothringen fand Brun neben Gottfried in dem Grafengeschlecht des Hennegaus, den alten Feinden Konrads, im oberen Lothringen in dem Bischof Adalbero von Metz und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich, welche einem den Karolingern verwandten und um Nancy, Metz und Bar angesessenen, aber damals verarmten Geschlechte angehörten. Diesen Brüdern galt jetzt Konrads erster Angriff. Er nahm Metz und plünderte die Stadt, mußte sie aber nach kurzer Zeit wieder verlassen. Den Winter über hielt er sich in Lothringen, doch dahin brachte er es nicht, sich wirklich des Landes wieder zu bemächtigen. Brun hielt die Königlichen aufrecht und bewahrte namentlich das untere Lothringen in der Treue gegen den König.

Glücklicher als Konrad war indessen Liudolf in Baiern gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte ihm die Thore von Regensburg geöffnet, alle anderen festen Plätze des Landes waren ihm übergeben. Heinrichs Gemahlin und seine Kinder vertrieb er aus dem Lande, bemächtigte sich des reichen herzoglichen Schatzes und überließ ihn zur Plünderung seinen Mannen. Alles im Lande ergriff nun offen Partei gegen den König oder zeigte sich doch, wie die Bischöfe, von schwankender Treue. Als Otto dem Sohne folgte und mit geringer Kriegsmacht nach der Donau zog, belagerte er zwar Regensburg, aber ohne Erfolg. Die Jahreszeit war ungünstig und der Krieg nicht fortzuführen. Nachdem der König fast drei Monate in Baiern in den Waffen gestanden hatte, trat er gegen Weihnachten den Rückweg an. Das Fest feierte er schon in Sachsen.

Ein trauriges Jahr ging zu Ende. Aus einem Zwist, der innerhalb der königlichen Familie ausgebrochen war, entspann sich ein höchst gefahrvoller innerer Krieg. Wie die Glieder des Ottonischen Hauses alle deutschen Länder beherrschten und die Einheit des Reichs sich in ihnen dargestellt hatte, kam ihr Zwiespalt jetzt einer Auflösung des Reichs fast gleich. Sofort erhoben sich wieder jene lokalen Gewalten, welche im Jahre 939 für immer niedergeworfen zu sein schienen. Der König selbst mußte sich ihrer für den Augenblick bedienen, wo ihr Interesse sie gegen seine Söhne in die Waffen rief; so in Lothringen, wo

das Geschlecht des Herzogs Giselbert noch einmal entscheidend hervortritt. Bedenklicher noch gestalteten sich die Dinge, wo die frühere herzogliche Familie im Kampfe gegen den König glaubte ihr altes Ansehen erneuern zu können, wie in Baiern die Arnulfinger. Auch in Schwaben und Franken tauchten abermals die alten herzoglichen Geschlechter auf: jener Konrad, Eberhards Sohn, der im Kampf an der Maas fiel, war ein Blutsverwandter Herzog Eberhards, wie Manche meinen, sein leiblicher Sohn, und höchst wahrscheinlich ist auch jener Burchard, der bald nachher Liudolf in Schwaben folgte, dem alten Herzogshause entstammt. Wie, wenn noch einmal die Provinzen sich über das Reich erhoben, die lokalen Gewalten das Königthum besiegten, die Entwicklung der Dinge eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlug?

Man kann es sich nicht verhehlen, Ottos Lage war auf das Aeußerste gefährdet. Was er unternommen hatte, war mißlungen: erst die Belagerung von Mainz, dann von Regensburg. Immer weiter hatte die Empörung um sich gegriffen: das ganze südliche Deutschland, Schwaben und Baiern, war dem Könige so gut wie verloren, Franken war fast ganz in den Händen der Aufständigen, in Lothringen wurde gekämpft, und in Sachsen selbst hatten sich manche jener starren Häupter, die sich immer unwillig einem Manne ihres Gleichen beugten, wieder erhoben. Der ganze Heldenmuth Ottos gehörte dazu, um in solcher Noth nicht zu verzweifeln. „Unerschütterlich blieb der König," sagt Widukind, „mitten in den Gefahren und vergaß nie, daß er ein Herr und König von Gottes Gnaden sei."

Wie der schwere Druck äußerer Feinde auf die deutschen Länder einst vor Allem die Einheit des Reichs befestigt und die Macht der Krone gehoben hatte, so war es merkwürdiger Weise vornehmlich auch jetzt ein Angriff von außen, der die Königsherrschaft vom Untergang rettete.

Bald nach Beginn des Jahres 954 fielen unerwartet von Neuem die Ungarn in Baiern ein und verheerten das schon so arg heimgesuchte Land weit und breit. Liudolf meinte und sprach es unverhohlen aus, Herzog Heinrich habe die Feinde gegen ihn in das Land gerufen; Otto

und Heinrich legten dagegen dasselbe Liudolf und seinen Genossen zur Last. So schob ein Theil die Schuld auf den anderen, als ob die Feinde des Reichs nicht immer spähend an den Grenzen gelauert und jede Stunde der inneren Zwietracht genutzt hätten. In den letzten Jahren wiederholentlich von den Baiern geschlagen, ja in ihrem eigenen Lande bedroht, schien jetzt die Zeit der Rache für sie gekommen, wo Heinrichs gefürchtete Tapferkeit Baiern nicht mehr schützte, der Bürgerkrieg im Lande wüthete: unverzüglich durchbrachen sie deshalb die Marken und überflutheten das Herzogthum nach allen Seiten. Hatten Liudolf und seine Freunde sie auch nicht gerufen, so thaten sie doch andererseits Nichts zum Schutz des Landes gegen seine schlimmsten Feinde, als daß sie diesen Geld gaben und mit ihnen Verträge schlossen, um die Drangsale von sich auf die nächsten Nachbaren zu wenden. Dies that selbst der Erzbischof Herold von Salzburg, der alte Feind Herzog Heinrichs, der jetzt zu Liudolf übergegangen war und seinen Kirchenschatz an die Ungarn verschleuderte.

Wie anders Otto. Sobald er von dem Einbruch der Ungarn hörte, erhob er sich aus der Tiefe des Unglücks zu dem vollen Selbstgefühl seiner Majestät. Aus Sachsen sammelte er sofort ein starkes Heer und rückte schon im Anfange des Februar den Ungarn nach Baiern entgegen. Sie wichen vor ihm und vor Herzog Heinrich; denn sie kannten Beide als König Heinrichs rechte Söhne. Als die Ungarn dann Baiern räumen wollten, gab ihnen Liudolf Geld und Wegweiser, die sie auf sicheren Wegen nach Franken brachten. Im März ergossen sich ihre Schwärme durch Franken und über den Rhein. Am Palmsonntag (19. März), wurden sie zu Worms, das in Konrads Händen war, festlich bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beschenkt; hierauf führte sie Konrad selbst durch das Lothringerland gegen seine Feinde, Erzbischof Bruno und Graf Reginar. Kann man sich verwundern, wenn Liudolf und Konrad allgemein für Bundesgenossen der alten Landesfeinde gehalten wurden?

Die ganze Wucht des königlichen Heeres fiel statt auf die Ungarn jetzt auf das Baierland. Durch den Bürgerkrieg des vorigen Jahres und die Verheerungen der äußeren Feinde völlig erschöpft, baten die Baiern um Waffenstillstand. Die Gemüther neigten sich hier endlich dem Frieden zu, wie sehr auch Liudolf ihm widerstreben mochte. Es wurde bestimmt, bis zum 16. Juni Waffenruhe bestehen zu lassen und dann

zu Langen-Zenn (bei Nürnberg) eine Zusammenkunft zu halten, um dem Kriege, wo möglich für immer, ein Ziel zu setzen.

Indessen hatte sich auch in Schwaben eine königliche Partei erhoben. Bischof Ulrich von Augsburg war hier mit seinem Bruder Dietbold und dem Grafen Adalbert von Marchthal zwar dem Könige zu allen Zeiten treu geblieben, aber im Anfange des Jahres fühlten sie sich noch so schwach, daß Ulrich Augsburg verließ und sich in einer nahe gelegenen Burg verschanzte. Pfalzgraf Arnulf von Baiern zog mit Heeresmacht gegen ihn aus, nahm Augsburg und belagerte die Burg des Bischofs. Da aber wurde der Pfalzgraf am 6. Februar von Dietbold und Adalbert im Rücken angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Bischof Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, und immer zahlreicher wurden seitdem in Schwaben die Anhänger des Königs. Die Sache Liudolfs stand im südlichen Deutschland bedenklich; die Königlichen verstärkten sich täglich.

Mißlicher gestalteten sich Anfangs die Verhältnisse in Lothringen, wo Erzbischof Brun in große Bedrängniß gerieth. Der Bund mit dem Grafengeschlecht des Hennegaus, auf den sich hauptsächlich seine Macht im unteren Lothringen stützte, hatte sich schnell gelockert. Schon die Bevorzugung des Grafen Gottfried, der das Herzogthum erhalten hatte, auf welches Reginar einen Erbanspruch geltend machen konnte, reizte gewiß die Hennegauer; mehr wohl noch, daß ihnen das Lütticher Bisthum entging, welches Brun seinem Lehrer, dem gelehrten aus Verona vertriebenen Rather, verlieh, obwohl die Hennegauer es für einen jungen Mann ihres Hauses, Balderich mit Namen, beanspruchten. Kaum war Rather in den Besitz des Bisthums gelangt, so nöthigten ihn die Hennegauer schon Lüttich wieder zu verlassen. Es war um dieselbe Zeit, als Konrad die Ungarn nach Lothringen führte und Brun mehr als je die Sache des Königs hier gefährdet sah; nur mit dem äußersten Widerstreben fügte er sich der Forderung der Hennegauer. Rather mußte weichen, dafür gelobten Reginar und die Seinigen eidlich mit unverbrüchlicher Treue fortan das Recht des Königs zu vertheidigen. So konnte sich Brun gegen die Ungarn und Konrad, die ihre Heereshaufen gemeinschaftlich gegen ihn führten, obschon von allen Seiten bedrängt, doch für den Augenblick aufrecht erhalten.

Der Sturm der Ungarn brauste zum Glück schnell vorüber; im Anfang des April verheerten sie die Gegend von Lüttich, dann die von

Cambray und richteten endlich ihren Zug nach Frankreich, um durch das burgundische Land und Italien den Heimweg zu nehmen. Konrad hatte sich wieder von ihnen getrennt und versuchte in neuen Kämpfen Lothringen den Königlichen zu entreißen. Im Anfange schwankte die Entscheidung des Streits, aber die Erfolge der königlichen Partei in Baiern und Schwaben überzeugten doch auch endlich Konrad von dem traurigen Stand seines Unternehmens. Schon standen die treuen Anhänger des Königs unter Anführung Bruns im Bliesgau bei Rümlingen (zwischen Bitsch und Saargemünd) schlachtgerüstet Konrad gegenüber, und man erwartete den Ausgang eines entscheidenden Kampfes: da ging Konrad in sich, machte Waffenstillstand und versprach sich auf dem Tage zu Langen-Zenn dem Könige zu stellen. Niemand begrüßte diesen Ausgang der Dinge gewiß freudiger als Brun, der sich, ohnehin der Entscheidung mit dem Schwerte abgeneigt, so auf unerwartete Weise von den größten Gefahren befreit sah.

Durch die Unterstützung, welche Konrad und Liudolf den Ungarn gewährten, hatten sie ihrer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt. Die Theilnahme der Massen an ihrem Schicksale sank, als man sie mit den alten Landesfeinden im Bunde sah. Otto und Heinrich, die gefeierten Sieger über die Ungarn, erschienen in um so glänzenderem Lichte, je näher man abermals die Verheerungen dieser furchtbaren Feinde vor Augen gehabt hatte. Unter diesen Eindrücken kam der Tag von Langen-Zenn heran; ein unerwarteter Umschwung der öffentlichen Meinung war ihm bereits vorangegangen.

Die Fürsten und Bischöfe Deutschlands waren zahlreich versammelt; die Gegner des Königs waren mit den Anhängern desselben erschienen. Erzbischof Friedrich selbst war, als er die Sache gerichtet sah, die er erst mit schlauer Berechnung begünstigt hatte, ihr untreu geworden und hatte beschlossen um jeden Preis sich die Gunst des Königs wiederzugewinnen; er verließ das feste Breisach und stellte sich auf der Tagfahrt ein. Nicht minder Konrad, der die Waffen bereits niedergelegt hatte und sich, im Innersten von Reue ergriffen, dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben wollte. Schon war während des Kriegs Liutgarde gestorben (18. November 953); vielleicht daß ihr Tod auf seinen Entschluß Einfluß übte, vielleicht daß er um der Dahingeschiedenen willen Ottos Herz für versöhnlicher hielt. Auch Liudolf fand sich ein, aber seine Seele war noch immer voll heißen Zorns gegen seinen Oheim,

und er hatte die ihm gegönnte Waffenruhe zu neuen Rüstungen benutzt, um in Schwaben und Baiern noch einmal, wenn es nothwendig sei, einen Kampf mit ihm bestehen zu können.

Was zu Langen-Zenn verhandelt wurde, berichtet uns Widukind anschaulich und in zuverlässiger Weise. Als die Versammlung zusammengetreten war, erzählt er, erschien König Otto in ihrer Mitte und sprach also: „O wäre doch der Grimm meines Sohnes und der anderen Empörer nur mein Kummer und nur meine Sorge! Aber die ganze Christenheit stürzt ihre Auflehnung in das Verderben. Nicht genug, daß sie meine Städte wie Räuber plündern und mir meine Länder entreißen: selbst am Blute meiner Verwandten und meiner liebsten Freunde sättigen sie ihre Leidenschaft. Seht, meiner Söhne beraubt, sitze ich auf dem Thron, und mein bitterster Feind ist mein eigenes Kind. Der, den ich am meisten geliebt, den ich einst über seine Geburt zu den höchsten Stufen der Ehre erhoben habe," — er deutete damit auf Konrad — „hat die Hand meines einzigen Sohnes gegen mich bewaffnet. Und wie schwer dies auch ist, ich würde es ertragen, wenn nicht auch die Feinde Gottes und der Menschen, die Ungarn, in diese Wirren hineingezogen wären. Sie haben mein Reich verwüstet, mein Volk getödtet und in Gefangenschaft geführt, meine Städte zerstört, die Kirchen eingeäschert und die Priester getödtet. Noch triefen von Blut die Wege, und mit Gold und Silber beladen, mit den Schätzen, die ich einst meinem Sohn und meinem Eidam geschenkt habe, ziehen sie, die Feinde Christi, heim zu ihren Sitzen. Welch größeres Verbrechen, welch' abscheulichere Treulosigkeit kann gedacht werden!"

So sprach der König, und kaum schloß er den Mund, so erhob sich Herzog Heinrich, bekräftigte die Worte des Bruders und schärfte die verwundende Spitze derselben. Schändlich, sagte er, sei es und nichtswürdig, sich einen Landesfeind, den man wiederholentlich in offener Feldschlacht geschlagen, als Bundesgenossen zu werben und ihm den Weg in das Land zu öffnen; jede Noth und jede Gefahr würde er lieber ertragen, als sich schimpflich so mit dem gemeinsamen Feinde verbinden. Da trat Liudolf vor und sprach: „Ja, die Ungarn sind geworben, aber nicht von mir, sondern gegen mich. Ich habe Nichts gethan, als ihnen Geld gegeben, daß sie mich und mein Volk verschonten. Habe ich hierin gefehlt, so wisse mindestens alles Volk, daß ich es nicht aus freien Stücken, sondern nur von der äußersten Noth gedrängt gethan habe."

Darauf stellte sich Erzbischof Friedrich vor den König und die Versammlung. Auf jede Weise erbot er sich zu erhärten, daß er niemals gegen den König Etwas im Schilde geführt habe; nur weil er unschuldig bei ihm verklagt sei und seinen Zorn gefürchtet habe, hätte er sich von ihm fern gehalten; mit jedem Schwure sei er bereit seine Treue für die Folge zu verbürgen. „Ich verlange keinen Schwur, als den, daß du mir nach allen deinen Kräften beistehen willst Friede und Eintracht zu stiften," erwiederte Otto. Willig leistete der Erzbischof diesen Eid und wurde zu Gnaden angenommen.

Umsonst bemühten sich der Erzbischof und Konrad Liudolf zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der Jüngling, von Neuem durch seinen feindlichen Oheim gereizt, beugte sich nicht; da trennten sich seine bisherigen Genossen von ihm und verbanden sich wieder, wie Widukind sagt, „Gott und dem Könige."

Den Rath und Beistand eines vielerfahrenen Freundes hatte Liudolf in Konrad verloren, überdies hatte seine Sache in den Augen der Welt ihren heiligen Schein eingebüßt, seit sie Erzbischof Friedrich aufgab: dennoch warf er sich abermals in den furchtbaren Kampf. Kaum konnte er noch einen glücklichen Ausgang desselben hoffen, aber die Verzweiflung eines tödtlich gekränkten, in allen seinen Hoffnungen getäuschten Herzens, das sich zuletzt in starrem Trotz an sein vermeintes Recht krampfhaft festklammert, trieb ihn blind in das Verderben.

Gleich in der Nacht nach jener Unterredung zog Liudolf mit seinem Gefolge ab; er wandte sich abermals nach Baiern und besetzte mit seinem Heere Regensburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße. Auf ihrem Wege stießen die Königlichen auf eine kleine Feste, die in den Händen der Empörer war; Horsadal wurde sie damals genannt, heute Roßstall an der Bibart. An den Mauern derselben kam es zu einem hitzigen Kampfe. „Einen härteren Streit," sagt Widukind, „hat niemals ein sterbliches Auge gesehen." Bis in das Dunkel der Nacht wurde mit unmenschlicher Wuth gekämpft. Die Feste ergab sich nicht, und mit dem Morgenlicht zog Ottos Heer weiter; denn dem König lag

Alles daran, so bald wie möglich vor Regensburg zu erscheinen, wo jetzt der Hauptsitz der Empörung war. Schon nach drei Tagen lagerte er vor der Stadt mit einem gewaltigen Heere, in dem sich auch Herzog Heinrich, der Sieger über die Ungarn, und Markgraf Gero, der Schrecken der Wenden, befanden. In der Stadt lag die Hauptmacht der Aufständigen, von Liudolf und Pfalzgraf Arnulf befehligt.

Von allen Seiten wurde Regensburg umschlossen. Bald machte sich Mangel an Lebensmitteln in der Stadt fühlbar, und die Belagerten beschlossen einen Ausfall, um das Lager des Königs zu überrumpeln. Die Sache war gefahrvoll, aber lieber wollten sie tapfer kämpfend untergehen, als dem jammervollen Hungertode erliegen. Der Anschlag mißglückte jedoch, und mit großem Verluste wurden Liudolfs Mannen in die Stadt zurückgetrieben. Zum Unglück der Städter fiel nicht lange nachher das Schlachtvieh auf der Stadtwiese in die Hände Heinrichs: immer höher stieg dadurch ihre Noth. Da entschloß sich Liudolf endlich mit den angesehensten Männern seines Anhangs in das Lager des Königs zu gehen; er bat um Frieden, aber vergebens. Denn der Vater verlangte unbedingte Unterwerfung, und Liudolfs starrer Sinn wollte sich so tief auch jetzt noch nicht beugen.

Wieder begann der Kampf. Noch einmal machten die Städter einen Ausfall. Von der dritten bis zur neunten Stunde des Tages wurde mit unglaublicher Hartnäckigkeit gekämpft, aber Markgraf Gero, ein Führer, von dem es hieß: „so viele Schlachten, so viele Siege," trieb die Aufständigen zu Paaren und in die Stadt zurück. Damals fand nahe vor dem Thore Pfalzgraf Arnulf seinen Tod. Zwei Tage lang wußte man in der Stadt nicht, wohin er gekommen war; endlich fand ein altes Weib, das der Hunger hinausgetrieben hatte, die Leiche des vornehmen Mannes. Der Muth der Städter schien erschöpft; gegen Ende August schickten sie einige der Ihrigen in das Lager des Königs und unterhandelten wegen der Uebergabe, nachdem sie sechs Wochen lang die Belagerung ausgehalten hatten. Während der Unterhandlungen verließen Liudolf und seine Gefährten die Stadt und eilten den schwäbischen Boden zu erreichen. Hier in seinem Herzogthum glaubte Liudolf noch eine letzte Zufluchtsstätte zu finden.

Obwohl sich die Unterhandlungen zerschlugen und sich Regensburg auch jetzt noch nicht ergab, zog der König doch alsbald ab, um Liudolf

auf dem Fuße zu folgen. Herzog Heinrich setzte die Belagerung fort und es gelang ihm bald die Neustadt von Regensburg einzunehmen. In der folgenden Nacht äscherte eine gewaltige Feuersbrunst fast die ganze Altstadt ein; doch trotz dieses Unglücks beharrten die Bewohner im Aufstande gegen ihren König und ihren Herzog.

Inzwischen war der König über den Lech in Schwaben eingedrungen und rückte bis zur Iller vor. Bei Illertissen bezog er ein Lager; in unmittelbarer Nähe zeigte sich Liudolfs Heer. Schon bereitete man sich zum Kampfe vor, als die beiden schwäbischen Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, die immer treu zum Könige gehalten, sich zu Liudolf begaben und noch einmal sein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken versuchten. Jetzt erst in der tiefsten Noth fanden ähnliche Worte Eingang, wie sie ihm einst so vergeblich sein Oheim Brun an das Herz gelegt hatte. Er zeigte sich zur Nachgiebigkeit bereit, und der König gewährte ihm Waffenstillstand bis zu einem Reichstage, der im Oktober zu Fritzlar abgehalten und wo über alle Zerwürfnisse dieser traurigen Zeit entschieden werden sollte. Hierauf kehrte Otto mit seinem Heere nach Sachsen zurück.

Die furchtbaren Schläge des Schicksals hatten Liudolfs trotzigen Sinn endlich erweicht; es ließ ihn keine Ruhe mehr, ehe er sich nicht Verzeihung von seinem Vater erwirkt hatte. Er wartete den Tag zu Fritzlar nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, wo der König im Herbste nach gewohnter Weise dem Waidwerk oblag. Hier auf der Jagd überraschte er den Vater. Mit bloßen Füßen warf er sich vor ihm nieder und öffnete den Mund zu den rührendsten Bitten. Thränen entströmten den Augen des Vaters und Aller, die diesem Schauspiel beiwohnten. Mitleidig erhob Otto den Sohn und zeigte ihm wieder die Liebe eines Vaters. Liudolf aber gelobte, er wolle Allem sich fügen, was der Vater über ihn verhänge. Dies geschah zu Saufeld, dem heutigen Thangelstedt, südlich von Weimar.

Der nach Fritzlar berufene Tag, auf dem der König über seine Söhne Gericht halten wollte, mußte verschoben werden, da die Nachricht kam, daß der Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Bald darauf, am 25. Oktober, starb der alte Widersacher des Königs, und sein Ende soll löblicher gewesen sein als sein Leben. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs traten erst in der Mitte des December

zusammen, und nicht zu Fritzlar, sondern zu Arnstadt in Thüringen. Hier unterwarfen sich feierlich noch einmal Konrad und Liudolf ihrem Vater und lieferten ihm Mainz und alle Burgen in Franken, die sie noch besetzt hielten, aus. Der König nahm seine Söhne wieder zu Gnaden an und ließ ihnen auch die großen Eigengüter, die sie in Franken und Schwaben besaßen, aber der herzoglichen Gewalt und der Reichslehen gingen sie für immer verlustig. Erzbischof Brun behielt Lothringen, das er mit so großer Umsicht vertheidigt hatte. Schwaben erhielt Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des gleichnamigen im Jahre 926 verstorbenen Herzogs und somit ein Oheim der jungen Königin Adelheid. Mit Burchard, einem schon bejahrten Manne, wurde Hedwig, die geistvolle Tochter Herzog Heinrichs, vermählt, und das junge und schöne Weib gewann im Interesse ihres Hauses leicht eine unbedingte Herrschaft über den älteren Gemahl. Das Bisthum Mainz, das mächtigste und wichtigste in allen deutschen Landen, erhielt ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm mit Namen, den er mit einer vornehmen Wendin vor seiner Vermählung mit Editha erzeugt hatte. Wilhelm, von früh auf für den Dienst der Kirche in dem durch seine Schulzucht ausgezeichneten Kloster Reichenau erzogen, war zwar an Gelehrsamkeit und Geist nicht von fern seinem Oheim Brun zu vergleichen, aber er besaß den thätigen Sinn des Vaters und war seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben. Als ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren wurde er auf den ersten Bischofsstuhl des Reichs durch die einstimmige Wahl der Mainzer Kirche erhoben, aber trotz seiner Jugend fühlte er ganz die Pflichten, die ihm als Nachfolger des Bonifacius oblagen, und ließ sich selbst durch die Rücksichten auf seinen mächtigen Vater nicht an der Erfüllung seines Berufs verhindern.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch; wir stoßen immer von Neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie gewaltsam zerreißen. Diese verderblichen Conflicte wurzeln, wie es scheint, tief in der starren Subjectivität des deutschen Wesens,

die gereizt und beeinträchtigt keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, anerkennen will. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden als hier, nie hat mehr auf dem Spiele gestanden. Es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern vielmehr um die Einheit des deutschen Volkes und das neubegründete Königthum; es handelte sich überdies um den uns Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlandes und das in Aussicht genommene Kaiserthum. Deshalb stürzen sich auch die feindlichen Nachbaren des Reichs sofort mitstreitend in den Kampf, und selbst der Kaiser zu Constantinopel und der Chalif zu Cordova nehmen an dem Ausgange desselben Interesse.

Persönliche Verwicklungen, wie sie auch sonst wohl in dem Schooße der Familie sich bilden und den Frieden derselben stören, entspinnen sich in dem mächtigen Hause, in dem die Geschicke Deutschlands damals beschlossen lagen. Durch diesen unglücklichen Zwiespalt gewinnt die kaum überwundene Abneigung eines kraftvollen, streitbaren Adels gegen das mächtig emporstrebende Königthum neue Nahrung; die weltlichen Gelüste der so eben erst mehr auf ihren wahren Beruf zurückgeführten Geistlichkeit regen sich abermals; der Absonderungstrieb der deutschen Stämme, wie ihre schrankenlose Freiheitslust tritt wieder hervor, und sie erheben die Waffen gegen ein Herzogthum, das seine nationale Bedeutung verloren zu haben schien und einer Zwingherrschaft ähnlich wurde. So werfen sich die Massen in den blutigsten Bürgerkrieg; alle Leidenschaften werden angefacht, vergessene Feindschaften erwachen, erloschener Ehrgeiz flammt hell von Neuem auf, Männer, die sich den Dank der Mit- und Nachwelt durch rühmliche Thaten verdient haben, verleugnen die ersten Gebote Gottes und betäuben Gefühle, die selbst in der Brust des Bösewichts noch ihr Recht üben; indessen durchziehen die erbittertsten Feinde des im ruchlosen Kampfe gespaltenen Reichs frohlockend seine Gaue und bereichern sich an dem allgemeinen Verderben. Es ist, als ob eine höllische Macht den Hader schürt und an dem Greuel der Verwüstung ihre freventliche Lust stillt.

Niemals ist das Andenken an diesen Kampf in unserem Volke erloschen. Es las und liest noch heute, wie der große König Otto mit seinem edlen Sohne kämpfte, und es richtet dabei weder über Sohn noch Vater mit hartem Urtheil. Der Stoff zu der größten Tragödie

den die deutsche Geschichte einem deutschen Dichter darbietet, liegt hier verborgen, und es fehlt dieser Tragödie nicht an dem versöhnenden Ausgang; denn was Liudolf, Konrad und Heinrich in diesem Kampfe gefehlt hatten, büßten sie durch muthige Thaten für die Ehre des Reichs und einen frühen Tod.

4.

Neue Siege und neue Ordnungen.

Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern.

Wie ein Schiff, von einem Orkan auf hoher See ergriffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wiedergewinnt, sondern von den schäumenden Fluthen noch lange unstät dahingetrieben wird, und der Führer erst dann die Größe seiner Schäden zu erkennen pflegt: so geschah Otto und seinem Reiche, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die vorher so glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten noch hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten! Berengar hatte sich mit dem italischen Reich von der Lehnspflicht losgerissen und ohne Zweifel auch die zu Augsburg abgetretenen Marken bereits wiedergewonnen, die Wenden waren im Aufstand, die Ungarn lauerten an den Grenzen, um ihren beutereichen Zug vom vorigen Jahre zu erneuern, und im Inneren war der Bürgerkrieg noch keineswegs beendigt. Denn nicht Alle, die mit Liudolf und Konrad zu dem Schwerte gegriffen, hatten es zugleich mit ihnen abgelegt, und in manchen Gegenden, namentlich in Baiern, war das königliche Ansehen noch kaum wieder zur Geltung gebracht.

Den traurigen Zustand der deutschen Länder zeigt am klarsten ein Brief, den Erzbischof Wilhelm wenig später an den Papst schrieb, um sich zu entschuldigen, daß er weder in Person nach Rom gekommen sei, noch einen Boten dorthin geschickt habe. „Wir schweben hier in solcher Gefahr und Noth,“ schreibt er „daß mir, selbst wenn ich vor Euch er-

schiene, doch die Frage, die mich zu Euch führte, auf den Lippen ersterben müßte. Denn unsäglich ist der Jammer des inneren Kriegs bei uns und nimmer kann man ohne Thränen davon reden. Der Vater stellt dem Sohn, der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder nach, der Blutsfreund liegt mit dem Blutsfreund in Fehde, kein Stand, keine Bande der Verwandtschaft werden geachtet. Der König kann sein Regiment nicht üben, den Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofs ist, der Bischof, was dem Herzog oder Grafen gebührt; keine Kirche giebt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage Niemanden an, wohl aber klage ich über den Stand der Dinge." Ist dies Gemälde, wie es Erzbischof Wilhelm gegen den Schluß des Jahres 955 entwirft, der wahren Lage des Reichs entsprechend, wie kaum zu bezweifeln steht, wie traurig mußte erst am Anfange dieses Jahres der innere Zustand der deutschen Länder sein, wie mußte er des Königs ganze Sorge in Anspruch nehmen!

Zunächst galt es für Otto, Baiern seinem Herzog wieder zu unterwerfen und zugleich einem neuen Einbruch der Ungarn zu wehren. Denn schon standen diese kampfgerüstet abermals in den Marken, und nur daß Otto gleich nach Jahresanfang in Baiern mit einem Heere einrückte und die Grenze deckte, hielt sie von ihrem Vorhaben für den Augenblick zurück. Vereint unterwarfen dann die Brüder das ganze baierische Land mit den Marken wieder. Regensburg, das sich noch immer weigerte ihnen die Thore zu öffnen, hielt nach Ostern abermals eine Belagerung aus und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, vom Hunger überwältigt. Noch einmal kam es darauf zu einer blutigen Schlacht, wie es scheint unfern Mühldorf am Inn auf demselben Felde, auf dem mehrere Jahrhunderte später über die deutsche Königskrone eine folgenreiche Entscheidung getroffen wurde. Erzbischof Herold von Salzburg, der es von jeher mit den Feinden Heinrichs gehalten hatte, war zu Mühldorf schon vor der Schlacht gefangen genommen, dann, ohne vor ein geistliches Gericht gestellt zu sein, geblendet und nach Säben in die Verbannung geschickt worden, während Heinrich die Besitzungen der Salzburger Kirche unter seine Vasallen vertheilte. In der Schlacht selbst erlitten die Aufständigen eine vollständige Niederlage; vier Grafen, Adalbert, Askwin, Arnulf und

Kerlo, waren in derselben gefallen, und außerdem eine große Menge von Rittern.

Im Anfange des Mai scheint jene Schlacht geschlagen zu sein, welche das königliche Ansehen und die Macht Heinrichs in Baiern herstellte. Wenig später wird auch die Mark von Aquileja wiedergewonnen sein, wo der Aufstand an dem Patriarchen nach Heinrichs Meinung seine vornehmlichste Stütze gefunden hatte. Denn in gleicher Weise, wie Erzbischof Herold, traf den Patriarchen eine grausame Rache; Heinrich ließ ihn, wie man meinte, ohne gerechte Ursache entmannen. Gegen den Sommer war Heinrich wieder in dem vollen Besitz Baierns und mit Ausnahme Veronas auch der Marken; „er gewann sein Herzogthum und alle seine Besitzungen wieder," heißt es, „die er schon völlig aufgegeben hatte." Er bewährte hier abermals seine mit Recht gepriesene Tapferkeit, aber zugleich jene schonungslose Härte, die so großes Unheil über das Reich gebracht hatte. Milder bewies sich Otto, der selbst noch über die Aufständigen in Baiern Gericht hielt; die Grafen und großen Vasallen, die an der Empörung Antheil genommen hatten, wurden in die Verbannung geschickt, den niederen Leuten verziehen. Als so die Macht Heinrichs in Baiern hergestellt war, kehrte der König gegen den 1. Juli nach Sachsen zurück.

Mit Freuden sah man hier die Rückkehr des Königs. Denn schon hatte ein Aufstand der Wenden, der bald nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs erfolgt war, eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen; um so bedrohlicher, als sächsische Männer selbst die alten Feinde des Landes gegen dasselbe führten.

Es waren Wichmann und Ekbert, die Neffen Hermann Billings, die, wie erzählt wurde, schon im Sommer des Jahres 953 für Liudolf zu den Waffen gegriffen hatten, aber schnell von ihrem Oheim bezwungen waren. Mit gelinder Strafe hatten sie den Hochverrath gebüßt, doch hatte der König Wichmann in ehrenvoller Haft in seiner Nähe behalten. Als Otto im Anfange des Jahres 954 nach Baiern aufbrach, befahl er dem jungen unruhigen Manne ihm zu folgen; Wichmann aber gab vor, er sei krank und müsse daheim bleiben. Da erinnerte ihn Otto daran, wie er ihn, eine vater- und mutterlose Waise, gleich einem Sohne erzogen habe, und bat ihn, er möge kein neues Leid ihm bereiten, es liege so schon genug Schweres auf seiner Seele. Aber das ehrgeizige, nach Rache verlangende Gemüth Wichmanns ließ

sich durch solche Vorstellungen nicht bewegen. Kaum hatte der König Sachsen verlassen, so entkam Wichmann dem Grafen Ibo, der zu seinem Wächter bestellt war. Wichmann bat um die Erlaubniß zur Jagd zu gehen und erhielt sie; im Dunkel des Waldes traf er Genossen, die sich dort versteckt hielten, eilte mit ihnen nach seiner Heimat und besetzte seine Burgen. Sein Bruder Ekbert, der auch der Gnade nicht mehr gedachte, die ihm der König erwiesen, vereinigte sich alsbald mit ihm, und der Aufstand brach, während Otto in Baiern war, von Neuem los. Aber Herzog Hermann wußte, wie diesen seinen unruhigen Neffen zu begegnen sei, und trieb ihre Schaar zu Paaren. Da flüchteten sie sich über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei den Brüdern Nako und Stoinef, zwei wendischen Häuptlingen, die schon längst nach Rache gegen die Deutschen dürsteten, eine Zuflucht fanden.

Ein großer Wendenaufstand wurde vorbereitet, und zuerst ergriff die Empörung die Mark Herzog Hermanns. Noch vor Ostern 954 führte dieser ein Heer gegen die Aufrührer. Er war nahe daran, die Hauptfeste der Wenden, in der sich seine Neffen befanden, zu nehmen. Der Streich mißglückte jedoch, und Hermann mußte bald danach von der Feste abziehen. Nach Ostern griffen ihn die Wenden unter Wichmanns Führung sogar in Sachsen selbst an. Hermanns Heer war zu schwach, um im offenen Kampfe den großen Schaaren der Wenden Stand zu halten, er vermied deshalb eine Schlacht und rieth sogar der Burg der Cocarescemier — wir wissen nicht, wo sie belegen war, — in die sich eine große Menge Volks geflüchtet hatte, mit den Wenden zu unterhandeln. Das Kriegsvolk in der Burg ergab sich auf die Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen könnten, die hörigen Leute aber, wie Habe und Gut der Einwohner zurückbleiben sollten. Als nun die Wenden in die Burg einzogen, erkannte Einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Leibeigene und wollte sie ihrem Manne entreißen; der aber schlug ihm mit der Faust in das Gesicht. Da riefen die Wenden, die Sachsen hätten den Vertrag gebrochen, zogen das Schwert und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer wurden erschlagen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt.

Das hier vergossene deutsche Blut schrie um Rache, aber noch umtobte Otto der Bürgerkrieg. Und zu derselben Zeit brach auch schon in

den Marken Herzog Geros, der gegen Liudolf damals vor Regensburg lag, der Aufstand aus. Als Gero in die Heimat zurückkam, mußte er sofort mit seinem Heere die Wenden in der Uckermark angreifen; vom Kriege zog er zum Kriege. Konrad, der dem Könige so eben sich versöhnt hatte, begleitete Gero auf diesem Zuge und schwang hier zum ersten Mal sein Schwert wieder für Ottos Ruhm und des deutschen Reiches Ehre. Die Uckrer wurden besiegt, reiche Beute brachte man heim, und Sachsen war voll Siegesfreude. Aber der Aufstand war doch noch nicht gedämpft, der in der Burg der Cocarescemier verübte Frevel nicht gerächt, als Otto von seinem letzten Zuge nach Baiern in das sächsische Land im Sommer 955 zurückkehrte. Er gedachte jetzt mit voller Macht die Wenden zu bekriegen: doch ein anderer schlimmerer Feind nöthigte ihn bald nach einer anderen Seite sein Heer zu führen.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungarn an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu spähen, wie es im deutschen Lande stände und ob nicht abermals ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto eben erst mit reichen Geschenken entlassen hatte, kamen auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn sind da, überfluthen die Grenzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals seinen Weg nach dem oberen Deutschland, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkrieges nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen durfte.

Indessen aber hatten die Ungarn schon das ganze Baiernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterschaaren, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Baiern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, Nichts scheuten sie auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder sie

die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungarn ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungarn heranrückten, wünschten sie Nichts so sehnlich, als dem ungläubigen Volk entgegenzuziehen und sich mit ihm im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück; er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem anderen Thore zu, welches nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungarn, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und in so dichten Schaaren rückten sie dann gegen das Thor am Lech an, daß sie meinten, man würde eine Vertheidigung desselben nicht versuchen. Dennoch leistete ihnen Ulrich nicht allein Widerstand, sondern wagte sogar mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf. In der Mitte seiner Schaar ritt Ulrich durch das Schlachtgetümmel im bischöflichen Ornate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm Nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit stritten seine Krieger; Viele der Ungarn fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volkes. Als die Ungarn das sahen, erhoben sie ein wildes Geheul und ritten sofort in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern wieder in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weiteren Kampf vor. Denn er wußte es wohl, am anderen Tage würden die Ungarn mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag

auf seinen Knieen und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte die Seinen durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen zu, indem er sie auf das Wort Gottes im 23sten Psalm hinwies: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thale, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab trösten mich.“

Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, so griffen die Ungarn, wie Ulrich erwartet, von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und sahen von oben, wie die Ungarn zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth; da wurde plötzlich, ehe es noch zum Sturm kam, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungarn von der Stadt ab. Ihr Feldherr, der Karchan Bultzu*), hatte nämlich von einem Verräther — es war Berchthold, ein Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, der von Reisensburg (bei Günzburg) kam — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit Heeresmacht an. Deshalb zog Bultzu seine Schaaren zurück und eilte Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne Augsburg ihm nicht entgehen.

Otto war, nachdem er über die Donau gegangen, sogleich in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern den unermeßlichen Schaaren der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Orte

*) Dem Herzog der Ungarn als dem Oberhaupte der ganzen Nation standen zwei Große beschränkend zur Seite: der Gylas gleichsam der Oberrichter und der Karchan der Oberfeldherr. Bultzu, einer der gefeiertsten Helden der Ungarn, war in Constantinopel Christ geworden und hatte die Würde eines Patricius vom griechischen Kaiser davongetragen.

auf der linken Seite des Lechs, unweit von Augsburg nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die baierischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Ottos Lager erschienen; die Schwaben strömten jetzt herbei, und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapferen Ritter aus Augsburg ziehen, die Graf Dietbold, Ulrichs Bruder, dem Könige zuführte. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen können und scheute sich überdies das Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampfe entgehen und die Gegenden jenseits des Rheins angreifen konnten. Auch die Franken jenseits des Rheins, die einen weiteren Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt. Aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor Kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann und, was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf hinausschieben, doch war es ihm bei der Nähe des feindlichen Lagers unmöglich den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den anderen Tag aber alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des anderen Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August, — stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Kniee nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigenthum zu weihen. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Aufs neue gelobten Alle ihren Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem andern die Schuld und schwuren sie nicht zu rächen. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; sie waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen

Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Schaaren Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Der glänzendste und stärkste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schaar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich selbst überlistet. Ein Theil der Ungarn hatte nämlich auf weitem Umweg den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatze erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; Viele sanken in ihrem Blute nieder, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schaar, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapferen Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schaar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten solcher Gefahr selbst die ältesten Krieger, aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele

der Feinde bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden. Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich ihre Schaaren in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Baiern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unseren Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung. Denn meist sind sie ohne Waffen, und ihnen fehlt überdies die Hülfe Gottes, unsere beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen." Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen: aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten an Augsburg vorüber dem Flusse zu und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tages sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietbold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Schwestersohn Reginbald. Der König trauerte tief über den Verlust dieser Braven. Aber Keinen beweinte er mehr als seinen Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange, und ließ den Mann, den er einst vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad“, sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende.“ Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und frohlockend bewillkommte ihn Bischof Ulrich und die Stadt, die er von so großer Angst erlöst hatte. Wie aber in Ottos Seele sich Freude und Trauer mischten, so auch in dem Herzen des Bischofs; hatten doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Am anderen Morgen brach Otto sogleich auf, um dem fliehenden Feind zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungarn, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer noch nicht über den Lech war, dem war freilich das letzte Brod gebacken; denn alle Furten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode; überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Burg die irrenden unstäten Schaaren, schnell kamen die Burgmannen heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen! So fand eine große Menge der Ungarn am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod. Bis nach Regensburg hin verfolgte der König den Feind.

Als die Ungarn rings zersprengt waren, wurde zu Regensburg strenges Gericht über die Gefangenen gehalten; viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Indessen überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlandes und Imperator begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungarn geehrt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab: nur dem Allmächtigen meint er, danke man den Sieg, und befahl ihm in allen Kirchen Dankfeste zu feiern. Zugleich sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen besiegt und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von weiteren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeitlang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, begannen sie sich feste Wohnsitze in der fruchtbaren Donauebene zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Obwohl sie alsbald, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen verschanzten drangen doch die hier angesiedelten deutschen Kriegsleute über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reiches gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde unter der Enns in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte die bairische Ostmark wieder festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oesterreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oesterreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungarischen Volkes; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung. Denn nach den Ungarn hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der innern Entwicklung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch zu-

letzt das gesammte Abendland von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten! Jetzt war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungarn, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: diesen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unaussprechlichem Jubel. Mehr als irgend ein anderer Erfolg hat er dazu beigetragen, Otto in seiner königlichen Macht zu befestigen und ihm den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen.

Neue Kämpfe gegen die Wenden.

Mit Jubel und Freude empfing vor Allem Sachsen den König, als er zurückkehrte. Denn schon lange hatte man hier in großer Besorgniß geschwebt; nicht wegen der Ungarn allein, viel mehr noch wegen der Wenden, die unter Wichmanns und Ekberts Führung den Markgrafen Dietrich, Geros Stellvertreter, besiegt und in die Flucht geschlagen hatten. Ueberdies waren mannigfache Zeichen voll schwerer Vorbedeutung am Himmel gesehen. Hoffend blickte nun alles auf Otto, und sofort rüstete er sich zum Kriege gegen die Wenden.

Ehe aber das Heer auszog, wurde abermals über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, die so wenig dem Könige seine Gnade gedankt hatten. Ohne Schonung seien sie jetzt, so beschloß man in ihrer Abwesenheit, als Feinde des Reichs zu bekämpfen, doch wolle man ihrer Gefährten schonen, wenn dieselben zurückkehrten und sich unterwürfen. Als man diesen Beschluß faßte, erschienen in der Versammlung Gesandte der Wenden. In herkömmlicher Weise, meldeten sie, wolle ihr Volk den Tribut zahlen, doch verlange es frei zu bleiben im eigenen Lande, gewähre man ihnen dies, so würden sie treue Freunde und Bundesgenossen sein, sonst aber mit den Waffen ihre Freiheit behaupten. „Friede mag sein," antwortete ihnen Otto, „aber nur, wenn ihr gut macht, was ihr gefehlt." So entließ er die Gesandten und führte sein Heer über die Elbe. Gero stand ihm zur Seite, und auch Liudolf, der von schwerem Seelenkummer bedrängt sich nicht gleich Konrad an der Ungarn-

schlacht betheiligt hatte, ergriff jetzt wieder sein Schwert und begleitete den Vater. Sengend und brennend drang das Heer tief in das Wendenland bis zur Rekenitz ein; denn hier und an der Peene waren die Hauptsitze des aufständigen Volkes.

Wer dies Land kennt, weiß, es ist sumpfig und reich an Seen. Beschwerlich war daher hier die Kriegsführung, und Otto gerieth zuletzt in große Gefahr. Denn als er an der Rekenitz lagerte und wegen der sumpfigen Ufer nicht über den Fluß setzen konnte, wurde er im Rücken von wendischen Schaaren umgangen, die ihm durch Verhaue den Weg sperrten, und vor ihm stand auf dem anderen Ufer Stoinef mit einem Heere. Bald fehlte es auch an Lebensmitteln, und Hunger und Krankheit wütheten unter den Deutschen. Da nun die Noth täglich stieg, sandte Otto Herzog Gero ab, um mit Stoinef zu unterhandeln: wolle dieser mit seinen Wenden sich unterwerfen, so solle er in Otto einen nützlichen Freund, nicht einen Gegner finden.

Gero traf mit dem wendischen Häuptling zusammen. Sie trauten sich einander nicht: deshalb besprachen sie sich so, daß der eine auf dem diesseitigen, der andere am jenseitigen Ufer des Flusses stand. Gero grüßte zuerst, und der Wende erwiederte seinen Gruß. Dann aber sprach Gero stolz: „Ist es dir nicht genug gegen unser einen den Krieg zu führen; sprich, wie kommt solche Kühnheit dir bei, dich auch mit dem Könige selbst messen zu wollen? Hast du auch Männer und Waffen genug, um dich eines solchen Unternehmens zu erdreisten? Doch wohlan, wohnt dir Kraft, Kriegskunde und Muth bei, so laß uns hinüberkommen oder komme du selbst zu uns. Auf gleicher Wahlstatt mag sich dann zeigen, wer der Wackerste ist.“ Stoinef knirschte mit den Zähnen, schmähte und verhöhnte Gero, seinen König und das ganze Heer; er wußte, sie waren in großer Noth, und er gedachte ihnen noch das Bad zu segnen. Da lief Gero die Galle über — er war ein Mann von heißem Blut und wallte gewaltig im Zorne auf — und laut rief er über den Fluß: „Wohl, morgen soll es sich zeigen, ob du und dein Volk etwas werth sind; ja gewiß morgen werdet ihr sehen, wie wir uns mit euch schlagen.“ Flugs eilte er dann zum Lager und meldete dem König, was geschehen war. Und Otto gedachte Geros Wort zu erfüllen.

Noch in der Nacht eröffnete der König den Kampf. Die Deutschen sandten Pfeile und Wurfspeere über den Fluß, gleich als wollten sie in

der Nähe des Lagers den Uebergang über denselben erzwingen. Auch dachten die Wenden nicht anders und schaarten sich dicht hier zusammen, um Keinen über das Wasser zu lassen. Aber sie hatten Ottos Absichten nicht errathen, denn er sandte Gero eine gute Strecke vom Lager den Fluß hinab; dieser schlug hier an einer unbewachten Stelle mit Hülfe von Wenden aus der Insel Rügen — sie waren noch Heiden, halfen aber den Deutschen in diesem Kriege — in aller Eile drei Brücken und meldete dies dem Könige. Darauf ritten die deutschen Ritter den Fluß hinab und überschritten ohne Beschwerde die Rekenitz. Schnell folgten zwar die Wenden am anderen Ufer, aber sie hatten mit ihrem Fußvolk einen weiten Marsch zu machen; ermüdet und ungeordnet kamen sie auf der Wahlstatt an. Als es daher zum Schlagen kam, hielten sie Ottos Rittern nicht Stand, sondern wandten sich eiligst zur Flucht, auf der Viele vor dem Schwerte der Deutschen sanken.

Stoinef hielt in der Nähe mit einigen Rittern auf einem Hügel, von dem er den Kampfplatz überschauen konnte. Sobald er die Flucht der Seinigen sah, suchte auch er das Weite und verbarg sich im Dunkel eines Waldes. Hier traf ihn mit zwei seiner Diener ein Ritter Ottos, mit Namen Hoseb, und stellte ihn. Der Wendenfürst fiel von den Streichen des Sachsen; Hoseb hieb ihm das Haupt ab, nahm ihm die kostbare Rüstung und brachte beides zum König. Auch einen der Diener, den er gefangen hatte, führte er dem König vor. Hoch belobte ihn Otto wegen seiner Tapferkeit und gab ihm zwanzig Hufen Landes zu Lehen.

Indessen war auch das Lager der Wenden genommen und reiche Beute gemacht worden. Bis tief in die Nacht hinein währte das Schlagen und Schlachten. Es war der 16. October; St. Gallentag in demselben Jahre, da Otto die Ungarn an St. Lorenz geschlagen. Am Tage nach der Schlacht wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Oeffentlich wurde Stoinefs Haupt aufgestellt und bei demselben siebenhundert Gefangene enthauptet. Einem Rathgeber Stoinefs wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen; so ließ man ihn unter den Leichen liegen. Ekbert und Wichmann waren durch die Flucht der blutigen Rache, die ihrer wartete, entkommen; sie suchten und fanden bei Herzog Hugo in Frankreich eine Zuflucht.

Aber auch dieses neue Blutbad, das Otto unter den Wenden angerichtet, schreckte sie nur auf kurze Zeit; Freiheitsliebe und Rachedurst

trieben sie immer aufs Neue zu den Waffen. Schon im Jahre 957 mußte Otto abermals wider sie zu Felde ziehen und kehrte heim, ohne sie völlig unterworfen zu haben. Bald zeigte sich auch Wichmann wiederum in der Mitte der Wenden. Zwei Jahre lang hatte er in der Fremde mit seinem Bruder Ekbert gelebt. Da war es dem Erzbischof Brun gelungen, die Gnade des Königs mindestens Ekbert wiederzugewinnen, und froh kehrte dieser zur Heimat zurück. Aber nun duldete es auch Wichmann nicht länger dort draußen. Heimlich kam er nach Sachsen, um Haus und Hof und sein liebes Weib noch einmal zu sehen, dann ging er abermals hinaus zu den Wenden. Zum dritten Male rückte gegen ihn im Jahre 958 ein sächsisches Heer aus; in demselben waren Manche ihm freundlich gesinnt und brachten es dahin, daß er sich Herzog Gero und dessen Sohn freiwillig unterwarf. Gero erlangte vom König, indem er sich persönlich für den tapferen, doch unruhigen Mann verbürgte, daß er frei zu seinem Hause und zu seinem Weibe zurückkehren durfte, aber mit einem furchtbaren Eide mußte Wichmann zuvor schwören, daß er nie wieder Etwas gegen seinen König und Herrn unternehmen wolle. Der Krieg gegen die Wenden wurde durch Wichmanns Unterwerfung nicht beendet; abermals floß viel Blut, ohne daß es gelang, die Aufständischen zu bewältigen. Noch zweier neuer Feldzüge bedurfte es (959. 960), um die deutsche Herrschaft im Wendenlande zu befestigen.

Innere Verhältnisse.

Einst konnte es scheinen, als ob Ottos Söhne sich mit dem Vater in der Regierung des Reichs theilten. Jetzt war der Einfluß, den sie geübt hatten, vernichtet; sie selbst und die ganze Partei, die an ihnen einen Anhalt gesucht, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob sich zu einer selbst für die Reichsgeschäfte wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit Allen, die sich ihrer Gunst erfreuten. Vornehmlich aber galten bei dem Könige seine Brüder Heinrich und Brun: jener von eben so ausgebreiteter Macht im Süden des Reichs, wie dieser im Westen, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs.

Heinrich war wieder zu dem vollen Besitz seines baierischen Herzogthums und der meisten Marken gelangt und hatte durch die Vermählung seiner Tochter Hedwig mit dem neuen Schwabenherzoge auch

auf die schwäbischen Angelegenheiten einen erheblichen Einfluß gewonnen. Je bedeutender Heinrichs Stellung war, desto empfindlicher mußte für den König der Tod dieses Bruders sein, der eintrat, ehe noch die Ruhe im Inneren völlig hergestellt war. Heinrich starb am 1. November des Jahres 955 in den Jahren frischester Manneskraft, das Grab fand er in der Liebfrauenkirche zu Niedermünster in Regensburg, welche er selbst gebaut; er hatte noch nicht das vierzigste Jahr erreicht. Große Tugenden waren mit schlimmen Eigenschaften in diesem merkwürdigen Manne auf das Wunderbarste gemischt gewesen, so daß schon die Zeitgenossen schwankten, ob sie mehr ihn loben oder tadeln sollten. Daß er ein tapferer Degen, ein entschlossener Mann in allen Verhältnissen des Lebens war, die Zügel der Herrschaft mit Kraft führte, den Feinden des Reichs in tapferen Kämpfen zu begegnen wußte, konnte niemand leugnen, aber Niemand auch die entstellenden Makel seines Lebens verhüllen. Es ist wahr, das Herz seines Bruders, dem er einst nach dem Leben und nach dem Reiche stellte, hat er sich wiederzugewinnen gewußt und bei ihm durch große Verdienste seine früheren Vergehen in Vergessenheit gebracht; aber die Liebe des deutschen Volkes, das nicht mit Unrecht auch jenen furchtbaren Krieg zwischen dem Vater und seinen Söhnen ihm zur Last legte, hat er sich niemals erworben. Die Baiern vornehmlich sahen immer in ihm einen harten Gebieter, dessen Herrschaft ihnen um so verhaßter war, als er nicht ihrem Stamme angehörte. Treue Freundschaften suchte weder Heinrich in seiner herrischen und spröden Natur, noch fand er sie; die Brüder seiner Gemahlin waren es, die zuerst die Waffen gegen ihn ergriffen.

Wie wenig Liebe auch Heinrich genoß, ein Herz schlug ihm mit immer gleicher Zärtlichkeit und Treue: das Herz seiner Mutter. Mathilde erhielt — so erzählt die spätere Biographie der Königin — die Trauerkunde von Heinrichs Tode zu Quedlinburg. Sie berief darauf sogleich die Nonnen zur Kirche, forderte sie auf für das Seelenheil ihres Sohnes zu beten und beugte selbst ihre Knie zuerst vor dem Altare: „O Herr," rief sie aus, „erbarme dich der Seele deines Knechts, den du von der Welt abberufen hast! Gedenke, wie wenig Freuden er im Leben genossen hat und wie fast alle seine Tage voll Kummer und Elend waren!" Sie erhob sich, wankte zum Grabstein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denselben und sprach unter Thränen: „O mein Herr und Gemahl, glücklich bist du, daß du diesen

Schmerz nicht mehr erlebtest. Dich berührt das bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, so oft ich des traurigen Tages deines Todes gedachte, mein einziger Trost, daß dieser unser geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, deine Gestalt und deinen Namen trug." Von diesem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das sie seit dem Tode ihres Gemahls stets unter einem leinenen Ueberwurfe trug, auf immer ab und zeigte sich nur in Trauerkleidern. Auch mochte sie fortan kein Goldgeschmeide mehr an ihrem Leibe dulden; sie nahm an Spielen, wie sie die Zeit liebte, keinen Antheil ferner, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr sang, sondern fand fortan allein an geistlichen Gesängen Gefallen.

Baiern ging auf Heinrichs vierjährigen Sohn, der auch des Vaters Namen geerbt, in seinem ganzen Umfange nebst den Marken über. Die Vormundschaft über das Kind führte seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Arnulfs; eine Frau, wie Widukind sagt, von seltener Schönheit und wunderbarem Verstande. Ihr erster Rathgeber wurde alsbald der kluge Bischof Abraham von Freising, einem im Herzogthume einheimischen mächtigen Geschlechte angehörig und im Jahre 957 zum Bisthum erhoben. Die Regierung Baierns gewann mehr und mehr einen den Stammesinteressen entsprechenden Charakter, und der junge Herzog erwuchs im bairischen Lande als Baier.

Nach dem Tode Herzog Heinrichs überragte der Einfluß, den Brun, „der große Bischof," wie ihn Widukind nennt, auf seinen königlichen Bruder übte, weit jeden anderen. Niemand war aber auch des königlichen Vertrauens würdiger, als dieser hochbegabte und treffliche Mann, auf den man mit immer neuer Bewunderung den Blick lenkt. Denn Niemand durchschaute tiefer die Gebrechen der Zeit und wußte klarer die Mittel zu erkennen, um sie zu heilen; Niemand war entschiedener in der Gesinnung und doch so durch und durch von Versöhnlichkeit und Friedensliebe beseelt. So nachsichtig er sich gegen Andere zeigte, so streng war er gegen sich selbst; während seine Gedanken sich am liebsten zu der Anschauung der himmlischen Dinge aufschwangen oder in das Studium der Wissenschaften versenkten, achtete er zugleich mit der größten Gewissenhaftigkeit auf Alles und Jedes, was ihm an weltlichen Geschäften in Kirche und Staat übertragen wurde.

Wir wissen, eine wie schwierige Aufgabe ihm zufiel, als er das lothringische Herzogthum erhielt, und mit welchem Geschick er sie wäh-

rend des Bürgerkriegs zu lösen wußte. Dennoch fehlte viel daran, daß sein unruhiges Volk nach Konrads Unterwerfung sogleich zur alten Ordnung zurückgekehrt wäre. Wie hätten auch die übermüthigen Großen des Landes ohne weiteres einem fremden Priester, der mit einer so ungewöhnlichen Macht über sie bekleidet war, unweigerlichen Gehorsam leisten sollen? Allerdings gab es eine starke königliche Partei in dem Lande, aber es fehlte ihr nicht an mächtigen Widersachern; Hader und Unfriede herrschten an vielen Orten. Im Jahre 956 beschied Otto deshalb die Lothringer nach seiner Pfalz Ingelheim und ließ sich von den unruhigen Großen Geiseln stellen; bald darauf kam er selbst nach Köln und hielt hier eine große Tagfahrt. Dennoch wurde schon im folgenden Jahre der Landfriede von Neuem gestört, und zwar gerade durch jenen Reginar, an dem Brun im Anfange den festesten Halt gegen Konrad gefunden hatte. Die Gewaltthaten, welche sich der übermüthige Mann mit den Seinen gegen die Kirchen und Klöster im Lande erlaubte, wollte Brun nicht ferner schweigend dulden und machte sich dadurch denselben zum unversöhnlichen Feinde. Gereizt und unzufrieden überdies, weil er für seine Dienste nicht den gebührenden Lohn empfangen zu haben glaubte, trat Reginar dem Erzbischof bald überall hindernd entgegen und suchte sogar an dessen Schwester, der Königin Gerberge, seine Erbitterung auszulassen. Mehrere Güter, die einst Herzog Giselbert gehört und von ihm als Morgengabe an Gerberge verliehen waren, beanspruchte Reginar als Erbe und machte zuletzt sein vermeintliches Recht mit offener Gewalt geltend. Brun nahm sich indessen wie billig, der Schwester an, und Reginar, der in Bruns Hände fiel, mußte sein verwegenes Beginnen mit der Verbannung nach Böhmen büßen; im fremden Lande fand der unstäte Mann sein Ende. Dann erhoben sich noch einmal im Jahre 959 mehrere vornehme Männer im Lande gegen Brun, als er einige feste Burgen, die sie ohne des Königs Erlaubniß erbaut hatten, niederreißen ließ; er wolle auch, erzählte man damals, dem Lande neue und unerhörte Lasten aufbürden. An die Spitze der Aufständischen stellte sich jener Immo, der durch seine Listen einst so viel dazu beigetragen hatte das Land dem Könige zu erhalten und bis dahin auch Bruns vertrauter Rathgeber gewesen war. Aber der Aufstand wurde glücklich unterdrückt, und darauf die Ausübung der herzoglichen Rechte im oberen Lothringen dem Grafen Friedrich übertragen.

Graf Friedrich hatte sich während des Bürgerkriegs mit seinem

Bruder, dem trefflichen Bischof Adalbero von Metz, treu zum König gehalten und war seit dem Jahre 954 ihm auch durch Verwandtschaft näher getreten. Er vermählte sich nämlich damals mit Beatrix, einer Tochter Herzog Hugos von Franzien, mit der er schon seit mehreren Jahren verlobt war. Friedrich übte fortan in gleicher Weise, wie Gottfried, dessen Geschäftskreis wohl erst jetzt auf das untere Lothringen beschränkt wurde, unter Bruns Aufsicht die herzogliche Gewalt und führte gleich jenem den herzoglichen Namen. Da in ähnlicher Weise, wie die Bischöfe der Provinz unter Brun als Erzbischof standen, diese Herzoge ihm untergeben waren, nennt ihn sein Biograph Ruotger „gleichsam einen Erzherzog" und giebt ihm damit einen Titel, welchen der Erzbischof nie selbst geführt und der zu sehr irrthümlichen Auffassungen seiner Stellung Veranlassung gegeben hat. Die Theilung des Lothringerlandes, die damals zuerst eintrat, erhielt sich und wurde später weiter durchgeführt, während zur Zeit die Verwaltung der beiden Theile doch noch in Brun eine Verbindung hatte. Denn in der That war er nach wie vor die Seele von Allem, was in dem Lande vorging. „Er theilte," sagte Ruotger, „einem Jeden der Großen und der Beamten seine Obliegenheiten zu, wies Jedem die Thätigkeit an, zu der ihn seine Kräfte befähigten, aber Nichts gab es, wobei er nicht doch zugleich auch selbst Hand angelegt hätte, und mit der ungemeinen Lebendigkeit und durchdringenden Kraft seines Geistes wußte er stets das zu erfassen, was dem Wohl Aller am besten diente." Wohl nahm Mancher einen Anstoß daran, daß Brun als Bischof eine so ausgedehnte weltliche Verwaltung führte, aber es genügte einen Solchen auf die Erfolge dieser Thätigkeit zu verweisen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachdem die Empörungen, von denen wir so eben sprachen, besiegt waren, trat ein Friedenszustand in dem Lande ein, wie man ihn seit dem Verfall des Karolingischen Reichs hier nicht mehr gekannt hatte.

Nicht minder ersprießlich erwies sich Bruns Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten seiner Provinz. Die reichen Bisthümer und Klöster derselben waren seit geraumer Zeit fast nur an die Söhne einheimischer Gewalthaber vertheilt worden; die großen Einkünfte und Güter der Kirchen bildeten unablässig den Zankapfel der Parteien, und die Macht, nicht die Würdigkeit entschied bei der Besetzung der geistlichen Würden. Ein großer Theil des Kirchenguts war theils durch Gewalt, theils durch das Familieninteresse der Bischöfe in die Hände von Welt-

lichen gekommen; die Klosterzucht war verfallen, und die Schulen, die früher in nicht geringer Blüthe gestanden hatten, genossen kaum noch besonderer Pflege. Manches war schon vor Brun geschehen, um die kirchlichen Zustände des Landes wieder zu heben, aber mit durchgreifender Kraft und planmäßiger Sorgfalt wurde jetzt erst die Sache angegriffen. Fremde Geistliche, namentlich Sachsen, zog Brun in das Land und bildete sich einen Klerus, der durch Unsträflichkeit des Lebens und geistige Bildung werth war an die Spitze des Volkes zu treten. Alte Klöster, die in Verfall gerathen waren, wurden reformirt; daneben neue begründet, wie vor Allem aus Bruns eigenem Vermögen das nachher so berühmte Pantaleonskloster zu Köln. Auch auf die Errichtung neuer Klosterschulen nahm man Bedacht, während zugleich die Domschulen erheblich verbessert wurden. Vor Allem glänzte durch wissenschaftliche Bildung Köln selbst; da wurden unter Bruns Augen jene Bischöfe erzogen, um derenwillen Siegbert von Gemblour nach hundert Jahren das Zeitalter Ottos als ein glückliches preist: Dietrich von Metz, Heinrich und Ekbert von Trier, Gerhard von Toul, Wikfried von Verdun. „Aber alle diese glänzenden Sterne," sagt Siegbert, „überstrahlte Brun selbst wie der hellblinkende Morgenstern." Es ließen sich die Namen noch vieler anderer bedeutender Männer nennen, die Brun entweder selbst gebildet hatte oder die doch mit ihm in einmüthigem Geiste wirkten, wie Everaklus von Lüttich, dessen Wahl Brun nur mit großer Mühe durchsetzte und der dann gleichsam der Neubegründer der berühmten Lütticher Schule wurde, und der treffliche Engrann von Cambray, den Brun aus Frankreich nach Lothringen gezogen hatte, nachdem er Berengar, einen Verwandten des königlichen Hauses, der nicht im besten Sinn das Bisthum verwaltet hatte, trotz aller Anstrengung nicht auf seinem Sitze hatte behaupten können. Bald zeichnete sich der lothringische Klerus an Bildung, Geschicklichkeit in der Amtsführung und durch strenge Kirchenzucht vor der gesammten Geistlichkeit des Abendlandes aus, und diese planmäßige Reformation des geistlichen und geistigen Lebens in Lothringen hat für die Geschichte der Welt weitgreifende Folgen gehabt. Schon in den Jahren 962 und 967 wurden nach einander zwei Metzer Domherren, Odalrich und Adalbero, auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims, den vornehmsten im Westfrankenreiche, erhoben, von denen der zweite bestimmt war ein neues Königsgeschlecht dem Frankenreiche zu geben. Und ein Jahrhundert später bestieg ein lothringischer Bischof in

Leo IX. den päpstlichen Stuhl, dessen Pontificat der Anfang einer neuen Aera der christlichen Kirche wurde.

So sehr die Angelegenheiten Lothringens Brun in Anspruch nahmen, so war seine Thätigkeit doch in gleichem Maße den allgemeinen Reichsgeschäften zugewandt; vor Allem hatte er die Verhältnisse des Reichs zu der Karolingerherrschaft im Westen zu überwachen und zu regeln. Wir wissen, wie der Thron König Ludwigs schon seit geraumer Zeit nur durch den Einfluß seines mächtigen Schwagers Otto noch gegen die immer wachsende Gewalt Herzog Hugos gestützt wurde. Am 10. September 954 starb König Ludwig in jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, und es schien der günstigste Augenblick für Hugo gekommen, sich der lange ersehnten Krone zu bemächtigen. Aber es gelang Brun dennoch, Hugo für die Erhaltung der Herrschaft in dem Karolingischen Geschlecht zu stimmen. Lothar, der ältere Sohn Ludwigs und der Gerberge, ein Knabe von zwölf Jahren, bestieg den Thron der Westfranken, während sein jüngerer Bruder Karl, noch ein Kind in der Wiege, gegen die alte Sitte der Karolinger von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Hugo war zum Lohn für seine Zurückhaltung außer mit dem französischen Burgund auch mit Aquitanien belehnt worden, aber schon im Jahre 956 starb er, ehe er das Letztere hatte in Besitz nehmen können. Hugo hinterließ aus der Ehe mit Hedwig drei Söhne: den ältesten, dem Vater gleichnamig und später Capet zubenannt, Otto und Heinrich, der dem geistlichen Stande bestimmt war, ferner zwei Töchter: Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Oberlothringen, und Emma, die sich bald darauf dem Herzog Richard von der Normandie vermählte. Wie zu erwarten stand, dauerte es nicht lange, daß die Königin Gerberge mit den Söhnen Hugos in die ärgerlichsten Streitigkeiten gerieth und den Beistand ihres Bruders Brun in Anspruch nehmen mußte. Mit Heeresmacht zog daher Brun im Jahre 958 nach Frankreich und brachte zwei Jahre später einen Frieden zu Stande, nach dem Hugos Söhnen nicht nur die Lehen ihres Vaters, Franzien und Burgund, unverkürzt erhalten blieben, sondern ihre Herrschaft noch durch das Poitou vermehrt wurde, wogegen sie Lothar als ihrem Lehnsherrn den Vasalleneid leisteten. Die alte Eifersucht zwischen den beiden Häusern dauerte freilich auch in der Folge fort, aber Brun, der Westfranken gleichsam wie eine Provinz des deutschen Reichs überwachte, wußte mit großer Umsicht jeden gewaltsamen Ausbruch des gegenseitigen Neids im Keim zu ersticken.

Auch die Kapelle des Königs und mit ihr die ganze in ihr dienende Hofgeistlichkeit war nach Bruns Erhebung zum Erzbisthum Köln unter seiner Leitung geblieben, und wenn er auch jetzt nicht mehr selbst die Urkunden ausfertigte, sondern die Kanzler hierfür in seine Stelle traten, behielt er doch als Erzkanzler und Erzkapellan die oberste Führung des ganzen Geschäftsgangs. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die während der Bürgerkriege gegen den König Partei ergriffen hatten, gingen ihres Einflusses auf die Kanzlei verlustig, und eine Zeit lang finden sich nur Urkunden, in denen die Kanzler für Brun als Erzkanzler zeichnen. Als Wilhelm, König Ottos Sohn, zum Erzbisthum Mainz gelangte, wurde das bis dahin mit seiner Stellung verbundene Erzkanzleramt ihm zwar zurückgegeben, doch erlangte er schwerlich vor Bruns Tode einen erheblichen Einfluß auf die Geschäfte der Kapelle. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie diese recht eigentlich als die Bildungsstätte der hohen Geistlichkeit anzusehen war, indem aus ihr die ersten und wichtigsten Bischofsstellen besetzt wurden; je mehr der König nun die einmal eingeschlagene kirchliche Richtung in seinem Regiment verfolgte und den Klerus geflissentlich zu den Staatsgeschäften heranzog, desto mehr mußte auch die Bedeutung des Mannes wachsen, der diese Pflanzstätte der hohen Geistlichkeit von Grund aus reformirt hatte und fortwährend leitete. Die ganze Höhe der Stellung, die Brun in Ottos Reiche und an dessen Hofe einnahm, tritt jedoch erst dann hervor, wenn man sich des überaus wichtigen Umschwungs bewußt wird, den der innere Krieg in den Regierungsgrundsätzen des Königs hervorgebracht hatte.

Nicht zum geringsten Theil war der Krieg gerade durch jene consequent durchgeführte Hauspolitik herbeigeführt worden, durch welche der König das alte Stammesherzogthum zu beseitigen und die deutschen Länder der Krone zu verbinden geglaubt hatte. Sobald diese Politik aber das Reich in die schlimmsten Verwicklungen gebracht hatte und der Kampf im Hause des Königs selbst ausgebrochen war, hatten sich auch sofort die Nachkommen der früheren Stammesherzoge von Neuem geregt, und der König hatte, was das Wichtigste war, hier und da sogar sein eigenes Interesse mit dem ihrigen verbinden müssen. Indem sich zeigte, daß die Macht des alten Herzogthums keineswegs ganz gebrochen war, schienen doch die Zeitumstände so wenig geeignet sich mit dieser Macht in einen neuen Kampf einzulassen, daß die Klugheit viel-

mehr rieth sich dieselbe, soweit es möglich, zu gewinnen und dienstbar zu machen. Zu einer völligen Herstellung des alten Nationalherzogthums kam es zwar nicht, aber offenkundig kehrte Otto nach dem Kriege mehr zu den Grundsätzen seines Vaters zurück. Mit einer ausgedehnten, innerhalb ihres Gebiets fast selbstständigen Gewalt erscheinen bald wieder an der Spitze der einzelnen deutschen Länder einheimische Fürsten, zum Theil den alten Herzogsgeschlechtern entsprossen, zum Theil die Begründer neuer herzoglicher Dynastien. In Baiern trug den herzoglichen Namen ein Enkel Arnulfs, und die herzogliche Gewalt übte Arnulfs Tochter; das Herzogthum war hier unmittelbar vom Vater auf den Sohn übergegangen, was in einer Zeit, die aus jedem Vorgang ein Gewohnheitsrecht zu bilden geneigt war, leicht zu dem von Otto früher so bestimmt bestrittenen Grundsatz der Erblichkeit des Herzogthums zurückführen konnte. Ingleichen gehörte, wie erwähnt ist, der neue Herzog von Schwaben einem dort einheimischen Geschlechte an und war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn jenes ersten Herzogs Burchard, der einst gegen König Heinrich die Waffen erhoben hatte. In Lothringen waren die Ansprüche Reginars zwar zurückgewiesen, aber dennoch hatten zwei einheimische und den Interessen des Landes engverbundene Große, Gottfried und Friedrich, auch hier den herzoglichen Namen erhalten, und mindestens der zweite wurde der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts. Aehnlich, wie in Lothringen, gestalteten sich in Sachsen die Verhältnisse. Das Land, so häufig den Einfällen der Wenden und Dänen ausgesetzt, bedurfte zu seiner Vertheidigung einer besonderen Leitung, da der König nur allzuoft die Grenzen desselben verlassen mußte. Die herzoglichen Rechte innerhalb ihrer Marken waren freilich schon längst Gero und Hermann Billing übertragen, auch hatte der Letztere während des inneren Kriegs in Abwesenheit des Königs als dessen Stellvertreter in ganz Sachsen die höchste Gewalt geübt, doch erst jetzt, etwa zu derselben Zeit, als Friedrich Oberlothringen erhielt, wurde Hermann förmlich zum Herzog von Sachsen ernannt. Allerdings erhielt er nicht die herzogliche Gewalt über ganz Sachsen in ihrem vollen Umfange. Nach den Nachrichten einer späteren Quelle ist sehr wahrscheinlich, daß nur die östlichen Gegenden zwischen der Weser und unteren Elbe ihm als Fahnlehen ertheilt wurden, während Westfalen unmittelbar unter der Krone blieb, und jedenfalls wurde an der mittleren Elbe und in seinen Marken Gero von Hermanns Gewalt

in keiner Weise berührt. Aber ob dem so war, Hermann wurde doch, wie Friedrich, der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts, das später eine bedeutende Gewalt in den meisten Theilen Sachsens übte.

Daß die neuen Herzoge, deren Gewalt vom Könige selbst begründet war und hauptsächlich durch seine Macht gestützt wurde, damals kaum den Gedanken fassen konnten sich von der Einheit des Reichs zu trennen, liegt auf der Hand; aber kaum minder deutlich ist, daß durch ihre Einsetzung die Selbstständigkeit der einzelnen Länder dem Reiche gegenüber von Neuem gekräftigt wurde und daß Otto mehr und mehr zu der von seinem Vater befolgten Politik zurückkehrte, den durch die Stammesunterschiede bestimmten Theilen des Reichs in der Verwaltung so viel Freiheit einzuräumen, als der Bestand des Ganzen nur zuließ. Niemals hat Otto die Erblichkeit des Herzogthums und der Grafschaft grundsätzlich anerkannt, aber er hat in seinen späteren Jahren erledigte Kronlehen doch kaum eingezogen und neu ausgethan, wenn der letzte Inhaber mannbare Söhne hinterließ, wofern nicht offenkundiger Treubruch zu strafen war. In einzelnen Fällen gestand der König sogar ausdrücklich den Kronvasallen die Vererblichung der Reichslehen an ihre Söhne als ein Privilegium zu; wir wissen zum Beispiel, daß der Graf Udo in der Wetterau diese Vergünstigung erhielt. Manche fürstliche Geschlechter, die sich in den folgenden Jahrhunderten hervorthaten, lassen sich deshalb in der factischen Erblichkeit ihrer Grafschaften und Reichslehen bis auf die Zeit Ottos hinab verfolgen.

Indem der hohe Adel so wieder mehr in jenen lockeren Lehnsverband zurückkehrte, in dem er unter Heinrich zum Reiche gestanden hatte, indem er sich zugleich den provinziellen und lokalen Interessen von Neuem enger verbündete, konnte der königlichen Gewalt allerdings mit der Zeit aus der weiteren Machtentwicklung dieses Adels ernstliche Gefahr erwachsen, wenn das Reichsregiment nicht auf einer anderen Seite eine neue zuverlässige Stütze gewann. Otto, der mehr nothgedrungen als freiwillig auf die Wege des Vaters zurückgekehrt war, suchte diese Stütze in der Kirche. Als er es aufgeben mußte Krone und Herzogthum durch die Gemeinsamkeit des Familieninteresses zu verbinden, bestrebte er sich einen um so festeren Bund zwischen Reich und Kirche herzustellen, die Absichten und Zwecke dieser beiden Mächte aufs Neue unauflöslich zu verflechten. Ruotger erzählt, daß Otto mitten im Bürgerkriege zu seinem Bruder Brun, als derselbe soeben das Erzbisthum

Köln angetreten hatte, geäußert habe: „Das tröstet mich zumeist in meinen harten Leiden, daß durch Gottes Gnade ich jetzt unser Reich mit dem Priesterthum verbunden sehe; denn in dir ist Priesterthum und Königthum vereinigt." Und in der That war es die Persönlichkeit Bruns, die es dem Könige erleichterte, ja man kann sagen, vielleicht einzig und allein ermöchlichte, eine Stärkung der Reichsgewalt in der Kirche zu gewinnen.

Vor Allem kam es darauf an, dem Könige unbedingt ergebene Männer auf die deutschen Bischofsstühle zu bringen. Unerwartet schnell gelang, was gerade das Wichtigste war, dies bei allen Metropolitankirchen. Mit Ausnahme Adaldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutschen Erzbischöfe vordem in freundlichen Beziehungen gestanden, sondern mehr oder minder mit allen zeitweise in Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Brun zu dem Erzbisthum Köln erhoben; Mainz erhielt im folgenden Jahre Ottos eigener Sohn Wilhelm; im Jahre 956 wurde durch Robberts Tod Trier erledigt und kam dann an einen schwäbischen Kleriker, mit Namen Heinrich, einen Schwaben, der dem königlichen Hause verwandt und Bruns Schüler war. Jene Familienpolitik, welche der König einst bei der Besetzung der Herzogthümer verfolgt hatte, übertrug sich jetzt gleichsam auf die Erzstifte des Reichs. Auch Salzburg wurde endlich dem geblendeten Herold durch eine Synode im Jahre 958 abgesprochen und an einen Kleriker, Friedrich mit Namen, übertragen, der aus einem bairischen dem Könige wohlgesinnten Grafengeschlechte entsprossen war. Obwohl Herold selbst auf jener Synode in seine Absetzung hatte willigen müssen, trat er nichtsdestominder später wieder mit Ansprüchen auf sein Bisthum hervor, und schon um seiner Erhaltung willen mußte sich Friedrich, der neue Erzbischof in der engsten Verbindung mit Otto erhalten. So standen denn alle deutschen Erzbischöfe in nahen persönlichen Verhältnissen zum Könige und die ersten und ältesten Metropolen der deutschen Länder waren in die Hände seiner Verwandten gekommen. Kann es da Wunder nehmen, wenn auch die anderen Bisthümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt werden und das deutsche Reich so mit der deutschen Kirche in die innigste Verbindung tritt? Ueber ein Jahrhundert lang geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in die Reichsgeschichte auf, und diese ist zum guten Theil in jener enthalten. Das Reichsregiment nahm einen kirchlichen Charakter an, noch mehr aber gewann

das Kirchenregiment eine politische Richtung. Die deutschen Bischöfe erhalten ihre hauptsächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die sie in dem Reiche bekleiden.

Es ist mehrfach behauptet worden, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der römisch-katholischen Kirche erwachsen und die Idee eines eigenen deutschen Volkes selbst gleichsam im Schooße der römischen Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen. Nur ein Schein der Wahrheit spielt um so phantastische Paradoxen. Das siegreiche Schwert, das die Zukunft der deutschen Stämme vor den Barbaren des Ostens schirmte, hat das deutsche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erstarkte; nicht der Krummstab war es, der die Einheit des deutschen Volkes schuf. Nicht das gleiche Credo, welches die Bischöfe der deutschen Länder dem römischen Papste übersandten, war das erste Band, das Deutsche mit Deutschen zusammenschloß, sondern der gleiche Lehnseid, welchen die deutschen Großen dem e i n e n Könige und Herrn freiwillig oder gezwungen schwuren. Erst als sich zeigte, daß dieses Band zu locker sei, um die Einheit des Reichs zu erhalten, und daß bei der Natur jener Zeiten alle Anstrengungen es straffer anzuziehen, vergeblich seien, erst als alle Versuche Ottos, die großen Vasallen wieder lediglich auf den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, gescheitert waren: da erst wurde die Kirche von Neuem, wie schon einst für Pippin und Karl den Großen, auch für die deutschen Könige das wirksamste Mittel, um ihr Regiment zu befestigen. Als die Könige mit den Herzogen, Pfalzgrafen und Grafen das Reich nicht mehr zu regieren vermochten, begannen sie mit den Bischöfen zu regieren, und als jenen das Bewußtsein ganz entschwand, daß sie ein Reichsamt bekleideten, als sie den Anspruch erhoben eine in ihrer Art selbstständige Fürstenmacht zu besitzen, wurden die Bischöfe die ersten und einflußreichsten Beamten des Reichs. Je mehr in den weltlichen Großen die Mannigfaltigkeit und Selbstständigkeit der Stammes- und provinziellen Interessen kräftige Vertretung fand, desto enger verband die Krone ihrer nationalen Ideen mit den weltumfassenden Anschauungen der katholischen Kirche, indem sie zugleich mit Nothwendigkeit tief den Klerus in ihre nationalen Tendenzen hineinzog. So entwickelte sich im Grunde erst aus dem deutschen Reiche eine deutsche Kirche, die allerdings für die Entwicklung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist, die aber ein Jahrhundert lang von dem Glanz der Krone

mehr Licht empfing, als sie jener zu leihen vermochte. Nicht Scepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten; sondern das gezückte Schwert mit der Krone, Fischerring und Brevier überragend.

Was Otto durch seine Verbindung mit der Kirche bezweckte, liegt auf der Hand. Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzoge und Grafen in einem Stande gewinnen, der sich schon seiner ganzen Stellung nach über die besonderen Interessen, welche jene vertraten, zu allgemeineren politischen Anschauungen erheben mußte und dem er überdies an seinem Hofe jetzt die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte. Und welcher Gewinn war es nicht überdies für ihn, daß sich in diesem Stande die Idee einer erblichen Gewalt gar nicht zu bilden vermochte, er immer aufs Neue Gelegenheit fand ihn zu ergänzen und in seinem Sinne umzugestalten! Wie freigebig er nun auch die Bischöfe und Aebte mit Reichslehen ausstatten mochte, es kehrte immer die Zeit wieder, wo das Vergabte heimfiel und in die Hand des Mannes gebracht werden konnte, dem man es zum Wohle des Ganzen am liebsten vertraut sah. Ueberdies kam die ganze Summe von Bildung, geistiger Gewandtheit und Geschäftskenntniß, die sich in dem Klerus vereinigte, nun erst vollends dem Reiche zu Gute, und die Krone konnte in den Augen des Volkes, dessen Geist und Gemüth vom Klerus beherrscht war, nur an Bedeutung gewinnen, wenn dasselbe Staat und Kirche in voller Eintracht erblickte. Die tiefere Richtung der Zeit war eine religiöse, und indem Otto seine Sache der Kirche verband, folgte er dem richtig erkannten Zuge der Weltgeschichte.

Aber je kirchlicher das Reichsregiment wurde, desto weltlicher wurde mit Nothwendigkeit durch diesen Bund die Kirche in den deutschen Ländern. Da die Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien nun vor Allem Reichsbeamten wurden, sorgte auch der König dafür, daß sie ihre Verpflichtungen gegen das Reich vor allen anderen erfüllten. Für ihre Reichslehen mußten sie ihre Vasallen regelmäßig und pünktlich zum Heere des Königs stellen, ja gegen die Kirchensatzungen oft selbst mit ihnen in das Feld ziehen; unaufhörlich wurden sie zu Hofe entboten und mußten zu allen weltlichen Geschäften die Hand bieten. Und dann beruhte hauptsächlich darauf das ganze Verhältniß des Königs zum Klerus, daß er meinte mit unbeschränktem Recht über denselben gebieten zu können, ein Regent der Kirche zu sein, wie es Karl

der Große gewesen war. Er machte den Anspruch, daß ohne seinen Willen kein Concil in dem Reiche berufen werde und kein Beschluß des Klerus ohne seine Genehmigung gesetzliche Kraft habe, daß er neue Bisthümer gründen, die Bischöfe selbst ernennen und vor seinen Richterstuhl ziehen könne, daß ihm über das Vermögen der Kirche ein wenig begrenztes Verfügungsrecht gebühre: er übte alle auf diesen Ansprüchen beruhenden Rechte in ihrem vollen und ganzen Umfange. Aber doch standen alte Kirchensatzungen — echte sowohl, wie jene unterschobenen des Pseudoisidor, deren Ursprung Niemand mehr kannte, — mit solchen Ansprüchen in dem schroffsten Gegensatz, und die Geistlichkeit schien sich für immer die Hände zu binden, indem sie sich dem Könige in Dienstbarkeit hingab.

Es ging damals wieder ein frischer Zug durch die deutsche Geistlichkeit, die noch andere Dinge in das Auge faßte als äußere Vortheile. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die Gefahr, die der Kirche drohte, recht wohl von ihr gefühlt wurde. Vor allem wissen wir gerade von Brun und Wilhelm, wie sehr sie eine Verweltlichung der Kirche besorgten. Widerstrebend und nur Ottos dringenden Bitten nachgebend, übernahm Brun die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, und in dem vorhin angeführten Brief an Papst Agapet bezeichnet Erzbischof Wilhelm es unzweideutig als ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß der Bischof thue, was sich für den Herzog und Grafen gebühre. Mit dem größten Erstaunen liest man in demselben Briefe, mit welcher Entschiedenheit er die Rechte seiner Kirche und der Kirche überhaupt gegen die Eingriffe seines eigenen Vaters zu vertheidigen wagte.

Zum vollen Verständniß dieses überhaupt merkwürdigen Schreibens müssen wir andere kirchliche Pläne, die des Königs Seele bewegten, hier zuvor etwas näher ins Auge fassen. Auf dem Schlachtfelde bei Augsburg hatte der König, wie erzählt ist, dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu Merseburg zu gründen gelobt, zugleich aber war der längst gehegte Wunsch am Grabe Edithas ein Erzstift für die slawischen Länder zu errichten, wieder in ihm aufgetaucht. Alsbald sandte daher Otto, der damals die Verlegung des Halberstädter Bisthums nach Magdeburg beabsichtigte, an den Papst um die Genehmigung desselben für diesen Plan zu gewinnen. Sein Bote war der Abt Hadamar von Fulda, der sich schon einmal im Jahre 947 als ein geschickter Unterhändler bewährt hatte. Die Absichten des Königs bedrohten in gleicher Weise das Erz-

bisthum Mainz, wie das Morizkloster zu Magdeburg; denn Halberstadt, zur Metropole erhoben, wäre der Mainzer Provinz entzogen und die großen Schenkungen des Morizklosters auf das neue Erzstift übertragen worden. Obwohl Papst Agapet erst vor kurzem die Rechte des Morizklosters bestätigt und Erzbischof Wilhelm nicht nur zum apostolischen Vikar in Germanien und Gallien ernannt, sondern sogar auf das Nachdrücklichste in allen bisherigen Rechten und Ehren der Mainzer Kirche geschützt hatte, indem er ihn in apostolischer Machtfülle jeden Eingriff in diesen seinen Besitz mit dem Bann zu bestrafen erlaubte, gelangte Hadamar dennoch in Rom zu seinem Ziele und brachte eine Bulle über die Alpen, welche dem Könige die Bisthümer nach seinem Gefallen zu ordnen freistellte. Wie es scheint, führte Hadamar außer dem Pallium für Brun auch schon ein anderes für den Bischof von Halberstadt, den Erzbischof der Zukunft, mit sich.

Unter solchen Verhältnissen und in der größten Aufregung schrieb Erzbischof Wilhelm jenen Brief an den Papst, in dem er ihm den Widerspruch der früher von Rom ertheilten Privilegien mit dieser Begünstigung der königlichen Absichten darlegte und dann so fortfuhr: „In die Verkürzung unseres Bisthums und die Verlegung der Halberstädter Kirche werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen, selbst wenn einer von jenen falschen Propheten, die außen in Schafskleidern kommen, aber innen reißende Wölfe sind, mit Gold und Edelsteinen bepackt nach Rom geht und von dort zurückkehrend sich brüstet, er bringe so viele Pallien heim, als er wolle, mit baarem Gelde gekauft, — ich weiß nicht, von wem, denn daß dies von Euch möglich sei, kann ich nicht glauben, — und wenn derselbe auch apostolische Briefe aufweist, nach welchen es dem König in apostolischer Machtvollkommenheit erlaubt sein soll Bisthümer zu ordnen, wie ihm beliebt. Ich kann es nicht für angemessen erachten, daß solches ohne mein Wissen geschieht; ohne *mein* Wissen, der ich in ganz Germanien und Gallien als der Erste nach Euch in der Christenheit bessern soll, was zu bessern ist, und Niemandem Rechenschaft schulden soll als Euch. Wenn solche Beraubung unserer Kirche wirklich in Eurer Absicht liegt, dann werdet Ihr doch zuvor erst Briefe an unseren Herrn und König, an mich als Euren Vikar, an Erzbischof Brun von Köln und an Erzbischof Rodbert von Trier senden, daß nach Eurem Willen an einem beliebigen Orte — nach meinem Wunsche am liebsten zu Mainz — ein Concil der heiligen Brüder zu-

sammentrete. Da wollen wir dann zuerst über den Zustand der heiligen Kirche verhandeln, über die Bischöfe, die geblendet und aus ihren Sitzen vertrieben sind, über den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der, obwohl kanonisch und gesetzlich eingeführt, doch alsbald wie ein Pächter ohne Grund weggejagt ist, und über alle das wuchernde Unkraut, das den Weizen der heiligen Kirche erstickt, und dann will ich zu Euch kommen und Euch anrufen und mich gern zu fremden Völkern um der Ausbreitung des Evangeliums willen senden lassen, wenn ich den Unseren nicht mehr von Nutzen sein kann. Das will ich lieber, als die Leiden unserer Kirche und der Heiligen ansehen, wenn wirklich das Geld des Hadamar mehr vermögen sollte, als die fromme Stiftung unseres Vorgängers, des heiligen Bonifacius, die Stiftung Eurer und unserer Vorgänger. Mag es dann eben so viele Pallien, als Bischöfe geben, aber ich will nicht mehr Bischof sein." Der Brief Wilhelms langte zu Rom erst an, als Agapet verstorben war, und dessen Nachfolger, der auf anderen Wegen wandelte, beruhigte Wilhelm und versprach Mainz in seinen Rechten und Ehren zu schützen. So stand der König in der That von der Ausführung seines Planes ab, und die Errichtung des Magdeburger Erzbisthums wurde abermals verschoben.

In eine wie bedenkliche Abhängigkeit die Kirche vom Könige gerieth, entging hiernach Wilhelm mit Nichten, und er ließ sich sogar in einem einzelnen, ihn besonders betreffenden Falle bis zu jenem äußersten Widerstande gegen die Absichten seines Königs und Vaters hinreißen. Aber dennoch finden wir gerade ihn als den entschiedensten Vertreter der Krone in allen Reichsgeschäften, als ein äußerst wirksames Werkzeug, den Bund zwischen Kirche und Reich herzustellen und zu kräftigen. Wenn nun Männer, wie er und in noch höherem Grade Brun, alle ihre Kraft aufboten, um das Bündniß zwischen Reich und Kirche möglichst fest zu schließen, so liegt der Grund dafür allerdings zum Theil in ihren persönlichsten Verhältnissen; aber nicht minder doch darin, daß sie von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die letzten Zwecke des Königs seien wesentlich keine anderen, als die, welche die Kirche verfolgen müsse, das Reich Christi auf Erden könne nicht anders in seinem Bestande gesichert und ausgebreitet werden, als durch die kaiserliche Macht, der Otto offenkundig zustrebte. Das Reich Ottos schützen, stärken und mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befesti-

gung und Ausdehnung des Reichs Christi. Und in der That war Ottos Bund mit dem hohen Klerus der deutschen Länder kein solcher, bei dem es lediglich auf die Gewinnung vorübergehender äußerer Vortheile angekommen wäre, sondern die Interessen des deutschen Reichs und der christlichen Kirche durchwoben und durchspannen sich in dieser Zeit auf die mannigfachste Weise; fast unbewußt einem zwingenden inneren Drange gehorchend, schlossen beide Theile einen Bund, der von den größten Folgen für unsere Geschichte gewesen ist. Denn auf ihm beruht es vornehmlich, daß sich das Königthum in den deutschen Ländern befestigte und sich zur kaiserlichen Gewalt über das Abendland aufschwang; auf ihm aber zugleich, daß der Episcopat in Deutschland zu einer größeren weltlichen Macht gelangte als in den anderen Ländern Europas und eine selbstständige fürstliche Gewalt viele Jahrhunderte hindurch behauptete. Die Folgen dieser Vereinigung von Kirche und Reich waren wohlthätig, so lange beide wahr und aufrichtig dieselben Zwecke verfolgten; sie wurden im höchsten Grade verderblich, als die Interessen beider sich trennten. Als dieser Bund sich lockerte, verlor nicht nur das Kaiserthum seine Bedeutung, sondern gerieth auch das deutsche Königthum und die Einheit des deutschen Reichs in Gefahr.

Bei dieser Richtung, die Ottos Politik eingeschlagen hatte, läßt es sich leicht begreifen, daß Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in stätem Zunehmen begriffen war, und man muß Ruotger, dem Biographen Bruns, vollkommen beistimmen, wenn er die Regierung des Reichs in dieser Zeit gleichsam als die gemeinschaftliche Sache beider Brüder darstellt. Vor Allem freilich lag Brun ob die tauglichsten Männer für die Besetzung erledigter Bisthümer aufzusuchen, aber auch auf die rein weltliche Verwaltung übte er den entschiedensten Einfluß aus. Ruotger spricht in dunkler Weise von einer zum Heil aller Wohlgesinnten errichteten Verbindung und meldet, alle Fürsten und lokalen Gewalten, die sich in aufrichtiger Gesinnung dieser Verbindung angeschlossen hätten, habe Brun seines besonderen Vertrauens gewürdigt, sie vor Allen seinem Bruder empfohlen; Brun selbst aber habe sich in schwierigen Fällen des Raths der Erzbischöfe Wilhelm und Heinrich bedient, und diese drei Kirchenfürsten habe man nicht allein zusammen lesen, berathen und disputiren, sondern auch gemeinsam in den Waffen zum Wohle des Reichs ausziehen sehen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Ordnung der inneren Verhältnisse des Reichs scheint ein Fürstentag gewesen zu sein, den Otto im Mai und Juni 958 zu Köln hielt, nachdem er kurz zuvor zu Ingelheim jener Synode beigewohnt hatte, in der Herolds Absetzung beschlossen wurde. Auf dem Kölner Fürstentage wurde nach Ruotgers Zeugniß nicht allein über unruhige Unterthanen Gericht gehalten, während willfährige und treue Diener des Königs große Huld und Freigebigkeit erfuhren, sondern es wurde auch eifrig über den Zustand des Reichs Rath gepflogen und in Betracht gezogen, wie die Macht desselben zu sichern und zu erweitern sei.

Um die wiederhergestellte Ordnung des Reichs völlig zu sichern, unternahm der König im Jahre 960 eine Rundreise durch die deutschen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachsen zurück und begab sich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfest feierte und sich noch während der ersten Monate des folgenden Jahres aufhielt. Die Herzoge, die Bischöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erschienen hier an dem Hofe des Königs und empfingen seine Befehle. Schon war der Wille desselben abermals über die Alpen zu gehen kaum ein Geheimniß mehr; offen wurde die Romfahrt verkündet auf einem Reichstage, den Otto in der Mitte des Mai zu Worms versammelte. Man sah die Nothwendigkeit ein durch eine Bestimmung über die Nachfolge im Reiche die neue Ordnung der Dinge für alle Fälle zu sichern. Einstimmig wurde deshalb zu Worms von den Großen des Reichs und dem Volke der dritte*) Sohn Ottos von der Adelheid, der den Namen des Vaters trug, obwohl damals erst ein Knäblein im sechsten Jahre, zum Könige der Ostfranken erwählt und am 26. Mai, am Tage des heiligen Pfingstfestes, von den Erzbischöfen Brun, Wilhelm und Heinrich im Münster zu Aachen feierlich gekrönt. Es geschah auf derselben Stelle, wo einst der Vater die Krone empfangen hatte, und wiederum erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem Könige Heil und Segen!"

---

*) Die beiden Söhne, welche Adelheid dem König vor Otto geboren hatte, waren jung gestorben. Vgl. unten S. 452.

So gelangte die innere Entwicklung, die wir verfolgten, zu ihrem Abschluß. Die Zukunft des Reichs schien nun erst wieder völlig gesichert: die äußeren Feinde waren überwunden, die innere Ordnung hergestellt, für die Thronfolge gesorgt. Nach zehnjährigen Kämpfen und Mühen stand Otto wieder auf derselben Höhe der Macht, die er zu jener Zeit, da er zum ersten Male die Alpen überschritt, bereits erreicht, aber durch die Verwicklungen, welche sich in Italien anspannen, eingebüßt hatte.

5.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums.

Nicht die frühreifen Früchte dauern, und Unternehmungen, die auf den ersten Anlauf gelingen, sind selten von nachhaltigen Folgen. Wie der Einzelne nur im Schweiße seines Angesichts von einer Stufe der Entwicklung zur anderen zu gelangen pflegt, so steigen auch Völker meist nicht ohne schwere Kämpfe zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Ein Bürgerkrieg voll der entsetzlichsten Gräuel, Verwüstung des Landes durch innere und äußere Feinde, fast völlige Auflösung des scheinbar so wohlbefestigten Königthums waren die unmittelbaren Folgen des ersten Zugs Ottos über die Alpen; nur langsam innerhalb eines Jahrzehnts hatte sich das Reich wieder zu seiner früheren Machtstellung erheben können. Alles Mißgeschick dieser Zeit schien gleichsam ein Vorbild der schweren Leiden und endlosen Kämpfe zu sein, die dereinst Deutschland aus der Vereinigung mit Italien erwachsen sollten, und wohl hätte daraus eine Warnung Otto und dem deutschen Volke entgegentönen können eine so schmerzenreiche Bahn zu verlassen. Aber das Mißlingen des ersten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf mit verstärkter Macht auf jenes große Ziel loszustürmen, das sie vor ihren Augen sahen und von dem ihnen eine innere Stimme sagte, daß sie fern von ihm Nichts erreicht hätten oder erreichen würden. Dieses Ziel war das Kaiserthum und mit demselben der Vorrang vor den Völkern des Abendlandes. Ob

volle Ströme deutschen Bluts deshalb flossen und vollere noch dereinst fließen sollten, unser Volk mußte zu seiner eigenen Ehre und zum Wohle der Menschheit seinen Beruf erfüllen.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauschende Gedanken, die Ottos Seele bewegten; nachdem er einmal die Kaiserkrone in das Auge gefaßt hatte, blieb sie das Ziel seines Strebens. Wenn ihn auch innere Kriege, die Einfälle der Ungarn, die Aufstände der Wenden, die Herstellung eines geordneten Zustands in seinen deutschen Ländern, schwere Krankheiten, die unter seinem Volke ausbrachen und die eine Zeit lang auch sein eigenes Leben bedrohten, lange von einem zweiten Zuge über die Alpen zurückhielten, so verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus den Augen, und der Gang, den die Dinge daselbst nahmen, beschäftigte unausgesetzt seine Aufmerksamkeit.

Als Berengar und Adalbert von Augsburg zurückgekehrt waren, zeigte sich sogleich, wie wenig sie die beschworene Lehnstreue zu halten gedachten. Unverzüglich gingen sie daran, die Bischöfe, Grafen und die anderen Fürsten Italiens, welche sich den Deutschen angeschlossen hatten, für ihren Abfall zu züchtigen. Wie es scheint, hatten sie einen Anhalt in der freien Bevölkerung der Städte; denn wir besitzen eine sehr merkwürdige Urkunde, in der sie den Einwohnern von Genua alle ihre Besitzungen bestätigen und ihnen das Privilegium ertheilen, daß kein königlicher Beamter in ihren Häusern Etwas zu sagen habe oder sie belästigen solle. Wichtigeren Beistand aber, als sie von der noch wenig organisirten Einwohnerschaft der Städte erhalten konnten, gewährte ihnen die Gunst der Umstände. Otto und Heinrich wurden durch die inneren Kriege im deutschen Reiche so in Anspruch genommen, daß sie nicht daran denken konnten, die deutsche Lehnshoheit in Italien geltend zu machen. Nur mit Mühe behauptete Heinrich die Herrschaft in den Marken von Friaul und Aquileja; Verona blieb ihm verloren und wurde auch für seinen Sohn, der mit den Marken des Vaters belehnt war, nicht wiedergewonnen. Indem Berengar und Adalbert sich so auf der einen Seite von einer drückenden Abhängigkeit befreiten, eröffneten sich ihnen nach einer anderen Seite sogar lockende Aussichten zur Erweiterung ihrer Macht.

Im Jahre 954 starb Alberich, der Rom bis zu seinem Ende mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Noch kurz vor seinem Tode hatte er sich von den Römern das Versprechen geben lassen, beim Tode

Papst Agapets seinen Sohn Octavianus, den ihm König Hugos Tochter Alda geboren hatte, auf den Stuhl Petri zu erheben. Octavianus war deshalb in den geistlichen Stand getreten, aber nichtsdestoweniger ging beim Tode des Vaters die weltliche Herrschaft über Rom auf ihn als den natürlichen Erben über. Bei der Stellung, die Alberich gewonnen und mit Festigkeit behauptet hatte, war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, zumal seine Tyrannis an einen jungen Mann kam, der kaum dem Knabenalter entwachsen war. Jetzt oder nie konnte Papst Agapet hoffen sich der für ihn so drückenden Knechtschaft der Tyrannen von Rom zu entziehen; Berengar und Otto gewannen zugleich neue Aussichten auf die ewige Stadt, nach der sie Beide lange getrachtet hatten.

Bald nach Alberichs Tode hatte Otto, wie wir sahen, Abt Hadamar von Fulda, seinen gewandtesten Unterhändler, abermals nach Rom gesandt. Niemals hat der Papst größere Gunstbeweise Otto ertheilt, und sehr wahrscheinlich ist, daß er zugleich ihn auffordern ließ, abermals über die Alpen zu kommen. Aber der Zustand des Reichs fesselte Otto daheim, und schon gegen Ende des Jahres 955 starb Agapet. Die Römer, ihrem Versprechen getreu, erwählten zu seinem Nachfolger Alberichs Sohn, der unter dem veränderten Namen Johann XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. So vereinte Octavianus-Johann, der Papst und Tyrann, die Fülle aller geistlichen und weltlichen Gewalt in der Stadt in seiner Person; zu der faktischen Macht, die sein Vater in derselben besessen hatte, war ein vollgültiger Rechtstitel gewonnen. Unbestritten war er jetzt der alleinige Herr Roms und des Patrimonium Petri, und es war nur die Frage, welchen Gebrauch er von einer Macht, wie sie lange nicht, ja vielleicht nie vordem ein römischer Bischof besessen hatte, zu machen gesonnen sei. Johann XII. sah sich aber offenbar mehr als Alberichs Erbe denn als Nachfolger des heiligen Petrus an. Vom ersten Augenblick an richtete er sein Augenmerk vor Allem darauf, seine weltliche Macht in Italien zu sichern und zu vergrößern; die großen Ansprüche des Papstthums, die bisher nie ihre Erfüllung gefunden hatten, konnten ihm hierbei als bequeme Handhabe dienen.

Die ersten Versprechungen Pippins, nach denen die Herrschaft fast über das ganze mittlere und südliche Italien dem römischen Bischofe zugefallen wäre, waren bekanntlich unerfüllt geblieben. Zu dem, was der Stuhl Petri „nach altem Rechte besaß“, — der Campagna mit der

Meeresküste von der Tibermündung bis nach Terracina und Ceperano hinab, und dem römischen Tuscien, einem ausgedehnten Landstrich an der rechten Seite der Tiber bis zum Meere hin, — waren durch die verbriefte Schenkung Pippins selbst nur der Exarchat und die Pentapolis, der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, hinzugekommen. Später hatten Pippin und Karl der Große dieser Schenkung unseres Wissens nur einzelne Städte im langobardischen Tuscien, das Sabinerland und einige ziemlich werthlose Gerechtsame im Herzogthum Benevent hinzugefügt. Schon in den Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig II. war den Päpsten dann der Exarchat und die Pentapolis entrissen worden, und nur vorübergehend waren sie wieder in den Besitz dieser Länder gelangt. Auch brachte es ihnen für den Augenblick wenig Vortheil, daß ihnen Karl der Kahle über Capua, Benevent, das Herzogthum Spoleto und einige Städte in Tuscien, auf die sie noch kein bestimmtes Recht darthun konnten, eine Schenkung ausstellte, die weder er noch sie zur Geltung bringen konnten. In Wahrheit waren sie fast ganz wieder auf ihren alten, ursprünglichen Besitz beschränkt, und auch Alberichs Macht reichte über diesen und das Sabinerland niemals hinaus. König Hugo hatte den Exarchat und die Pentapolis in Besitz genommen; die Herzoge von Tuscien und Spoleto erkannten die Hoheit des italischen Königs an; in Benevent und Capua herrschten langobardische Fürsten, die gemeinhin in Abhängigkeit von Constantinopel standen. Auch Hugos Sturz brachte den Päpsten keinen namhaften Gewinn; denn Berengar und Adalbert behaupteten sich ungestört in dem Besitz des Exarchats und der Pentapolis, und die Herzoge von Spoleto und Tuscien sahen sich nach wie vor als Vasallen der italischen Könige an. So stand die weltliche Macht des Papstes in keinem Vergleich zu den rechtlichen Ansprüchen, die er erheben konnte, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger ehrgeiziger Mann, der den Stuhl Petri mit ererbter fürstlicher Gewalt bestieg, sich nach den Mitteln umsah, wie er jene Ansprüche durchsetzen konnte.

Es gelang nun Johann XII., nicht nur den Markgrafen Hubert von Tuscien, der als natürlicher Sohn König Hugos seiner Mutter Stiefbruder war, an sich zu ziehen, sondern auch mit Theobald, dem Schwager Huberts, der das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino inne hatte, einen Bund zu schließen. Mit Unterstützung dieser Fürsten zog er gegen Capua, um das Recht

des Stuhls Petri an diesem Fürstenthum und an Benevent geltend zu machen. Capua und Benevent, damals von derselben langobardischen Familie beherrscht, deren Seele Pandulf der Eisenkopf war, ein kräftiger Regent und tapferer Kriegsmann, wurden indessen glücklich vertheidigt; das Unternehmen mißlang, und die Belagerung Capuas mußte aufgegeben werden. Aber durch einen Bund mit dem Fürsten Gisulf von Salerno sicherte sich dennoch Johann XII. auch für die Folge einen Anhaltspunkt im südlichen Italien, während er zugleich seinen Blick nach dem Norden richtete, wo ihm die Umstände günstig scheinen mochten, um sich des Exarchats zu bemächtigen.

Denn schon war Berengar von der deutschen Seite her von Neuem angegriffen worden. König Otto, der es nicht ruhig länger ansehen konnte, daß Berengar sich ungestört wieder in selbstständiger Macht befestigte, beschloß auf den Rath seines Bruders Brun im Jahre 956 seinen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm Liudolf, dessen tiefbekümmertes Gemüth Brun durch herzliche Theilnahme aufgerichtet hatte, den Auftrag des Vaters. Seinen ersten Waffenruhm hatte er in Italien im Kampf gegen Berengar gesucht: es konnte daher scheinen, als ob er jene Bahn des Ruhms, die er einst hier betreten, unbeirrt verfolge, als ob sich über eine schmerzliche Zeit, die er nachdem durchlebt und deren er nur mit Bitterkeit zu gedenken vermochte, die Nacht der Vergessenheit breite. Otto verhieß überdies das Königreich Italien ihm zu verleihen, wenn ein glücklicher Erfolg seine Waffen begleite. Es war das nichts Geringes für den unglücklichen Königssohn, der sein Herzogthum und damit seine ganze Stellung im Reiche verloren hatte und der einen Sohn heranwachsen sah, den er besorgen mußte um eine große Zukunft betrogen zu haben. Und wie Viele hatten nicht in jenem schrecklichen Kampfe gegen den Vater ihr ganzes Schicksal an das seine gekettet und sahen sich nun in allen Hoffnungen getäuscht? Sie hatten Ehre und Gut verloren und führten ein kummer- und schmachvolles Dasein in der Heimat. Auch diesen seinen Freunden wollte Liudolf helfen; sie sollten in der Ferne wiederfinden, was sie daheim verloren hatten.

Sobald Liudolf von den Alpen herabstieg, erhoben sich für ihn die zahlreichen Feinde Berengars. Dieser selbst stellte sich diesmal mit seinem Sohne Adalbert zu einer Schlacht, aber das deutsche Heer siegte, und Pavia fiel. Noch einmal wagte im folgenden Jahre Adalbert einen

Kampf, zum zweiten Male erlitt er eine Niederlage, und fast das ganze Königreich Italien unterwarf sich dem tapferen Sohne Ottos, der durch Freundlichkeit und Milde die Herzen selbst seiner Feinde gewann. Das Ziel schien erreicht. Dem sieggekrönten Jüngling, dem das Volk zujubelte, war, wie Ruotger sich ausdrückt, „die Bahn zum Olymp geöffnet“: da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein schneller Tod raffte ihn in der Blüthe des Lebens dahin. Liudolf starb, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte, den 6. September 957 zu Pombia im Gebiete von Novara unweit des Langensees. Wer schildert die Trauer seiner Freunde und Mannen, war er doch ihre letzte Hülfe und Zuflucht gewesen! Sie verließen ihres Führers beraubt das italische Land; auf ihren Schultern trugen sie die theure Leiche über die Alpen und setzten sie in der Kirche des heiligen Albanus vor den Thoren von Mainz bei.

Weit durch alle deutschen Lande erscholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid. Denn man hatte den Jüngling trotz seines großen Fehltritts geliebt, wie keinen Andern. Niemand war freundlicher gegen das Volk gewesen als er, Niemand treuer seinen Freunden. Jedermann war überzeugt, was er auch gegen seinen Vater unternommen hatte, er hatte ihm treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt; hatte er doch seinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwert gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters genannt. So reich an Tugenden schien er, daß das Volk sich goldene Tage von seiner Herrschaft versprochen hatte; größer, meinte man, werde er dastehen, als je ein König vor ihm, aber Keiner war unglücklicher geworden als er.

Otto lag gerade gegen die Wenden zu Felde, als er den Brief mit der Trauerkunde empfing. Er weinte bitterlich über den Tod des Sohnes; es war ein schweres Leid zu anderen, die sein Vaterherz prüften. Der erstgeborene Sohn Adelheids war früh gestorben; vor Kurzem war auch ihr zweiter Sohn, Brun mit Namen, dem ersten in das Grab gefolgt: nur der kleine Otto war noch dem Vater von vier ehelichen Söhnen geblieben. Auf alle Weise ehrte Otto das Andenken Liudolfs; er wallfahrtete bald darauf nach Mainz zu seinem Grabe, sah seine Wittwe und nahm sich des kleinen Otto, des einzigen hinterbliebenen Sohns Liudolfs, an. Er war gleichen Alters mit dem eigenen Sohne, und beide Knaben führten denselben Namen. Aus dem unnatürlichen Hader der Väter entsproß in den Kindern die innigste

Freundschaft, die bis an das allzufrühe Ende Beider unverbrüchlich bestanden hat.

Berengar — denn zu ihm muß unsere Erzählung zurückkehren — gelangte, so tief Liudolf seine Herrschaft erschüttert hatte, doch binnen Kurzem wieder zum vollen Besitz derselben. Seitdem schwanden auch die Hoffnungen des Papstes ihn aus dem Exarchat zu verdrängen; es gelang Berengar sogar den Markgrafen Hubert von Tuscien auf seine Seite zu ziehen, vielleicht dadurch, daß Hubert die Mitbelehnung über die Mark für seinen jungen Sohn Hugo erhielt. So erstarkt wurde Berengar selbst der angreifende Theil, und der Papst gerieth in die größte Bedrängniß. Theobald von Spoleto, der Bundesgenosse des Papstes, wurde im Jahre 959 von Berengar bekriegt und, wie es scheint, völlig überwunden; im folgenden Jahre fühlte sich der Papst schon in seiner eigenen Stadt nicht mehr sicher. Da beschloß er König Otto zu seinem Beistande über die Alpen zu rufen und ihm die Kaiserkrone anzubieten. Alberich hatte dem Sachsen einst die Wege nach Rom gesperrt, die nun Alberichs Sohn freiwillig öffnete.

Es hatte sich hinreichend gezeigt, daß der junge Papst Ehrgeiz, Unternehmungsgeist und eine gewisse Geschicklichkeit für das Anspinnen künstlicher Intriguen besaß, aber nicht von fern die Besonnenheit seines Vaters. In den verwickelten Verhältnissen, in die er versetzt war, fühlte er sich bereits völlig rathlos. Es war die Unbesonnenheit eines unerfahrenen Jünglings, daß er sich einer ihm weit überlegenen Macht in der thörichten Einbildung hingab, er werde sich ihr über kurz oder lang wieder zu entwinden wissen. Im höchsten Grade aber verschlimmert wurde seine Lage durch das gräuliche Aergerniß, das sein Lebenswandel nicht der Stadt allein, sondern der ganzen Christenheit gab. Dieses Jahrhundert hatte der Päpste genug gesehen, die tief in weltliche Lüste versunken waren, und Niemand wird von einem Bischof Italiens zu jener Zeit gerade eine besondere Heiligkeit erwartet haben; aber zu einer solchen Gemeinheit war noch niemals ein Nachfolger Petri herabgestiegen, und mit Ekel wandten sich selbst die Italiener von diesem Buben ab, der das höchste Priesterthum mit dem widrigsten Schmutze besudelte. Mit einer Concubine seines Vaters, mit zwei liederlichen Schwestern, mit vielen anderen Weibern aus den höchsten und niedrigsten Ständen lebte Johann in verbotenem Umgange. Der Lateran war

ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung geworden; man sah dort den Papst des Teufels Minne trinken und hörte ihn bei Jupiter, Venus und anderen heidnischen Göttern schwören. Die entfesselte Sinnlichkeit des entarteten Römerthums, wie sie in Italien damals vielfach wieder zum Durchbruch kam, zeigte sich hier in ihrer abschreckendsten Gestalt und nahm auf dem Stuhle Petri selbst Platz. Johann war politisch wie moralisch bereits völlig vernichtet, als er Otto zu seinem Beistande aufrief.

Die Gesandten des Papstes — es waren der Diakon Johann und der Geheimschreiber Azzo — waren bei Otto, als er das Weihnachtsfest des Jahres 960 zu Regensburg feierte. Auch mehrere der ersten Männer des italischen Reichs, die Schutz gegen die Gewaltthaten Berengars bei dem deutschen Könige suchten, hatten sich damals bereits an Ottos Hof eingestellt. Es war der Erzbischof Waldpert von Mailand, den Berengar erst gegen Manasse in sein Bisthum eingesetzt und dann, um Manasse herzustellen, verjagt hatte, der Markgraf Otbert, der Stammvater der Este, einer der einflußreichsten Großen des Reichs, früher von Berengar hochbegünstigt, dann um so härter verfolgt, wie die Bischöfe von Como und Novara. Klar wurde es, daß bei der willkürlichen Politik der italischen Könige ihre Herrschaft keineswegs so fest begründet war, als es den Anschein hatte.

Der Wunsch, den rebellischen Lehnsmann zu strafen, die so lange erstrebte Kaiserkrone zu erlangen, sich den Willen des Papstes dienstbar zu machen, dessen Ergebenheit Otto bei der kirchlichen Richtung, die seine Herrschaft gewonnen, nicht mehr entrathen konnte, ließ ihn keinen Augenblick zögern der Aufforderung Johanns zu entsprechen und seine Hülfe ihm zuzusagen. Er wußte ganz den unermeßlichen Vortheil zu würdigen, daß er so als Freund, nicht als Feind vor den Thoren Roms erscheinen konnte, daß kein Vorwurf freventlicher Anmaßung an ihm haften blieb, wenn ihm die höchste Krone der Christenheit freiwillig vom Papste auf das Haupt gesetzt wurde. Johann bot diese Krone freilich nicht ohne Bedingungen an, nicht ohne Sicherheit für seine Person zu verlangen: aber Otto ging ohne Anstand auf diese Bedingungen ein und leistete die verlangte Sicherheit. Er ließ durch Gesandte dem Papste eidlich versprechen, er werde die römische Kirche mit ihrem Bischof nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern vielmehr, so weit es ihm möglich, erhöhen, er werde niemals Johann selbst in seiner Person oder in seiner

Stellung Schaden zufügen, ohne Mitwissen und Beirath desselben keine Anordnungen in Rom und dem römischen Gebiet treffen, ihm zurückstellen, was von den Besitzungen der römischen Kirche in seine Hand gelangen würde, und seinem dereinstigen Statthalter in Italien auftragen, diese Besitzungen dem Stuhle Petri zu erhalten. Otto versprach so dem Papste nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern gewährleistete ihm auch unbestreitbare Rechte, welche dessen Vorgänger im Laufe der Zeit in der Stadt und in Italien gewonnen hatten. Aber nicht minder hielt er an den kaiserlichen Rechten fest und dachte nicht von fern daran, die ganze Gewalt in der Stadt den Händen des Papstes zu überlassen.

Sofort rüstete Otto nun zum großen Römerzuge. Nachdem er seinen Sohn zum Könige hatte wählen und krönen lassen, ordnete er Alles für die Zeit seiner Abwesenheit. Seinem Bruder Brun übertrug er die königlichen Rechte in Lothringen, während in den andern deutschen Ländern sein Sohn Erzbischof Wilhelm die Reichsgeschäfte verwalten sollte; der Obhut Beider vertraute er zugleich den königlichen Knaben an. Inzwischen sammelte sich des Königs Heer aus allen Völkern, die er beherrschte; selbst Wenden zogen diesmal unter seinen Fahnen dem Süden zu. Die Gemahlin des Königs, ein großer Theil des Adels, viele deutsche Bischöfe begleiteten den Zug über die Alpen.

Im Herbste des Jahres 961 stieg Otto zum zweiten Male in die lombardische Ebene hinab. Er schlug denselben Weg ein, den er einst vor zehn Jahren verfolgt hatte, am Brenner vorbei in das Etschthal. Hier an der Klause hatte Berengar ein großes Heer aufgestellt und gedachte Otto den Weg zu verlegen; es sollen 60,000 Mann um ihn gewesen sein. Aber im entscheidenden Augenblick verweigerte das Heer ihm den Gehorsam und erklärte nur dann kämpfen zu wollen, wenn er der Krone zu Gunsten Adalberts völlig entsage. Berengar war hierzu bereit, doch seines Weibes herrischen Sinn konnte er zu keiner Nachgiebigkeit vermögen. Das Heer zerstreute sich, und ungehindert setzte Otto den Marsch fort. Alle Städte, durch welche der Weg ihn führte, öffneten bereitwillig die Thore; die Bischöfe und Grafen kamen Otto entgegen und huldigten ihm. Ohne allen Widerstand hielt er mit großer Pracht seinen Einzug in Pavia und feierte hier mit königlichem Glanze das Weihnachtsfest. Die Angelegenheiten der Lombardei wurden geordnet, die von Berengar Vertriebenen hergestellt und der Markgraf Ot-

bert zum Pfalzgrafen des Königs in dem italischen Königreich bestellt. Atto, der Befreier Adelheids, erhielt damals, wenn nicht schon früher, die Grafschaften von Modena und Reggio. Die Mark Verona wurde wieder mit dem Herzogthum Baiern vereinigt.

Berengar und seine Familie hatten das Weite gesucht. Auf der Flucht hatten sie sich, wie es scheint, absichtlich zerstreut. Berengar selbst hatte die Burg San Leo in der Mark von Ancona besetzt und in Vertheidigungszustand gesetzt; Willa schloß sich auf einer kleinen Insel San Giulio im See von Orta bei Novara ein; Adalbert und sein Bruder Markgraf Wido suchten die Burgen im und am Garda- und Comersee zu bewahren. So mochten sie Ottos Heer zu theilen und zu ermüden glauben. Aber Otto wandte sich nicht gegen sie, sondern eilte diesmal das letzte Ziel seiner Wünsche ungesäumt zu erreichen. Nachdem er den Abt Hatto von Fulda, Hadamars Nachfolger, an den Papst vorausgesandt hatte, brach er im Januar 962 selbst gegen Rom auf. Auf dem Marsche durch Tuscien stieß er nirgends auf Hindernisse; denn Markgraf Hubert, der diesmal treu zu Berengar hielt, war flüchtig geworden. Ohne Widerstand zu finden, rückte Otto als Bundesgenosse des Papstes bis vor die Thore Roms.

Die alte Sitte erheischte, daß der Papst dem Könige, der die Kaiserkrone empfangen sollte, wenn er auf der Neronischen Wiese unter dem Monte Mario nahe der Peterskirche lagerte, den römischen Senat, d. h. den Adel der Stadt, und die bewaffnete Bürgerschaft zur Einholung entgegensandte. Mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen, zogen diese im festlichen Zuge aus, und es begleiteten sie die Corporationen der Fremden in Rom, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereigniß preisend. Vornehme Jünglinge, den ersten Geschlechtern der Stadt angehörig, bewillkommneten den König am Monte Mario, küßten seine Füße und ließen ihn dann ein Pferd des Papstes besteigen, auf dem sie ihn unter dem Zudrängen des Volkes bis an die Stufen geleiteten, die zu dem Vorhofe der Peterskirche führten. Vor diesem saß der Papst auf einem goldenen Sessel im vollen Ornat, auf beiden Seiten von seiner Geistlichkeit umgeben. Nachdem der König das Pferd verlassen und die fünfunddreißig Marmorstufen hinangestiegen war, erhob sich der Papst von seinem Sessel, bot dem Könige die Lippen zum Kuß und reichte ihm brüderlich die Rechte. So traten sie durch die ehernen Pforten des weiten Vorhofs, den man das Paradies des heiligen Petrus nannte, und gingen dem Hauptthor —

das silberne hieß es — der Kirche entgegen. Ehe sich aber dasselbe erschloß, gelobte der König dem Papste, daß er in reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen sei, und bestätigte ihm die Schenkungen der früheren Kaiser. Unter dem Gesange: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!" traten sie dann in die festlich geschmückte und hell erleuchtete Kirche, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hatte. Seit ihrer ersten Begründung durch Constantin hatten alle Jahrhunderte diese Kirche geschmückt und bereichert; die kostbarsten Denkmale des Alterthums waren ihrer schönsten Zierden beraubt worden, um sie auszustatten; alle Päpste, Kaiser und Könige hatten gewetteifert die reichsten Geschenke am Grabe des heiligen Apostels darzubringen. Alles strahlte von Marmor, Edelsteinen, Silber und Gold; mit der mannigfaltigsten Mosaikarbeit waren die fünf Schiffe der Kirche auf dem Boden und an den Wänden ausgelegt; Altar drängte sich hier an Altar, Kapelle an Kapelle. Aber keine heiligere Stelle war in dem reichen Gotteshause, als das Grab des heiligen Petrus und der dem Apostelfürsten geweihte Hauptaltar. Vier Porphyrpfeiler trugen das Gewölbe über demselben, und vor ihm standen zwölf sich schlank aufrankende Säulen; daneben strahlte, hellblitzend in Diamanten, Rubinen und Smaragden, ein Kreuz von dem feinsten Golde, tausend Pfund schwer, ein Geschenk Papst Leos IV. Hierhin eilte der König, sobald er die Kirche betrat, und warf sich zum Gebet nieder. Segen und Gebet des Papstes beschlossen die Feier in der Kirche. Darauf folgte ein festliches Mahl, welches der Papst dem künftigen Kaiser gab, der dann noch einmal in sein Lager vor der Stadt am Abend zurückkehrte. So wurde es am Tage der feierlichen Einholung gehalten; die Krönung selbst fand erst am folgenden Sonntage statt. Da versammelte sich in der Frühe das Volk in den Straßen; alle Häuser wurden mit Teppichen und Vorhängen geziert; die ganze Stadt gewann ein festliches Ansehen. Alles eilte dann nach der Leostadt, nach Sanct Peter hinaus, wo der König im Purpurmantel und mit goldenen Beinschienen geschmückt den Papst erwartete. Der Papst erschien im vollen Ornat seines höchsten Priesterthums. Nachdem der König darauf geistliche Tracht angelegt, wurde er zum Kleriker am Hauptaltar gesalbt und empfing so als ein Glied des geistlichen Standes aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone und das Kaiserschwert. Die Kirche hallte von den lauten Glückwünschen und dem Jubelruf der

Menge wieder. Sobald diese verklungen waren, las ein Lector die Urkunde vor, welche der Kaiser dem Papste über die Besitzungen des heiligen Petrus ausgestellt hatte, und durch prachtvolle Geschenke dankte der Kaiser dem Nachfolger Petri, der mit der höchsten Krone der Welt sein Haupt geziert hatte.

Mit solchen Festlichkeiten war König Berengar zuletzt in Rom empfangen und zum Kaiser gekrönt worden. Wir sind ohne genauere Nachrichten über Ottos Empfang und Krönung; aber nicht wesentlich anders wird der Hergang gewesen sein, als er am 31. Januar in Rom einzog und am 2. Februar 962 in der Peterskirche vom Papste die Kaiserkrone empfing; mit ihm wurde Adelheid gesalbt und gekrönt.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen erreicht. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die obere Leitung aller Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen, war ihm und durch ihn dem deutschen Volke zu Theil geworden.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papste, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Welche Bedingungen Otto auch eingegangen war, er hatte niemals seine kaiserlichen Rechte in Rom und den Ländern des Papstes aufgegeben, noch war er gewillt dies zu thun. Er gab dem Papste allerdings Alles zurück, was diesem durch Andere entzogen und in seine Hand gekommen war, er versprach das Fehlende mit Waffengewalt beizubringen, bestätigte die Schenkungen der früheren Kaiser und fügte vielleicht neben den Ehrengeschenken an den Papst auch einzelne Städte des italischen Reichs dem Lande des heiligen Petrus hinzu, aber der Papst behielt in allen diesen Besitzungen, jetzt wo eine wirklich kaiserliche Gewalt hergestellt wurde, kaum wesentlich andere Rechte, als der Besitzer jeder anderen großen Immunität in dem Reiche. Das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium Petri geübt hatten, nahm Otto nach seinem vollen Umfange und seiner ganzen Bedeutung in Anspruch.

Es ist vielfach behauptet worden, Otto habe damals alle Versprechungen Pippins erfüllt oder vielmehr sich und seinen Sohn zur voll-

ständigen Erfüllung derselben durch ein schriftliches Document verpflichtet. Auch ist in der That noch jetzt im Archive der Päpste eine prächtige, mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde vorhanden, die Kaiser Otto am 13. Februar 962 dem Papste ausgestellt haben soll und die fast alle jene Länder ihm zuspricht, die Pippin einst dem Stuhle Petri versprochen hatte. Aber diese Urkunde ist, wie Form und Inhalt beweist, ein betrügliches Machwerk, und nur weil man weiß, daß ein kundiges Auge leicht den Betrug entdecken würde, hütet man das angebliche Original zu Rom mit ängstlicher Sorgfalt und verbirgt es vor dem Blick gewissenhafter in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit erfahrener Männer. Kaiser Otto hat, wie die Thatsachen selbst bezeugen, das italische Reich in dem ganzen Umfange, in dem er es fand, sich und seinen Nachkommen erhalten und keine Provinz desselben den Nachfolgern des heiligen Petrus überlassen, die sie nicht schon zu den Zeiten Karls des Großen besessen.

Der Bund, den Otto und Johann geschlossen und der zur Herstellung des Kaiserthums geführt hatte, war nicht eine Gemeinschaft von verschiedenartigen, aber doch in ihrer Weise gleichberechtigten und in sich selbst begründeten Gewalten, die sich hätten ausgleichen können, nicht ein Bund, wie ihn einst Pippin und Karl der Große mit den Nachfolgern Petri geschlossen hatte. Hier stellte sich der unerfahrene Jüngling neben den in den härtesten Kämpfen des Lebens erprobten Mann, die selbst verschuldete Ohnmacht neben die durch Heldenmuth errungene Machtfülle, das Laster zur Seite der Tugend. Ist es zu verwundern, wenn Zutrauen, Achtung und Treue von Anfang an in diesem Bunde fehlten?

Otto mißtraute Johann, ehe er noch die Thore der Stadt betrat; er mißtraute nicht minder den Römern. Als er seinen feierlichen Zug zur Peterskirche antrat, sagte er zu seinem Schwertträger, dem jungen Ansfried von Löwen: „Wenn ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, halte unverrückt das Schwert meinem Haupte nah. Ich weiß, meine Vorfahren hatten oft die römische Tücke zu fürchten, und ein weiser Mann beugt dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir nach dem Monte Mario zurückkehren, magst du dort beten." Obwohl sich Ottos Besorgnisse bei dem Einzuge als eitel zeigten, ließ er sich doch sofort nach der Krönung von dem Papste und den hohen Beamten der Stadt eidlich versprechen, daß sie sich niemals mit Berengar und Adalbert ver-

binden würden. Auf die Gebeine des heiligen Petrus mußten sie diesen Eid leisten; einen heiligeren und höheren Eid kannte man nicht.

So lange der Kaiser in Rom verweilte, wagte in der That der Papst mit keiner feindseligen Handlung gegen ihn hervorzutreten; er beugte sich vielmehr selbst da vor der Ueberlegenheit des Kaisers, wo er kraft seines geistlichen Amts ihm hätte widerstehen können und solcher Widerstand zur Sicherung seines oberpriesterlichen Ansehens gerechtfertigt gewesen wäre. In der zweiten Woche nach der Kaiserkrönung wurde eine Synode in der Peterskirche gehalten und in derselben nach dem Willen des Kaisers beschlossen, das Moritzkloster zu Magdeburg in einen erzbischöflichen Sitz für die slawischen Länder zu verwandeln und zugleich in Merseburg ein Bisthum zu errichten, das Magdeburg untergeordnet sein solle; überdieß wurde dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht zugestanden, über den Zins und die Zehnten von allen Heiden, die sie bekehrt hätten oder noch bekehren sollten, zu verfügen und sie dem Magdeburger, Merseburger oder jedem anderen Bischofssitze, den sie errichten würden, zu überweisen. Dies wurde unter dem 12. Februar durch eine Bulle des Papstes der gesammten deutschen Geistlichkeit eröffnet und zugleich den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Hamburg an das Herz gelegt, einträchtig mit allen Kräften Leibes und der Seele dem kaiserlichen Unternehmen förderlich zu sein. Auf derselben Synode, wie es scheint, wurde jener Hugo, der einst durch Ottos Einfluß aus dem Erzbisthum Reims verdrängt und excommunicirt worden war, den aber jetzt nach Artolds Tode viele französische Bischöfe herstellen wollten, abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Gleichzeitig wurde Rather, der durch Otto zum dritten Male in das Bisthum Verona eingesetzt war, als Bischof daselbst vom Papste anerkannt, obwohl sein Vorgänger noch am Leben war. Auch die Absetzung des geblendeten Herold von Salzburg wurde damals genehmigt und ihm unter Androhung des Banns verboten die Messe zu lesen, Erzbischof Friedrich dagegen mit dem Pallium bedacht und in allen Gerechtsamen und Besitzungen seiner Kirche bestätigt. Ingleichen wurde Erzbischof Heinrich von Trier das Pallium ertheilt, obwohl sich der Papst durch das von ihm übersandte Glaubensbekenntniß nicht hinreichend befriedigt erklärte. Es ist lediglich der Wille des Kaisers, der durch dies Alles hindurchscheint und dem der Papst nur als Werkzeug diente.

Aber kaum hatte der Kaiser Rom verlassen — es geschah am 14. Februar — so zeigte sich, wie gerecht das Mißtrauen desselben gewesen war. Recht wohl übersah der Papst die Größe seines Verlustes und erkannte jetzt vollständig, wie sehr er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte. Um sich in seiner weltlichen Macht zu sichern, hatte er Otto gerufen, und dieser hatte die Herrschaft in der Stadt, die Johann für sein Erbtheil hielt, sofort selbst an sich gezogen; Otto sollte Berengar vernichten und hatte sich zuerst beeilt Rom in Besitz zu nehmen. Mit seinem geistlichen Ansehen hätte vielleicht der Papst noch dem Kaiser das Gleichgewicht zu halten vermocht, aber auch auf dem Boden der Kirche hatte der Kaiser ihn sogleich völlig in Schatten gestellt. Als Nachfolger Alberichs wie als Nachfolger des heiligen Petrus fühlte er sich durch den Bund, den er selbst geschlossen hatte, so gut wie vernichtet und beschloß deshalb kein Mittel unversucht zu lassen, um sich den Händen seines übermächtigen Schutzherrn in kürzester Frist wieder zu entwinden. So entspann sich zwischen Kaiser und Papst, nachdem sie kaum sich die Hände gereicht, ein erbitterter Kampf, der mit geheimen Machinationen begann, aber bald in den ärgerlichsten Scenen vor die Augen der Welt trat. Der Geschichtsschreiber Liudprand, der durch Otto in seine Heimat zurückgeführt und zum Bischof von Cremona ernannt war, hat uns den Verlauf des Kampfes, in dem er selbst eine nicht unwichtige Rolle spielte, in seinem Buche „von den Thaten Kaiser Ottos des Großen" wenn auch nicht unparteiisch, doch in dem Thatsächlichen so richtig geschildert, daß man ohne Mühe die wahre Gestalt desselben zu erkennen vermag.

Otto feierte das Osterfest zu Pavia, wo er eine neue Synode hielt, auf der ohne Vorwissen des Papstes, wie man annehmen muß, über mehrere kirchliche Angelegenheiten, ja selbst zum Theil über solche, die zu Rom bereits erledigt waren, entschieden wurde; Rathers Sache wurde noch einmal verhandelt und Hugo noch einmal excommunicirt. Niemand konnte es Johann verargen, wenn er in diesen Vorgängen einen Eingriff in seine Rechte sah. Dies mußte ihn aber um so mehr mit Besorgniß erfüllen, als Otto augenscheinlich die Bischöfe Italiens an sich zu ziehen suchte, indem er ihre Immunitäten erweiterte und ihnen große Schenkungen ertheilte. Besonders erfuhren seine Gunst Wido von Modena, der Erzkanzler Berengars, den Otto in seiner Stellung beließ, und der Bischof Hubert von Parma. Zugleich erhielten

mehrere Klöster werthvolle Privilegien; der Markgraf Arduin von Turin mußte die Abtei Breme, in deren Besitz er sich widerrechtlich gesetzt hatte, zurückgeben. Wie in Deutschland, suchte der Kaiser auch in Italien eine Stütze seiner Macht in der Kirche zu gewinnen, und dies gelang ihm um so leichter, als Berengar gerade dem Klerus gegenüber ein sehr willkürliches Regiment geübt hatte.

Im Mai wandte sich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta vertheidigte. Fast zwei Monate belagerte er sie und zwang sie endlich sich ihm zu ergeben. Großmüthig schenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, sie würde ihren Gemahl die Waffen niederzulegen bewegen. Aber das ehrgeizige Weib begab sich nur zu Berengar, um ihn zu um so hartnäckigerem Widerstande anzustacheln. Inzwischen bot Otto die oberitalischen Bischöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comersee, die Berengars Söhne besetzt hielten, zu umschließen; auch er selbst lag während des Monats August hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung sich in die Länge zog. Es zeigte sich, daß Berengar nicht mit so leichter Mühe zu überwältigen sei, und erst als Otto Verstärkungen seines Heeres aus Deutschland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte sich jetzt gegen Berengar selbst, der sich in der Burg San Leo zur verzweifelten Gegenwehr gerüstet hatte. Bald nach Ostern des Jahres 963 verließ er Pavia, begab sich zuerst nach Ravenna, von dort aber sofort zur Belagerung von San Leo (unweit S. Marino). Die Burg wurde von allen Seiten umschlossen, aber fruchtlos zog sich die Belagerung während des ganzen Sommers hin, obwohl sie mit geringen Unterbrechungen Otto selbst leitete. Auch die Burgen am Garda- und Comersee waren noch nicht gefallen, und schon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiser längst besorgte; der Papst hatte sich mit seinen Feinden vereinigt und die beschworene Treue gebrochen.

Bereits zu Pavia hatte der Kaiser vernommen, daß der Papst mit Adalbert, der sich zu den Arabern in Garde-Frainet und Corsica begeben hatte, um sich ihres Beistands zu versichern, in Unterhandlungen getreten sei; er hatte darauf zuverlässige Männer nach Rom geschickt, um sich der Wahrheit des fast unglaublichen Gerüchts zu vergewissern. Allgemein hörten sie den Verrath des Papstes bestätigen und vernahmen zugleich die schlimmsten Klagen über den wüsten Lebenswandel

desselben. Otto legte auf diese Klagen kein übergroßes Gewicht. „Er ist ein Knabe," sagte er, „das Beispiel tüchtiger Männer wird ihn bessern." Auch die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, schlug er nicht hoch an, denn er fügte hinzu: „Erst müssen wir Berengar unterwerfen, dann wollen wir unsere väterlichen Ermahnungen dem Papste angedeihen lassen, ändert er sich nicht aus Ueberzeugung, so wird er es mindestens aus Scham thun." Bald darauf aber wurden zu Capua Gesandte des Papstes festgenommen, die mit Briefschaften an den griechischen Kaiser und die Ungarn versehen waren; aus diesen Briefschaften ging hervor, daß der Papst auch mit dem heterodoxen Kaiser zu Constantinopel und mit den ungläubigen Ungarn in einen Bund zu treten gesonnen war. Otto hatte offenkundige Beweise der Schuld des Papstes vor sich, dennoch zeigte er auch jetzt noch die größte Langmuth gegen den treulosen Jüngling.

Der Papst, der Nachricht erhalten hatte, daß seine Ränke verrathen seien, hegte den Verdacht, daß verrätherischer Weise sich einige seiner Gesandten freiwillig in Ottos Hände gegeben und ihm ihre geheimen Aufträge vertraut hätten. Sein Verdacht traf jenen Cardinaldiakon Johann, den er einst an Otto über die Alpen geschickt, und den Bischof Leo von Velletri, der mit jenem nach Constantinopel gesandt war. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen und zugleich den Kaiser auszuforschen, schickte der Papst eine Gesandschaft an ihn ab, die ihn vor San Leo fand. Die Gesandten — es waren der Protoscriniarius Leo und ein vornehmer Römer mit Namen Demetrius — erklärten, daß der Papst die gegen seinen Lebenswandel erhobenen Klagen zum Theil als gerecht erkenne und in der Folge nicht Anlaß zu gleichen Beschwerden geben werde; zugleich aber erhoben sie schwere Beschuldigungen gegen den Kaiser selbst, weil er einerseits sein gegebenes Versprechen verletze, indem er in den Besitzungen des heiligen Petrus sich selbst und nicht dem Papste huldigen lasse, andererseits treulosen Unterthanen des Papstes, wie dem Bischof Leo und dem Cardinaldiakon Johann, bei sich Aufnahme gewähre. Der Kaiser ließ sich herab gegen diese Beschwerden seine Unschuld zu betheuern. Er habe versprochen, sagte er, alle Besitzungen, die dem heiligen Petrus gehörten, dem Papste zurückzustellen, eben deshalb suche er sie jetzt zu erobern und in seine Gewalt zu bringen; er könne doch dem Papste diese Länder nicht geben, ehe er sich nicht selbst in ihren Besitz gesetzt hätte. In Betreff der Ge-

sandten ließ er dem Papste melden, daß sie zu Capua angehalten und der Inhalt ihrer Botschaften ihm dadurch bekannt geworden sei, doch habe er sie persönlich weder gesehen noch bei sich aufgenommen. Zu vollständiger Bekräftigung dessen schickte er die Bischöfe Landward von Minden und Liudprand von Cremona in Begleitung mehrerer Ritter nach Rom, daß die Bischöfe seine Unschuld beschwören, die Ritter durch einen Zweikampf sie erhärten sollten, wenn der Papst dies verlange.

Aber der Papst verlangte weder Eid noch Kampf; er mochte von der Unschuld des Kaisers so fest überzeugt sein, wie ihn selbst sein Gewissen verdammte. Und bald trat seine Schuld an den Tag. Adalbert landete zu Civita vecchia, und die Thore Roms wurden ihm sofort eröffnet (Juli 963). Von den Arabern kam er zum Papste und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Als Otto dies vernahm, theilte er, sobald die Jahreszeit den Marsch gegen Rom möglich machte, sein Heer; einen Theil desselben ließ er in San Leo zurück, mit der Hauptmacht brach er im September gegen den Papst auf. Im October bezog er ein Lager vor der Stadt. Der Papst und Adalbert flüchteten, nachdem sie einen Theil des Schatzes von St. Peter mit sich genommen; am 2. November zog Otto zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papst und die treulosen Römer in die Stadt ein.

Otto benutzte seinen Sieg, wie sich gebührte. Er ließ nicht allein die Römer Geiseln stellen und das Gelöbniß der Treue erneuern, sie mußten ihm überdies einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten, ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Stuhles Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhängig wurde, wie die Verleihung der anderen Erzbisthümer und Bisthümer in den deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom gesichert, sondern ihm zugleich der bedeutsamste Einfluß auf die ganze abendländische Kirche zugestanden. Ein unermeßlicher Gewinn mußte es schon für ihn sein, daß die deutsche und italische Kirche fortan keinen anderen geistlichen Oberen erkannte, als den er selbst gesetzt hatte, aber auch weit über die Grenzen seiner Reiche

hinaus war das Gebot des von ihm abhängigen Papstes von entscheidender Wichtigkeit. Wie es die Folge bewährte, war die Kirche des Abendlandes damit so gut wie in seine Hände gegeben.

Otto zeigte sogleich der Welt, welche Stellung er jetzt der Kirche gegenüber einzunehmen gedenke. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode versammelte, die über jenen ein Urtheil fällen sollte, und selbst in dieser Synode den Vorsitz in Anspruch nahm. Wenn auch von den Karolingern das Richteramt über die Nachfolger Petri früher geübt war, so war es doch seit den pseudoisidorischen Decretalien den Kaisern mit Erfolg bestritten worden, ja der Stuhl Petri hatte sich selbst zum höchsten Tribunal über alle weltlichen Gewalten erheben wollen. Gerade hundert Jahre waren verflossen, seit Nicolaus I. über das sittenlose Leben König Lothars II. sich zum Richter aufgeworfen hatte. Wenn günstige Umstände damals des Papstes kühnes Unterfangen zum glücklichen Ausgang leiteten, so war das Kaiserthum jetzt in noch bei weitem vortheilhafterer Lage, als es sich zum Richter des Nachfolgers Petri bestellte. Denn so tief war kaum jemals das Königthum gesunken, als das Papstthum in diesem ruchlosen Jüngling. Welche Verpflichtungen auch Otto gegen ihn eingegangen sein mochte, er schien ihrer vollständig enthoben, seit der Papst des Meineids überführt war und zum Verderben des Reichs nicht allein einen Bund mit den heidnischen Ungarn hatte eingehen wollen, sondern auch Adalbert, den Bundesgenossen der Araber, bei sich aufgenommen hatte. Hätte Otto den treulosen Genossen der Ungläubigen ohne Weiteres seines heiligen Amtes entkleidet, wer hätte ihn tadeln mögen? Aber Otto zog es vor eine Kirchenversammlung über ihn richten zu lassen und ließ den Papst vor dieselbe bescheiden.

Am 6. November wurde die Synode in der Peterskirche eröffnet, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen; der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ sich in der Versammlung vertreten; 36 italische Bischöfe, zwei deutsche hatten sich eingestellt, überdies die ganze römische Geistlichkeit und die Beamten des Laterans. Selbst Laien waren in großer Anzahl zugelassen, Viele vom römischen Adel und die ganze römische Stadtmiliz. Man beabsichtigte offenbar der Handlung die größte Oeffentlichkeit zu geben. Der Papst hatte sich, wie zu erwarten stand, nicht gestellt, und der Kaiser eröffnete die Sitzung damit, daß er nach den

Gründen seines Ausbleibens fragte. Man antwortete ihm, die Gründe seien offenkundig, denn der Papst suche seine Verbrechen nicht einmal zu verhüllen. Hierauf verlangte der Kaiser, daß diese Vergehen im Besonderen bezeichnet würden, damit man auf Grund dieser Angaben Beschluß fassen könne.

Sofort erklärte nun ein Kardinalpriester, er habe gesehen, daß der Papst die Messe gehalten habe, ohne das Abendmahl zu nehmen; Andere sagten aus, sie hätten ihn einen Diakon im Pferdestall zu ungebührlicher Stunde weihen sehen. Der Cardinaldiakon Benedict und andere Diakonen und Priester traten dann mit einer förmlichen Anklageschrift auf, die verlesen wurde. Der Papst, hieß es in derselben, habe für Geld die Bischofsweihen ertheilt, in Todi einen Knaben von zehn Jahren zum Bischof geweiht, die Kirchen beraubt, sein unzüchtiges Leben sei allgemein bekannt, öffentlich sei er auf die Jagd gegangen, seinen Pathen Benedict habe er geblendet und so dessen Tod herbeigeführt, einen römischen Geistlichen entmannt, Feuersbrünste angelegt, mit Schwert, Helm und Panzer habe man ihn wie einen Kriegsmann gewaffnet gesehen. Ueberdies, riefen Alle, habe der Papst des Teufels Minne getrunken, beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen, die Metten und Horen versäumt, das Zeichen des heiligen Kreuzes zu schlagen unterlassen.

Welches Sündenregister! Und doch waren die wesentlichsten Punkte, auf die es dem Kaiser ankam, in demselben nicht einmal berührt. Otto ließ der Versammlung durch Bischof Liudprand, da er selbst der lateinischen Sprache nicht hinreichend mächtig war, erklären: hochgestellte Personen seien, wie er selbst es erfahren habe, oft der Verläumdung ausgesetzt; dies sei auch in diesem Falle möglich, und er wolle bei Allem, was ihm heilig sei, nicht dulden, daß dem Papste irgend ein Verbrechen zur Last gelegt werde, das er nicht wirklich begangen habe und das nicht durch die glaubwürdigsten Zeugen darzuthun sei. Man verbürgte sich darauf mit den höchsten Versicherungen für Alles, was in der Anklageschrift des Benedict enthalten sei; was den letzten Punkt derselben beträfe, so hätten die Mannen des Kaisers selbst noch vor fünf Tagen den Papst mit Schild, Helm und Panzer herumziehen sehen und nur der Tiber habe verhindert, daß sie sich nicht seiner Person in diesem Aufzuge bemächtigt. Der Kaiser bestätigte das und gab alsdann dem Vorschlage seine Zustimmung, den Papst vor die Versammlung zu laden, damit er sich in

Person gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen könne. Ein Schreiben an den Papst wurde abgefaßt, in demselben die wichtigsten Punkte der Anklage ihm mitgetheilt und zugleich Sicherheit geboten, daß er kein anderes Urtheil zu befürchten habe, als was den Kirchengesetzen gemäß sei. Die Citation gelangte an den Papst, aber fern davon ihr Folge zu leisten, schrieb er den Bischöfen kurz zurück: „Wir haben gehört, daß Ihr einen anderen Papst einsetzen wollt; unterfangt Ihr Euch dessen, so verhänge ich über Euch im Namen des allmächtigen Gottes den Bann, so daß Ihr fortan nicht mehr die Weihen ertheilen, noch die Messe halten könnt.“ Der Synode, die er nicht berufen hatte, verweigerte er jede Anerkennung.

In der zweiten Sitzung der Synode, die am 22. November abgehalten wurde und in der die Zahl der Kirchenfürsten noch durch den Erzbischof Heinrich von Trier und drei italische Bischöfe vermehrt war, wurde dieses Schreiben des Papstes verlesen und eine Antwort an denselben beschlossen. Es wurde in derselben dargethan, wie er in ungebührlicher und unkanonischer Weise der Citation der Synode Folge zu leisten verweigert habe, zugleich wurde er aber noch einmal aufgefordert sich persönlich zu stellen und wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Gelinge ihm dies, sagte man, so werde man ihm nach wie vor den schuldigen Gehorsam leisten; erscheine er aber nicht und verweigere auf die Anklagen Rede zu stehen, dann werde man seines Bannfluchs nicht achten, sondern vielmehr denselben auf ihn zurückschleudern. Das Schreiben wurde zwei römischen Geistlichen übergeben, um es dem Papste einzuhändigen.

Als die Gesandten nach Tivoli kamen, wo sich der Papst zuletzt aufgehalten hatte, fanden sie ihn dort nicht; wie ein Jägersmann war er ausgezogen und irrte in den Bergen und Wäldern der Campagna unstät umher. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, und die Synode versammelte sich am 4. December zu ihrer dritten Sitzung. Hier trat nun Otto selbst als Ankläger gegen den Papst auf und beschuldigte ihn der Verbrechen, für die er die Beweise in Händen hatte und auf die es ihm hauptsächlich ankam. „Vor den Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern und Diakonen und der übrigen Geistlichkeit, wie vor den Grafen, Richtern und dem ganzen Volke“ erklärte er Johann für einen meineidigen Verräther, der sich mit bewaffneter Hand an die Spitze eines inneren Krieges gestellt und mit den Feinden des Reichs verbün-

det habe, und forderte die Synode auf über einen solchen Papst das Urtheil zu fällen.

Das Urtheil lautete dahin: da die Laster Johanns nicht ihm allein, sondern auch der Gesammtheit schweren Schaden brächten, da er ein Ungeheuer sei, bei dem keine Tugend die abscheulichen Fehler vergessen mache, so müsse man den Kaiser auffordern ihn aus der heiligen römischen Kirche auszustoßen und an seiner Stelle einen Anderen, den ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben empfehle, auf den Stuhl Petri zu setzen. Der Kaiser bestätigte die Absetzung Johanns und überließ die Wahl eines neuen Papstes den Römern. „Wählet selbst," sagte er, „einen würdigen Mann, und ich will ihn gern euch gewähren." Der Klerus und der Laienstand erklärten einmüthig: „Wir wählen Leo, den ehrwürdigen Protoscriniarius der römischen Kirche, einen rechtschaffenen und des höchsten Priesterthums würdigen Mann, zu unserem Bischof, daß er der oberste und allgemeine Bischof der heiligen römischen Kirche sei, und verwerfen wegen seines gottlosen Lebenswandels Johannes, den Abtrünnigen!" Dreimal wiederholten sie die Erklärung, und Otto, der bereits vor San Leo diesen Leo als Gesandten Johanns kennen gelernt und ohne Zweifel seine Erhebung gewünscht hatte, genehmigte sofort die Wahl. Mit Lobgesängen wurde in feierlichem Zuge Leo nach dem Lateran geführt und am folgenden Sonntage (6. December) von den Bischöfen von Ostia, Porto und Albano nach der Sitte in der Peterskirche zum Papste geweiht. Darauf leisteten ihm die Römer den Eid der Treue.

Leo war bis dahin Protoscriniarius d. h. Vorsteher der in Rom überaus einflußreichen Schreiberkaste gewesen; sein Vater hatte dieselbe Stellung bekleidet, die zu den angesehensten am päpstlichen Hofe gehörte und auch richterliche Befugnisse in sich schloß. Obwohl der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, hatte Leo doch vor seiner Wahl noch nicht einmal die niederen Weihen erhalten; an einem Tage war er dann durch alle Stufen des geistlichen Amts gegen die Kirchengesetze geführt worden. Wohl konnte dies des Kaisers Feinden Anlaß bieten die getroffene Wahl anzufechten, aber Leo war in den Geschäften erfahren, in Rom bekannt und geachtet, ohne Ehrgeiz und gefügig; das war dem Kaiser genug. Er glaubte in der That mit dem Papstthum und den Römern am Ziele zu sein und entließ den größten Theil seines Heeres.

Aber Otto kannte noch wenig den Wankelmuth des römischen Volkes. Kaum vernahm Johann, daß die Streitkräfte des Kaisers verringert seien, so faßte er neue Hoffnungen. Er schickte heimlich Boten nach Rom und versprach den Römern den Schatz des heiligen Petrus und der anderen Kirchen preiszugeben, wenn sie Otto und seinen Papst tödten würden. Die reiche Beute lockte die Römer. Eine Verschwörung bildete sich, in welche auch mehrere Burgherren in der Campagna verwickelt waren, und schon am 3. Januar 964 brach ein Aufstand in Rom aus. Alles lief zu den Waffen; man sperrte mit Wagen die Tiberbrücke, um die Flucht des Kaisers und Papstes unmöglich zu machen. Aber der Kaiser sammelte schnell die Seinen und stürmte nach der Tiberbrücke. Hier entspann sich ein Kampf. „Wie der Falke die Tauben zerstreut," jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Die Niederlage der Römer war vollständig; am folgenden Tage stellten sie freiwillig hundert Geiseln dem Kaiser und schwuren aufs Neue ihm und dem Papste Gehorsam und Treue.

Der Kaiser hielt die Römer jetzt hinreichend belehrt, wie wenig sie mit Gewalt gegen ihn ausrichten könnten. Er gab ihnen sogar auf die Bitten des Papstes die Geiseln zurück, und um diesen in ihren Augen zu heben, überlieferte er ihm alle Städte in Tuscien und der Pentapolis, die früher zum Patrimonium Petri gehört hatten. Er selbst verließ schon am 11. Januar Rom und begab sich in die Marken von Spoleto und Camerino, wo nach seinen Berichten sich Adalbert aufhalten sollte. Indessen hatten seine Heere in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstands so gut wie vernichtet. Gegen Ende des Jahres 963 war die Burg am Gardasee gefallen, kurze Zeit darauf hatte sich San Leo unterwerfen müssen; Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen. Mit Ausnahme einer Burg am Comersee, die erst gegen Ende des Jahres 964 in Ottos Hände fiel, war das ganze italische Königreich jetzt ihm unterworfen, jeder Widerstand hier besiegt.

Man hätte erwarten sollen, daß das Glück des Kaisers das römische Volk im Zaume hielte; aber zu tief empfanden die Römer die Herrschaft des nordischen Fremdlings, und zu schwer bereuten sie schon ihre höchsten Rechte ihm zum Opfer gebracht zu haben. Die ganze Last des Hasses, den sie gegen den Kaiser hegten, trug Papst Leo auf

schwachen Schultern, und schon im dritten Monat seiner Amtsführung mußte er Rom verlassen und sich zu dem Kaiser flüchten. Es war Johann gelungen, besonders durch seine Verbindungen mit schamlosen vornehmen Weibern, sich abermals einen Anhang in der Stadt zu bilden; kaum hatte Leo dieselbe verlassen, so kehrte er zurück und nahm von Neuem von seinem Bischofsstuhle Besitz. Am 26. Februar eröffnete er eine Synode in der Peterskirche, bei der 16 Bischöfe meist aus der Umgegend zugegen waren, der Mehrzahl nach solche, die selbst den früheren Beschlüssen gegen ihn beigestimmt hatten. In drei Sitzungen wurden nun alle Beschlüsse der Ottonischen Synode für ungiltig erklärt, Leo seiner priesterlichen Würde beraubt und alle von ihm ertheilten Weihen aufgehoben. Die Bischöfe von Porto und Albano, die in der Synode zugegen waren, thaten Buße für ihre Theilnahme an Leos Weihe; der Bischof von Ostia, der nicht erschienen war, wurde des Priesterthums entkleidet. Unstreitig wurden die Geschäfte auf dieser Synode ordnungsmäßiger betrieben, als auf jener Versammlung, die Johann abgesetzt und Leo erhoben hatte; aber die Beschlüsse derselben blieben dennoch ohne alle Wirkung. Welche Lobsprüche auch die abtrünnigen Bischöfe ihrem Papste, zu dem sie zurückgekehrt waren, ertheilen mochten, er war ganz der verstockte Sünder geblieben, das Unglück hatte ihn mit Nichten gebessert. An den Gesandten, die einst in seinem Auftrage Otto über die Alpen gerufen hatten, übte er die abscheulichste Rache: er ließ Azzo die rechte Hand abhauen, Johannes die Zunge, Nase und zwei Finger abschneiden; der Bischof Otger von Speier, der in seine Hände gefallen war, wurde auf das Schimpflichste gegeiselt und gefoltert.

Wunderbarer Weise glaubte Johann noch in der Lage zu sein, einen Frieden mit dem Kaiser schließen zu können; er hielt eine Ausgleichung mit ihm noch für möglich. Die Beschlüsse der Synode waren nicht sowohl gegen Otto, wie gegen Leo gerichtet; sie erkannten ausdrücklich die kaiserliche Gewalt in der Stadt an, und wenig später sandte sogar der Papst an Otto den arg mißhandelten Bischof von Speier als Vermittler ab. Wie aber hätte der Kaiser mit diesem Papste verhandeln können? Jede Nachgiebigkeit war überdies ein Verlust an bereits gewonnenen und geübten Rechten. Er verstärkte also sein Heer und beschloß aufs Neue gegen Rom zu ziehen. Schon rückte er auf die Stadt los, als Johann unerwartet starb. Mitten in seinen Lüsten hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, acht Tage darauf (14. Mai) war

er nicht mehr unter den Lebenden. Ein großes Aergerniß war es der Welt, daß er, ohne das heilige Abendmahl empfangen zu haben, den letzten Athem aushauchte.

Die Römer wollten nach Johanns Tode sich mit dem Kaiser versöhnen, aber sie trugen Bedenken Leo, dessen Rache sie fürchteten, wieder bei sich aufzunehmen. Sie einigten sich deshalb sofort den Cardinaldiakonen Benedict als den Mann ihrer Wahl dem Kaiser zu bezeichnen und die Genehmigung desselben für diese Wahl zu erwirken. Gesandte wurden an Otto abgeschickt, die ihn schon zu Rieti fanden. Sie meldeten Johanns Tod und baten die Wahl Benedicts zu bestätigen, aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „So lange ich mein Schwert führe, werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde." Die Gesandten kehrten nach Rom zurück und hinterbrachten die Antwort des Kaisers, aber trotz derselben und trotz des Otto geleisteten Eides wählten und weihten die Römer Benedict zum Papst. Sie wollten noch einmal ihr Wahlrecht zu behaupten suchen.

Benedict war ein Mann von untadeligen Sitten und gelehrter Bildung; er lebte, wie es scheint, ganz noch in den hierarchischen Ideen, welche die Zeit der Karolinger ausgebildet hatte. An dem wüsten Leben Johanns und der gräulichen Verweltlichung, welche die römische Kirche durch ihn erfuhr, hatte er den größten Anstoß genommen und war in der Synode Ottos gegen den Papst betheiligt gewesen; auch hatte er mit den anderen Römern Otto den Schwur geleistet, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Aber bald hatte ihn sein Verfahren gereut. Wie andere römische Geistliche kehrte er daher zu Johann zurück und beschloß auf dessen Synode die Absetzung jenes Leo, den auch er gewählt hatte. Nun wurde er selbst auf den Stuhl Petri erhoben, entschlossen die Wahlfreiheit Roms und die Freiheit der Kirche noch mit den letzten Kräften, so schwach sie auch seien, zu vertheidigen.

Sobald Otto Benedicts Wahl erfuhr, brauste er in gewaltigem Zorne auf und drang brennend und sengend gegen Rom vor, welches er von allen Seiten auf das Engste umschloß. Trotz der von Tag zu Tag steigenden Bedrängniß schwuren die Römer treu bei Benedict auszuharren und vertheidigten tapfer die Stadt. Der Papst befeuerte ihren Widerstand, er stieg selbst auf die Mauern der Stadt und bedrohte den Kaiser und dessen Heer mit dem Bannfluch; in dem vollen Bewußtsein

seines höchsten Priesteramts schaltete er inmitten aller Gefahren. Aber als eine schreckliche Hungersnoth in der Stadt ausbrach, zeigte sich bald fernerer Widerstand als vergeblich; die Stadt mußte sich ergeben und Benedict ausliefern. Am 23. Juni 964 zog Otto zum zweiten Male als siegreicher Eroberer in Rom ein.

Wenige Tage darauf wurde abermals eine Synode berufen. In die Kirche des Lateran, wo vor Kaiser und Papst viele Erzbischöfe und Bischöfe aus Italien und den deutschen Ländern mit der ganzen römischen Geistlichkeit und Bürgerschaft versammelt waren, wurde Benedict im päpstlichen Ornate geführt. Der Archidiakon der römischen Kirche fragte ihn, wie er es habe wagen können, bei Lebzeiten des Papstes Leo, den er selbst mit erwählt, die päpstlichen Insignien anzulegen, und ob er leugnen könne den feierlichsten Eid mit den anderen Römern dem Papste geleistet zu haben, ohne des Kaisers und seines Sohnes Einwilligung keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Benedicts Muth war gebrochen, er antwortete: „Habe ich gefehlt, so erbarmet euch meiner!"

In diesem Augenblicke hatte Otto den vollständigsten Sieg über das freie Papstthum errungen. Es war nicht das Laster, das selbst im hohenpriesterlichen Gewande sich vor der siegreichen Macht der Tugend hatte beugen müssen, vielmehr brach hier die letzte verzweifelte Anstrengung des Primats Petri, seine Selbstständigkeit neben dem mächtig anwachsenden Königthum zu bewahren, ohnmächtig zusammen. Der Kaiser fühlte dies. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er bat die Synode, sie möchten kein Vorurtheil gegen Benedict walten lassen; es solle ihm lieb sein, wenn er sich rechtfertigen könne, sollte dies aber auch nicht der Fall sein, so möchte man doch, wenn er seine Schuld bekenne, ihm Mitleiden angedeihen lassen. Als Benedict dies hörte, warf er sich dem Kaiser und Papst mit dem Geständniß zu Füßen, daß er gefehlt habe und ein Eindringling sei; dann nahm er sich selbst das Pallium ab und übergab es nebst seinem Bischofsstabe dem Papste. Dieser zerbrach den Stab und zeigte die Stücke dem Volke, hieß darauf Benedict sich auf den Boden niedersetzen, entkleidete ihn der Meßgewänder und sprach über ihn solches Urtheil: „Benedict, den Usurpator des heiligen römischen apostolischen Stuhls, erklären wir der Bischofswürde und des Priesterthums für verlustig; da sich aber Kaiser Otto, durch den wir auf den päpstlichen Stuhl zurückgeführt sind, seiner

erbarmt, wollen wir ihm die Weihe des Diakonats belassen." Benedict wurde in die Verbannung nach Hamburg geschickt; dort hat er noch einige Zeit in ehrenvoller Gefangenschaft gelebt. Im Exil gewann er das Bewußtsein des erlittenen Unrechts und seiner päpstlichen Stellung wieder, und es hat in unserem Norden nicht an Männern gefehlt, die ihm bis an sein Ende den Zoll der Verehrung darbrachten, den er als Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die letzten lebendigen Traditionen jenes freien Papstthums, das sich über den Trümmern des Karolingischen Reichs erhoben hatte, gingen mit ihm unter.

Otto und Leo zeigten sich in ihrem Siege mild und großmüthig gegen die Römer. Die Schuld wurde ihnen verziehen, doch mußten sie Kaiser und Papst noch einmal Treue schwören. Um den 1. Juli verließ Otto Rom und dachte jetzt an die Heimkehr über die Alpen. Den Kaiser begleiteten auf der Rückkehr bedeutende Heeresmassen; zum Unglück brach in ihnen eine verheerende Seuche aus; Herzog Gottfried von Lothringen, Erzbischof Heinrich von Trier und unzählige Andere starben damals fern von der Heimath. Hierdurch wurde der Zug des Heeres aufgehalten, besonders mußte Otto lange in Lucca verweilen. Endlich erstarb die Krankheit, und der Kaiser konnte sorglos im Herbst nach seiner Gewohnheit dem Waidwerk in den ligurischen Bergen obliegen. Im Winter begab er sich nach der Lombardei, wo er keine Gelegenheit zum Kampfe mehr fand. Adalbert hatte sich zwar noch einmal gezeigt, war aber bald wieder nach Corsica zu den Arabern geflüchtet. Auch die letzte Burg, die im Comersee noch für Berengars Sohn vertheidigt war, hatte sich endlich ergeben und war geschleift worden. Das Weihnachtsfest verlebte Otto zu Pavia, dann trat er sofort den Weg über die Alpen an. Es verlangte ihn sein Reich und sein Volk, vor Allem aber seine Mutter wieder zu sehen.

Schon im Januar 965 war der Kaiser auf deutschem Boden; er nahm seinen Weg das Rheinthal hinab durch das schwäbische Herzogthum. An der Grenze Schwabens und Frankens, zu Heimsheim, begrüßten ihn seine Söhne König Otto und Erzbischof Wilhelm. Am 2. Februar war er zu Worms, wo sich auch sein Bruder Brun einstellte. Das Osterfest feierte Otto auf der alten Pfalz zu Ingelheim und fuhr nach Pfingsten auf dem Rhein nach Köln. Hier war es, wo im Palaste Bruns Otto seine alte Mutter wiedersah, wo sie zum ersten Male ihn als Kaiser begrüßte. Auch Ottos Schwester Gerberge, die

Wittwe König Ludwigs, hatte sich mit ihren Söhnen eingefunden. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben; alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal. Der ganze Glanz und die volle Hoheit dieser von Gott so reich gesegneten Familie trat hier der Welt vor Augen; man meinte, nie habe man so viel Macht und Größe vereint gefunden, und glücklich vor Allem pries man die Mutter, die ihr Geschlecht so gewaltig hatte erwachsen sehen. Auch Bischof Balderich von Utrecht, der Lehrer Bruns hatte sich eingestellt; er trat mitten in den Festjubel, segnete die greise Königin und sprach es aus, wie die Worte der heiligen Schrift an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang und sehest deiner Kinder Kinder.“ (Ps. 128.)

Es waren herrliche, glanzreiche Tage, die man zu Köln verlebte. Nicht allein das königliche Haus feierte sie, das deutsche Volk feierte sie mit. „Kein Ort,“ sagt Ruotger, „ist jemals durch solchen Glanz verherrlicht worden, nirgends hat man so viele Menschen jeglichen Geschlechts, Alters und Ranges, eine so stattliche Versammlung zusammen gesehen.“ Es war gleichsam das Siegesfest, das Otto mit seinem Volke feierte, als er sich Italien unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und das Papstthum dienstbar gemacht hatte. Endlich schied Otto von seinem Bruder, den er nie wiedersehen sollte, und folgte der Mutter nach Sachsen.

6.

Ottos I. kaiserliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung sah Otto die Heimath wieder. Abermals hielt er auf seinen Pfalzen an der Elbe und Saale den Umritt, tagte abermals auf dem Kyffhäuser und ließ in den Wäldern des Harzes das Jagdhorn erschallen: aber ein neuer, in diesen Gegenden bisher unbekannter Glanz umgab ihn, er trug eine Krone, die noch nie das Haupt eines Sachsen geschmückt hatte.

Wie wunderbar hatten sich doch die Dinge gestaltet! Hier an

den äußersten Grenzen, zu denen die römischen Legionen vorgedrungen und wo ihr Siegesruhm untergegangen war — hier, wo die Macht des römischen Weltreichs Ziel und Schranke gefunden hatte, lagen nun die Stammsitze des neuen Augustus; hier war und blieb gleichsam der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses sächsische Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirthbaren Sümpfen, weiten Landstrecken, über die niemals eine Pflugschar gegangen war, dieses Land, wo man erst seit Menschengedenken Stadtmauern und Burgen zu bauen angefangen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tausendjährige Geschichte staatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geistige Bildung nach allen Seiten verbreitet, den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der abendländischen Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivirte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte, die bisher von der allgemeinen Entwicklung so gut wie ausgeschlossen waren und erst jetzt bestimmter in den Gesichts- und Wirkungskreis der Kulturvölker traten.

Die Herrschaft der Germanen über Rom war allerdings schon vor geraumer Zeit begründet: ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht, und der römische Pontifex, der Vertreter des Römerthums, seitdem dieses aus der weltlichen Herrschaft verdrängt auf geistlichem Gebiet die Spitze zu nehmen wußte, hatte sich den fränkischen Herren gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und früh mit römischer Bildung bekannt wurde: Römerthum und Frankenthum hatten längst sich genähert und in manchen Beziehungen ausgeglichen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt, wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten, und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der römischen Kirche bekehrt worden; es war nicht eben lange, daß man die Sprache Latiums in sächsischen Schulen lehrte. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten Vorfechter des germanischen Heidenthums unter seinen Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Thron Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des heiligen Petrus; er war es, der einem vom römischen Volke gewählten

Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der in Rom Päpste einsetzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanenthum über Rom davongetragen hatte. Und doch waren es gerade jene politischen und kirchlichen Ideen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von Neuem dorthin lenkten, die in diesem sächsischen Edling und durch ihn ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen, als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich und hatte zu Rom seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des h. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegsrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch, der als Dienstmann des Papstes im deutschen Norden das Christenthum angepflanzt hatte? Indem Otto die Macht seines Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nordens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er zugleich das Christenthum in der Form, die ihm Rom gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der römischen Märtyrer holte er über die Alpen, und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie wurde zugleich die Geschäftsprache in der Kanzlei des Kaisers; in ihr gingen noch immer die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein sächsischer Kriegsmann vom alten Schlage durch und durch, doch zugleich ganz in jenen römischen Ideen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Weltgeschichte bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Persönlichkeit und glichen sich doch in ihr ebenso aus, wie in dem großen Gange der Dinge.

Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt und kaum giebt es einen treffenderen Vergleich in der Geschichte. Nicht allein daß Beider Lebenswege vielfach eine parallele Richtung verfolgten und zuletzt zu demselben Zielpunkt führten, der Herstellung des abendländischen Kaiserthums: es ist auch dieselbe geistige Strömung, die Beide trägt, dieselbe geistige Atmosphäre, in der sie leben und wirken. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls

vorschwebte: die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen. Aber ob so das Ideal der beiden Fürsten dasselbe war, die Mittel, die sie zur Verwirklichung desselben anwandten, waren überaus verschieden und mußten es sein. Denn wie anders waren die Constellationen, als Ottos Gestirn auftauchte, als einst in den Tagen Karls des Großen!

Karl hatte die Institutionen des fränkischen Staates über die ganze Weite des Kaisereichs verbreitet: die Unterschiede der Nationen schienen eine Zeit lang ihre Bedeutung zu verlieren und die ganze römisch-germanische Welt in das fränkische Kaiserreich aufzugehen. Es gelang Karl alle lokalen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten; es gab bald keine Autorität mehr, die nicht von ihm ausging. Die Königsboten und Herzoge, Markgrafen und Grafen waren nur Vollstrecker seines Willens und lediglich Beamte des Reichs; er setzte sie ein und ab nach seinem Gefallen und sendete sie bald nach diesem, bald nach jenem Theile des Reichs. Die Bischöfe und Aebte waren in gleicher Weise Beamte einer Kirche, in der dem großen Kaiser Niemand die Herrschaft zu bestreiten wagte. Da schien denn der Lehnseid nur eine sittliche Schranke mehr gegen den Uebermuth stolzer Magnaten, deren Willkür einen anderen Damm an der von Alters her festwurzelnden oder neubefestigten Gemeinfreiheit fand. Von seinen alten Stammsitzen im Mittelpunkt seiner Hauptländer beherrschte der Kaiser die ihm unterworfene Welt durch geschriebene Gesetze, die mehr als ein todter Buchstaben waren.

Seitdem aber hatte sich die Lage der Dinge völlig verändert. Das neuerwachende nationale Bewußtsein hatte die Auflösung des Kaiserreichs, wenn nicht herbeigeführt, doch mächtig beschleunigt; abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende, aber noch wenig befestigte Staaten hatten sich aus dem großen Ganzen herausgebildet. Die weltliche Aristokratie hatte sich gegen das Königthum erhoben, sich mit allen provinziellen und lokalen Interessen verbunden und war dadurch mächtiger geworden, als je zuvor; die Geistlichkeit mit ihren hochfliegenden weltstürmenden Gedanken hatte zugleich Kaiser- und Königthum weit zu überflügeln gesucht. Die Freiheit des niederen Mannes war herabgedrückt, in

den meisten Ländern fast vernichtet; mit ihrem Verfall hatte sich das Unterthanenverhältniß des Volkes zum Königthum gelockert und nur der Lehnsverband schien noch die Reiche im Inneren zusammenzuhalten, war aber bei der an vielen Orten schon durchgesetzten Erblichkeit der Lehen mehr für den Lehnsherrn eine hemmende Fessel als für den Vasallen. Nicht mit dem Buchstaben des Gesetzes ließen sich die Staaten jetzt regieren, sondern allein durch Entfaltung ungewöhnlicher Machtmittel, durch persönliche Energie, oft nur durch Gewalt.

Wir wissen, in welcher Auflösung das ostfränkische Reich Heinrich überkam, wie das auf demselben begründete deutsche Reich ursprünglich fast nur ein Staatenbund war, in dem die einzelnen Stämme mit ihren Herzogen so gut wie selbstständig blieben. Der Lehnseid, den die Herzoge dem Könige leisteten, war im Anfange das einzige äußere Band, das die deutschen Länder zusammenschloß. Wenn Heinrichs Ansehen mit den Jahren stieg, so dankte er es vor Allem seinen neuen Kriegsordnungen, die aber doch hauptsächlich wieder auf dem Lehnswesen ruhten; vor Allem war er der oberste Lehnsherr in den deutschen Ländern, und wenig mehr als die Rechte eines solchen hat er außerhalb Sachsens geübt. Dann aber erhob sich Otto zu der Idee eines einheitlichen deutschen Reichs und nahm die Königsrechte der Karolinger in ihrem ganzen Umfange wieder in Anspruch; er bekriegte das Herzogthum und griff mit Entschiedenheit in die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme ein. Sein ganzes bisheriges Leben erfüllte dieser Kampf, in dem er mehrfache Siege gewann und in der That eine Reichsgewalt herstellte, unvergleichlich stärker und gefestigter, als die seines Vaters war. Aber zu dem erstrebten Ziele gelangte er doch nicht von fern. Weder die Auffrischung alter Rechte noch die Einführung neuer Institutionen erschütterte die Macht der lokalen Gewalten gründlich und auf die Dauer. Die Herzoge und Grafen ließen sich nun einmal nicht wieder lediglich zu Reichsbeamten herabdrücken, obschon sie auch dies waren; ihre Macht wurzelte, wenn sie ihnen auch vom König geliehen wurde, doch zugleich tief in selbstständigen territorialen Interessen, und wo diese mit den Rechten der Krone in Collision traten, schwiegen nur allzu oft die Pflichten des Amts.

Schon damals traten offenkundig auch in den deutschen Ländern alle Schäden des Feudalsystems hervor, und was das Schlimmste war, es fehlte bereits an jedem Mittel zu radikaler Heilung. Die Gemein-

freiheit, wenn gleich bei uns noch keineswegs in dem Bauernstande erstorben, besaß doch keine politische Bedeutung mehr; ein selbstständiges städtisches Leben existirte noch nicht. So blieb Otto keine andere Wahl, als auch seinen Staat wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen sogar die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristokratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigthums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reiche, als der Schutzherr der Kirche und aller Hülfslosen ein Volkskönig im Sinne der früheren Zeiten, aber die aus dieser seiner Stellung sich ableitenden Rechte und Pflichten konnte er doch nur dadurch ausüben, daß er als der Oberlehnsherr in allen deutschen Ländern anerkannt war und seine Rechte als solcher mit unnachsichtiger Strenge geltend machte. Indem er die Dienste der Vasallen — namentlich in Bezug auf die Heeresfolge — auf das Aeußerste anstrengte, jeden Bruch der Lehnstreue gebührend züchtigte, überall persönlich das Aufsichtsrecht über die Reichsvasallen übte, wurde er der geachtete und gefürchtete Herrscher, der er war. Wenn aber er selbst, und mit ihm die Geistlichkeit, auch jetzt noch das Königthum als Urquelle aller weltlichen Gewalt ansah, so entsprach dies nicht völlig der wahren Lage der Dinge. Neben der Entwicklung des Königthums, ging vielmehr in den Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Immunitäten der geistlichen und weltlichen Großen eine selbstständige, eigenthümliche Entwicklung her, die das Reich nicht mehr zu beherrschen vermochte; die provinziellen und lokalen Unterschiede, die Standes- und Familieninteressen in ihrer unendlichen Zersplitterung und Mannigfaltigkeit konnten von dem Königthum nie wieder völlig der Einheit des Reichs untergeordnet und eingefügt werden. Diese widerstrebenden Gewalten, nicht durch anerkannte Verträge und Gesetze beschränkt, regelten ihr Verhältniß zum Reiche nur nach dem schwankenden Herkommen und nach der faktischen Machtfülle, die sie oder die Krone zu erreichen vermochten.

Konnte Otto so die Entwicklung selbstständigen Stammeslebens und darauf fußender territorialer Gewalten selbst in dem von seinem Vater überkommenen Reiche durch die Idee des Königthums nicht mehr rückgängig machen, wie viel weniger vermochte er durch die Aufnahme

des Kaiserthums die größeren Nationalunterschiede, die sich aus dem Karolingischen Reiche heraus gebildet und bereits staatlich festgestellt hatten, aufs Neue zu beseitigen! Allerdings beherrschte er in gleicher Weise das italische Reich wie das deutsche, aber beide wurden durch das Kaiserthum weder äußerlich noch innerlich verschmolzen. Italien blieb ein gesondertes Staatswesen, das seine eigene Kanzlei, seine besonderen Beamten, seine eigenen Landtage hatte; die gesetzlichen Bestimmungen, die Otto für Italien erließ, wurden den Gesetzen der Langobarden angefügt, hatten aber keine Bedeutung für die anderen Länder des Kaiserreichs. Karl der Große hatte fränkische Institutionen nach Italien verpflanzt, fränkische Große in nicht geringer Anzahl dort seßhaft gemacht; Nichts von dem Allen hat Otto auch nur versucht. Er hat freilich auch hier durch consequente Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte die königliche Macht zu einer seit langer Zeit nicht erreichten Höhe gebracht und dadurch dem Laude Ruhe im Inneren und Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen, er hat zugleich dem von dem gemeinsten Egoismus und der verworfensten Liederlichkeit bewegten Treiben der Factionen ein Ziel gesetzt und so den sittlichen Zustand der Nation gehoben: aber kein Recht hat er geübt, das nicht auch von seinen nächsten Vorgängern auf dem Throne Italiens in Anspruch genommen wäre, nirgends tiefer in die bestehenden Institutionen des Landes eingeschnitten. Selbst die Herrschaft der Bischöfe in den lombardischen Stadtgebieten ist nicht von ihm in ihren Anfängen begründet, sondern nur in ihrer schnelleren Ausbildung befördert worden.

Wurden so nicht einmal das deutsche und italische Reich durch das Kaiserthum verschmolzen, so war noch viel loser, als ihr Zusammenhang unter einander, der Verband mit den anderen Ländern, die einst zu der Monarchie Karls des Großen gehört hatten und die jetzt das westfränkische und burgundische Reich bildeten. Es ist allerdings kein Zweifel daran, daß Otto auch auf diese Reiche einen persönlichen Einfluß übte, der keinem anderen nur von fern zu vergleichen war. Der burgundische König war nur durch ihn auf dem Throne erhalten, in Frankreich setzte sich die Macht des Karolingers nur durch seine Unterstützung fort. Diese Könige stellten sich daher zu den Fürstentagen des Kaisers nicht anders ein, wie seine großen Vasallen in den deutschen und italischen Ländern; nicht selten nahmen sie seine Hülfe gegen die übermüthigen Großen ihrer Reiche in Anspruch; ihre Reiche selbst erscheinen gleichsam als

Provinzen des Kaiserreichs, und man findet sie auch wohl mit diesem Namen bezeichnet. Aber trotzdem, daß diese Könige unfraglich eine gewisse schutzherrliche Gewalt des Kaisers über sich anerkannten, gab es kein engeres staatsrechtliches Band, das sie an ihn und das Kaiserreich knüpfte; es ist nicht nachweisbar, daß sie ihm jemals den Lehnseid geleistet hätten. Keinen Herzog oder Grafen hat Otto in diesen Reichen belehnt, keinem Bischofe hier die Investitur ertheilt, keine gesetzgebende Gewalt irgend einer Art in ihnen ausgeübt.

So war aus der Monarchie Karls des Großen durch das neue Kaiserthum vorläufig gleichsam ein Staatenbund geworden, in welchem dem ostfränkischen König die Vorstandschaft zukam; der Zukunft blieb es vorbehalten, inwieweit sich aus diesem Staatenbunde ein einheitliches Kaiserreich entwickeln würde. Was Otto für die Vereinigung der einst zur Karolingischen Monarchie gehörigen Länder leistete, ist im Allgemeinen dem zu vergleichen, was sein Vater einst für die Verbindung der deutschen Länder erreicht hatte. Die Westländer der Karolingischen Monarchie standen etwa in einem ähnlichen Verhältniß jetzt zu dem Kaiser, wie einst die christlichen Staaten Spaniens und die angelsächsischen Reiche zu Karl dem Großen. Hatten aber Spanien und Angelsachsen schon zu dem fränkischen Kaiserthum ein freieres Verhältniß bewahrt, so stand nicht zu erwarten, daß sie sich nun durch das deutsche irgendwie in ihrer Selbstständigkeit beschränken lassen würden. Und so finden wir sie in der That ohne alle näheren Beziehungen zu Otto; ja wir müssen glauben, daß der Angelsachse Edgar, obwohl des Kaisers Neffe, ausdrücklich jede Anerkennung einer oberherrlichen Gewalt ihm versagte und daß gerade dadurch die von König Heinrich angeknüpften Verbindungen der Sachsen diesseits und jenseits der See sich wieder lösten. Denn kaum anders läßt sich deuten, daß Edgar, der gerade in nähere Verbindungen mit dem Festlande trat als seine Vorfahren, sich damals den Titel Imperator Augustus beilegte und einen Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans nannte.

Aber wenn nach Abend hin und im Süden schwächer als das Kaiserthum Karls des Großen, hat Ottos Herrschaft dagegen nach anderen Seiten weiter um sich gegriffen und eine tiefere Einwirkung geübt; nach Osten und Norden hin hat Otto Vieles durchgeführt, was Karl nur begonnen und dessen Nachfolger verabsäumt hatten. Die Barbaren — so nannte die römisch-germanische Welt die außer ihr stehenden

heidnischen Nationen — machte hier Otto zum großen Theil der christlichen Kirche und dem Reiche dienstbar: die Völker wurden ihm tributbar, ihre Fürsten ihm lehnspflichtig, ihre Kriegsschaaren mußten seinem Aufgebote in fremde Länder folgen. In der Unterwerfung dieser Barbaren sah das neue Kaiserthum recht eigentlich seine welthistorische Aufgabe, aber man kann nicht behaupten, daß es dabei auf die Ausrottung der fremden Völker, auf die Vernichtung aller altheimischen Gewalten bei ihnen abgesehen war. In den Marken, den Dämmen des Reichs gegen die noch immer neu anstürmenden Völkerwogen, kamen freilich die unterworfenen Völker völlig unter die Dienstbarkeit der Deutschen. Hier herrschten deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte vertheilt; nur als Ausnahme muß es gelten, wenn sich hier und da ein einheimisches Fürstengeschlecht erhielt. Hier war es unvermeidlich, daß die Nationalität der Besiegten nicht allmählich zurückgedrängt wurde. Aber anders stand es in den bezwungenen Ländern jenseits der Marken. Sobald hier ein Volk Unterwerfung versprach, der Fürst den Lehnseid leistete, das Land der Predigt des Evangeliums eröffnet wurde, trat die Nation in jenen großen Völkerbund, der das Wesen des Kaiserreichs ausmachte, als berechtigt ein; das Völkerrecht, das nach den Ansichten der Zeit für Heiden keine Geltung hatte, fing nun an auch ihr Verhältniß zu den anderen christlichen Staaten zu regeln. Die Fürsten, die sich so dem Kaiser in Lehnspflicht ergaben und meist auch zu einem Tribut verpflichteten, blieben im Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch völlig unentwickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt wurden; der Kaiser übte auf die Länder derselben im Inneren kaum eine andere Einwirkung, als durch die von ihm gesetzten Bischöfe. So war damals das Verhältniß Ottos zum Böhmenherzoge, so gestaltete sich bald nachher die Stellung des Polenherzogs und ähnlich auch die des dänischen Königs zum Kaiserreiche.

Man sieht, dieses Kaiserthum, obschon es der abendländischen Welt wieder einen gewissen Zusammenhalt und Mittelpunkt giebt, ist dennoch keine Macht, welche die Entwicklung der Nationalitäten und selbstständiger auf ihnen begründeter Staaten geradezu hemmte und unterdrückte; es läßt ihnen vielmehr eine für seinen eigenen Bestand überaus gefährliche freie Bewegung. Es ist darin, wenn es sich auch das römische nennt, nur allzu deutsch. Sobald die Nationen erstarkten und sich

staatlich fester zusammenschlossen, mußten die oberherrlichen Rechte des Kaisers zu einem Nichts zusammenschrumpfen und das Kaiserthum eine ideale Fiction werden, die auf den Gang der Dinge keinen erheblichen Einfluß mehr zu üben vermochte.

Aber unter Otto war das Kaiserthum dennoch eine wahre und wesenhafte Macht; trotz der losen Verbindung, in der zu demselben die Staaten des Abendlandes standen, drängte sich die Summe der welthistorischen Bewegung in ihm zusammen. Nicht von anderen Seiten empfing es Anstoß und Richtung, sondern bestimmte selbst die Geschicke Europas. In alle Bewegungen der Zeit griff Otto mit Kraft und Erfolg ein; der kaiserliche Titel war jetzt kein leerer Name, wie in den letzten Zeiten der Karolinger. Aber nicht durch Gesetze, nicht durch einen kunstreichen Staatsorganismus, nicht durch ein großes Beamtenheer beherrschte Otto das Abendland, sondern vor Allem durch die Fülle kriegerischer Mittel, welche seine Siege ihm in die Hand gelegt hatten. Durch das große kampfgeübte Heer seiner deutschen Vasallen unterwarf er die Slawen, hielt er die Dänen im Zaum, nöthigte er die Ungarn von ihrem nomadischen Räuberleben zu lassen und in der Donauebene feste Wohnsitze zu suchen, so daß nun die Thore des Ostens, durch welche bis dahin stets von Neuem rohe, Alles mit Vernichtung bedrohende Völkermassen über das Abendland eingebrochen waren, für immer geschlossen wurden; sein Siegesruhm und seine sich immer weiter ausbreitende Lehnshoheit machten ihn auch zum Protektor des burgundischen und französischen Reichs, dann zum Herrn der Lombardei und der Stadt Rom. Mit den kriegerischen Kräften Deutschlands hält er die umwohnenden Völker danieder, aber durch die so gewonnene Macht steigt er wieder selbst hoch über die Schaar seiner eigenen Vasallen empor; nur dadurch, daß er es zu einer wahrhaft königlichen Stellung in Deutschland bringt, gewinnt er die Kaiserkrone, aber diese sichert und befestigt wieder erst recht sein und seines Hauses Königthum in den deutschen Ländern. Darauf beruht vornehmlich seine Alles überragende Stellung, daß er der erste und mächtigste Oberlehnsherr der abendländischen Christenheit ist, daß er als solcher in jedem Augenblick ein zahlloses Kriegsheer aufbringen kann, dem kein Volk, kein Fürst mehr gewachsen ist. Aber doch nicht darauf allein. Denn auch die katholische Geistlichkeit, wie sie weit über den ganzen Occident verbreitet ist, dient ihm gleichsam als eine andere Vasallenschaar in Inful und Stola; er ernennt die Erzbischöfe und

Bischöfe in seinem deutschen und italischen Reiche, wie in den neubekehrten Ländern des Nordens und Ostens; er beherrscht den Nachfolger des heiligen Petrus und übt durch ihn auf die kirchliche Bewegung auch in den westlichen Ländern, wo er die Würdenträger der Kirche nicht selbst setzt, dennoch einen entscheidenden Einfluß.

So verschieden dieses deutsche Kaiserthum von dem fränkischen ist, so mangelhaft seine Organisation, schienen seine Hülfsmittel doch in der Hand eines tüchtigen Regenten genügend, um eine weit- und durchgreifende Herrschaft im Abendlande zu behaupten, zumal es von der Meinung der Zeit getragen, von der Autorität der Kirche gestützt wurde. Aber man täusche sich nicht, diese Mittel waren doch nur ausreichend in der Hand eines so urkräftigen und thätigen Fürsten, wie Otto. Von den Marschen der Elbe eilte er bis zu den Abruzzen, von den Ufern des Rheins bald zu den Gestaden des adriatischen Meeres, bald zu den Dünen der Ostsee; unablässig ist er in Bewegung, unaufhörlich in den Waffen, erst gegen die Wenden und Ungarn, dann gegen die Griechen und Langobarden; da ist keine Grafschaft in dem weiten Reiche, kein Bisthum in der katholischen Christenheit, das er nicht in das Auge faßte und überwachte. Wo er aber auch weilt und was er auch unternimmt, all' sein Thun ist voll Feuer, Kraft und Nerv, überall trifft es zum Ziele. So repräsentirt, ist das Kaiserthum nicht nur die erste Gewalt in der abendländischen Welt, sondern greift auch tief in alle Verhältnisse derselben ein — eine ebenso verehrte als gefürchtete Macht.

Aus unseren nordischen Gegenden hatte sich das Glück des sächsischen Hauses erhoben. In den Kämpfen mit den Dänen, Wenden und Czechen war der Siegesruhm Heinrichs und Ottos begründet, durch Verbindungen mit den überseeischen Sachsen hatte sich das neue Königsgeschlecht zuerst gestärkt; es schien geraume Zeit, als werde der Schwerpunkt des neuen Reichs im Norden bleiben, als werde sich von dort aus seine Macht bis zu den äußersten Völkern gen Mitternacht verbreiten. Erst Ottos Züge nach Italien haben die Entwicklung der Dinge nach einer anderen Seite geleitet. Südwärts trieb es von je die Germanen, und Otto folgte mit seinen Sachsen noch einmal diesem

großen providentiellen Zuge. Seitdem dann das römische Kaiserthum gewonnen war, galt es dasselbe zu bewahren, und südwärts mußten sich deshalb immer wieder die Blicke der Könige und des deutschen Volkes richten. So war es der Süden vornehmlich, der in Ottos letzten Lebensjahren seine Sorgen in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber nie ließ er darüber die Angelegenheit des Nordens außer Acht, vor Allem beschäftigten sie seinen Geist, als er von jenem zweiten Zuge über die Alpen damals nach Sachsen zurückkehrte.

Nicht ohne große Anstrengungen hatten während der Abwesenheit des Kaisers Herzog Hermann und Markgraf Gero den Frieden dem Sachsenlande erhalten. Noch immer ließ Hermann der ungestüme Geist seines Neffen Wichmann nicht Ruhe. Unauslöschlicher Haß gegen seinen Oheim und dessen mächtigen Gönner flammte in der Brust des kraftvollen Mannes und trieb ihn auf den wildverworrensten Bahnen bis an den jähen Abgrund, in dem er seinen Untergang finden mußte. Trotz jenes furchtbaren Eides, mit dem er sich Otto verpflichtet hatte, sann er bald auf neue gefahrvolle Abenteuer, um seinem thatenlosen Leben in der Heimat ein Ende zu machen. Als sich die Rückkehr des Kaisers aus Italien länger, als man erwartet hatte, verzögerte, begab er sich an die Nordgrenze des Reichs und ließ dem Dänenkönig Harald ein Bündniß anbieten. Jetzt, ließ er ihm melden, sei es an der Zeit, das Sachsenland zu überfallen, da es des königlichen Schutzes entbehre. Doch mit Recht traute der König dem meineidigen Manne nicht. Hätte Wichmann, ließ er ihm antworten, seinen Oheim oder einen anderen vornehmen Sachsen erschlagen, so würde er seinen Worten glauben; so aber schiene ihm sein Anerbieten nur eine listige Falle, und er werde sich hüten in eine solche zu gehen. Inzwischen hatte Wichmann bereits eine Schaar unruhiger Gesellen um sich gesammelt, die auf den Wegen lagerten, die Kaufleute überfielen und offen den Landfrieden brachen. Mehrere dieser Räuber wurden ergriffen, und Herzog Hermann ließ nach richterlichem Spruch sie mit dem Strange hinrichten; auch seine Neffen Wichmann und Ekbert stellte er vor Gericht, und nur mit genauer Noth entgingen sie gleicher Strafe. Herzog Gero, der Wichmanns neue Verschuldigung nicht bezweifeln konnte, wollte nicht ferner die übernommene Bürgschaft für ihn leisten; schutzlos verließ deshalb Wichmann Sachsen und wandte sich abermals zu den Wenden. Gern nahmen die Wenden auch diesmal ihn auf, zumal sie so eben im Kriege mit ihren Nachbaren im Osten

lagen, den ihnen stammverwandten Polen, deren Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Wichmann, der kriegskundige deutsche Mann, wurde der Führer der Wenden gegen die Polen; mehrmals entrang er ihnen den Sieg und schlug in zwei blutigen Schlachten Mesco, den Polenherzog aufs Haupt.

Aber der Polenherzog unterwarf sich in seiner Bedrängniß nicht Wichmann und den Wenden, sondern Kaiser Otto und Herzog Gero, der inzwischen bis zur Oder vorgedrungen war. Lange war Ruhe in dessen Marken gewesen, da hatten sich noch einmal — es war im Jahre 963 — die Lausitzer an der Spree und Neiße zu einem Aufstand erhoben, und noch einmal hatte der alte Kriegsheld gegen die Wenden sein Schwert ziehen müssen. Er siegte in einer heißen Schlacht, in der viele vornehme Sachsen fielen; unter ihnen ein Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Dennoch war der Sieg so vollständig gewesen, daß die Lausitzer keinen weiteren Widerstand wagten und zur Strafe ihres Ungehorsams das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Bis zur Oder rückte Gero auf diesem Kriegszuge vor und stand so gerade damals an den Grenzen der Polen, als diese mit den nördlichen Wenden im Kriege lagen. Zweien Feinden war der Polenherzog nicht gewachsen; er suchte daher die Freundschaft der Deutschen nach, unterwarf sich und sein Volk dem Kaiser, leistete den Lehnseid und zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut.

Es war die letzte Waffenthat Geros, daß er das neue Kaiserreich bis über die Oder ausbreitete und den deutschen Namen auch hier zu Ehren brachte, dann sagte er dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre begab er sich, nachdem er die Erlaubniß des Kaisers eingeholt hatte, als Pilger nach Rom, legte am Grabe des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und sein ganzes Eigenthum dem Dienste Gottes. Gero hatte nämlich nach dem frühen Tode seiner Söhne Siegfried und Gero auf einem seiner Eigengüter am Harz unweit Quedlinburg das Kloster Gernrode gestiftet und zu dessen Aebtissin Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohns Siegfried, eingesetzt. Dem von ihr geleiteten Kloster und der schönen Kirche — das Bauwerk ist noch jetzt in allen wesentlichen Theilen erhalten und durch sein Alter eines der merkwürdigsten kirchlichen Denkmale im östlichen Sachsen — schenkte Gero jetzt

nach dem Tode seines Neffen Alles, was er sein eigen nannte, erwirkte dem Kloster vom Kaiser und Papste Privilegien und unterwarf es unmittelbar dem heiligen Petrus und Paulus und der römischen Kirche, der Gernrode jährlich ein Pfund Silber als Zins zahlen sollte. „Und so bitte ich Euch," sagte Gero in der darüber ausgestellten Urkunde, „Ihr beiden großen Leuchten der Kirche, Petrus und Paulus, daß Ihr meiner Seele nach dem Absterben des Fleisches die Thore des Paradieses eröffnet und am jüngsten Tage meine Fürsprecher und Vertreter bei Gott seid, auf daß ich nach dem Gericht zu Euch in die lichten Wohnungen des Himmels eingehe und dort ewiglich lebe." Bald nach seiner Rückkehr von Rom — einen Arm des heiligen Cyriacus schätzte er als das kostbarste Reisegeschenk, welches ihm der Papst mitgab, — starb Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden," wie er sich selbst nannte, am 20. Mai des Jahres 965 und fand seine Ruhestätte zu Gernrode in der von ihm gestifteten Kirche. Ein großer Kriegsheld, dessen Name lange in Sage und Lied fortgelebt hat, war einer Zeit, die zu gewaltigen Dingen gewaltige Kräfte brauchte, entrissen worden, und mit dem tiefsten Schmerz vernahm Kaiser Otto, der eben damals nach Sachsen zurückkehrte, die Kunde vom Tode des Helden.

Wem sollte Geros Markherzogthum jetzt zufallen, wem sollten die großen Reichslehen, mit denen es ausgestattet war, ertheilt werden? Das war die erste und nächste Sorge des Kaisers. Sei es, daß er Bedenken trug einem Mann abermals eine so ungewöhnliche Macht zu übertragen, oder mochte der rechte Mann für solche Stellung fehlen, Otto ließ Geros Markherzogthum nicht in alter Weise bestehen, sondern theilte die Macht desselben unter mehrere Grafen, die meist schon unter Gero kleinere Theile seines weiten Amtsgebietes verwaltet hatten. Dietrich wurde Markgraf der Nordmark, die man später die Altmark genannt hat; ihm wurden die Liutizen und Heveller, die wendischen Stämme um die Havel bis zur Tollense und unteren Oder, zunächst untergeben. Die sächsische Mark an der unteren Saale und Mulde bis zur Elbe, von der die Niederlausitz und jenseits der Oder Polen bis zur Warthe abhing, — sie wurde später die Ostmark oder Mark Lausitz genannt — wurde unter zwei Markgrafen getheilt: Thietmar, einen Schwestersohn Geros, und den tapferen Hodo, der die östlichen, mehr den Angriffen ausgesetzten Landestheile unter sich hatte. Die thüringische Mark von der oberen Saale bis zur Elbe, aus der sich später die Mark Meißen

bildete und von der aus die Oberlausitz im Gehorsam erhalten wurde, theilte der Kaiser unter drei Markgrafen: Günther, Wigbert und Wigger. Jeder dieser sechs Markgrafen erhielt mit diesem Titel zugleich im Wesentlichen die bisher von Gero geübten Rechte und die von ihm besessenen Reichslehen innerhalb seines Amtsbezirks; damit es ihnen aber in gefährlichen Zeiten nicht an einem Mittelpunkt fehle, wurde Dietrich die Oberaufsicht über alle diese Marken mit dem Titel eines Markherzogs ertheilt.

Ein schwerer Trauerfall rief den Kaiser im Winter aus Sachsen nach Lothringen zurück. Erzbischof Brun starb, nachdem er kaum das vierzigste Jahr überschritten hatte, plötzlich auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn abermals seine hadernden Neffen gerufen hatten, am 11. October 965 zu Reims. Bei der überaus einflußreichen Stellung Bruns war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, das nicht allein tief in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Lothringens, sondern in alle Angelegenheiten des Reichs eingreifen mußte. Zum Glück waren die Verhältnisse in Lothringen durch Bruns Fürsorge so geordnet, daß sie in sich selbst die Bürgschaft für eine längere Zeit zu tragen schienen. Folkmar, früher Bruns Kanzler, trat in das erzbischöfliche Amt desselben ein. Das alte Herzogthum Lothringen ging mit Brun unter. Herzog Friedrich behielt seine Gewalt in Oberlothringen; für Niederlothringen, welches seit dem Tode Gottfrieds (S. 473) keine besondere Verwaltung gehabt hatte, wurde auch jetzt kein Herzog bestellt, sondern das Land blieb wohl in ähnlicher Weise, wie es mit Franken und mit einem großen Theile Sachsens der Fall war, unmittelbar unter der Krone. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto dadurch die alten Hauptsitze des Karolingischen Kaiserthums dem neuen Kaiserreich fester verbinden wollte: war es doch damals, daß er nach dem einstimmigen Rath der Bischöfe, Herzoge und Grafen nicht allein das Marienstift zu Aachen, die Gründung Kaiser Karls „göttlichen Andenkens", besonders begünstigte, sondern auch die Pfalz daselbst für die erste kaiserliche Residenz diesseits der Alpen erklärte. Die Geschäfte der deutschen Reichskanzlei kamen nach Bruns Tode ganz unter die Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm, und der Mainzer Erzbischof war fortan der einzige Erzkanzler in den deutschen Ländern. Es spricht sich hierin deutlich aus, wie der Gedanke eines einigen deutschen Reichs mehr und mehr zum Durchbruche kam. Um die Zustände Frankreichs zu befestigen und der königlichen Gewalt dort

eine neue Stütze zu geben, vermählte Otto seine Stieftochter Emma, das einzige Kind Adelheids aus erster Ehe, dem jungen König Lothar.

Im Frühjahr 966 kehrte der Kaiser nach Sachsen zurück; es waren vorzüglich kirchliche Pläne und die Mission unter den Heiden, die seine Thätigkeit jetzt hier in Anspruch nahmen. Niemals hat man in Sachsen eifriger Kirchen und Klöster begründet als damals; die ganze kaiserliche Familie und ein großer Theil des Adels lebte und webte in geistlichen Stiftungen. Das alte Heidenland wurde ein überaus fruchtbarer Boden für christliche Schöpfungen, eine neue Pflanzschule der Kirche für den Norden und Osten. Unermüdlich in ihrer Sorge für fromme Stiftungen war vor Allem die Mutter des Kaisers. Noch vor Kurzem hatte sie zu Nordhausen den Bau eines neuen Nonnenklosters begonnen; denn sie liebte diesen Ort, weil sie hier mit König Heinrich glückliche Tage verlebt und hier ihm Heinrich und Geberge geboren hatte. Es war ihre größte Sorge, wie sie das neue Kloster, nachdem sie schon das Meiste ihrer Habe an andere fromme Stiftungen vertheilt hatte, würdig ausstatten könnte, da sie abzuscheiden befürchtete, ehe Alles vollendet. Nicht eher ruhte sie deshalb, als bis Otto selbst nach Nordhausen kam und ihr versprach sich des Klosters gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Der heiligste Ort aber blieb ihr immerdar Quedlinburg, wo König Heinrich ruhte, und gewiß erfüllte es ihr Herz mit der größten Freude, als hohe Ehren damals dem dortigen Kloster zufielen. Um Ostern 966 wurde nämlich die einzige lebende Tochter des Kaisers, nach der Großmutter Mathilde genannt und die fromme Thätigkeit derselben dereinst fortzusetzen berufen, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und aller Fürsten und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin dieses Stifts geweiht.

Die großartigsten Aussichten eröffneten sich gleichzeitig der Mission im Norden und Osten. Etwa um diese Zeit geschah es, daß der Dänenkönig Harald mit den Seinen die Taufe nahm. Nach langem Schwanken hatte er sich bekehrt, als ein Geistlicher, Namens Poppo, um die Macht Christi dem zweifelnden König darzuthun, eine glühende Eisenstange ergriffen und eine weite Strecke ohne sich zu verletzen getragen hatte. Da schwanden Haralds Zweifel, und er wurde nicht allein selbst Christ, sondern gebot auch allen seinen Unterthanen die falschen Götter zu verlassen und Christus allein als Gott zu verehren. Zu derselben Zeit trat Herzog Mesco mit seinen Polen zum Christenthum über. Nicht

ein Priester, sondern die fromme Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, war es, die nach ihrer Vermählung mit Mesco Christus zuerst unter den Polen predigte, aber deutsche Mönche setzten bald das von ihr begonnene Werk fort. Und selbst weiter nach dem Osten hin zeigten sich für die abendländische Kirche glänzende Hoffnungen. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts waren durch Warägerschaaren unter den uneinigen slawischen Stämmen am Wolchowstrom und am Dnepr mehrere Kriegsherrschaften errichtet worden; durch Rurik und seinen Sohn Igor wurden sie zu einem Reiche, dem russischen, vereinigt, das schnell zu so bedeutender Macht gedieh, daß es selbst dem griechischen Reiche gefährlich wurde. Aus feindlichen Beziehungen entspannen sich freundliche zwischen den Höfen von Constantinopel und Kiew, und Olga, Igors Wittwe, empfing im Jahre 957 zu Constantinopel die Taufe und in ihr den Namen Helena. Die russische Großfürstin, die für ihren unmündigen Sohn Swiätoslaw die Regierung führte, suchte in ihrem Reiche das Christenthum zur Herrschaft zu bringen; im Jahre 959 erschienen von ihr Gesandte an Ottos Hofe und baten um einen Bischof und Priester für das Volk der Russen. Otto erfüllte ihre Wünsche, und als der Mönch Libutius, dem zuerst die Mission übertragen war, unerwartet starb, wurde Adalbert, ein gelehrter Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier, zu den Russen geschickt. Aber der Erfolg entsprach übel den gehegten Erwartungen. Helena fand in ihrem Volke und selbst in ihrem eigenen Sohn bei der Einführung der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand, und Adalbert mußte den Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, in kurzer Frist weichen; nicht ohne mannigfache Gefahren zu bestehen kehrte er nach Sachsen zurück. Bald danach übernahm Swiätoslaw selbst die Regierung des Reichs und verfolgte die Bekenner des christlichen Glaubens; die kaum angeknüpften Verbindungen Rußlands mit dem abendländischen Kaiserreiche wurden auf längere Zeit unterbrochen.

Ein großer gemeinsamer Zug geht offenbar durch diese kirchlichen und staatlichen Bewegungen im Osten und Norden Europas, den Otto in seiner ganzen Bedeutung erkannte und zu nützen bestrebt war. Die Mission im Norden war dem Hamburger Erzstift übergeben; Otto unterstützte nicht nur die Bestrebungen desselben in aller Weise, sondern gab auch den Hamburg untergeordneten Bischöfen im dänischen Reiche große Freiheiten und Rechte. Während die Grundzüge einer großen kirchlichen

Organisation hier bereits gegeben waren und nur der Entwicklung bedurften, war dagegen die Mission im Osten zu Ottos größtem Leidwesen noch in völlig ungeordnetem Zustande. Das Erzbisthum Magdeburg war noch immer nicht in das Leben getreten und fand jetzt, nachdem Erzbischof Wilhelm den Widerstand aufgegeben hatte, an dem Bischof von Halberstadt einen hartnäckigen Widersacher. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, den großen Gedanken des Kaisers rasch und kräftig in das Leben zu führen, der Mission im Osten durch das neue Erzbisthum Mittelpunkt und Halt zu geben und so dem Christenthum unter den slawischen Völkern zum vollständigen Siege zu verhelfen; aber der störrige Sinn des Bischofs setzte allen Bemühungen des Kaisers unausgesetzt den festesten Widerstand entgegen. So mußte sich Otto begnügen durch eine Reihe von Schenkungen an das Morizkloster der Begründung des Erzbisthums vorzuarbeiten und in den darüber ausgefertigten Urkunden auf die beabsichtigte Erhöhung Magdeburgs hinzuweisen.

Ehe Otto noch mit diesen Arbeiten für die Ausbreitung der christlichen Kirche und seiner Kaisermacht zum Ziele gediehen war, wurde er aufs Neue über die Alpen und in die südlichen Länder seiner Herrschaft gerufen. Bevor er jedoch Sachsen verließ, besuchte er noch einmal seine Mutter, die er wiederzusehen nicht mehr hoffen durfte. Mehrere Tage — so erzählt die spätere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde — verlebte der Kaiser still mit ihr zu Nordhausen; als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich Beide früh am Morgen und sprachen viel und lange mit einander nicht ohne Thränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verrathen. Als Beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Thür stehen; unter hellen Thränen schlossen sie sich hier noch einmal in die Arme. Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto während der Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit; sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche zurück und erhob die Mutter. „Durch welchen Dienst," sprach er, „kann ich dir diese Thränen vergelten?" Mit bebender Stimme wechselten sie tiefbewegte Worte, bis die alte Königin endlich selbst den Abschied beschleunigte. „Wie schwer es uns fällt", sagte

sie, „wir müssen uns trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern erhöht ihn. Gehe in Frieden! Mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leib nicht mehr sehen."

In der Mitte des August 966 hielt Otto einen Reichstag zu Worms, wo er alles zu seinem dritten Zuge über die Alpen ordnete und die nöthigen Vorkehrungen für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern traf; die Regierung sollte der junge König Otto unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs Wilhelm, führen. Dann ging der Kaiser, von seiner Gemahlin und vielen Großen begleitet, den Rhein hinauf und überstieg, den Weg über Chur nehmend, am Septimer die Alpen. Ohne Aufenthalt durchzog er die Lombardei; gegen Weihnachten lagerte er mit einem starken Heere vor Rom.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengars Söhne Adalbert, Kuno und Wido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Mehrere mißvergnügte lombardische Große ließen sich in hochverrätherische Verbindungen mit Adalbert ein, und sogar Wido von Modena, der Erzkanzler in Italien, gerieth in Verdacht sich mit den Gegnern des Kaisers verbunden zu haben und wurde seines Amtes entsetzt, welches auf den Bischof Hubert von Parma überging. Fremdlinge, wie Rather von Verona, die nur in der Macht des Kaisers gegenüber einer abgeneigten städtischen Bevölkerung ihre Stütze gefunden hatten, geriethen in die drangvollste Lage. Dennoch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen am 25. Juni 965 in einer Schlacht, in der Wido fiel; Kuno ergab sich, und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er hier keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben zum

dritten Male über die Alpen zu ziehen und ihn jetzt antreiben ohne Aufenthalt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war nämlich Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhls Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. October als Johann XIII. den römischen Bischofsstuhl bestieg. Der neue Papst, obwohl aus einer vornehmen römischen Familie stammend, die sich schon seit vielen Jahren in den Besitz des Bisthums Narni erhalten hatte, war doch dem Kaiser ganz ergeben, und da man ihn auch sonst für einen würdigen Mann hielt, bauten die strenger gesinnten Geistlichen große Hoffnungen auf das vereinte Wirken des Kaisers und Papstes. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat und, wie es scheint, zugleich seine eigene Familie übermäßig begünstigte. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt Petrus und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich am 16. December 965, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna brachten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf; es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf der Haft und flüchtete sich nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte dann seinen Schützling nach Rom zurück, aber erst als er wußte, daß Otto die Alpen überstiegen hatte. Jeder Widerstand der Römer würde jetzt vergeblich gewesen sein; sie öffneten am 12. November 966 dem Papste nicht allein die Thore, sondern holten ihn sogar im feierlichen Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr; die Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto der Stadt. Die Führer des Aufstandes ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in

die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volkes ließ er elf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephan wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut. Petrus, den Präfekten der Stadt, gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Marcus Aurelius*) aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzug unter dem Hohn des Volkes durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Petrus abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte, aber der Schrecken schien nöthig, um unter dem treulosen Volk das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern. Der Papst sprach selbst bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Ottos Fürsorge gerettet. Die Zügel des kaiserlichen Regiments wurden nun erst in der Stadt mit voller Kraft angezogen, um dem Rotten- und Parteiwesen, dem Factionsgeist in Kirche und Staat mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Vom Kaiser selbst wurde der Präfect jetzt eingesetzt und mit dem gezogenen Schwert belehnt; dieser Beamte trat nun gleichsam an die Stelle des kaiserlichen Missus, der in der Karolingischen Zeit dauernd in Rom seinen Sitz gehabt und die kaiserlichen Rechte gewahrt hatte.

Otto feierte das Weihnachtsfest damals zu Rom in Gemeinschaft mit dem langobardischen Fürsten Pandulf und schloß hier mit ihm einen überaus wichtigen Bund. Pandulf beherrschte nämlich die Fürstenthümer Capua und Benevent, jenes allein, dieses in Gemeinschaft mit seinem Bruder Landulf; seine Herrschaft, von einem zum anderen Meere reichend, umfaßte einen bedeutenden Theil des unteren Italiens, und ein ehrgeiziger und streitlustiger Fürst, wie er war, dachte er unaufhörlich auf die Vergrößerung seiner Macht. Aber seine Lage war nicht ohne große Gefahren; bald von den Griechen, bald von den Arabern angegriffen, stand er überdies mit dem Fürsten Gisulf von Salerno in ununterbrochener Fehde. Er bedurfte eines Halts, wie ihn nur Ottos

*) Dieses berühmte Bildwerk stand damals auf dem Platz vor dem Lateran, wo Alles an Constantin erinnerte: deshalb wohl hat es auch den Namen des Constantinischen Pferdes (caballus Constantini) erhalten.

Macht ihm bieten konnte. Willig ordnete sich daher Pandulf dem Kaiser als Lehnsmann unter, und der Kaiser hocherfreut, auf diese Weise einen Anhaltspunkt im südlichen Italien zu erhalten, von dem aus sich die Möglichkeit zeigte, auch diese Gegenden dem abendländischen Reich zu gewinnen. Er belehnte deshalb Pandulf zu den ererbten Fürstenthümern noch mit den Marken von Spoleto und Camerino und gab ihm dadurch eine Macht, wie sie seit langer Zeit kein Fürst Italiens bekleidet hatte.

Nachdem der Kaiser noch einer Synode im Anfange des Jahres 967 zu Rom beigewohnt hatte, begab er sich über Spoleto nach Ravenna, wo er das Osterfest verlebte. Der Papst war in seiner Umgebung, und in der zweiten Hälfte des Monats April wurde hier eine große Kirchenversammlung abgehalten, zu der 59 deutsche und italische Bischöfe erschienen waren und auf der sehr folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Vor Allem war es von Wichtigkeit, daß Otto jetzt die letzten Besitzungen, die seine kaiserlichen Vorfahren dem Stuhle Petri verbürgt hatten, dem Papste zurückgab, unter anderen Orten namentlich Ravenna mit seinem Gebiet. Alles, was der Stuhl Petri jemals an Land und Leuten im Abendlande besessen hatte sowohl aus früherer Zeit, wie durch die Schenkungen der Karolinger, erhielt er jetzt unverkürzt zurück; ein sächsischer Kriegsfürst war es, der das römische Bisthum wieder in seinem alten Glanze erneuerte. Freilich entäußerte sich Otto in Ravenna so wenig, wie früher in Rom, der oberherrlichen Rechte des Kaiserthums. Gerade damals ließ er sich dicht bei Ravenna einen Palast bauen und hielt in der Folge oft hier sein Hoflager, da diese Stadt ihm gelegener als Rom war, um sein Regiment zugleich über Deutschland und Italien zu handhaben.

Das Concil zu Ravenna trat auch über das Erzbisthum Magdeburg in Berathung. Der Kaiser selbst berichtete den Bischöfen, wie er die Wenden mit großer Mühe und unsäglichen Gefahren zu dem Christenthum bekehrt habe, und forderte sie auf Fürsorge zu treffen, daß die Neubekehrten im Glauben erhalten würden. Das Concil beschloß darauf, wie es der Kaiser wünschte, daß zu Magdeburg als dem gelegensten Orte für die Mission im Osten bei der neuerbauten Kirche des heiligen Moriz ein Erzbisthum für die slawischen Länder errichtet und die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg ihm untergeordnet werden sollten, zu-

gleich wurde dem Kaiser abermals das Recht zugestanden, an günstig gelegenen Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeiz und Meißen. Dieser Beschluß des Concils wurde durch eine Bulle des Papstes veröffentlicht, die Ausführung desselben aber noch von Verhandlungen mit dem Bischof von Halberstadt abhängig gemacht. Die Bulle des Papstes nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin — so heißt es in ihr — habe er die römische Kirche erhöht, und deshalb solle Magdeburg von Rom gleiche Ehre empfangen, wie Constantinopel, und zu den ersten Metropolen der Christenheit gerechnet werden.

Wäre es allein Ottos Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen, die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost über die Alpen heimkehren können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Arabern reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen. Ohne Mühe gelang es ihm, von dem Papste das Versprechen zu erhalten, daß er den jungen Otto schon in nächster Zeit zum Kaiser krönen werde. Der Kaiser erließ deshalb an seinen Sohn den Befehl, im Herbst nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfest zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich aber bemühte er sich für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter und auch bei dieser Bewerbung hoffte er nicht auf große Schwierigkeiten zu stoßen.

Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden; mehrfach waren Gesandte von dort mit ehrenden Geschenken und Versicherungen der kaiserlichen Freundschaft zu ihm gekommen. Auch als Otto die Kaiserkrone des Abendlandes gewonnen und wenig später wieder einmal ein mannhafter tapferer Fürst in Nicephorus Besitz von dem morgenländischen Reiche ergriffen hatte, waren diese Verbindungen nicht unterbrochen worden. Otto empfing noch um Ostern 967 eine Gesandtschaft von Constantinopel, welche ihn der Freundschaft des Kaisers versicherte. Um so eher mochte er darauf

rechnen, daß ihm der griechische Hof bereitwillig entgegenkommen würde, wenn er für seinen Sohn um eine kaiserliche Fürstin, die Tochter Romanus II., werben sollte. Kaum hatten jene Gesandten seinen Hof verlassen, so schickte er selbst eine Gesandtschaft nach Constantinopel, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes zu eröffnen. An der Spitze derselben stand ein Venetianer, mit Namen Dominicus, der dem Kaiser besonders geeignet schien dies Geschäft zu betreiben. Denn die Venetianer, damals dem Kaiser für viele Gunstbeweise verpflichtet, waren mit allen Verhältnissen in Constantinopel durch ihre Handelsverbindungen vertraut. Otto wünschte ohne Zweifel, daß die Braut als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unteritalien zubringen möchte, aber er legte, wie es scheint, mehr Gewicht darauf, daß überhaupt nur die Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf der Größe der Mitgift bestanden hätte; nur daß er Nichts von dem Gewonnenen aufopfern und namentlich Pandulf und Landulf nicht der Pflicht gegen ihn wieder entlassen wollte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Nicephorus knüpfte sich weiter die Aussicht, die Ungläubigen aus Italien zu vertreiben. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus konnten sie kaum widerstehen, man durfte hoffen, sie aus Garde-Frainet, aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja aus Sicilien selbst zu verdrängen. Aber auch ohne Unterstützung von Constantinopel schien mit den vereinten Kräften Deutschlands und Italiens ein günstiger Erfolg nicht unmöglich. Die Christenheit hier zum vollständigen Siege über den Islam zu führen, das war ein Unternehmen Ottos kaiserlicher Stellung so würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Heiden im Norden und Osten bereits abgewonnen hatte!

Mit solchen Absichten und Plänen beschäftigt, verweilte Otto im Sommer 967 in Italien. Die Zeit seiner Rückkehr war noch nicht erschienen, doch hoffte er schon im nächsten Jahre sein Ziel soweit erreicht zu haben, daß er Italien verlassen könnte. Aber er irrte, wenn er sich die Wege zu diesem Ziele unbehindert vorstellte. Bald fand er überall Hemmnisse, die selbst für ihn, den mächtigsten Fürsten des Abendlandes, nicht so leicht zu überwinden waren. Er wurde in Kämpfe verwickelt, bei denen die Hülfsmittel, mit denen er den Occident in Abhängigkeit

erhielt, nicht ausreichten. Wollte es auch das Glück, daß er zu Constantinopel endlich seine Absichten durchsetzte, so mußte er den Kampf gegen die Araber doch aufgeben; es gelang ihm nicht einmal, jenes kleine Räubernest zu Garde-Frainet zu zerstören.

7.

Verhältnisse zu den Arabern und Griechen.

Drei große Völkersysteme bestimmten durch ihren Gegensatz seit Jahrhunderten den Gang der Weltgeschichte: die Masse der zum Islam bekehrten Stämme des Südens, die das Reich des Chalifen umschloß; das bunte Völkergemisch, welches der griechischen Kirche anhing und von dem oströmischen Kaiser despotisch regiert wurde; die römisch-germanische Welt, die in dem Papste zu Rom ihr geistliches Oberhaupt sah und in der jetzt Otto als Kaiser gebot. Das waren die Großmächte jener Zeit. Ihr Gegensatz, auf der Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugung im tiefsten Grunde beruhend, durchdrang von dort aus alle kirchlichen, staatlichen, sittlichen Verhältnisse, alle Gewohnheiten des täglichen Verkehrs, die ganze Entwicklung der Kulturzustände; er war ein vollständiger, nimmer auszugleichender in allen und jeden Beziehungen des Lebens.

Der Kampf zwischen diesen Mächten war eine Nothwendigkeit und konnte nie auf die Dauer ruhen. Wie oft sie sich auch schon mit den Waffen gemessen und so erfahren hatten, daß keine von ihnen sich zu unbeschränkter Herrschaft durchzukämpfen fähig sei, der Streit entbrannte immer von Neuem, und kein Gestade gab es am mittelländischen Meere, das er nicht mit Strömen Blutes getränkt hätte. Auf der Grenzscheide des neunten und zehnten Jahrhunderts war Italien die Palästra gewesen, auf der die Weltmächte auf einander trafen; lange und heiß hatten sie hier mit einander gerungen und zuletzt alle den Kampfplatz behauptet. Die Hitze des Streits ermattete endlich, aber er selbst war nicht beendet, der Sieg nicht entschieden; noch maßen die Widersacher hier einander mit spähenden Blicken und hofften jeder von der Zeit eine glücklichere Entscheidung.

Mitten in diesen Widerstreit der großen Weltmächte, der noch immer in Italien seinen Mittelpunkt hatte, wurde Otto geführt, nachdem er an die Spitze des Abendlandes gestellt war. Aber wenn er auch bisher dem Kampfe ferner gestanden hatte, trat er doch nicht unvorbereitet in denselben. Längst hatte er jene gewaltigen Mächte in das Auge gefaßt, mit denen er jetzt seine Kräfte zu messen hatte.

Es ist der Beachtung werth, daß gerade zu derselben Zeit, wo das Abendland sich nach dem Verfall der Karolingischen Monarchie zersplitterte, auch die Einheit des Chalifats sich löste und das morgenländische Kaiserreich in Verfall gerieth. Nur durch die gleichzeitige Lähmung aller Gewalten, welche den großen Gang der Dinge bestimmten, konnten sich in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einerseits der christliche Orient und Occident in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, und blieben beide andererseits vor einem neuen verhängnißschweren Ansturm der Araber bewahrt.

Hatte darin früher die unwiderstehliche Stärke der Araber gelegen, daß die Summe aller geistlichen und weltlichen Macht bei ihnen in der Hand eines Mannes ruhte, daß ein Wille allen jenen unermeßlichen Schaaren, die dem Islam unterworfen waren, schrankenlos gebot, daß der Chalif, der Nachfolger Mohammeds, Kaiser und Oberpriester in einer Person, seine Heere nicht allein mit dem Siegesgefühl überlegener Streitkräfte, sondern auch mit dem Fanatismus des Glaubens erfüllte: so zeigte sich diese Macht jetzt gebrochen. Der Chalif Rahdi, aus dem Geschlecht der Abbasiden, war der letzte Fürst der Gläubigen, der an seinem Hofe zu Bagdad die volle Würde und Hoheit seiner Vorfahren zeigte, der noch einmal Worte der Lehre und Begeisterung zu der versammelten Menge sprach. Aber schon gegen ihn erhoben sich die Emire, die Statthalter der Provinzen; in seinem eigenen Palaste war er bald nicht mehr sicher, seine Leibwache selbst bedrohte ihn mit dem Tode. Da legte der Chalif im Gefühle seiner Ohnmacht die Regierungsgeschäfte in die Hand eines Dieners nieder: er verlieh Raik, dem Emir von Bassora, das neugeschaffene Amt eines Emir al Omra und machte ihn damit zum Befehlshaber der gesammten Kriegsmacht und

zum Verwalter aller Einkünfte des ungeheuren Reichs. Nur seine geistliche Würde hatte sich Rahdi bewahrt, nur sie hinterließ er seinem Nachfolger, als er im Jahre 940 starb. Der neue Chalif wurde wie ein Gefangener gehalten, von einem Jahrgehalte fristete er sein thatenloses Leben, während alle Gewalt in den Händen des Emir al Omra lag, dessen Stellung alsbald die Buiden gewannen, ein Geschlecht, das in Persien bereits eine erbliche Dynastie begründet hatte. Indessen setzten sich aber auch die Statthalter der anderen Provinzen in den erblichen Besitz des Emirats und gewannen sich dadurch fast vollständige Selbstständigkeit. Das Band des Ganzen war gelöst, die Glieder trennten sich vom Haupte. Der Emir al Omra fand bei den anderen Emiren meist nur so viel Anerkennung, als er mit Gewalt ihnen abzuringen vermochte: williger zollten sie dem machtlosen Abbasiden den herkömmlichen Tribut religiöser Ehrerbietung, der aber in einer Zeit, wo die Kraft des Glaubens bei den Moslems bereits im Sinken schien, kaum noch den alten Werth haben konnte.

So war die straffe Einheit des Islam gelöst, aber damit doch die Gefahr für die Christenheit nicht beseitigt. Alle seine Bekenner hatte der Koran zu Kriegern umgewandelt, welche die Siegesbahn, auf der sie so lange gewandelt hatten, nicht leicht wieder verließen; trieb sie der Glaube nicht mehr in den Kampf, so gaben ihnen Habsucht und Ehrgeiz das Schwert in die Hand, und die Emire eroberten nicht minder gern jetzt für sich, als früher für den Chalifen. Auch war mit Nichten die ganze Zukunft des Islam an das Geschlecht der Abbasiden geknüpft; leicht konnte derselbe, wenn er einen neuen lebendigen Mittelpunkt fand, sich mit dem Fanatismus der früheren Zeit noch einmal erheben. Und ein solcher Mittelpunkt schien bereits vorhanden.

Man wußte von einer Prophezeiung Mohammeds, daß vom Westen im Laufe der Zeit der Mahadi, d. h. der Regierer, kommen werde, um das gesunkene Reich der Moslems mit neuer Macht zu erhöhen. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts trat nun in Afrika Abu Abdullah mit der Verkündigung auf, daß in einem gewissen Obeid Allah, der von Ali und der Fatime, Mohammeds Tochter, abzustammen sich rühmte, jener Mahadi erschienen sei, und wußte sich durch Ueberredung und Waffengewalt einen großen Anhang zu gewinnen. Den schwarzen Bannern der Abbasiden gegenüber entfaltete er das weiße der Fatimiden und eilte von Sieg zu Sieg. Die Länder an den Nordküsten Afrikas

leisteten Abbu Abdullah keinen anhaltenden Widerstand. Hier standen damals in der Macht: die Ikschiden, die Aegypten beherrschten, die Aglabiden, von Tunis aus die mittleren Theile Nord-Afrikas und die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica in Unterwürfigkeit haltend, durch ihre Flotten auf dem Mittelmeere mächtig, und die Edrisiden, deren Macht sich in den westlichen Gegenden entfaltet hatte und deren Hauptsitz Fes war. Alle diese Dynastien standen, wenn sie auch den Chalifen zu Bagdad als ihren geistlichen Oberherrn erkannten, längst in fast unbeschränkter Selbstständigkeit da, hatten aber in stäten Fehden unter einander ihre besten Kräfte verzehrt und zeigten sich jetzt den Fatimiden nicht mehr gewachsen.

Zuerst machte Abu Abdullah im Jahre 907 der Herrschaft der Aglabiden ein Ende und setzte sich in den Besitz der früher von ihnen beherrschten Länder. Nach einem langen Bürgerkriege unterwarf sich auch Sicilien, von den Abbasiden verlassen, den Fatimiden; zugleich erkannten die Araber auf Sardinien und Corsica sie als ihre Herren an. Alsdann wurden die Edrisiden in Fes genöthigt, sich dem Mahadi zu unterwerfen, und wiederholte Kriege erschütterten auch bereits die Macht der Ikschiden. Durch so glänzende Erfolge ermuthigt, erhob Abu Abdullah Ansprüche für den Mahadi auf alle von den Arabern unterworfenen Länder, auf den Chalifat und den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürst aller Gläubigen, den bis dahin nur die Chalifen von Bagdad führten. Mochten nun immerhin die Anhänger der Abbasiden die Fatimiden als Ketzer (Schiiten) brandmarken und die reine Lehre des Propheten als ihr Eigenthum ansprechen, klar war doch, daß jene Kraft des Fanatismus, durch welche der Islam einst so große Dinge vollbracht hatte, gerade in diesen Ketzern neu erwacht war, und die Christenheit hatte noch einmal vor den Waffen der Ungläubigen zu zittern. Es war die Zeit, wo die Araber nicht weit von den Thoren Roms standen, wo Genua von ihren Flotten genommen und geplündert wurde.

Woher sollte da der Christenheit Rettung kommen? Auf dem Throne von Constantinopel saß jener schwache Kaiser Constantin, der alle Pflichten der Herrschaft über den Büchern vergaß; die Staaten des Abendlandes aber waren ohne Einheit und in innerem Verfall, kein Land ohnehin gespaltener und dem Verderben näher als Italien, auf welches sich die ersten Angriffe des Islam richteten. Unter solchen Verhältnissen erschien es als ein Glück für die christliche Welt, daß

jene Anhänger des Mahadi unter den Moslems selbst endlich einen mächtigen Gegner fanden, der es zu hindern wußte, daß sich die ganze Kraft des Islam in ihnen sammelte. Die rechtgläubigen Bekenner des Koran traten der neuen ketzerischen Lehre vor ihrem vollständigen Siege entgegen; doch nicht der Chalif zu Bagdad war der Vorkämpfer, sondern ein arabischer Fürst in jenem fernen Lande Europas, das längst den Waffen der Moslems erlegen war.

Das arabische Spanien hatte niemals dem Gebot der Abbasiden in Bagdad gehorcht. Nur durch die Niedermetzelung des ganzen Geschlechts der Ommaijaden, die vor ihnen den Chalifat inne gehabt, hatten die Abbasiden sich in der Herrschaft sichern zu können geglaubt; aber Einer jenes unglücklichen Stammes war dem Blutbade entronnen, hatte sich, wie früher berührt ist, dann nach Spanien, an die äußerste Grenze der arabischen Herrschaft, geflüchtet und war hier zur Herrschaft berufen worden. In Spanien setzten die Ommaijaden ihr Regiment fort, voll Haß und Rache gegen das feindliche Geschlecht der Abbasiden. Zweihundert Jahre dauerte hier bereits ihre Herrschaft, ohne Verbindung und Gemeinschaft mit den anderen Ländern der Moslems und eben deshalb ohnmächtiger gegen die christlichen Staaten, welche sich allmählich weiter in der Halbinsel ausbreiteten. Selten ruhte hier der Kampf, Christenthum und Islam standen sich unablässig auf dem Schlachtfelde gegenüber, der Sieg neigte sich bald dieser, bald jener Seite zu; zu einer dauernden Entscheidung über den Besitz des Landes kam es nicht, noch viel weniger zu großen Schlägen, welche auf das Geschick der Welt einen merkbaren Einfluß geübt hätten. Denn in gleicher Absonderung wie die Ommaijaden von den Staaten des Islam, standen die christlichen Staaten Spaniens von den anderen Ländern des Abendlandes. Was dort geschah, waren gleichsam nur Vorpostengefechte, die den Ausgang des Hauptkampfes kaum berührten. Da bestieg im Jahre 912 Abderrahman III. den Thron der Ommaijaden, der größte Fürst seines Geschlechts. Er übernahm das Reich in dem gefahrvollsten Augenblick: innere Kriege hatten die arabische Herrschaft so geschwächt, daß es nur von einem kräftigen Entschluß der Christen abzuhängen schien, ihr für immer ein Ende zu machen, und zu derselben Zeit drängte von Afrika her die Macht Abu Abdullahs und des Mahadi heran, der sich schon die Edrisiden beugten. Dennoch wandte sich entschlossen Abderrahman nach beiden Seiten, um zu retten, was zu retten

war. Er zog sein Schwert gegen die Christen und sicherte dadurch die Herrschaft der Araber in Spanien; zugleich aber unterstützte er die Edrisiden, die sich so der Macht Abu Abdullahs entzogen, aber nur um in Abderrahman einen neuen Herrn zu erhalten. Hier, wie dort, stand ihm das Glück zur Seite, das ihm wie wenigen Sterblichen lächelte. An ihm fanden die Fatimiden zuerst einen nennenswerthen Gegner, doch war mit dem ersten Stoß ihre Macht noch keineswegs gebrochen.

Als im Jahre 934 der Mahadi, der erste Chalif der Fatimiden, verstorben war und ihm sein Sohn Abulkasem Mohammed folgte, zeigten sich freilich bereits bedenkliche Spuren innerer Auflösung im Reiche; Empörungen brachen aus, die der Chalif nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Aber sein Sohn und Nachfolger Ismael Abu Thaher, Almansur d. h. der Sieger mit Beinamen, der 945 das Reich übernahm, wußte dasselbe neu zu befestigen. Er war ganz der Mann, den Enthusiasmus der Seinen kräftigst zu beleben; Prophet und Feldherr zugleich, führte er seine Moslems zu neuen Kämpfen und Siegen. Im Jahre 951 sandte er seinen besten Feldherrn mit einer großen Flotte und einem stattlichen Landheer nach Sicilien hinüber, damit er in Verbindung mit Hasan, dem Emir der Insel, Calabrien angreifen und unterwerfen sollte. Der Kaiser von Constantinopel, der bis dahin den Arabern einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden gezahlt hatte, schickte jetzt wohl ein Heer und eine Flotte nach Italien, aber diese ganze Streitmacht wurde vernichtet. Dennoch gelangen den Fatimiden in Italien keine dauernden Eroberungen; sie schlossen vielmehr alsbald einen Waffenstillstand mit den Griechen, da sie inzwischen von Abderrahman in Afrika angegriffen waren. Auch dieser hatte bereits den Titel eines Chalifen angenommen und brachte in glücklichen Kämpfen die Edrisiden, die sich abermals den Fatimiden angeschlossen hatten, von Neuem unter seine Gewalt. Ein langer, unversöhnlicher Kampf entspann sich, zu Lande und zu Wasser maßen sich in erbittertem Streite die Kräfte, und schließlich wußte Abderrahman die Eroberungen in Afrika zu behaupten. Im Jahre 955 wurde er auch in den von den Edrisiden beherrschten Ländern als Haupt der Gläubigen ausgerufen und das öffentliche Kirchengebet für ihn gehalten. Von der in früheren Kriegen den Christen abgenommenen Beute ließ er die große Moschee zu Fes erneuern. Seine Herrschaft befestigte sich diesseits wie jenseits der Säulen des

Herkules, während die Dynastie der Edrisiden nicht lange nachher ganz zu Grunde ging.

Es waren die glücklichsten Zeiten, welche Spanien während der Herrschaft der Araber sah. Das Land gedieh schnell zu Blüthe und Wohlstand, der Handel kam empor, die stattlichsten Städte entstanden, Cordova wetteiferte an Pracht mit Bagdad. Künste und Wissenschaften ehrte der Chalif und sammelte hervorragende Geister an seinem Hofe, wo er in aller Fülle und Herrlichkeit eines orientalischen Fürsten, ein zweiter König Salomo, thronte. Auch die Christen und Juden, die in seinem Lande wohnten, erfreuten sich guter Tage; denn er war ein milder, duldsamer Fürst. Mit den christlichen Reichen Spaniens kam es zwar nicht zu einem dauernden Frieden, aber doch ruhten die Grenzkriege oft auf längere Zeit. Wiederholentlich suchte Abderrahman, während er im Felde gegen die Fatimiden lag, seine Streitigkeiten mit den christlichen Staaten in Güte beizulegen, und als er im Jahre 950 dennoch in einen neuen heftigen Kampf mit den Christen verwickelt wurde, schickte er an den mächtigsten König des Abendlandes, an unseren Otto, eine Gesandtschaft, um ihm Friede und Freundschaft anzubieten; an der Spitze derselben stand ein christlicher Bischof, der unter arabischer Herrschaft lebte.

Schwer ist zu glauben, daß der Chalif, der alle Verhältnisse der Zeit mit klugem Blicke übersah, Otto nur eine eitle Ehre habe erweisen wollen. Mußte ihm nicht an der Freundschaft des siegreichen Herrschers im Norden liegen, der eben damals in Frankreich einen König eingesetzt hatte und das ganze Land jenseits der Pyrenäen gleichsam in seiner Gewalt hielt? Wie, wenn Otto mit den Franzosen verbunden die Pyrenäen überstiegen hätte statt der Alpen, über die er bald darauf zog, wenn er, wie einst Karl der Große, die Christen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen vereinigte? Schien nicht dazu der Augenblick besonders günstig, wo der Ommaijade mit den Fatimiden einen Kampf voller Gefahren auszufechten hatte? Wie Abderrahman kurz zuvor Gesandte nach Constantinopel geschickt hatte, um mit den Griechen einen Bund gegen den Chalifen von Bagdad zu schließen, so werden auch ähnliche Beweggründe ihn vermocht haben sich Otto zu nähern.

Die Gesandtschaft Abderrahmans erschien an Ottos Hofe und überreichte ihm kostbare Ehrengeschenke, zugleich einen Brief ihres Gebieters, der aber nicht die beste Aufnahme fand. Denn in manchen

Ausdrücken desselben sah Otto verletzende Angriffe auf den Glauben der Christen. Deshalb und weil er überhaupt dem Chalifen nicht traute, wurden die Gesandten nicht eben freundlich behandelt. Drei Jahre lang hielt man sie in Deutschland zurück, und erst geraume Zeit, nachdem Otto von seinem ersten Zuge über die Alpen heimgekehrt war, entließ er sie wieder in ihre Heimath. Indessen glaubte Otto doch die Gesandtschaft des Chalifen nicht unerwiedert lassen zu dürfen, einmal schon um jenen Ausfällen gegen den Christenglauben gebührend zu begegnen, dann aber auch, weil es möglich schien mit Hülfe des Chalifen die Christenheit von einer Plage zu befreien, unter der sie seit mehr als einem halben Jahrhundert seufzte, und zwar kein Land mehr als Italien, das sich Otto vor Kurzem unterworfen hatte. Es waren die Araber von Garde-Frainet, die noch immer den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten. Sie, eine Kolonie der spanischen Moslems, erkannten die Hoheit Abderrahmans an, und Otto glaubte durch eine Gesandtschaft den Chalifen bewegen zu können, diesen am weitesten vorgeschobenen Posten des Islams zurückzuziehen; wenigstens galt es einen Versuch, welche Aufnahme ein solches Begehren in Corbova finden würde.

Otto trug deshalb seinen Bruder Brun auf, sich nach Männern umzusehen, welche die gefahrvolle Gesandtschaft übernehmen wollten. Lange suchte man umsonst, Niemand wollte sich der beschwerlichen Reise und der bedenklichen Aufträge unterziehen; endlich erbot sich freiwillig ein Mönch des Klosters Gorze in Lothringen, mit Namen Johann, ein frommer und entschlossener Mann, bereit um des Glaubens willen jede Gefahr zu bestehen. Man nahm sein Anerbieten an und gab ihm Ermenhard, einen Kaufmann aus Verdun, der in Handelsgeschäften schon öfters über die Pyrenäen gekommen war, und Garaman, einen im Schreiben geschickten Klosterbruder, als Begleiter mit, außerdem mehrere Diener. Auch schloß sich ein spanischer Priester ihnen an, der jenen Bischof, der Abderrahmans Gesandtschaft geführt hatte, aber in Deutschland verstorben war, begleitet hatte und nun nach der Heimath zurückkehren wollte.

Wir besitzen über die Gesandtschaft Johanns einen ziemlich ausführlichen, aber leider am Ende verstümmelten Bericht; er ist in seiner Lebensbeschreibung enthalten und nach seinen eigenen Erzählungen niedergeschrieben. So reich ist er an anziehenden Umständen, daß wir nicht unterlassen können, ihn im Wesentlichen mitzutheilen.

Die Gesandtschaft Johanns von Gorze an den Chalifen zu Cordova.

Johann und seine Begleiter brachen im Spätjahr 953 auf, nachdem sie ein königliches Schreiben mit dem Auftrage, es selbst dem Chalifen auszuhändigen, empfangen hatten; dieses Schreiben enthielt zur Vertheidigung der christlichen Lehre mannigfache Angriffe auf den Islam und bereitete den Gesandten in der Folge große Gefahren. Sie nahmen ihren Weg über Toul, Langres und Dijon nach Lyon. Von hier schifften sie die Rhone hinab, wurden aber auf dieser Fahrt von Räubern überfallen und geplündert; nur mit Mühe retteten sie das Leben und einen Theil ihrer Habe. Endlich kamen sie nach Barcelona, wo sie sich zwei Wochen aufhielten und einen Boten nach Tortosa sandten, der ersten arabischen Stadt auf ihrem Wege. Der Befehlshaber des Chalifen daselbst hieß sie kommen, nahm sie ehrenvoll auf und schickte sogleich Boten an den Chalifen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Nach einem Monate liefen dieselben ein, und Johann setzte nun mit seinen Gefährten die Reise unbehindert fort. Ueberall wurden sie ehrenvoll empfangen und kamen ohne alle Fährlichkeiten bis in die Nähe von Cordova. Etwa eine halbe Meile von der Stadt wies man ihnen in einem prächtigen Palaste, der dem Sohne des Chalifen gehörte, Wohnung an. Hier fehlte es ihnen an Nichts, aber doch wurden sie mit der Zeit unwillig, weil sie nicht sobald, als sie wünschten, Zutritt bei dem Chalifen erhielten. Ihre Unruhe steigerte sich, als sie von den Personen, die sie bedienten, vernahmen, sie sollten dreimal drei Jahre warten, weil Otto die Gesandten des Chalifen drei Jahre lang aufgehalten habe.

Doch lag dies in der That nicht in dem Sinne Abderrahmans, sondern die Sache hatte, wie sich später ergab, einen anderen Zusammenhang. Jener spanische Priester nämlich, der die Gesandtschaft begleitete, hatte Ottos Brief zu Gesicht bekommen und gelesen, war dann Johann vorangeeilt und hatte zu Cordova den Inhalt jenes Schreibens bekannt gemacht. Eine große Aufregung war dadurch in der Stadt entstanden; denn nach einem unverbrüchlichen Gesetz durfte bei Todesstrafe Niemand ein Wort gegen die Lehren und Gebote des Koran verlauten lassen, und wenn der Chalif solche Aeußerungen vernahm, ohne schon am folgenden Tage das Gesetz zu vollstrecken, so war auch sein Haupt dem Tode verfallen. Die angesehensten Männer der Stadt

theilten dem Chalifen schriftlich — denn so wurde fast Alles am Hofe verhandelt — die Unruhe des Volkes mit. Der Chalif antwortete ihnen ebenfalls schriftlich: es sei eine Gesandtschaft in freundschaftlichen Absichten vom König Otto an ihn geschickt worden, sie sei eingetroffen und wohne im Palast seines Sohnes, doch habe er sie noch nicht empfangen und wisse daher nichts Weiteres. Dem Chalifen war aber nichtsdestoweniger gleichfalls der Inhalt des Schreibens bekannt, und er wollte durch Annahme desselben weder sich selbst noch die Gesandten einer Gefahr aussetzen. Deshalb verschob er es, Johann zu empfangen, und suchte auf alle Weise ihn zu bewegen das Schreiben Ottos zu unterdrücken und selbst sich aller Angriffe auf die Lehre Mohammeds zu enthalten.

Zuerst schickte er einen jüdischen Mann, den Rabbi Chisdai, der in großem Ansehen bei ihm stand und namentlich die Aufsicht über die Ehrengaben hatte, die der Chalif von fremden Fürsten erhielt, auch die Gegengeschenke beschaffen mußte, an den deutschen Mönch ab. Chisdai war, wie man aus einem noch erhaltenen Schreiben desselben an einen Chazarenkönig sieht, in dem auch dieser Gesandtschaft Ottos Erwähnung geschieht, ein äußerst verständiger Mann. Er suchte zuerst sich das Vertrauen Johanns zu erwerben, indem er ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Araber bekannt machte und ihm Verhaltungsmaßregeln gab; vornehmlich solle er darauf achten, daß seine Begleiter nicht durch unvorsichtige Aeußerungen oder spöttische Geberden Aergerniß gäben, mit den Frauen sich keine leichtfertigen Scherze erlaubten, ja sie nicht einmal ansähen; man müsse sehr behutsam sein, denn überall sei man von Spähern umringt. Als Chisdai so das Vertrauen Johanns gewonnen hatte, befragte er ihn über seinen Auftrag. Der Mönch erzählte ihm offen von dem Zweck seiner Sendung und dem Schreiben des Königs. „Ein gefahrvoll Ding," sagte Chisdai, „ist es, mit diesem Schreiben zum Chalifen zu gehen. Du kennst sicherlich die Strenge des Gesetzes; man muß sehen, wie man es umgeht. Sei daher vorsichtig in deinen Reden, wenn der Chalif zu dir sendet." So verließ Chisdai den Mönch.

Einige Monate vergingen, ohne daß Johann Weiteres in seiner Sache vernahm; da erschien endlich ein spanischer Bischof bei ihm und erklärte ihm im Auftrage des Chalifen, Johann solle empfangen werden, wenn er lediglich die Geschenke übergeben, den Brief des Königs aber unter=

drücken wolle. Der Mönch weigerte sich wider seine Anweisung zu handeln. Als ihn der Bischof durch die günstige Lage der Christen im Reiche Abderrahmans, die durch die Ueberreichung des Schreibens nur erschwert werden würde, zu erweichen suchte, ergrimmte Johann gewaltig über eine solche Lauheit, die ihn um äußerer Vortheile willen von der Vertheidigung des christlichen Glaubens abhalten wollte. Er tadelte mit heftigen Worten die Halbheit der spanischen Christen. „Ich höre", sagte er, „daß ihr euch sogar beschneiden lasset und euch der Speisen enthaltet, die den Arabern untersagt sind." Der Bischof suchte dies damit zu entschuldigen, daß schon ihre Vorfahren sich hierin nachgiebig gezeigt hätten, aber Johann wollte von solcher Nachgiebigkeit Nichts wissen. In der Hauptsache beharrte er fest dabei, er werde den Auftrag König Ottos ausführen und dessen Schreiben überreichen. Umsonst versuchte der Chalif noch andere gütliche Mittel, um Johann umzustimmen. Alles war vergebens; der Mönch verharrte unerschütterlich bei seinem ersten Entschluß.

Der Chalif legte sich nun auf Drohungen. Als Johann eines Sonntags — denn nur an diesem Tage und den großen Festen war es ihm und seinen Begleitern erlaubt, unter Bewachung von zwölf Personen nach einer benachbarten Kirche zu gehen, — auf dem Wege zu dieser Kirche war, wurde ihm ein Schreiben des Chalifen übergeben. Dasselbe war auf Schafsfell geschrieben und von ungewöhnlich großem Format. Johann ahnte nichts Gutes, steckte aber, um sich in der Andacht nicht stören zu lassen, es uneröffnet zu sich und las es erst nach dem Gottesdienst. Das Schreiben enthielt die härtesten Drohungen gegen ihn; wenn er nicht nachgebe, so solle nicht er allein, sondern alle Christen in Spanien hingerichtet werden, der Chalif werde keinen schonen. „Bedenke," hieß es am Schluß, „wie die Seelen der Ermordeten Dich vor Gott anklagen werden. Durch Deine Hartnäckigkeit werden sie umkommen, die durch Dich so leicht Glück und Friede erlangt hätten. Denn wärest Du nicht so trotzig, so hättest Du Alles von mir für sie erwirken können." Johanns Seele war voll Unruhe, nicht daß er vor dem Tode gebebt hätte, aber der Untergang so vieler Mitchristen erfüllte sein Herz mit schwerem Kummer. Da fiel ihm aber der Spruch ein: „Wirf deine Sorge auf den Herrn," und er wurde ruhig. Er hieß Garaman Pergament und Schreibfeder nehmen und diktirte ihm ein langes Schreiben an den Chalifen, voll Muth und Vertrauen. Er

sei als Gesandter, schrieb er, seines Königs erschienen und werde dessen Auftrag pünktlich ausrichten, darin etwas zu ändern, stehe nicht in seiner Macht, selbst Folter und Todesqualen würden ihn nicht davon abbringen können, auch wenn der Chalif ihm Tag für Tag eines seiner Glieder abreißen ließe; daß er den Tod nicht fürchte, habe er schon bewiesen; wenn aber um seiner Pflichttreue willen die Christenheit in Spanien vertilgt werden sollte, so habe nicht er die Verantwortung dieses Blutes vor dem jüngsten Gerichte zu tragen, sondern dieses Blut würde den Chalifen vor Gott als Mörder anklagen, während er und die um des Glaubens willen Hingeschlachteten das ewige Leben ererben würden; sei es jedoch Gottes Wille solche Frevelthat nicht zuzulassen, so könne er, der Allmächtige, durch ein Wunder ihn und die Gläubigen aus der Hand des Chalifen erretten.

Dieser Brief fand eine bessere Aufnahme, als Johann erwartet hatte. Abderrahman hatte genug von Ottos Macht und Willenskraft gehört, um zu wissen, daß er Beleidigungen seines Gesandten nicht ungestraft hingehen lassen würde; auch riethen angesehene Männer in seiner Nähe einen Ausweg zu suchen. Einer von diesen schlug vor, Johann selbst zu befragen, wie der Knoten zu lösen sei. Der Chalif ging hierauf ein, und so wurde Johann um Auskunft angegangen, wie es möglich sei, die Auslieferung des königlichen Schreibens zu umgehen. Johann erklärte, daß er keinen anderen Ausweg sähe, als eine besondere Gesandtschaft an König Otto zu schicken; die Verhaltungsbefehle, die diese ihm schriftlich überbringen würde, werde er befolgen.

Der Chalif nahm gern diese Auskunft an und ließ bekannt machen, wer sich der Sendung an König Otto unterziehen wollte, dem solle jede Belohnung werden, die er beanspruche. Es erbot sich hierzu ein gewisser Recemund, ein christlicher Mann, der, da er der lateinischen und arabischen Sprache in gleicher Weise mächtig war, in der Kanzlei des Chalifen angestellt war. Nachdem er sich über die Gefahren der Reise und die Aufnahme, die er bei Otto hoffen durfte, mit Johann besprochen hatte und durch denselben ermuthigt war, erklärte er sich bereit das Wagniß zu unternehmen, wenn man ihm das eben erledigte Bisthum Elvira ertheile. Die Forderung wurde gewährt. Da Recemund noch Laie war, erhielt er die geistlichen Weihen, wurde als Bischof eingesetzt und machte sich dann unverzüglich auf den Weg. Ohne große Beschwerde vollendete er die Reise. In zehn Wochen kam er nach Kloster Gorze, erfreute die

Brüder dort durch Nachrichten von Johann, begab sich dann zum Bischof Adalbero von Metz und endlich an den königlichen Hof. Im Februar 956 wurde er Otto zu Frankfurt vorgestellt. Otto nahm ihn gütig auf und gewährte sein Anliegen. Johann erhielt in der That andere Befehle: er solle den früheren Brief unterdrücken, die Geschenke übereichen, die Zurückziehung der räuberischen Schaaren von Garde-Frainet verlangen, ein Freundschaftsbündniß mit dem Chalifen schließen und dann seine Rückkehr beeilen. Zugleich schickte der König einen neuen Gesandten mit mehreren Begleitern an den Chalifen ab, einen Mann von Verdun, mit Namen Dudo, der neue Geschenke mit sich nahm und ein neues Schreiben Ottos an den Chalifen, in dem alle Angriffe auf die Lehre Mohammeds vermieden waren. Recemund und Dudo beschleunigten ihre Reise; Ende März verließen sie das Kloster Gorze, in den ersten Tagen des Juni waren sie zu Cordova angelangt.

Als man nun die neuen Gesandten Ottos sogleich in den Palast des Chalifen führen wollte, wehrte er selbst dem und sagte: „Erst sollen die Gesandten, die so lange gewartet haben, mit ihren Geschenken vor mir erscheinen, dann erst will ich die neuen sehen; auch sollen diese mir nicht eher vor Augen kommen, als sie jenen trotzigen Mönch mit Nachrichten aus der Heimat von seinen Lieben und seinem Könige erfreut haben." Johann hatte also endlich vor dem Chalifen zu erscheinen, und man hieß ihn zu diesem feierlichen Empfang das Haar scheeren, ein Bad nehmen und höfische Kleider anlegen. Er weigerte sich aber etwas in seiner Tracht zu ändern. Da man dies dem Chalifen meldete und meinte, es fehle dem Mönch wohl an Geld, um sich bessere Kleider zu beschaffen, schickte der Chalif ihm zehn Pfund Silber zum Ankauf des Nöthigen. Johann nahm das Geld, aber nur um es den Armen zu geben; er fügte hinzu: „Andere Kleider kann ich nicht anlegen, denn es ist wider die Regel meines Ordens." Als der Chalif dies vernahm, sprach er: „Daran erkenne ich den unbeugsamen Sinn des Mannes. Doch ich will ihn sehen, sollte er auch in einen Sack gehüllt vor mir erscheinen; er wird mir nur um so besser gefallen."

Am Tage der feierlichen Vorstellung entfaltete der Chalif den vollen Pomp seines Hofes. Der ganze Weg von dem Palast vor der Stadt, wo Johann wohnte, bis nach Cordova und innerhalb der Stadt bis zum Palaste des Chalifen war auf beiden Seiten mit Kriegsvolk besetzt. Hier standen Fußsoldaten in fester Stellung, die Lanzen auf

die Erde gestemmt; dort andere, die ihre Speere in die Luft warfen und kriegerische Schauspiele aufführten. Hinter ihnen waren leicht bewaffnete Reiter aufgestellt, und hinter diesen die schwerere Reiterei, die ihre Pferde kunstgerecht tummelte und mancherlei Schwenkungen machte. Voll Verwunderung, aber nicht ohne eine gewisse Furcht sahen die Gesandten das Alles: die ungewohnten Gestalten der Mauren und diese kriegerischen Uebungen, die Alles in dichte Staubwolken hüllten. Denn das Erdreich war — da es gerade in der Zeit der Sommersonnenwende war — überaus trocken. Als die Gesandten zum Palast kamen, traten ihnen an der Schwelle vornehme Hofbeamte des Chalifen entgegen und führten sie ein. Der Vorhof und die Gemächer im Innern waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit schönen Decken behangen. Am reichsten und stattlichsten aber war das Gemach geschmückt, wo der Chalif die Gesandten empfing; Fußboden und Wände wetteiferten hier an Glanz und Pracht miteinander. Einsam thronte er, wie ein Gott, hier in seiner Herrlichkeit, und nur Wenigen war es vergönnt ihm zu nahen.

Johann trat in dies Gemach und fand den Chalifen auf einem überaus prächtigen Divan liegend, nach der Sitte seines Volkes mit untergeschlagenen Beinen. Abderrahman reichte dem Mönch die innere Seite der Hand zum Kusse, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Personen widerfuhr; dann winkte er ihm auf einen bereitstehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer langen feierlichen Pause hub er an; „Ich weiß, daß du mir zürntest, weil ich dir so lange den Zutritt zu mir versagte, aber es wird dir nicht unbekannt sein, daß ich die Hindernisse, die deinem Empfange entgegenstanden, nicht beseitigen konnte und daß ich am wenigsten aus Abneigung gegen dich so und nicht anders handelte. Deinen Muth und deine Umsicht habe ich kennen lernen und empfange dich daher nicht nur gern, sondern werde dir auch, was du von mir verlangst, bereitwillig gewähren.“ Johann, der erst seinem Unmuthe über die erlittene Unbill hatte Worte geben wollen, wurde durch die freundlichen Worte des Chalifen völlig umgestimmt, und alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen. Er antwortete daher: er sei allerdings durch die harten Drohungen der Männer, die der Chalif ihm gesandt, oft schwer bekümmert worden, aber er habe doch auch bei sich erwogen, daß es mit jenen Drohungen nicht so ernstlich gemeint sein könne; jetzt seien die Hindernisse, die man ihm drei Jahre lang in den

Weg gelegt, beseitigt, und er habe keinen Grund anzunehmen, daß sie in einer Abneigung gegen ihn begründet gewesen seien; alle Bitterkeit sei daher aus seinem Herzen entschwunden, und er fühle nur Dankbarkeit gegen den Chalifen, der ihm eine so glänzende Aufnahme bereitet habe; er preise einen Fürsten glücklich, der mit solcher Festigkeit des Willens so weise Mäßigung verbinde.

Dem Chalifen gefiel die Antwort Johanns ungemein wohl, und er schickte sich an, ein tiefer eingehendes Gespräch mit dem merkwürdigen Klosterbruder anzuknüpfen. Dieser bat aber, man möge ihm erlauben die Aufträge seines Königs auszurichten und ihm dann sofort die Erlaubniß zur Rückreise gewähren. Der Chalif verwunderte sich. „Warum," sagte er, „willst du so schnell von mir scheiden? So lange hofften wir darauf, uns zu sehen; kaum haben wir uns nun erblickt, so sollen wir uns schon, ohne einander näher kennen zu lernen, wiederum trennen? Bei dieser ersten Zusammenkunft hat das Herz dem Herzen sich nur wenig erschließen können, bei einer zweiten werden wir uns besser begreifen, sehen wir uns zum dritten Mal, so werden wir uns völlig verstehen und innige Freundschaft schließen, dann erst will ich dich deinem Herrn zurücksenden, und zwar mit solchen Ehren, wie es seiner und deiner würdig ist." Johann versprach länger zu bleiben, wenn der Chalif es wünsche. Darauf wurden Dudo und die zweite Gesandtschaft Ottos eingeführt, sie überreichten in Johanns Gegenwart die neuen für den Chalifen bestimmten Geschenke und wurden dann mit Johann zusammen entlassen.

Nach einiger Zeit wurde Johann wieder zum Chalifen beschieden, der sich mit ihm in ein vertrautes Gespräch einließ. Er sprach viel von der Macht und Klugheit, von der Streitmacht und der Zahl der Kriegsleute, dem Ruhm, Reichthum, der Kriegskunst und den glücklichen Erfolgen Ottos, rühmte aber dabei auch gewaltig seine eigne Macht, und wie sein Heer stärker sei, als das irgend eines anderen Königs. Johann räumte Manches willig ein, was der Chalif zu seinem Ruhme sagte, um ihn nicht zu erzürnen, schloß seine Rede aber also: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kenne ich auf der Welt keinen König, der soviel Land und eine so tüchtige Ritterschaft besitzt, als unser König." Das war dem Chalifen nicht angenehm zu hören, doch unterdrückte er seinen Unmuth und sagte: „Mit Unrecht erhebst du deinen König so hoch." „Nun," erwiederte Johann, „das wäre erst zu erweisen." „Wohl,

es mag sein," fuhr der Chalif fort, „aber unleugbar ist es, daß er in einem Punkte wenig Klugheit verräth." „Und worin?" fragte Johann. „Darin," antwortete der Chalif, „daß er nicht die ganze Gewalt selbst in Händen behält, sondern den Seinen eine große Selbstständigkeit gewährt und ihnen Theile seines Reichs überläßt. Er glaubt wohl sie dadurch in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten, aber er irrt darin sehr, denn er befördert nur den Uebermuth und die Widerspenstigkeit der Großen, wie sich dies jüngst noch an seinem Schwiegersohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos verführte, sich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungarn in das Land führte, um Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Was Johann dem Chalifen, der mit Scharfsinn die schwache Seite des deutschen Reichs richtig erkannte, erwiedert und was er weiter am Hofe des Chalifen erreicht hat, wissen wir nicht, denn hier bricht leider unser Bericht plötzlich ab. So viel steht indessen fest, daß jene Niederlassungen der Araber in den Alpen nicht aufgegeben wurden. Doch gelang es den in der Nähe wohnenden christlichen Fürsten allmählich ihre Macht zu schwächen. Im Jahre 960 wurden die Araber vom Sanct Bernhard vertrieben, fünf Jahre später aus der Gegend von Grenoble verjagt, und als Otto zum dritten Male über die Alpen zog, hoffte er den Räubereien der Araber von Garde-Frainet für immer ein Ziel setzen zu können.

Abderrahman war bereits im Jahre 961 gestorben und ihm sein Sohn Alhakem II. gefolgt, unter dessen milder Regierung Spanien gute Tage sah. Zwar entbrannte im Anfang derselben der alte Kampf mit den christlichen Staaten mit neuer Heftigkeit, aber im Jahre 965 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen, und Alhakem wandte nun seine ganze Waffengewalt gegen die Fatimiden in Afrika, mit denen er bis an sein Ende in unversöhnlicher Feindschaft lebte. Und schon wurde die wachsende Macht der Fatimiden auch von einer anderen Seite ernstlich bedroht.

Das griechische Kaiserthum war endlich aus langem Schlafe erwacht und hatte den Kampf gegen die Ungläubigen wie in Asien, so in Sicilien von Neuem begonnen. Noch in den letzten Tagen des friedlichen Kaisers Constantin hatte der Krieg seinen Anfang genommen und war mindestens im Osten, an den Grenzen Klein-Asiens, mit seltenem Glücke geführt worden. Nicht der furchtsame Kaiser hatte ihn eröffnet, sondern das Geschlecht der Hamadaniden, die den Emirat in Syrien und Mesopotamien inne hatten und nur dem Namen nach noch dem Chalifen zu Bagdad gehorchten. Nur gezwungen hatte Byzanz die Waffen ergriffen; auch führte nicht der Kaiser, der seinen Palast und die Bücher nicht verließ, die Heere der Griechen, sondern das kriegerische Geschlecht der Phokas, welches sich in diesen Kämpfen den glänzendsten Ruhm gewann. Hier zeigten sich die Griechen noch einmal als würdige Erben des römischen Namens, und der Sieg begleitete überall ihre Feldzeichen. Schon konnte man den Entschluß fassen, die Insel Kreta, von der die Araber seit langer Zeit alle Gestade des griechischen Reichs ungestraft verheerten, anzugreifen und zu erobern. Nicephorus Phokas wurde gegen Kreta geschickt, und in sieben Monaten war die Eroberung der Insel vollendet (960). Nach dieser ruhmvollen That führte er seine Truppen nach den syrischen Küsten, wo er mit seinem Bruder Leo eine Stadt nach der anderen sich ihm zu ergeben nöthigte.

Mit minderem Glück kämpften indessen die Griechen gegen die Fatimiden in Sicilien und in den calabrischen Bergen. Bald nach dem im Jahre 951 geschlossenen Waffenstillstand war der Chalif Almansur gestorben und ihm sein würdiger Sohn Abu Tamin Moad, mit Beinamen Almoëzz ed-din Allah, d. h. der Erhalter des göttlichen Gesetzes, gefolgt. Sobald die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war, schickte er im Jahre 956 seinen Feldherrn Omar mit einer Flotte ab, um Calabrien zu erobern. Die Griechen griffen, um die Araber von Italien fern zu halten, Sicilien an; mit größeren Anstrengungen als früher führten sie den Krieg, dennoch richteten sie nichts weiter aus, als daß sie durch Tributzahlungen an die Araber sich den unsichern Besitz Calabriens aufs Neue erkauften. Im Jahre 962 fiel auf Sicilien auch Taormina, welches die Griechen in den letzten Kämpfen wiedergewonnen hatten, in die Hände der Araber; diese waren im unbestrittenen Besitz der ganzen Insel, von der sie Calabrien gleichwie eine sichere Beute vor sich liegen sahen. Klar schien nach dem, was hier geschah, daß nur der Tapferkeit

und dem Glück des Nicephorus die Griechen die Triumphe verdankten, welche sie im Oriente über die Ungläubigen errangen, und schon war eine Prophezeiung im Schwange, der Besieger Kretas werde dereinst selbst den Thron der Kaiser besteigen. War es da zu verwundern, wenn alle Blicke sich auf Nicephorus richteten, wenn er selbst im Geiste die verwegensten Hoffnungen nährte!

Im Jahre 959 war nach einer langen trostlosen Regierung Kaiser Constantin VII. gestorben. Als man die Leiche erhob, um sie zur Gruft zu tragen, ließ der Herold nach der Sitte auch diesmal den Ruf ertönen: „Erhebe dich, König der Welt, und gehorche dem Rufe des Königs der Könige!" Doch diese hochtönenden Worte schienen wie ein Spott auf den willenlosen Monarchen, den man zu Grabe trug. Dem schwachen Vater folgte ein schwacher Sohn, Romanus II., ein Jüngling von zwanzig Jahren. Hatte der Vater bei den Studien die Sorgen der Herrschaft vergessen, so vergeudete der Sohn seine Tage im Ballspiel und bei der Jagd. Die Regierung überließ er einem ränkevollen Verschnittenen, Joseph mit Namen, der von den niedrigsten Diensten im Palaste sich zu den höchsten Hofämtern aufgeschwungen hatte. Mit ihm theilte die Macht des Kaisers schöne Gemahlin Theophano, von niederen Eltern geboren, ein hoffährtiges Weib, voll von Leidenschaften und verwegenem Muthe. Ausschweifend und von einer Gewissenlosigkeit, die vor keinem Frevel erbebte, hatte sie doch Gefühl für den Ruhm, und es kümmerte sie mehr als ihren sorglosen Gemahl, ob die Waffen der Griechen siegten oder unterlagen. Bald richtete auch sie ihren Blick auf den ruhmgekrönten Nicephorus; schon im Jahre 963 starb Romanus II., nicht ohne den Verdacht, daß Theophano seinen Tod beschleunigt habe. Als sie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne Basilius II. und Constantin VIII., die dem Namen nach dem Vater folgten, nicht völlig freie Hand in den Staatsgeschäften erhielt, verständigte sie sich sofort mit Nicephorus, dem Sieger des Ostens. Ihr Einfluß bewirkte, daß Nicephorus den unumschränkten Befehl über die Kriegsmacht im Orient erhielt und dann nach Constantinopel berufen wurde. Durch einen prächtigen Triumph blendete er die Augen der Menge, unermeßliche Beute legte er in den Staatsschatz nieder, dann kehrte er scheinbar befriedigt nach dem Osten zurück. Aber alsbald versammelte er hier seine gesammte Streitmacht, dem Anschein nach um einen neuen großen Schlag gegen die Araber zu führen, in Wahrheit

um sich von den Truppen zum Kaiser ausrufen zu lassen. Als dies geschehen war, führte er das Heer gegen Constantinopel, wo er die Krönung ertrotzte und dann Theophano die Hand reichte, indem er zugleich die Vormundschaft über ihre Kinder übernahm, die in unscheinbarer Stellung am Hofe blieben. Umsonst widersetzte sich die Geistlichkeit der Ehe des Nicephorus; der Sieger über Kreta ließ sich durch Hindernisse der Kirche nicht in seinen Plänen stören.

Ein kräftiger, mannhafter Kaiser stand endlich wieder einmal an der Spitze der griechischen Christenheit, und sofort gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Die weichliche Pracht des Hofes verschwand, und Alles nahm ein kriegerisches Aussehen an. Der Kaiser war bereits einundfünfzig Jahre alt, aber seine Gestalt war noch kräftig, wenngleich untersetzt und nichts weniger als anmuthig. Eine sehr dunkle Gesichtsfarbe, lange, schwarze Haare, dunkle, träumerische Augen mit buschigen Augenbrauen und eine starkgebogene Nase gaben seiner Erscheinung etwas Schreckbares. Auf äußeren Schmuck legte er wenig Gewicht, auch seine Umgebung sah er lieber in ärmlicher Kleidung als in prächtigen Gewanden. Er war karg gegen Jedermann bis zum Geiz; alle Geldmittel des Reichs, die noch immer sehr bedeutend waren, verwandte er lediglich für den Krieg. Die Verwaltung war seit Jahrhunderten fest geordnet, aber Manches hatte sich in derselben unter der schwachen Herrschaft der früheren Kaiser gelockert; straff zog er die Zügel jetzt an und bestrafte jede Willkür der Beamten mit Strenge. Die Steuern wurden erhöht, selbst von den Gütern der Geistlichkeit mußten Abgaben entrichtet werden. Deshalb und wegen seiner Ehe war der Klerus dem Kaiser wenig geneigt, aber die Opposition des Patriarchen von Constantinopel und der Bischöfe entkräftete er durch eine geflissentlich der Menge gezeigte übermäßige Strenge in allen Gebräuchen der Kirche. Er fastete viel, trug ein härenes Kleid, was ihm geringe Ueberwindung kostete, von frommen Worten strömte sein Mund über, und willig unterwarf er sich selbst den strengsten Kirchenbußen. Dennoch achtete er in seinem Herzen jene Tugenden der Frömmigkeit und Devotion, welche die Geistlichen als die ersten des Herrschers priesen, überaus gering; die Tugenden des Kriegsmannes und Eroberers hatten in seinen Augen allein Bedeutung. Schon damals wußte man, daß sich bei ihm unter dem Deckmantel der Religion nur ein tiefer Ehrgeiz verstecke.

Sein ganzes Leben war Krieg und Waffenruhm. Im Osten wurden zunächst die Kämpfe gegen die Hamadaniden mit ganzer Kraft fortgeführt. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er hier einem seiner Vettern, Johannes Tzimisces, einem Armenier, der sich durch kriegerische Thaten bereits ausgezeichnet und auch die Thronbesteigung des Nicephorus unterstützt hatte. Mit großem Glück setzte Tzimisces den Kampf fort, aber fast alljährlich erschien auch der Kaiser selbst bei dem Heere und führte es in Person gegen den Feind. Bis an die alten Grenzen des Römerreichs drang man vor; schon hoffte man nächstens den Chalifen in Bagdad selbst anzugreifen, seiner Herrschaft ein Ende zu machen und die Stadt der Wunder zu plündern. Zugleich aber begann Nicephorus im Jahre 964 auch von Neuem im Westen den Kampf gegen die Fatimiden. Er sandte ein großes Heer unter seinem Vetter, dem Patricius Manuel, einem jungen, feurigen Manne, der sich durch glückliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, nach Sicilien hinüber; die Flotte, welche die Truppen übersetzte, befehligte ein Verschnittener, der Patricius Nicetas, ein älterer, vorsichtiger Feldherr. In der That kämpften auch hier zuerst die Griechen mit großem Glücke: sie nahmen Himera, Syracus, Taormina, Leontini, Messana ein, die ganze Ostküste kam in ihre Gewalt. Ahmed, damals Emir in Sicilien, wagte zuerst so überlegenen Kräften nicht einmal die Spitze zu bieten; nachdem aber Moezz aus Afrika Verstärkungen unter Hasan, dem ersten seiner Feldherren, geschickt hatte, warfen die Araber sich bei Rometta dem Landheere der Griechen entgegen. Hier wurde eine blutige Schlacht geschlagen; zehntausend Griechen blieben auf dem Platze, unter ihnen auch Manuel, der Führer des Heeres. Darauf griffen die Araber auch die Flotte der Griechen an; nicht weit von der Meerenge wurde sie gänzlich vernichtet, Nicetas in Fesseln nach Afrika geschleppt. Das in seinen Anfängen so glückliche Unternehmen war völlig gescheitert. Einen zweiten Versuch zur Eroberung Siciliens machte der Kaiser bald darauf, aber auch dieser hatte keinen besseren Erfolg.

Voll von Aberglauben war das Volk der Griechen. Man las die Zukunft in den Sternen, man trug sich mit Prophezeiungen, in denen die Regierungsjahre jedes Kaisers und die wichtigsten Ereignisse während derselben vorhergesagt sein sollten. Nur sieben Jahre inneren Friedens hatten die Propheten dem Nicephorus gegeben, aber während dieser Zeit ihm Sieg gegen die Abbasiden im Osten verheißen; die Sarazenen

in Sicilien dagegen, so hieß es, würden nicht den Griechen, sondern den Franken, d. h. den abendländischen Christen, erliegen. Dies verkündete namentlich eine Weissagung, welche von einem Bischof von Sicilien, mit Namen Hippolyt, herrühren sollte. Es waren hier die geheimnißvollen Worte hinzugefügt: „Der Löwe und sein Junges werden den Waldesel verjagen." Diese Worte erklärten die Einen so, Nicephorus würde im Bunde mit Otto die Macht des Moezz vernichten, Andere, Otto und seinem Sohne sei die Macht der Fatimiden zu brechen beschieden. Solche Weissagungen sollen den Griechen und Arabern im Kampf gegenwärtig gewesen sein, und den Muth dieser gehoben, die Freudigkeit jener gebrochen haben.

Nicephorus glaubte solchen Dingen wenig, und auch nach harten Verlusten gab er die Hoffnung Sicilien wiederzugewinnen und Italien zu behaupten nicht auf. Neue Schwierigkeiten umringten ihn von allen Seiten, aber schreckten mit Nichten seinen festen Sinn. Im Jahre 966 kamen Gesandte der Bulgaren nach Constantinopel; der Kral Peter verlangte den Tribut, den seit langer Zeit die Kaiser den Bulgaren entrichteten. Nicephorus gerieth über diese Forderung in gewaltigen Zorn. „Haben wir deshalb," sagte er, „so große Siege erfochten, um diesem schmutzigen und armseligen Volk der Bulgaren Tribut zu zahlen?" Und seinen alten Vater Bardas anblickend, fuhr er fort: „Hast du denn einen Sklaven erzeugt? Wie? Ich, der Kaiser und Herr der Römer, soll dienst- und zinspflichtig diesem schmutzigen Bulgarenvolk sein?" Auf das Aergste wurden die Gesandten mißhandelt, dann sagte er ihnen: „Gehet und meldet eurem Könige im Schafpelze, ich, der erlauchte Kaiser der Römer, würde zu ihm kommen, um ihm zu geben, was ihm gebührt." Kurze Zeit darauf zog Nicephorus gegen die Bulgaren. Aber die Kriegsführung in den Gebirgen des Balkan war schwierig, und er hielt es bald für räthlich, selbst den Kampfplatz zu verlassen und die Russen mit Geld zu gewinnen, daß sie gegen die Bulgaren auszogen. Mit einer Flotte und einem Heere von 60,000 Mann landete der Russenfürst Swiätoslaw an den Küsten der Bulgarei; Kral Peter konnte solcher Macht keinen Widerstand entgegensetzen und suchte jetzt sogar den Schutz des Nicephorus nach.

Aber schon murrte man in Constantinopel selbst über den kriegslustigen Kaiser, der sich von Kampf in Kampf stürzte und den Waffenlärm eben so liebte, als das Volk ihn verabscheute. Um das weich-

liche Geschlecht an den Anblick der Waffen zu gewöhnen, ließ Nicephorus im Circus ein großes Reitergefecht aufführen; das Volk erschrak über das ungewohnte Schauspiel, Alles stürzte aus dem Circus, und in dem Gedränge fanden Viele den Tod. Bald darauf brach ein Aufstand in der Stadt aus; man warf auf den Kaiser mit Steinen. Aber er blieb ruhig in dem Tumult der Menge, nicht einmal die gerichtliche Verfolgung der Ruhestörer gab er zu. Sobald der Sturm sich gelegt hatte, waren Gefahr und Beschimpfung von ihm vergessen, und unerschrocken ging er auf der Bahn weiter, die er einmal betreten hatte.

Das war der Mann, mit dem sich jetzt Kaiser Otto verbünden und über die Ansprüche des morgenländischen Reichs auf Italien auseinandersetzen wollte. Auch Nicephorus wünschte Friede und Freundschaft mit dem neuen Kaiser des Abendlandes und hatte deshalb im Jahre 967 die schon erwähnte Gesandtschaft nach Ravenna gesendet, aber es war von einem Manne seiner Art nicht zu erwarten, daß er um des Friedens willen irgend ein Besitzthum oder Recht, das Byzanz bis dahin behauptet hatte, gutwillig aufgeben würde. Kaum vernahm er daher, daß Otto die Fürsten von Benevent und Capua in Lehnspflicht genommen habe, so entsandte er ein griechisches Heer nach Bari und rüstete sich selbst dem Heere zu folgen. Die Gesandtschaft, die Otto unter dem Venetianer Dominicus abgesandt hatte, fand den Kaiser bereits in Macedonien auf dem Wege nach dem Westen und konnte ihn von der Fortsetzung seiner Reise nur durch das Versprechen abhalten, daß Otto auf keine Weise die Rechte des morgenländischen Reichs antasten, das Gebiet des Kaisers nicht mit Waffengewalt angreifen würde. Dominicus verbürgte den Griechen mehr, als er Auftrag hatte, brachte es aber dadurch wirklich dahin, daß Nicephorus der Werbung um die Hand einer Kaisertochter für den jungen Otto Gehör schenkte. Unter der Bedingung, daß Otto auf die Besitzungen des morgenländischen Reichs in Italien keinen Anspruch erhebe, zeigte sich der Hof von Constantinopel nicht allein bereit ein Freundschaftsbündniß mit dem Abendreiche zu schließen, sondern auch die Ehe des sächsischen Kaisersohns mit einer im Purpur geborenen kaiserlichen Fürstin zu gestatten. Nicephorus kehrte nach Constantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf. Aber er traute dem Sachsen und den Verhältnissen Italiens doch noch sehr wenig, und wohl nur deshalb schloß er damals mit den Fatimiden Frieden. Er überließ ihnen Sicilien, löste die Gefangenen aus und

gab dem ketzerischen Chalifen in Afrika als kostbares Geschenk ein Schwert, das der Prophet einst im heiligen Kampfe geführt hatte und im Kampfe gegen die Hamadaniden von den Griechen erbeutet war. Den Krieg gegen die Araber im Osten setzte Nicephorus auch jetzt noch fort.

Während Kaiser Otto sich im Sommer des Jahres 967 im nördlichen Italien aufhielt, saß sein Sohn zum ersten Male einem Reichstage in Worms vor; man wollte hier in dem dreizehnjährigen Knaben eine hohe Gesinnung und große Klugheit entdecken. Bald darauf machte sich der junge König auf den Weg nach Italien; mit einem stattlichen Gefolge zog er über den Brenner und kam um die Mitte des October zu Verona an, wo ihn sein kaiserlicher Vater mit König Konrad von Burgund und vielen Großen Italiens empfing. In der zahlreichen und glänzenden Versammlung, die Verona vereinigte, wurden mannigfache Reichsgeschäfte verhandelt, namentlich ein wichtiges Gesetz für die Lombarden festgestellt, nach dem bei Besitzstreitigkeiten, wenn die sonstigen Beweise unzureichend waren, nicht mehr der Eid, sondern der Zweikampf entscheiden sollte. Dieses Verfahren, dem alten Herkommen der deutschen Stämme entsprechend und besonders bei den Sachsen noch üblich, in Italien zu erneuern schien um so nöthiger, als sich bei dem sittlichen Verfall des Landes die Zahl der Meineide auf eine erschreckende Weise vermehrt hatte. Nachdem Vater und Sohn noch das Fest aller Heiligen (1. November) zu Verona gefeiert hatten, begaben sie sich nach Mantua und von dort zu Schiff nach Ravenna. Schnell brachen sie dann nach Rom auf, in dessen Nähe sie am 23. December eintrafen.

Fast eine Meile vor den Thoren kamen am andern Tage der Adel und die Stadtmiliz im feierlichen Zuge mit Kreuzen und Fahnen unter Lobgesängen den Ottonen entgegen und geleiteten sie in die Stadt. An den Stufen der Peterskirche empfing sie der Papst auf das Ehrenvollste und krönte dann am Weihnachtsfeste den jungen Otto zum römischen Kaiser. Alles Volk, die Deutschen wie die Römer, jubelte laut; Alles freute sich der Eintracht zwischen Kaiser und Papst, zwischen Kirche und Reich, und sah in der den Sachsen gesicherten Herrschaft eine Bürgschaft für eine

glückliche Zukunft. In dieser Freudenzeit gedachte der Kaiser abermals der Mission unter den Heiden. Da sich der Erhebung Magdeburgs zum Erzbisthum noch immer nicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellten, begnügte er sich jedoch damit, für die Lausitzer und die Slawen, die jenseits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, ein besonderes Bisthum zu errichten. Der Sitz desselben sollte zu Meißen bei dem dort errichteten Kloster des heiligen Johannes sein und das Bisthum in der Folge dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet werden. Auf einer Synode, die der Papst in den ersten Tagen des Jahres 968 zu Rom hielt, wurde das neue Bisthum in das Leben gerufen, und die Bulle, die deshalb der Papst erließ, mußten, damit sie gegen jede Einsprache um so gesicherter wäre, der junge Otto und siebenunddreißig Bischöfe unterschreiben.

Der alte Kaiser hatte die Nachfolge seines Sohnes im Imperium erwirkt, wie aber stand es mit der Vermählung desselben? Noch hoffte er gütlich die Kaisertochter von Byzanz dem Sohne zu gewinnen. Dominicus von Venedig war von seiner Gesandtschaft zurückgekehrt, und wie wenig er auch seinen Vorschriften sonst entsprochen haben mochte, er brachte die Hoffnung zurück, die Braut werde dem jungen Kaiser zugeführt werden. Aber noch war sie nicht erschienen, und als im Januar sich Otto von Rom nach Capua zu Pandulf begab, wurde ihm die Ankunft einer neuen Gesandtschaft vom Nicephorus gemeldet. Es waren sehr angesehene Männer vom Hofe zu Byzanz abgeschickt, und Otto glaubte daran zu erkennen, daß Nicephorus an der Freundschaft mit ihm ernstlich gelegen sei. Wie er die Lage der Dinge ansah, erhellt aus einem uns erhaltenen Schreiben vom 18. Januar 968, das er von Capua aus an seine Befehlshaber in Sachsen richtete. „Es sind Gesandte des Kaisers von Constantinopel," schreibt er, „auf dem Wege zu uns, sehr vornehme Männer, und man verlangt, wie wir hören, angelegentlichst nach einem guten Vernehmen. Wie sich aber auch die Sache gestalten möge, einen offenen Kampf mit uns wird man nicht wagen. Werden wir nicht einig, so werden die Griechen Apulien und Calabrien, welche Provinzen sie bis jetzt noch behauptet haben, hergeben müssen; geben sie indessen unseren Wünschen nach, so wollen wir im nächsten Sommer unsere Gemahlin und unseren Sohn nach Franken senden, selbst aber nach Frainet gehen, um die Sarazenen dort zu vernichten, und dann zu Euch kommen." Als die Gesandten bei Otto eintrafen, stießen die Ver-

handlungen jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten, da Dominicus bei seiner Sendung Ottos Vollmachten überschritten hatte. Wir sind über die streitigen Punkte nicht unterrichtet, aber man wird kaum irren, wenn man sie in den langobardischen Fürsten Unteritaliens sucht. Pandulf und Landulf waren schon tief in die Politik Ottos verflochten; er konnte und wollte sie nicht der Lehnspflicht entlassen, andererseits aber auch Nicephorus nicht die seit einem Jahrhundert behauptete Oberherrschaft der Griechen über die langobardischen Fürstenthümer aufgeben.

Die Verhandlungen mit den griechischen Gesandten führten zu keinem Erfolge, und Otto glaubte sich schon bei dem ganzen Handel betrogen. Da er daran verzweifelte die Kaisertochter für seinen Sohn zu gewinnen, sollten die Griechen nun Apulien und Calabrien hergeben; ohne Kampf hoffte er diese Länder ihnen abnehmen zu können. Nachdem er noch zu Capua eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Gisulf von Salerno gehabt hatte, den er auf seine Seite zu ziehen suchte, ging er nach Benevent und rückte bereits im Anfang März in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein.

Nirgends stieß der Kaiser im Anfang auf Widerstand, schnell drang er bis Bari, der Hauptstadt des Landes, vor; Bari aber war von den Griechen besetzt und weigerte sich ihm die Thore zu öffnen. Otto sah sich genöthigt die Stadt einzuschließen und zu belagern; die Belagerung versprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See unterhielt und Otto ohne die Unterstützung einer Flotte diese nicht unterbrechen konnte. Um einen langen, zwecklosen Kampf zu vermeiden, beschloß der Kaiser endlich noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Er verließ deshalb das Gebiet der Griechen; in den ersten Tagen des Mai war er wieder in der Mark von Camerino.

Auf diesen Entschluß des Kaisers hatte besonders der Geschichtsschreiber Liudprand eingewirkt, dem damals die glücklichsten Tage glänzten. Durch wichtige Dienste in den Streitigkeiten mit dem Papstthum und durch seine gewandte Feder hatte er sich die Gunst des Kaisers in hohem Grade gewonnen. Der Bischof von Cremona war einer der angesehensten Männer am Hofe Ottos, der mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Italiens, sondern auch über die Verhältnisse des griechischen Reichs, die Liudprand durch einen früheren Aufenthalt in Constantinopel kannte, häufig zu Rathe ging. Liudprand erbot sich nun auch selbst die Maßregeln, die er angerathen hatte, durchzuführen. Im

Vertrauen auf seine Verbindungen am griechischen Hofe, seine Kenntniß der Landessitten und Landessprache, seine Schlauheit und Geschäftsgewandtheit hielt er sich für den rechten Mann, Otto und Nicephorus auszusöhnen und durch die Vermählung der griechischen Fürstin mit dem jungen Kaiser den Bund des Ost- und Westreichs zu besiegeln; der Waffenruhm Ottos würde überdies, wie er hoffte, seinen Worten in Constantinopel willigen Eingang verschaffen. Ohne Frage besaß er wichtige und zu jener Zeit im Abendlande seltene Eigenschaften, die ihn zu dem freiwillig übernommenen Geschäfte befähigten, aber es fehlte ihm nur zu sehr an jener sittlichen Kraft, welche einst dem armen lothringischen Mönch zu Cordova so große Achtung gewonnen hatte. Liudprand war jähzornig, schmähsüchtig, eitel und fand an nichtigen Dingen nur allzugroßes Gefallen. Nicht mit der Selbstbeherrschung und dem Ernste, die ein ohnehin so schweres Geschäft erforderte, führte er seine Sache zu Constantinopel, und nichts war natürlicher, als daß er sein Ziel nicht erreichte und überdies vielfache Kränkungen erfahren mußte.

Es ist der Bericht Liudprands über diese seine Sendung, den er schon auf seiner Rückreise für Otto und Adelheid abfaßte, uns erhalten; mit der in Gift getauchten Feder eines tödtlich erbitterten Feindes ist derselbe geschrieben, aber er ist dennoch eines der merkwürdigsten Actenstücke jener Zeit und verbreitet über die Verhältnisse des griechischen Reichs wie die Machtstellung Ottos so viel Licht, daß er in seinen wesentlichen Theilen mitgetheilt zu werden verdient.

Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto und Adelheid.

Am vierten Juni — so berichtet Liudprand — kamen wir zu Constantinopel vor dem goldenen Thore an und mußten daselbst bis zur elften Stunde des Tages mit unseren Pferden trotz eines starken Regens warten. Erst um die elfte Stunde ließ uns Nicephorus und zwar zu Fuß einziehen, denn er meinte, daß wir, obschon durch Eure Milde so reich geschmückt, nicht würdig seien, zu Pferde unseren Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber verfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns, die meinen Begleitern den Ausgang, allen Andern den Zutritt wehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller

Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war dasselbe überdies so weit von dem kaiserlichen Palast entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Athem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Wohnung, und wir konnten es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gyps gemischt wird. Die größte Plage war jedoch der Aufseher dieses Hauses, der für unsere täglichen Bedürfnisse sorgen sollte, ein so nichtswürdiger Mensch, daß man seinesgleichen kaum in der Hölle finden wird; was er an Schaden, Erpressungen, Kummer und Leid gegen uns ersinnen konnte, wurde er nicht müde uns anzuthun, und von den 120 Tagen, die wir hier weilten, verging uns nicht einer ohne Klagen und Seufzer.

Am 6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich zu dem Bruder des Kaisers, dem Europalaten und Logotheten*) Leo geführt, mit dem ich einen harten Streit über Euren kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte Euch nicht mit dem griechischen Worte Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er Euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er: ich sei wohl des Streits und nicht des Friedens halber hergekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise Euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich seinem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur, ein Mensch voll erheuchelter Demuth, aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttag selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungethüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen, breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte um Mitternacht ihm nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältniß zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs, an Lügen

*) Bezeichnung hoher Hofämter, etwa Hofmarschall und Kanzler.

und falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. — Liudprand kann sich beim Anblick des Kaisers nicht enthalten Ottos und seines kaiserlichen Sohns zu gedenken. „O, meine erlauchten Herren Kaiser," ruft er aus, „Ihr seid mir immer schön, immer glänzend, mächtig, gnädig und tugendreich erschienen, aber um wie viel mehr von diesem Augenblick an!" — Zur Linken des Nicephorus, fährt er dann weiter fort, aber nicht in derselben Linie mit ihm, sondern weit hinten, saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen.

Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Betragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern Manche durch Schwert und Strang hinrichten lassen, Andere geblendet und überdies Städte unseres Reichs mit Mord und Brand heimgesucht und sich zu unterwerfen getrachtet. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen vermochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten, und sendet dich, der die Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns." Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn herrschten nicht Weiberknechte, oder, was noch schlimmer ist, Buhlerinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von buhlerischen Weibern fallen? Sind nicht sogar Einige der hochheiligen Päpste verjagt, Andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege gewinnen konnten? Und schrieb nicht jener Adalbert an deine Vorgänger, die Kaiser Romanus und Constantin, einen Brief voll Schmähungen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer von euch Kaisern hat sich da der Sache Gottes angenommen, wer ein so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten Ehren gebracht? Ihr übersaht es, aber nicht mein Herr, der von den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der hei-

ligen Apostel ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings diejenigen, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, als Eidbrüchige und Tempelschänder, weil sie sich gegen die Päpste Raub und Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen lassen, mit Schwert und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt; aber dies geschah nach den Gesetzen des Justinianus, Valentinianus, Theodosius und der anderen römischen Kaiser, und gottlos, ungerecht, grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies versäumt. Weltkundig ist ferner, daß Berengar und Adalbert seine Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem goldenen Scepter aus seiner Hand zu Lehen empfangen und in Gegenwart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich aufhalten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie nun auf Eingebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit Recht ihre Herrschaft; denn sie waren Verräther und Rebellen, und gerade ebenso würdest du mit solchen verfahren, die sich dir erst unterworfen und dann empört hätten." „Aber" sagte er, „ein Vasall Adalberts, der hier ist, stellt dies in Abrede." „Sagt er etwas Anderes," fuhr ich fort, „so soll Einer von meinen Mannen, wenn du es befiehlst, morgen im Zweikampf die Wahrheit meiner Worte erhärten." „Gut," erwiderte er, „dein Herr mag darin, wie du sagst, nach seinem Rechte gehandelt haben. Aber sage an, weshalb suchte er jetzt ein Land meines Reichs mit Feuer und Schwert heim, während wir in Friede und Freundschaft lebten und durch eine Vermählung unserer Häuser unseren Bund zu befestigen gedachten?" Ich antwortete: „Das Land, von dem du sagst, es gehöre zu deinem Reiche, ist, wie die Abstammung der Bewohner und die Sprache zeigen, ein Bestandtheil des italischen Reichs. Auch haben es die Langobarden erobert, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, dasselbe durch eine blutige Schlacht den Sarazenen entrissen. Sieben Jahre hat es Landulf, der Fürst von Capua und Benevent, nach dem Recht der Eroberung beherrscht, und es würde seiner und seiner Nachfolger Botmäßigkeit sich bis auf den heutigen Tag nicht entzogen haben, wenn sich nicht der Kaiser Romanus für unermeßliches Geld die Freundschaft unseres Königs Hugo erkauft hätte. Dies war auch der Grund, weshalb er seinen Enkel, der seinen Namen trug, mit einer unehelichen Tochter unseres Königs Hugo vermählte. Aber fürwahr nicht der Machtlosigkeit, sondern nur der Freundschaft meiner Herren hast du es zuzuschrei-

ben, daß er dir dieses Land so viele Jahre nach Italiens und Roms Erwerbung belassen hat. Mit dem Freundschaftsbunde aber, den du durch eine Vermählung, wie du sagst, befestigen wolltest, glauben wir, daß es nicht ernst und ehrlich gemeint ist; du gedenkst durch die Verhandlungen wohl nur einen Waffenstillstand zu erzielen und die Entscheidung hinzuziehen, was sich weder für dich geziemt, noch wir zugeben können. Um jedoch ohne allen Rückhalt zu reden; mein Herr schickt mich zu dir, daß du, wenn es dein Wille ist die Tochter des Kaisers Romanus und der Kaiserin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich dir dann andererseits eidlich bekräftigen soll, daß er zum Entgelt und Dank dir bestimmte Zugeständnisse machen wird. Die beste Bürgschaft für seine aufrichtige Gesinnung hat er dir darin gegeben, daß er Apulien, welches er schon völlig in seiner Gewalt hatte, räumen ließ, und zwar geschah dies, wie dies ganz Apulien weiß, auf meinen Rath, dem du so viel Böses zuschreibst. „Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und die Festprocession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, sobald es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Fest herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palast bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Wegs ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen ausgerüstet, zum großen Theil aber barfuß. Die Hofleute, die in der Procession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Procession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungethüm herankroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt, Eous erhebt sich und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne, der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, der Herrscher erscheint!" Auch sang man: „Nicephorus, dem Herrscher, seien viele Jahre beschieden! Ihn ehret,

alle Völker, und beugt euren Nacken dem mächtigen Fürsten!" Unter solchen speichelleckerischen Gesängen trat er, gewaltig sich aufblähend, in die Sophienkirche ein; die jungen Kaiser, seine Herren, folgten ihm weit hinten nach und beugten sich vor ihm beim Friedenskusse bis auf die Erde. Sein Waffenträger steckte dann nach der Sitte in der Kirche an einem Pfeil, der auf einem Rohr befestigt, eine Zahl auf, die angiebt, wie lange der Kaiser regiert.

An diesem Tage lud mich Nicephorus auch zur Tafel. Er meinte aber, ich sei nicht würdig, vor einem seiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und so erhielt ich erst die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tischtuch; von meinen Genossen war keiner bei Tische, ja nicht einmal im Palast zugegen. Bei der Mahlzeit, die sich lange hinzog und bei der es schmutzig herging, wie unter Trunkenen, wo es von Oel troff und von abscheulicher Fischlake, richtete er viele Fragen an mich über Eure Macht, Eure Reiche und Euer Heer. Da ich ihm der Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügst! Die Kriegsmannen deines Herrn verstehen weder das Reiten noch den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, schweren Panzer, langen Schwerter und gewichtigen Helme hindern sie bei beiden Kampfarten. Es hemmt sie auch" — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit, denn der Bauch ist ihr Gott, ihr Muth Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rausch; Fasten ist ihr Verderben und Nüchternheit ihr Entsetzen. Auch hat dein Herr keine Flotte auf der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn mit meiner Flotte angreifen, seine Städte an der See zerstören und Alles, was an den Flüssen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. Und auch zu Lande kann er mir mit seiner geringen Heeresmacht nicht Stand halten. Er hatte seinen Sohn und seine Gemahlin bei sich, alle Sachsen, Schwaben, Baiern und Italiener begleiteten ihn, und doch vermochten sie nicht eines meiner Städtchen, das sich widersetzte, zu nehmen; ja das konnten sie nicht, und wie will er mir Widerstand leisten, wenn ich erst mit so vielen Leuten, als Sterne am Himmel und Wogen bei stürmischer See sind, gegen ihn anrücke?" Als ich ihm hierauf eine Antwort, wie er sie verdiente, ertheilen wollte, ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern sagte, um mich zu verhöhnen: „Ihr seid ja gar keine Römer, sondern Langobarden!" Ich gerieth in Zorn und obgleich er noch weiter reden wollte und mir zu schweigen winkte, brach ich los: „Romulus, von dem die Römer den Namen tragen, war

ein Brudermörder und Bastard; er eröffnete eine Freistätte für böse Schuldner, entlaufene Sclaven, Mörder und andere Verbrecher, die den Tod verdient hatten, und diesen seinen Anhang nannte er Römer. Solcher edlen Abkunft sind diejenigen, die Ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, d. h. die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunder, so tief verachten, daß wir im Zorn gegen unsere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als: „Du Römer!" Denn Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Ueppigkeit, Lug und Trug, kurz alle Laster fassen wir in diesem einen Worte zusammen. Wenn du uns aber unkriegerisch und ungeschickt im Reiten nennst, so werden dir, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Kämpfe bald zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu kämpfen wissen." Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Stillschweigen zu, befahl die lange, aber sehr schmale Tafel aufzuheben und hieß mich nach meiner abscheulichen Wohnung d. h. meinem Kerker zurückkehren.

Zwei Tage nachher verfiel ich theils vor Aerger, theils in Folge der Hitze und des Durstes in eine heftige Krankheit. Auch meine Begleiter, welche dieselben Leiden durchmachten, erkrankten und fürchteten in der Fremde zu sterben. Und wie hätte es anders sein können, da sie statt eines ordentlichen Weins eine Salzlake trinken mußten, zum Lager nicht Heu, Stroh oder den Erdboden hatten, sondern den harten Marmor und zum Kopfkissen Steine? In der größten Besorgniß für mich und die Meinigen rief ich unseren Wächter oder vielmehr Peiniger und erwirkte von ihm, nicht sowohl durch Bitten als durch Geld, daß er folgenden Brief an den Bruder des Nicephorus besorgte: „Bischof Liudprand an Leo, den Europalaten und Logotheten der Rennbahn. Wenn der durchlauchtigste Kaiser die Bitte, die mich hierher geführt hat, zu erfüllen gedenkt, will ich gern die Leiden, die ich hier ertrage, auf mich nehmen; nur möge dann mein Herr schriftlich und durch einen Boten unterrichtet werden, daß ich mich nicht ohne Noth hier aufhalte. Ist dem aber nicht also, so liegt ein Lastschiff aus Venedig hier, das bald in See gehen will; möchte der Kaiser mir dann, da ich krank bin, erlauben dieses Schiff zu besteigen, auf daß, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, mein Leib mindestens auf heimatlichem Boden seine Ruhestätte finde."

Als der Bruder des Kaisers diesen Brief empfangen hatte, hieß er

mich nach vier Tagen zu ihm kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die Eure Angelegenheit in Erwägung ziehen sollten; es waren der Parakoimomenos*) Basilius, der Proto a secretis**) Simeon, der Protovestiarius***) und zwei Magister†). Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich hierher bemüht?" Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, welche einen unverbrüchlichen Frieden zwischen den beiden Reichen begründen solle, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborene Tochter eines im Purpur geborenen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nämlich und Rom mit allen anliegenden Ländern bis an unsere Grenzen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündniß schließen ohne die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die Fürsten von Benevent und Capua, früher die Knechte unseres heiligen Reichs, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit von uns stellen." Ich antwortete ihnen: „Ihr wißt selbst recht gut, daß mein Herr mächtigere Slawenfürsten zu Vasallen hat, als jener Bulgarenkönig Peter war, der die Tochter des Kaisers Christophorus heimführte!" „Aber Christophorus," sagten sie, „war auch nicht ein im Purpur geborener Kaiser!" „Und Rom," fuhr ich fort, „von dem ihr so viel Aufhebens macht, daß es frei sein soll, wem dient es denn? Wem zahlt es Tribut? Diente es nicht gerade früher, und überdies noch Buhlerinnen? Befreit von solcher schmählichen Dienstbarkeit hat es mein Herr, der erlauchte Kaiser, während ihr schliefet oder vielmehr nicht die Kraft hattet es zu erlösen. Der erlauchte Kaiser Constantin, der diese Stadt gründete und nach sich nannte, schenkte der heiligen apostolischen römischen Kirche, wie er Herr des Erdkreises war, nicht in Italien allein, sondern fast in allen Ländern des Westens und auch des Ostens und Südens große Güter, in Griechenland nämlich, in Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Aegypten und Libyen, wie seine Privilegien bezeugen, die wir noch

---

*) Oberkammerherr.

**) Oberstaatssecretair.

***) Obergarderobenmeister.

†) Höhere Staatsbeamte, etwa geheime Räthe.

haben. Alles fürwahr nun, was in Italien, Sachsen, Baiern und in den anderen Reichen meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel gehört, hat er dem Stellvertreter der heiligen Apostel überwiesen. Und wenn mein Herr von alle dem eine Stadt, ein Dorf, irgend welche Vasallen und Knechte für sich behalten hat, will ich ein Gottesleugner heißen! Warum aber thut euer Kaiser nicht desgleichen und giebt, was in seinen Reichen liegt, ebenfalls der Kirche der Apostel zurück, um sie, da sie durch die Bemühungen und die Freigebigkeit meines Herrn frei und reich ist, noch reicher zu machen und noch freier zu stellen?" „Das wird auch unser Kaiser," antwortete Basilius, „sicherlich thun, sobald er Rom und die römische Kirche nach seinem Willen leiten wird!" Da erzählte ich ihnen folgende Geschichte: „Es erlitt Jemand von einem Anderen schweres Unrecht; deshalb betete er zu Gott: „Herr, räche mich an meinem Feinde!" Der Herr aber sprach zu ihm: „Ich werde es thun an dem Tage, wo ich einem Jeden lohne nach seinen Werken!" „Ach Gott, wie spät!" seufzte da der Mann." Alle mit Ausnahme Leos, des Bruders des Kaisers, erhoben darauf ein lautes Gelächter. Man hob die Berathung auf, hieß mich in meine Wohnung zurückkehren und ließ mich dort bis zum Feste der heiligen Apostel bewachen.

An diesem Festtage (29. Juni) mußte ich auf Befehl, obwohl ich sehr leidend war, vor dem Kaiser in der Kirche der heiligen Apostel erscheinen, zugleich auch mehrere bulgarische Gesandte*), die am Tage zuvor eingetroffen waren. Wir wurden nach der Messe zu Tische eingeladen, ich aber erhielt am oberen Ende der langen und schmalen Tafel hinter einem bulgarischen Gesandten meinen Platz. Dieser Mensch war barbarisch wie ein Ungar geschoren, trug eine eiserne Kette und war, wie ich richtig ahnete, noch Katechumene, noch nicht einmal getauft. Dies war, meine erlauchten Herren, ein Hohn gegen Euch, in meiner Person wurdet Ihr beschimpft, und da ich Eure Beleidigung nicht ruhig mit ansehen konnte, verließ ich die Tafel. Als ich aber erzürnt mich entfernen wollte, folgten mir Leo, des Kaisers Bruder, und Simeon,

*) Die Bulgaren, von Swiätoslaw eben damals gänzlich geschlagen, suchten und fanden bei Nicephorus Beistand. Nicephorus zeigte sich um so bereitwilliger dazu, weil Swiätoslaw schon mit Plänen umging Constantinopel selbst anzugreifen. Es wurden sogar Verhandlungen eingeleitet, die jungen Kaiser, die Söhne des Romanus, mit bulgarischen Fürstentöchtern zu vermählen.

der Proto a secretis, und sagten: „Als der Bulgarenkönig Petrus sich mit der Tochter des Kaisers Christophorus vermählte, wurde ein Vertrag gemacht und beschworen, daß die Gesandten der Bulgaren den Gesandten der anderen Völker in allen Ehren- und Gunstbezeugungen bei uns voranstehen sollten. Jener Gesandte der Bulgaren hat deshalb, obwohl er, wie du sagst, übel geschoren und ungewaschen ist, auch nur eine eiserne Kette trägt, doch den Rang eines Patricius, und einem Bischofe, zumal einem fränkischen, den Platz über ihm einzuräumen halten wir für durchaus unrecht. Da wir aber sehen, daß du darüber ungehalten bist, bitten wir dich dringend mit dem Hofgesinde des Kaisers in einem Gasthause zu speisen, denn nimmer werden wir es zugeben, daß du so in deine Wohnung zurückkehrst." Ich war zu ergrimmt, um ihnen etwas zu antworten, und that wie sie sagten; denn ich wollte nur nicht an einer Tafel sein, wo ein Gesandter der Bulgaren, ich will nicht sagen mir, dem Bischof Liudprand, sondern Eurem Gesandten vorgezogen wurde. Der erhabene Kaiser beruhigte mich aber durch ein prächtiges Geschenk; er schickte mir nämlich von seinen Leckerbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fischlake schwamm; fürwahr ein sauberes Gericht, das ich wohl Eurer Tafel gewünscht hätte, Ihr hättet dann vielleicht von den Herrlichkeiten dieses Kaisers eine andere Meinung gefaßt.

Nach acht Tagen, als die Gesandten der Bulgaren abgereist waren, zwang der Kaiser mich wieder an demselben Ort bei ihm zur Tafel zu erscheinen, obwohl ich auch damals noch leidend war; er meinte nämlich, daß ich großes Gewicht auf diese Ehre legte. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Constantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geistes richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um Euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerkennten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochia, Karthago, Ancyra und Constantinopel." Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen. In unseren Sammlungen steht sie freilich nicht; wenn du fragst: warum? so ist die Antwort, weil sie zu jung und einfältig ist und bis zu uns noch nicht hat durchdringen können." Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, da muß mit dem Eisen ge-

brannt werden. Von euch gingen alle Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren in diesen Kirchen selbst gehalten wurden. Vielmehr war es ein römischer Geistlicher, der nachherige Papst Gregorius, der den ketzerischen Patriarchen von Constantinopel Eutychius hier aus seinem Irrthum herausriß. Eutychius sagte nämlich, ja lehrte und schrieb sogar, wir würden bei der Auferstehung nicht mit solchem Fleisch umkleidet sein, wie wir hier haben, sondern eine gewisse geistige Körperhülle annehmen, Gregorius aber verbrannte im rechten Glauben das vom Irrthum eingegebene Buch desselben. Auch der Bischof Ennodius von Pavia wurde wegen einer anderen Ketzerei hierher nach Constantinopel vom römischen Papste gesandt, und es glückte ihm dieselbe zu unterdrücken und die allgemeine rechtgläubige Lehre herzustellen. Das Volk der Sachsen aber hat sich, seitdem es die heilige Taufe und die wahre Erkenntniß Gottes empfangen hat, durch keine Ketzerei befleckt; es bedurfte also auch dort keiner Synode, um eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine. Wenn du aber den Glauben der Sachsen jung und einfältig nennst, so gebe ich dir darin völlig Recht; denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben folgen, ist er noch frisch und kräftig, nicht alt und verkommen; hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, ist er altersschwach und wird wegen seines Alters wie ein schäbiger Rock verachtet. Doch weiß ich auch von einer Synode in Sachsen, und in der wurde festgesetzt, daß es ehrenvoller sei mit dem Schwerte als mit Federn zu fechten und ruhmvoller zu fallen als zu fliehen. Und das hat ja auch dein eignes Heer erprobt." Möchten sie, dachte ich in meinem Herzen, doch bald durch Erfahrung noch besser es kennen lernen, wie tapfer die Sachsen streiten.

Noch an demselben Tage mußte ich ihm abermals am Nachmittag, als er zum kaiserlichen Palast zurückkehrte, meine Aufwartung machen, und doch war ich so entkräftet und entstellt, daß die Frauen, die früher, wenn sie mir begegneten, voll Staunen sich zugerufen hatten: „Sieh nur, Mutter!" sich jetzt voll Mitleiden an die Brust schlugen und sprachen: „Der arme, unglückliche Mensch!" Als der Kaiser erschien, was ich da ihm Böses und Euch, meinen abwesenden Gebietern, Gutes mit zum Himmel erhobenen Händen gewünscht habe — o möchte es

Alles in Erfüllung gehen! Dennoch mußte ich nicht wenig damals über ihn lachen. Er saß nämlich auf einem wilden und scheuen Pferde, das sehr groß war, obschon er nur klein ist. Da kam er mir vor wie eine jener kleinen Puppen, welche die Slawen bei euch auf ein Füllen setzen und dieses dann ohne Zügel der Mutter nachlaufen lassen.

Darauf wurde ich zu meiner verhaßten Herberge zurückgebracht, wo meine Genossen fünf Löwen waren, die dort gefüttert wurden. Drei Wochen sah ich hier Niemanden, als meine Begleiter. Ich glaubte schon, Nicephorus würde mich niemals wieder heimkehren lassen, und der Kummer darüber vergrößerte mein Uebelbefinden so, daß ich ohne den Beistand der Jungfrau Maria meinen Leiden erlegen wäre. Während dieser Zeit hielt Nicephorus außerhalb Constantinopel Hof an einem Orte, der „an den Quellen" genannt wird, und ließ mich endlich dorthin bescheiden. Obgleich ich so krank war, daß selbst das Sitzen mir beschwerlich fiel, mußte ich doch vor ihm stehen und zwar mit entblößtem Haupte, was mir sehr nachtheilig war. Er sagte zu mir: „Die Boten deines Königs Otto, die im vergangenen Jahre kamen, haben mir eidlich versprochen — und die Urkunden darüber sind hier — daß er niemals in irgend einer Weise unser Reich benachtheiligen werde. Giebt es aber wohl eine größere Benachtheiligung, als daß er sich Kaiser nennt und Provinzen unseres Reichs an sich reißt? Beides ist unerträglich, und besonders können wir das nicht ruhig ertragen, daß er sich Kaiser nennt. Dennoch, wenn du mir dasselbe verbürgst, wie jene, will ich dich geehrt und reich beschenkt bald von hinnen entsenden." Dies that er, um mich zu verlocken; denn er wußte wohl, daß, wenn ich es unbesonnener Weise thäte, Ihr es doch nicht anerkennen würdet, aber er hatte dann etwas zu seiner Rechtfertigung und zu unserer Beschimpfung in Händen. „Mein erlauchter Herr," antwortete ich, „hat Alles, was du berührst, vorausgesehen — denn er ist hoch verständig und der Geist Gottes mit ihm — und deshalb hat er mir schriftlich seine Aufträge übergeben, daß ich sie nicht überschritte, und sie mit seinem Siegel versehen. Diese seine Aufträge mögen verlesen werden, und ich will eidlich den Inhalt derselben bekräftigen. Was aber die früheren Gesandten wider ihren Auftrag versprochen und beschworen haben, damit ist es, wie es beim Plato heißt: „Was man vom Gotte erfleht, das hat man selbst zu vertreten, nicht er." Hierauf wandte sich das Gespräch auf die Fürsten von Capua und Benevent, die er

seine Knechte nennt und deren Abfall ihm ganz besonders zu Herzen geht. „Meine Knechte," sagte er, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und wenn er sie nicht aus demselben entläßt und ihnen in ihr früheres Dienstverhältniß zurückzukehren gestattet, kann er unsere Freundschaft nimmermehr gewinnen. Sie selbst verlangen wieder bei uns zu Gnaden angenommen zu werden, aber wir gewähren ihnen dies nicht, denn sie sollen erfahren, wie gefährlich es ist, seinen Herrn zu verlassen und sich dem Gehorsam zu entziehen; ehrenvoller aber wäre es für deinen Herrn, sie gutwillig uns zu überliefern, als sich dazu zwingen zu lassen. Sie werden, wenn ich am Leben bleibe, schon sehen, was es heißt seinen Herrn hintergehen, ja, wie ich glaube, sie wissen es jetzt schon durch meine Truppen jenseits des Meeres." Er verwehrte mir darauf zu antworten, und da ich fortgehen wollte, hieß er mich zur Tafel zurückkehren.

Bei Tische saß sein Vater neben ihm, der mir wie ein Greis von hundert und fünfzig Jahren erschien.*) Dennoch empfing er dieselben Glückwünsche, wie sein Sohn, daß Gott sein Leben noch vielmal so lang ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschen, und der Alte freut sich darüber, obwohl er ja recht gut weiß, daß Gott es ihm nicht gewährt und daß, wenn er es thäte, es ihm nicht gut sein würde. Abermals priesen sie auch Nicephorus als den Friedenbringer und Morgenstern. Aber den Hülflosen stark, den Narren weise, den Zwerg einen Riesen, den Mohren weiß und den Sünder einen Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn. Und wer sich daran freut, daß ihm Eigenschaften nachgerühmt werden, die er gar nicht besitzt, der ist wie eine Eule, die im Dunkeln sieht, aber beim Tageslicht blind ist. Bei Tische wurde diesmal, was sonst nicht geschah, eine Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über die Apostelgeschichte vorgelesen. Als die Predigt zu Ende war, bat ich um die Erlaubniß, zu Euch heimkehren zu dürfen. Der Kaiser nickte mir mit dem Kopfe zu, als wolle er meinen Wunsch erfüllen, gab aber meinem Wächter und Peiniger den Befehl, mich wieder zu meinen Löwen zurückzuführen. Dies geschah, und bis zum 20. Juli sah ich ihn nicht wieder, wurde aber streng bewacht, damit ich

*) Bardas; er war über 90 Jahre alt.

Niemanden spräche, der mir etwas von dem mittheilen könnte, was er unternähme.

Inzwischen ließ er Grimizo, den Gesandten Adalberts, zu sich kommen und befahl demselben mit einer griechischen Flotte nach Italien zurückzukehren. Diese Flotte bestand aus 24 griechischen Kriegsschiffen, 2 kleineren russischen und 2 gallischen; mehr habe ich wenigstens nicht gesehen. Mit dem ganzen Heere, das sie übersetzte, glaubet mir, meine erlauchten Herren, werden vierhundert Eurer Ritter, wenn nicht Wälle und Gräben sie hindern, leicht fertig werden; zumal den Befehl über dasselbe — ich glaube, Euch zum Hohn — ein Verschnittener hat. Adalbert hat nämlich dem Nicephorus melden lassen, er habe ein Heer von 8000 Gewappneten beisammen und würde, wenn ein griechisches Heer ihm zur Hülfe käme, Euch leicht in die Flucht schlagen und vernichten; er bat auch Nicephorus um Geld, um die Kampflust seiner Leute anzufachen. Deshalb gab Nicephorus dem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber den Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm das Geld zu übergeben, auch sollte dann Adalberts Bruder Kuno*) mit seinem eigenen und dem griechischen Heere Euch angreifen, Adalbert aber zu Bari in sicherem Gewahrsam bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehrte; hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn Euch, wenn Ihr nach Bari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme Euch aushändigen. Welche abscheuliche Treulosigkeit! Aber so sind diese Griechen! — Am 19. Juli ging diese Flotte in See, ich sah es selbst von meinem Kerker aus.

Am folgenden Tage, dem Feste Eliä Himmelfahrt, den das leichtfertige Volk der Griechen mit theatralischen Spielen feiert, ließ der Kaiser mich wieder zu sich kommen und sprach zu mir: „Ich beabsichtige mein Heer jetzt gegen die Araber zu führen, nicht gegen Christen, wie es dein Herr thut. Schon im vorigen Jahre ging ich mit diesem Feldzuge um, aber als ich hörte, daß dein Herr mein Land angreifen wollte, ließ ich von den Arabern ab und wandte mich gegen ihn. Als wir bereits in Macedonien waren, kam uns Dominicus aus Venedig als sein Bote entgegen; er ließ es sich viel Mühe und Anstrengung kosten

*) Kuno muß sich nach seiner Unterwerfung (S. 492) wieder gegen Otto erhoben haben.

uns zu besänftigen und zur Rückkehr zu bewegen und leistete uns einen Eid, dein Herr denke gar nicht an das, was man ihm Schuld gebe, geschweige denn, daß er es je unternehmen würde. Kehre also nun heim" — bei diesen Worten sprach ich im Herzen: gelobt sei Gott! — „und melde deinem Herrn dies und das und will er darauf eingehen, so komm selbst wieder hierher!" Ich antwortete: „Möge deine heilige Majestät nur den Befehl geben, daß ich schnell nach Italien heimkehre, dann bin ich überzeugt, daß mein Kaiser, was deine Majestät wünscht, gern thun und ich hocherfreut zu dir zurückkommen werde." Er merkte leider in welchem Sinne ich dies sagte; denn er lachte und nickte mit dem Kopfe. Als ich mich verabschieden wollte und mich tief bis zur Erde vor ihm verneigte, hieß er mich zu Gaste bleiben und zu seinem von Knoblauch und Zwiebeln duftenden, mit Oel und Fischlake bereiteten Mahle kommen. Erst an diesem Tage brachte ich es durch große Bitten dahin, daß er das Geschenk von Euch annahm, das er bisher immer zurückgewiesen hatte.

Als wir an der langen schmalen Tafel saßen, die nur in der Breite eines Balkens bedeckt und zur Hälfte der ganzen Länge nach ohne Tischtuch war, ließ er seinen Spott gegen die Franken aus, mit welchem Namen er sowohl die lateinisch, wie die deutsch sprechenden Völker des Abendlandes bezeichnete, und fragte mich, wo denn mein Bischofssitz liege und wie er heiße. „Cremona," sagte ich, „nahe am Po, dem ersten unter den Flüssen Italiens. Und da deine Hoheit alsbald dahin Kriegsschiffe zu senden gedenkt, möge es mir zu Gute kommen, daß ich das Glück hatte dich hier zu sehen und kennen zu lernen. Schone der Stadt, daß sie durch dich erhalten bleibe, da sie ja doch dir nicht widerstehen kann!" Er merkte die Ironie in meinen Worten, sah aber zur Erde und versprach meinen Wunsch zu erfüllen; auch schwur er mir bei der Macht seines Reichs, die Hand auf die Brust gelegt, mir solle kein Leid geschehen und er werde mich bald sicher auf seinen Kriegsschiffen nach Ancona bringen lassen.

Sein Eid war falsch, wie sich alsbald zeigte. Denn dies geschah am 20. Juli, einem Montag, und von diesem Tage an erhielt ich vier Tage lang nichts zu meinem Unterhalte, obwohl zu Constantinopel eine solche Theuerung war, daß ich für meine fünfundzwanzig Begleiter und meine vier griechischen Aufseher für drei Goldstücke kaum eine Mahlzeit beschaffen konnte, und am nächsten Mittwoch, den 22. Juli, ver-

ließ der Kaiser schon Constantinopel, um gegen die Araber ins Feld zu ziehen.

Am folgenden Tage ließ mich sein Bruder zu sich kommen und sagte zu mir: „Der Kaiser ist zum Heere voraus, ich bin heute noch hier geblieben, um einige nöthige Anordnungen zu treffen; wenn du noch den Wunsch hegst den heiligen Kaiser zu sehen oder ihm noch etwas Neues mitzutheilen hast, so sage es." Ich sagte, beides sei nicht der Fall, nur darum bäte ich, nach dem Versprechen des Kaisers mit den Kriegsschiffen nach Ancona befördert zu werden. Er schwur mir darauf beim Haupte des Kaisers, bei seinem eigenen Leben und dem seiner Kinder — denn die Griechen sind immer bereit beim Leben ihrer Mitmenschen zu schwören —, es solle geschehen. „Wann?" fragte ich. „Sogleich," antwortete er, „nach der Abreise des Kaisers; der Befehlshaber der Flotte wird dann für dich Sorge tragen." Ich ließ mich von der Hoffnung täuschen und ging froh von dannen.

Am zweitfolgenden Tage, am Sonnabend, beschied mich Nicephorus nach Umbria, einem Orte etwa vier Meilen von Constantinopel. Hier sagte er zu mir: „Ich gedachte, daß du, ein so angesehener und rechtschaffener Mann, deshalb hierher gekommen seiest, daß du dich in allen Stücken meinen Forderungen willfährig zeigen und zwischen mir und deinem Herrn ein Freundschaftsbündniß für ewige Zeiten schließen würdest. Da du aber in deiner Hartnäckigkeit dies nicht thun willst, so thue mindestens das Eine, was die Billigkeit erheischt, schwöre mir nämlich, daß dein Herr den Fürsten von Benevent und Capua, meinen Dienern, die ich zu bekriegen gedenke, keinen Beistand leisten wird. Will er von dem Seinen nichts hergeben, so lasse er mir wenigstens das Meine. Es ist weltkundig, daß die Väter und Großväter dieser Fürsten unserem Reiche tributpflichtig waren, und daß sie es bald auch wieder sein werden, dafür wird unser Heer sorgen." Ich antwortete ihm: „Jene sind edle Fürsten und Vasallen meines Herrn; hört er, daß du sie angreifst, so wird er ihnen solche Hülfsmacht schicken, daß sie deine Truppen vernichten und deine beiden letzten überseeischen Länder dir abnehmen." Da schwoll er vor Zorn auf, wie eine Kröte, und rief: „Fort, bei meinem Leben und bei meinen Eltern, dein Herr soll bald an andere Dinge denken, als entlaufene Sklaven zu beschützen!" Als ich wegging, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte zu Tisch bei ihm bleiben. Hier fand ich auch den Bruder der beiden genannten

Fürsten*) und einen gewissen Bysantius, einen Mann aus Bari; diese nöthigte er heftige Schmähungen gegen Euch, die Lateiner und Deutschen auszustoßen. Als ich von Tisch ging, schickten sie aber heimlich Boten zu mir und ließen mir sagen, sie hätten diese Schmähungen wider ihren Willen, nur durch die Drohungen des Kaisers genöthigt, laut werden lassen müssen.

Beim Mahle hatte mich Nicephorus auch befragt, ob Ihr Thiergärten hättet und Waldesel oder andere Thiere in denselben wären. Ich antwortete: Ihr hättet Thiergärten und Thiere darin, nur keine Waldesel. „Dann," sagte er, „werde ich dich in unseren Thiergarten führen lassen und du wirst staunen über die Größe desselben und die Waldesel darin." Ich wurde also in einen Thiergarten geführt, der allerdings sehr groß, aber hügelig, voll struppigen Gebüsches und durchaus nicht anmuthig war. Da ich mit dem Hut auf dem Kopf durch denselben ritt, sah mich der Europalates von Weitem, schickte schnell seinen Sohn zu mir, und ließ mir sagen, es sei nicht erlaubt zu reiten, wo der Kaiser sei, sondern nur zu gehen, und zwar ohne Hut und verschleiert. Ich sagte: „Die Weiber gehen bei uns, und zwar mit Schleiern und Hauben, die Männer reiten und tragen den Hut auf dem Kopfe. Ihr sollt mich nicht zwingen die Sitte meiner Heimat zu ändern, da wir ja auch die Eurigen, wenn sie zu uns kommen, bei ihrer Sitte belassen. Mit langen Aermeln, Bändern und Schnallen, Schleppkleidern und Haarlocken kommen sie zu uns, reiten, gehen und tafeln, wie ihnen beliebt, und küssen sogar — was uns ganz unanständig erscheint — mit bedecktem Haupt unseren Kaiser." „Gebe Gott," dachte ich bei mir, „daß das nun ein Ende hat!" „Ziehe dich also zurück!" sagte er zu mir. Da ich dies that, kamen mir unter einem Rudel Rehe einige solcher Waldesel entgegen. Doch wie kann man so viel Aufhebens von diesen Thieren machen, die nicht anders sind, als die zahmen Esel zu Cremona! Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine eben so wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und fressen eben so gerne die Lupinen. Doch sagte ich, als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Thiere habe ich in Sachsen niemals gesehen." „Wenn dein

*) Wahrscheinlich ist Romuald, ein Bruder Pandulfs und Landulfs, der von Jugend an in Constantinopel lebte, hier gemeint.

Herr," gab er mir zur Antwort, „sich gegen unseren Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solcher Thiere schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein zu besitzen, was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat." Da meine Worte dem Nicephorus gemeldet wurden, schickte er mir zwei Rehe und gab mir die Erlaubniß abzureisen. Es war am 27. Juli; Tags darauf ging er selbst nach Syrien ab.

Als ich aber nach Constantinopel zurückkehrte, ließ mir der Patricius Christophorus, ein Verschnittener, der des Kaisers Stellvertreter ist, sagen, ich könnte noch nicht abreisen, weil die Sarazenen die Straßen auf dem Meere, die Ungarn aber die Landwege besetzt hielten, ich müßte also warten, bis sie abzögen. Beides war aber nicht wahr. Auch wurden mir Schildwachen gegeben, die mich und die Meinigen nicht aus dem Hause gehen ließen. Arme Leute, die bei mir sich Almosen holten, ergriffen sie, wenn sie die lateinische Sprache redeten, schlugen sie und steckten sie in das Gefängniß. Meinen griechischen Dolmetscher ließen sie nicht ausgehen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen; diese mußte daher mein Koch besorgen, der das Griechische nicht verstand und sich nur durch Zeichen und die Fingersprache mit den Leuten verständigen konnte und viermal mehr als mein griechischer Diener dann zahlen mußte. Wenn mir einer meiner Freunde Gewürze, Brod, Wein und Obst schickte, warfen sie alles fort und prügelten überdies noch die Boten. Hätte nicht Gottes Gnade mich sichtlich gegen meine Peiniger geschützt, so würde der Tod meine einzige Hoffnung gewesen sein, aber Gott, der die Versuchung zuließ, gab mir nach seiner Barmherzigkeit auch die Kraft in derselben auszuharren. In solcher Noth lebte ich in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. October, volle 120 Tage.

Mein Unglück zu erfüllen, kamen am 15. August Boten vom Papste Johann an mit einem Briefe, in dem er Nicephorus „den griechischen Kaiser" Verschwägerung und feste Freundschaft mit seinem geliebten Sohne in Christo „dem römischen Kaiser" Otto zu schließen aufforderte. Wie dieses Wort, diese Titulatur den Ueberbringer des Briefes nicht gleich an den Galgen brachte, weiß ich noch heute nicht zu sagen. Die Griechen verwünschten das Meer und staunten, daß es einen solchen Gräuel habe tragen können und nicht das Schiff verschlungen habe. „Ein Barbar," riefen sie, „ein armseliger Wicht in Rom schämte sich nicht den allgemeinen, großmächtigen und alleinigen römi-

schen Kaiser einen Griechenkaiser zu nennen! O Himmel! O Erde! O Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen beginnen? Es sind arme Schelme, und wenn wir sie tödten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute; Lumpenvolk, Knechte, bäurisches Gesindel ist es, geißeln wir sie, so beschimpfen wir uns selber, nicht sie, die der vergoldeten römischen Peitsche und solcher Strafen gar nicht werth sind. Wäre mindestens der Eine ein Bischof, der Andere ein Markgraf, dann wollten wir sie tüchtig züchtigen, ihnen Bart und Haar ausraufen, sie dann in Säcke nähen und in das Meer versenken! So aber mögen sie leben bleiben und im Gefängniß schmachten, bis die geheiligte Majestät des römischen Kaisers Kunde von diesen Gräueln erhält." Als ich dieses erfuhr, pries ich jene glücklich wegen ihrer Armuth, mich aber hielt ich für den unglücklichsten Menschen, weil ich begütert war. Und da ich zu Hause mir arm erschien, kam ich mir jetzt zu Constantinopel in meiner Angst wie ein Crösus vor, und die Armuth schien mir das wünschenswertheste Loos, weil sie allein hier vom Tode rettete.

Die Gesandten des Papstes wurden in einen Kerker geworfen und jener verbrecherische Brief an den Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, von wo vor dem 12. September der Bote nicht heimkehrte, dann aber eine günstige Antwort brachte. Ich selbst erfuhr erst zwei Tage später hiervon. Als ich nämlich am 14. September, dem Tage der Kreuzerhöhung, es durch Bitten und Geschenke dahin brachte, daß ich meine Andacht am heiligen Kreuz verrichten durfte, traten im Getümmel der Menge, von meinen Wächtern unbemerkt, Einige an mich heran, die mein bekümmertes Herz durch diese Nachricht erfreuten.

Am 17. September wurde ich, zwischen Tod und Leben schwebend, noch einmal zum Palast beschieden. Als ich hier vor den Patricius Christophorus geführt wurde, empfing er mich jedoch gnädig und stand sogar mit den drei anderen Personen, die zugegen waren, vor mir auf. „Dein blasses Angesicht," sagten sie, „dein hageres Aussehen und dein langes Haupt- und Barthaar zeigen, wie tief du dich über deine verzögerte Abreise bekümmerst. Wir bitten dich aber, deshalb weder der geheiligten Person des Kaisers, noch uns zu zürnen. Wir wollen dir auch die Ursache dieser Verzögerung nicht vorenthalten. Der römische Papst — wenn man ihn so nennen darf, der mit dem abtrünnigen, ehebrecherischen und meineidigen Sohne Alberichs Gemeinschaft hatte,

und ihm diente — hat an unseren Kaiser einen Brief geschrieben, seiner eben so würdig, wie des Kaisers unwürdig, worin er ihn Kaiser der Griechen und nicht der Römer nennt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf Betrieb deines Herrn geschehen ist." „Was höre ich?" dachte ich bei mir, „ich bin verloren, ohne Zweifel wird man mich geraden Wegs zur Richtstätte führen." Aber sie fuhren fort: „Wir wissen zwar, daß du sagen wirst, der Papst ist der albernste aller Menschen, und wir räumen dies ein." „Mit Nichten sage ich das," erwiederte ich. „Höre nur," fielen sie ein, „der Papst ist in Wahrheit ein alberner und ununterrichteter Mann, der nicht weiß, daß der heilige Constantin das kaiserliche Scepter, den ganzen Senat und die gesammte Heeresmacht Roms hierher verlegt und in Rom Nichts als gemeines Gesindel, Fischer, Kuchenbäcker, Vogelfänger, Bastarde, Pöbel und Knechte zurückgelassen hat. Doch würde der Papst niemals das geschrieben haben, wenn es ihm dein Herr nicht eingeflüstert hätte, und welche Gefahren sie dadurch gegen sich heraufbeschworen haben, wird sich alsbald zeigen, wenn sie nicht in sich gehen." „Der Papst," erwiederte ich, „ist der schlichteste und argloseste Mann von der Welt, und er meinte wahrlich durch diese Aufschrift nicht euren Kaiser zu kränken, sondern vielmehr zu ehren. Denn daß der römische Kaiser Constantin mit der römischen Heeresmacht hierher gekommen, diese Stadt gebaut und nach sich benannt hat, wissen wir recht wohl. Weil ihr aber die Sitten, die Sprache und die Kleidung geändert habt, so meinte der hochheilige Papst, es mißfalle euch der Römername eben so sehr, wie der Römerrock. In Zukunft, wenn ihm Gott das Leben läßt, wird die Aufschrift seiner Briefe sein: Johann, der römische Papst, an Nicephorus, Constantinus und Basilius, die großen und erhabenen Kaiser der Römer, des Reiches Mehrer."

Höret nun, weshalb ich dies sagte! Nicephorus hat durch Meineid und Ehebruch seine Herrschaft gewonnen; der Papst, dem das Heil der Seelen befohlen ist, schicke ihm deshalb ein Schreiben, das aber sei gleich den übertünchten Gräbern, die außen glänzen, im Innern voll Todtengebein sind. Es halte ihm nämlich der Papst innen im Briefe vor, wie er durch Meineid und Ehebruch die Herrschaft gewonnen habe, nachdem er seine rechtmäßigen Gebieter derselben beraubt, lade ihn vor eine Synode und treffe ihn mit dem Bannstrahl, wenn er nicht erscheinen sollte, außen aber gebe er ihm die obige Anrede, denn sonst würde der Brief gar nicht an den Kaiser gelangen. Die Griechen merkten

freilich diese meine List nicht, sondern sagten, hocherfreut über mein Versprechen: „Wir danken dir, Bischof, und deine Weisheit wird schon Mittel finden, diese wichtigen Angelegenheiten in das Gleiche zu bringen. Du bist jetzt der einzige Franke, den wir lieben und schätzen, aber auch die anderen wollen wir hochhalten, wenn sie auf deinen Rath wieder gut machen, was sie Uebles gethan haben; wofern du dann wieder zu uns zurückkehren wirst, sollst du auch nicht unbelohnt von dannen ziehen." „Scepter und Krone," dachte ich, „kann mir Nicephorus schenken, wenn ich noch einmal hierher komme!" Darauf sprachen sie: „Sag an, will dein Herr wirklich mit unserem Kaiser ein Freundschaftsbündniß schließen und sich verschwägern?" „Als ich hier ankam," sagte ich, „war dies allerdings sein Wille; da er aber während meines langen Aufenthaltes hierselbst keinen Brief von mir erhielt, und zwar durch eure Schuld, hält er mich für gefangen und ist voll Wuth und tobt gleich der Löwin, der man die Jungen geraubt hat, bis die Stunde der Rache gekommen ist. Deshalb möchte er wohl jetzt jene Heirat verschmähen und seinen Zorn an euch kühlen!" „Wenn er das thut," sagten sie, „so wird ihn nicht Italien, nein nicht einmal jenes armselige und frostige Sachsen, wo er geboren ist, bergen. Mit Gold, das wir in Fülle haben, werden wir alle Nationen gegen ihn in Waffen bringen und ihn zerschmettern, wie ein irdenes Gefäß, das zerschlagen nicht wieder hergestellt werden kann. Da wir indessen glauben, daß du einige Gewande zu seinem Schmucke gekauft hast, befehlen wir dir sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für euch schicken, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und euch belassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern, außer uns Römern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises euch wieder abgenommen werden."

Ich mußte ihnen gehorchen, und sie nahmen mir fünf sehr kostbare Purpurgewande ab; denn sie sagten, es schicke sich nicht für Euch und alle Italiener, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, wie für die anderen Völker solche Kleider zu tragen. Wie abscheulich und schmählich, daß solche Weichlinge und Weiberhelden mit ihren langen Aermeln, Turbanen und Schleiern, solche Lügner, Zwitter und Faullenzer im Purpur einhergehen dürfen, nicht aber die tapferen und kriegskundigen Helden, die von Glauben und Liebe erfüllt Gott die Ehre geben und in allen Tugenden strahlen. Wenn das nicht eine Schmach ist, so giebt es keine! „Aber," rief ich aus, „wo bleibt das Wort und Versprechen

des Kaisers! Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, zu Ehren meiner Kirche Gewande zu jedem Preise kaufen zu dürfen. Er sagte: „Kaufe, was du willst und wie viel du willst," ohne irgend eine Beschränkung mir aufzuerlegen. Ich berufe mich dafür als Zeugen auf seinen Bruder, den Europalates Leo, auf den Dolmetscher Evodisius, auf den Johannes und Romanus, ja ich bin selbst Zeuge, da ich auch ohne den Dolmetscher wohl verstand, was der Kaiser sagte." „Aber," erwiederten sie, „es ist einmal eine verbotene Waare. Und als der Kaiser die von dir erwähnten Worte sprach, konnte er an solche Dinge, wie du sie im Sinne führtest, gar nicht denken. Denn da wir uns durch Reichthum und Bildung vor allen anderen Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der Kleidung thun, auf daß diejenigen, die besonders reich an Vorzügen sind, auch besonders schön in ihrem Aeußeren erscheinen." „Und doch kann diese Kleidung," sagte ich, „nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei uns selbst gemeine Weibsbilder und Gaukler tragen." „Woher bekommt ihr sie denn?" „Von den Kaufleuten von Venedig und Amalfi, die sie gegen unser Getreide umtauschen, das sie zu ihrem Unterhalt bedürfen." „Das soll ein Ende nehmen; man wird die Kaufleute fortan genau untersuchen, und findet man etwas der Art, dann sollen sie zur Strafe gegeißelt und geschoren werden." „Zu den Zeiten des seligen Kaisers Constantin," sagte ich, „kam ich schon einmal hierher; damals war ich noch nicht Bischof, sondern nur Diakon, und erschien nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern nur eines Markgrafen, und doch habe ich viel mehr und bei weitem kostbarere Gewande damals hier gekauft, die mir weder abgenommen noch mit einem Bleisiegel bezeichnet sind. Heute aber, Bischof und Abgesandter der erlauchten Kaiser, beider Ottonen, Vater und Sohn, werde ich mit solchem Unglimpf behandelt, daß meine Gewande mir, wie einem Kaufmann aus Venedig, untersucht und, falls sie werthvoll sind, fortgenommen werden, obwohl sie doch zum Gebrauch meiner Kirche bestimmt sind. Schämt ihr euch denn nicht eines so schmählichen Betragens gegen mich oder vielmehr gegen meine Herren, die in mir beleidigt werden? Nicht genug, daß ich in einen Kerker geworfen bin, daß ich Hunger und Durst habe leiden müssen, daß man mich so lange zurückgehalten und mir die Rückkehr verweigert hat: die Schmach voll zu machen, entzieht man mir noch mein Eigenthum. Nehmt denn, was ich gekauft habe, aber laßt mir mindestens die Geschenke der Freunde!"

„Kaiser Constantin," sagten sie, „war ein friedfertiger Mann, der immer in seinem Palaste blieb und durch solche Sachen sich die Freundschaft der Ausländer gewann, Kaiser Nicephorus aber ist ein Kriegsmann, der den Palast scheut, wie die Pest; einen Freund des Streites und Kampfes fast möchten wir ihn nennen. Nicht durch Geschenke gewinnt er sich die Gunst der Völker, mit Waffengewalt zwingt er sie sich ihm zu beugen. Auf diesem Wege wird er auch — siehe, so viel gelten uns deine Könige! — Alles wieder herbeischaffen, was ihr, sei es durch Geschenk oder Kauf, an Purpur besitzet."

Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen Brief mit goldenem Siegel, den ich Euch überbringen sollte; ungeziemend gewiß, wie mein Herz mir sagt, für Eure Majestät. Für den Papst gaben sie mir einen anderen Brief mit silbernem Siegel und sprachen: „Es scheint uns ungeziemend, daß euer Papst eines kaiserlichen Schreibens gewürdigt werde; es übersendet deshalb der Europalates, des Kaisers Bruder, ihm ein Schreiben, wie es sich für ihn gebührt; nicht durch seine armseligen Boten, sondern durch dich, damit aus dem Inhalt desselben der Papst ersehe, daß er verloren ist, wenn er nicht in sich geht und sich bessert." Hierauf nahmen sie Abschied von mir unter Küssen, die mir gar angenehm und süß vorkamen. Als ich mich aber entfernte, schickten sie mir noch eine Botschaft nach, ihrer würdig: Pferde nämlich würden sie mir für mich und meine Begleiter stellen, nicht aber für das Gepäck. In meiner Bedrängniß sah ich mich endlich genöthigt meinem Führer Sachen 50 Goldgulden an Werth zu geben, daß er mir nur das Gepäck fortschaffte.

Da ich nicht wußte, wie ich mir für alle erlittene Unbill an Nicephorus Genugthuung verschaffen sollte, schrieb ich an die Wand meines verhaßten Kerkers und auf meinen Holztisch folgende Verse:

Griechische Treue ist falsch, drum traue ihr nimmer, Lateiner,
Sei auf der Hut und leihe dein Ohr nicht trüglichen Worten!
Führt es zum Ziel, falsch schwört bei Allem, was heilig, der Grieche. —
Bunt von Marmorgestein, dies Haus mit gewaltigen Fenstern,
Dem es an Wasser gebricht, wo nur des Gefangenen Tritt hallt,
Offen steht es dem Frost, Nichts schützt vor den Gluthen der Sonne:
Hier war Liudprand ich, Cremonas Bischof, im Sommer
Einst vier Monde gebannt, als ich von Ausoniens Küsten
Fuhr zum fernen Byzanz, um den Frieden der Welt zu erringen.
Denn es war Otto mit Macht, der Kaiser, gen Bari gezogen,
Wollte mit Feuer und Schwert sich die Lande der Griechen gewinnen,

Aber im Laufe des Siegs — mein Flehen erwirkte so Großes —
Kehrt' er nach Rom. Es verhieß ihm die Schnur der trügende Grieche:
Wäre sie nie doch erzeugt, nie wäre ich dann hier erschienen,
Hätte, Nicephorus, nie erfahren, wie grimmig dein Herz ist,
Der du dem Sohne des Kaisers dein Stiefkind böslich verweigerst.
Aber es naht sich der Tag: von der Furien Stachel getrieben,
Braust, wenn Gott es nicht lenkt, Mars weit hin über den Erdkreis
(Dein ist die Schuld!) und es schweiget der Allen so liebliche Friede.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, reiste ich am 2. October um die zehnte Tagesstunde mit meinem Führer zu Schiff von Constantinopel ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist. —

So berichtet Liudprand, von Natur schmähsüchtig und durch die Leiden erbittert, über seine mißglückte Gesandtschaft nach Constantinopel. Auch auf der Heimkehr hatte er noch viele Mühseligkeiten zu bestehen und wurde lange verzögert. Er mußte — wahrscheinlich war das Meer durch arabische Piraten unsicher — seine Reise zunächst meistentheils auf dem Landwege machen. Neunundvierzig Tage bedurfte es, ehe er unter vielen Entbehrungen nach Lepanto kam. Hier verließ ihn sein bisheriger Führer und übergab ihn an zwei kaiserliche Eilboten, die ihn nach Otranto in Apulien geleiten sollten; zwei kleine Schiffe wurden gemiethet, um das Gefolge und Gepäck des Bischofs fortzuschaffen. Am 23. November verließ man Lepanto und kam am 25. an der Mündung des Phidari, Patras gegenüber, an. Eine Woche lang mußte man sich hier wegen stürmischer See aufhalten; dann ging man in See und landete am 6. December beim Vorgebirge Leucate, dem jetzigen Cap Ducato. Nach längerem Aufenthalte daselbst setzte man am 14. December die Reise fort und langte am 18. zu Korfu an, wo der griechische Befehlshaber Liudprand freundlich empfing, ihm aber dennoch wieder große Schwierigkeiten bereitete, so daß ein Aufenthalt von zwanzig Tagen entstand, während dessen Liudprand am 22. December eine große Sonnenfinsterniß erlebte. Erst am 7. Januar 969 konnte er die Reise fortsetzen, von deren Ende wir, da der Bericht hier abbricht, Nichts erfahren.

Noch ehe Liudprand zurückkehrte, hatte Otto, dem die Erfolglosigkeit dieser Unterhandlungen klar war, den Krieg wieder eröffnet. In der Mitte November stand er noch in der Mark von Camerino am Aterno, im December hatte er bereits die Grenzen des Feindes überschritten. Das Heer befand sich schon auf apulischem Gebiet, als jene Sonnenfinsterniß eintrat, die Liudprand zu Korfu beobachtet hatte. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete diese himmlische Erscheinung unter den Leuten des Kaisers; sie glaubten, der jüngste Tag breche ein. Diese erprobten Krieger, die so viele Schlachten muthig geschlagen, bebten wie die Kinder und verkrochen sich hinter Wagen, Weinfässern, Kisten und Tonnen. An Apuliens Grenzen feierte Otto das Weihnachtsfest 968, dann drang er tiefer in das Land ein, in allen seinen Unternehmungen von Pandulf von Capua unterstützt. Aber er fand dasselbe nicht unvertheidigt; Nicephorus hatte Flotte und Heer verstärkt, und die griechischen Streitkräfte unter dem Befehl des Patricius Eugenius deckten besonders die größeren Plätze an der Küste, die Otto ohne die Unterstützung einer Flotte nicht einzunehmen vermochte. Deshalb glich sein Unternehmen mehr einem Streifzuge durch die inneren Theile des Landes, als daß feste Anhaltspunkte durch dasselbe gewonnen wurden. Arg wurde das Fürstenthum Salerno heimgesucht und Gisulf hierdurch genöthigt sich Otto zu unterwerfen. Bis tief in Calabrien drang dann der Kaiser ein. Am 18. April 969 lagerte er bei Cassano, wo eine große Tagfahrt stattfand und er, wie er in einer Urkunde sagt, „hier im Gebiet Calabriens nach seinem kaiserlichen Recht über alle seine Getreuen, die Calabresen, Italiener, Franken und Deutschen Gericht hielt und ihnen Befehle ertheilte.“ Aber schon am 28. April finden wir ihn wieder in Apulien zwischen Ascoli und Bovino; am 1. Mai lag er vor Bovino, konnte jedoch die Stadt nicht erobern und verließ bald darauf das Gebiet der Griechen. Am 19. Mai war er zu Conca, südlich von Rimini.

Auch Pandulf hatte für den Augenblick den Krieg aufgegeben. Schon in Calabrien hatte er den Kaiser verlassen, da sein Bruder Landulf inzwischen zu Benevent verstorben war; er mußte Bedacht nehmen sich hier die Herrschaft zu sichern. Sobald er aber für sich und seinen Sohn Landulf von dem Fürstenthum Benevent Besitz ergriffen hatte, wandte er seine Gedanken dem Kriege wiederum zu, dessen Leitung nun ganz in seiner Hand ruhte. Otto schickte ihm deutsche Hülfsvölker, und auch Gisulf versprach das Unternehmen zu unterstützen. So rückte

Pandulf noch im Sommer aufs Neue in Apulien ein und belagerte abermals Bovino, das von Eugenius besetzt war. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe. Glücklich fochten die Krieger Pandulfs; aber er selbst, der muthige Führer, dringt allzu kühn in die Reihen der Feinde ein, wird von den Griechen umringt und sein Roß ihm getödtet. Dennoch läßt er vom Kampfe nicht ab, besteigt das Pferd eines seiner Mannen und leistet die tapferste Gegenwehr, bis ihn endlich der Schlag eines riesigen Menschen im griechischen Heere trifft. Da sinkt Pandulf vom Pferde und geräth in die Gefangenschaft der Feinde; in Ketten ließ ihn bald darauf Eugenius nach Constantinopel schleppen. Des Führers beraubt, löste sich Pandulfs Heer auf; Gisulfs Hülfstruppen, die auf dem Marsch gegen Bovino von Pandulfs Gefangenschaft hörten, kehrten nach Salerno zurück. Ein schwerer Schlag hatte die Sache Ottos getroffen, dessen Folgen nur allzu schnell sich bemerklich machten.

Die Gebiete von Capua und Benevent überflutheten sofort die griechischen Heere. Capua selbst wurde rings von den Feinden umschlossen; von der einen Seite von Eugenius, von der anderen von den Neapolitanern unter ihrem Herzog Marinus, schon seit langer Zeit erbitterten Gegnern ihrer Nachbaren. Dennoch hielt sich Capua vierzig Tage lang gegen die überlegene Macht, bis endlich ein Heer des Kaisers zum Entsatz anrückte. Diesem Heere, aus Franken, Schwaben, Sachsen und Spoletanern gebildet, unter dem Befehle der Grafen Günther, Konrad und Siko, gelang es die Länder Pandulfs von den Griechen zu säubern. Aus Furcht vor feindlicher Uebermacht gab Eugenius jetzt die Belagerung von Capua auf und zog sich schleunig nach Salerno zurück, wo Gisulf sich wieder den Griechen anschloß; auch Avellino öffnete ihnen die Thore. Als das von Otto gesandte Heer vor Capua ankam, fand es die Stadt schon frei. Alsbald brach man daher wieder auf und zog weiter südwärts, um den Feind zu erreichen. Das ganze Gebiet Neapels wurde verwüstet, Avellino in Flammen gesteckt, doch konnte Salerno selbst nicht genommen werden.

Das griechische Heer hatte sich inzwischen durch das Gebiet von Benevent nach Apulien zurückgezogen; Eugenius war ihm gefolgt, wurde aber von seinen eigenen Truppen verrathen, in Ketten gelegt und so nach Constantinopel gesandt, während der Patricius Abdila die Leitung des Heeres übernahm. Und schon drangen die Deutschen und Spoletaner,

über Benevent ihren Marsch nehmend, auch in Apulien ein. Bei Ascoli kam es zu einem hitzigen Kampfe. Konrad und Siko schlugen das Heer der Griechen in die Flucht: 1500 Mann von ihnen sollen auf dem Platze geblieben sein, Abdila selbst erhielt eine gefährliche Wunde. Dennoch zog Ottos Heer bald wieder auf der Straße, auf der es gekommen, nach Campanien zurück. Die Griechen waren auf ihr Gebiet wieder zurückgedrängt, aber viel fehlte daran, daß ihre Macht in Italien gebrochen war.

Während dieser Ereignisse und während des folgenden Winters hatte Kaiser Otto mit den Seinen sich meist im nördlichen Italien, besonders zu Pavia und Ravenna, aufgehalten, mit Rüstungen zu einem größeren Kriegszuge für das Jahr 970 beschäftigt. Da kam eine Nachricht aus Constantinopel, welche verrieth, daß sich dort die ganze Lage der Dinge geändert habe, und diese Aenderung schien Ottos Absichten günstig.

In der Nacht des 10. December 969 war Nicephorus eines gewaltsamen Todes gestorben. Seine Gemahlin Theophano hatte den verruchten Mordplan geschmiedet und sich zu ihrem Werkzeug einen Vetter des Kaisers ersehen, jenen Johannes Tzimisces, den er einst wegen seiner Tapferkeit und der ihm bei seiner Thronbesteigung geleisteten Dienste hochgeehrt und ihm den Krieg gegen die Araber in Syrien übertragen, dann aber schimpflich entsetzt und zu unrühmlicher Muße verurtheilt hatte. Ihn hatte jetzt Nicephorus selbst auf Theophanos Bitten nach Constantinopel beschieden, wo er ungehemmt alle Vorbereitungen zu der blutigen That traf.

Nicephorus bangte schon seit Monden vor einem jähen Tode, der ihm geweissagt war. Er unterzog sich strengen Bußübungen, brachte die Nächte vielfach im Gebet zu, mied das Bett und streckte sich nur, wenn der Schlaf ihn übermannte, auf ein Pardelfell und ein scharlachenes Filzlager hin, das ihm auf dem Boden bereitet wurde. Seine Gemahlin schlief in demselben Gemach. In der Nacht nun, die zur Ausführung des Mordes bestimmt war, verließ Theophano unter einem Vorwande das Schlafzimmer, und indem sie bald zurückzukehren versprach, verlangte sie, daß die Thür geöffnet bliebe. Nicephorus wachte lange im Gebet, endlich streckte er sich auf das Pardelfell aus und schlief ein. Theophano hatte schon vorher einige Helfershelfer im Palaste versteckt; diese verließen jetzt den Versteck, stiegen auf die Zinnen

des Palastes und schauten aus, ob Johannes mit den Verschworenen nicht nach der Verabredung auf dem Bosporus herankomme und lande. Es war eine rauhe Decembernacht, der Wind wehte scharf, und ein dichtes Schneegestöber ließ die Gegenstände in der Ferne nicht unterscheiden. Um die fünfte Stunde in der Nacht ruderte endlich Johannes mit den Verschworenen heran; sie landeten beim Palaste. Ein helles Pfeifen, das verabredete Zeichen, ließ sie erkennen. Von den Zinnen des Dachs wurde ein Korb herabgelassen und einzeln die Verschworenen in demselben heraufgezogen, zuletzt Johannes. Als die Mörder zusammen waren, wies ihnen ein Narr, der den Weibern des Palastes zur Kurzweil diente, den Weg zu Nicephorus Schlafgemach. Mit gezückten Schwertern drangen sie in dasselbe ein und umringten das kaiserliche Bett, aber fanden es leer. Schon hielten sie ihren Anschlag für verrathen, da zeigte ihnen der Narr den Kaiser schlafend am Boden liegen. Sie umstellten ihn rings und stießen ihn mit den Füßen. Nicephorus fuhr auf; sobald er aber sein Haupt erhob, traf es Leo Balantes, einer der Verschworenen, mit einem kräftigen Schwerthieb. Nicephorus schrie: „Mutter Gottes, hilf mir!" Reichlich rieselte das Blut sofort aus der Wunde. Johannes, der sich inzwischen auf das kaiserliche Bett gesetzt hatte, ließ ihn zu sich schleppen; auf den Knien lag Nicephorus, der sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, vor seinem Mörder. Da rief Johannes: „Sprich nun, du blinder und neidischer Tyrann, hast du nicht durch mich den Thron gewonnen und diese Herrschaft erlangt? Weshalb hast du voll Haß, Neid und Undankbarkeit mir den Befehl über das Heer genommen, weshalb mich, wie einen feigen Flüchtling, gezwungen meine Tage mit den Bauern auf dem Lande zu verleben; mich, einen Mann, besser als du? Jetzt bist du in meiner Hand, und Niemand wird dich aus derselben retten. Sprich nun, wenn du dich zu rechtfertigen weißt." Nicephorus hatte Nichts mehr zu seiner Rechtfertigung zu sagen; seine letzten Laute waren Gebete an die heilige Jungfrau. Johannes raufte ihm voll grausamen Hohns den Bart aus, die Verschworenen schlugen ihn mit ihren Degengriffen in das Gesicht. So marterte man den sterbenden Kaiser, bis ihm Johannes den Fuß auf die Brust setzte und mit einem tüchtigen Hiebe den Schädel spaltete, ein Anderer ihm das Schwert durch die Brust stieß.

Sofort legte sich Johannes die rothen Schuhe an, das Abzeichen der kaiserlichen Gewalt, begab sich in das goldene Prunkgemach des

Palastes, ließ sich hier auf dem Thron nieder und ergriff von dem Kaiserreiche Besitz. Jetzt erst rückte die Leibwache des Nicephorus gegen den Palast und versuchte die gesperrten eisernen Pforten desselben zu erbrechen. Man hieb dem Leichnam das Haupt ab und zeigte es der Leibwache; da ließ sie von ihrem Vorhaben ab und rief ohne Zögern Johannes zum Kaiser aus. Beim Anbruch des Tages eilten Diener des Palastes durch die Straßen der Stadt, verkündeten den Tod des Nicephorus und daß fortan Johannes mit den Söhnen des Romanus die kaiserliche Gewalt theilen werde. Zugleich erging ein Edict, Niemand solle bei Todesstrafe wagen Unruhen in der Stadt zu erregen oder zu plündern, wodurch ein solcher Schrecken verbreitet wurde, daß das Volk ganz gegen seine Gewohnheit dem Thronwechsel in größter Ruhe zusah. In der Frühe des 11. December war Johannes bereits die Herrschaft gesichert; die Verwandten und die eifrigsten Anhänger des Nicephorus wurden aus den hohen Staatsämtern entfernt, die Verschworenen und Freunde des neuen Herrschers setzten sich in den Besitz derselben, und Polyeuctos, der Patriarch von Constantinopel, ließ sich alsbald herbei dem Mörder in der Sophienkirche das Diadem aufzusetzen. Er hatte die heilige Handlung an die Bedingungen geknüpft, daß die gegen die Kirche gerichteten Decrete des Nicephorus zurückgenommen, Theophano vom Hofe verjagt und die Mörder des Nicephorus zur Untersuchung gezogen würden. Johannes entsprach unverzüglich diesen Bedingungen, soweit sie ihn selbst nicht berührten: die Decrete wurden zurückgenommen, Theophano auf die Insel Prote verbannt, und die Schuld des Mordes allein auf jenen Leo Balantes geschoben, der den ersten Streich geführt hatte.

Johannes hatte große Gaben, die ihn zur Zierde des Throns gemacht haben würden, wenn er ihn nicht durch ein so abscheuliches Verbrechen gewonnen hätte. Schon sein Aeußeres ließ den ungewöhnlichen Mann erkennen. Nur klein von Gestalt, besaß er doch eine körperliche Geschicklichkeit und Kraft, die Alles in Erstaunen setzte. Er war der beste Reiter, der gewandteste Bogenschütz seiner Zeit; Niemand traf mit dem Speere sicherer zum Ziel. Seine Gesichtsbildung gewann ihm leicht die Gemüther. Blaue, freundliche, sehr lebhafte Augen, blondes Haar, röthlicher Bart, eine helle durchsichtige Gesichtsfarbe, die Nase fein gebogen: so zeichnen ihn die Zeitgenossen. Den körperlichen Vorzügen entsprachen glänzende Eigenschaften des Geistes und Herzens. Man

pries allgemein seine Güte, Milde, Klugheit und Gerechtigkeit. Ueberdies hatte er durch seine Kriegszüge in Syrien sich einen bedeutenden Namen als Feldherr gewonnen, und bald zeigte sich, daß er mit Umsicht auch die Geschäfte des Staates leitete, ohne jene Hartnäckigkeit des Nicephorus zu besitzen, die diesen mitten im Siege oft an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Bei solchen Tugenden lagen aber auch große Schwächen im Charakter des neuen Herrschers offen zu Tage: sein Hang zum Weine und zu den Tafelfreuden, zur Wollust und Verschwendung.

Trotz der großen Heldenthaten des Nicephorus war die Lage des Staates, als Johannes die Regierung übernahm, sehr gefährlich. Noch war der Krieg in Syrien nicht beendigt, und vom Norden bedrohte der Russe Swiätoslaw, der ganz Bulgarien in Besitz genommen hatte, Constantinopel selbst, zugleich stand man gegen Otto in den Waffen, und der durch Mord gewonnene Thron konnte über kurz oder lang durch innere Unruhen bedroht werden, zumal die Bevölkerung, schon durch drei Jahre von Hungersnoth bedrängt, leicht in Aufregung zu versetzen war. Sich aus dieser verwickelten Lage zu befreien, hatte Johannes eine Friedensgesandtschaft an Swiätoslaw geschickt und ihm eine Zusammenkunft angetragen, aber die trotzige Antwort erhalten, sein Kommen sei unnöthig, da Swiätoslaw selbst demnächst vor den Thoren von Constantinopel erscheinen werde. Den Krieg gegen den russischen Großfürsten mußte daher Johannes hauptsächlich ins Auge fassen und ungewöhnliche Anstrengungen zu diesem Kampfe machen. Der Krieg in Syrien konnte aber deshalb nicht aufgegeben werden; denn er war der Stolz und Ruhm des Reichs, und in ihm war Johannes eigene Größe erwachsen. Eher ließ sich erwarten, daß der neue Kaiser sich gegen Otto nachgiebig zeigen würde, zumal die Verhältnisse Italiens wenig oder gar nicht die Aufmerksamkeit des Volkes beschäftigten.

Jetzt schien Otto das gewünschte Ziel erreichen zu können, wenn er entschieden mit seinen Forderungen auftrat. Im Frühjahr 970 finden wir ihn deshalb wieder an der Spitze eines Heeres in Unteritalien. Gegen Ende des Monats Mai stand er im Capuanischen und rückte gegen Neapel an, dessen Gebiet abermals hart heimgesucht wurde. Hier begab sich zu ihm Aloara, die Gemahlin des gefangenen Pandulf, mit ihrem Sohne, dem Fürsten Landulf von Benevent. Beide beschworen den Kaiser, Pandulf aus den Banden der Griechen zu befreien und der

Heimat zurückzugeben. Als Otto sich darauf abermals gegen Apulien wandte, nochmals Bovino umschloß und die Vorstädte in Brand steckte, dachte auch Tzimisces daran, mit diesem Gegner seinen Frieden zu machen, entließ Pandulf, der am geeignetsten schien den Frieden zu vermitteln, der Haft und sandte ihn als Unterhändler nach Italien. Tzimisces erbot sich eine griechische Fürstin dem jungen Kaiser Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutschen Apulien verlassen und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen sollten. Bis in den August hatte Otto Apulien verheerend durchzogen, noch lag er hier im Felde, als Pandulf zu ihm kam und ihm die Friedensbedingungen Constantinopels überbrachte. Otto schien es jetzt genug, wenn er die gewünschte Eheverbindung für seinen Sohn erreichte: er nahm deshalb den ihn angebotenen Vertrag an, verließ Apulien und zog mit seinem Heere nach den Gegenden in den hohen Abruzzen um den See von Celano.

Es war die letzte Waffenthat des alten Kaisers gewesen. Der mehrjährige Krieg, welcher das südliche Italien schwer heimgesucht hatte, ruhte nun, und hatte Otto auch nicht durch denselben sein Reich erweitert, so war ihm durch die Verlobung seines Sohnes mit einer griechischen Fürstin doch der Besitz Roms und des Königreichs Italien gesichert, auch schien die bedeutsame Stellung, welche Pandulf als Fürst von Capua und Benevent einnahm, jetzt erst völlig befestigt. Froh des Erreichten beging Otto das Weihnachtsfest feierlich nach seiner Sitte zu Rom, das Osterfest zu Ravenna, wo fast alle Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren Italiens ihn umgaben und wichtige Reichsgeschäfte erledigt wurden. Dann sandte Otto den Erzbischof Gero von Köln, einen Sachsen von Geburt, den Bruder des Markgrafen Thietmar, mit einem großen Geleite nach Constantinopel, um würdig die kaiserliche Braut heimzuführen. Die Gesandtschaft wurde dort höchst ehrenvoll empfangen und mit kostbaren Geschenken bedacht, unter denen sie nichts höher achtete, als den Leichnam des heiligen Pantaleon, der so nach Köln gelangte.

Im Anfange des Jahres 972 landete die Braut mit einem glänzenden Gefolge an der Küste Apuliens und begab sich auf den Weg nach Benevent, wo sie eine zweite Gesandtschaft des Kaisers empfing, an deren Spitze der kluge Bischof Dietrich von Metz, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, stand. Dietrich führte die Griechin nach Rom,

das festlich am 14. April die künftige Kaiserin einholte und wo ihrer der alte Kaiser und ihr zukünftiger Gemahl schon lange harrten.

Die griechische Fürstin war Theophano, eine Nichte des Johannes Tzimisces, wenn wir einer alten Nachricht trauen dürfen, nicht jene in Purpur geborene Tochter Romanus II., um welche Otto so lange für seinen Sohn geworben hatte. Man soll ihm deshalb gerathen haben Theophano zurückzuschicken, aber er ließ sich den Tausch gefallen. Sofort wurde die Griechin vom Papste in St. Peter gekrönt und ihre Ehe mit dem jungen Kaiser eingesegnet, am dritten Tage aber das Beilager gehalten. Mit der größten Pracht und unter allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert; fast alle Fürsten Deutschlands waren zu dem seltenen Feste über die Alpen gekommen. Alle Augen richteten sich auf die junge Kaiserin, die, obwohl noch in zartem Alter, sich doch leicht Achtung bei dem fremden Volke gewann. Sie war nicht allein schön und von einnehmenden Sitten, sondern auch von großem Verstande und der Rede in seltenem Grade mächtig. Am Tage der Einsegnung der Ehe verlieh der junge Kaiser mit Zustimmung seines Vaters seiner Gemahlin eine kostbare Morgengabe: in Italien die ganze Provinz Istrien und die Grafschaft Pescara, jenseits der Alpen die Provinzen Walcheren und Wicheren mit den reichen Gütern der Abtei Nyvel in den Niederlanden, die Königshöfe Boppard am Rhein, Tiel an der Waal, Herford in Westfalen, Tilleda am Kyffhäuser und Nordhausen, welches letztere einst schon seine Großmutter Mathilde von König Heinrich zum Witthum empfangen hatte. Die prächtige mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde über die Schenkung ist noch jetzt vorhanden, ein dauerndes Zeugniß jener festlichen Tage.

Bis in den Anfang Mai hielt sich die kaiserliche Familie zu Rom auf, wo Pandulf noch immer in der Nähe derselben verweilte. Darauf begab sich der Hof nach Ravenna, von dort nach der Lombardei, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Juli in Mailand Hof hielt und dann nach Pavia ging. Hier verweilte er noch am 1. August, trat aber wenig später mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Nach fast sechsjähriger Abwesenheit verlangte es ihn die Heimat wiederzusehen, in der er manches anders wiederfinden sollte, als er es verlassen hatte. Viele waren aus dem Leben geschieden, die er dort wieder zu begrüßen gehofft hatte, vor Allem die heißgeliebte Mutter und sein Sohn Wilhelm, den er nicht nur auf den ersten Bischofsstuhl der

deutschen Kirche erhoben, sondern ihm auch die Sorge für das Reich während seiner Abwesenheit übertragen hatte. Der Tod von Mutter und Sohn mahnte auch Otto an sein nahes Ende, und er wollte auf heimatlichem Boden seine Tage beschließen.

Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatte er in den sechs Jahren bestanden, die er fern vom deutschen Lande verlebte, und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß er den Zweck seines Zuges nur zum Theil erreicht und das Gewonnene mehr einer Gunst des Geschicks als glänzenden Siegen zu danken hatte. Auch seine Kraft schien eine Grenze gefunden zu haben, und er mußte glücklicheren Nachfolgern überlassen, was ihm das Geschick versagt hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber; selbst das Räubernest zu Garde-Frainet anzugreifen gab der Kaiser auf, und erst drei Jahre nachher zerstörten es die Bewohner der Provence und Dauphiné unter der Anführung des Grafen Wilhelm von Arles, nachdem es mehr als achtzig Jahre zu unsäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Christenheit bestanden hatte.

Wie dem auch war, Großes war immer damit für die abendländische Welt gewonnen, daß ein kräftiges und hoffnungsreiches Kaiserthum in Italien hergestellt, daß Capua und Benevent ihm verbunden und der Friede mit dem Ostreiche gesichert war. Als sich der Fanatismus des Islam in den Fatimiden wieder erhob, als zugleich die Macht des Ostreichs nach langem Schlafe wieder erwachte, da stand auch die abendländische Welt, von einem Kaiser geführt, von Neuem stark und gerüstet da, entschlossen sich um keinen Preis das heißumstrittene italische Land entreißen zu lassen.

8.

Die letzten Zeiten Ottos des Großen.

Als Kaiser Otto nach Deutschland zurückkehrte, fand er Alles im Frieden. So groß war die Achtung vor dem kaiserlichen Namen und der mächtigen Autorität Ottos selbst aus der Ferne, daß kein Feind die Grenzen ernstlich anzutasten gewagt, keine innere Fehde während der

langen Abwesenheit des Kaisers in verderblicher Weise um sich gegriffen hatte. Nur an den Grenzen und in den Marken Sachsens hatte es vorübergehende kurze Kämpfe gegeben, aber auch diese waren meist beseitigt, als der Kaiser den deutschen Boden betrat.

Es war Wichmann gewesen, der abermals das Feuer hier schürte. Kaum hatte Otto Sachsen verlassen, so hatte sich der nimmer ruhende, niemals versöhnte Mann von Neuem erhoben. Zuerst wiegelte er den Wagrierfürsten Selibur gegen Herzog Hermann auf; dann, als dies Unternehmen gescheitert, warf er sich in den Kampf gegen den Polenherzog Mesco, den Lehnsmann und Freund des Kaisers. Jetzt, da Herzog Gero nicht mehr unter den Lebenden und der Kaiser jenseits der Alpen war, konnte man einen günstigeren Ausgang des Kampfes erwarten, und die Redarier ließen sich, von ihrem alten Führer verlockt, wieder in einen Bund mit ihm ein. Mesco fand bei dem Böhmenherzog Unterstützung, und das Glück half ihm gegen seine Feinde. Es gelang ihm Wichmann und die Wenden in einen Hinterhalt zu locken, wo diese einen ungleichen Kampf bestehen mußten. Als Wichmann die Niederlage der Seinen sah, wollte er auf seinem Rosse von dannen eilen, aber die Wenden umringten ihn, zwangen ihn abzusitzen und zu Fuß den Kampf fortzusetzen. Mit großer Tapferkeit schlug er sich da noch den ganzen Tag gegen die Feinde und wußte sich ihnen, als das Dunkel endlich einbrach, durch die Flucht zu entziehen. Vom Hunger erschöpft, durch den langen Kampf und den weiten Weg auf das Aeußerste ermattet, trat er am anderen Morgen mit einigen Begleitern in die Scheune eines Landmanns. Hier trafen ihn mehrere Führer der Polen. Von ihnen befragt, wer er sei, bekannte er, er sei Wichmann. Sie forderten ihn auf die Waffen niederzulegen und versprachen ihn lebend ihrem Herrn zu übergeben und von ihm seine Auslieferung an den Kaiser zu erwirken. Aber obwohl in der äußersten Bedrängniß, gedachte er doch seiner früheren hohen Stellung und Macht auch jetzt noch und weigerte sich als ein edler sächsischer Mann vor Dienstleuten des Polenfürsten seine Waffen zu strecken. Er verlangte, sie sollten Mesco von ihm Meldung thun, dem Fürsten wolle er sich ergeben. Während nun die Führer sich dorthin begaben, drang ein großer Haufe niederen Kriegsvolkes in die Scheune und griff ihn an. Er, so ermattet er war, setzte sich noch einmal zur Wehre und streckte Mehrere mit seinem Schwerte nieder. Endlich aber versagten ihm die Kräfte, er übergab seine Waffe

dem in dem Haufen, der ihm der Vornehmste schien, und sprach: „Nimm dies Schwert und überbringe es deinem Herrn, er sehe es als Zeichen seines Sieges an und sende es seinem Freunde, dem Kaiser, mag dieser nun über den Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines Blutsfreundes beweinen." Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, wandte sich nach Morgen, betete laut in deutscher Sprache und übergab seine tiefbekümmerte Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge. So fand Wichmann am 22. September 967 sein Ende, ein Mann voll starren Trotzes und ungebändigter Kraft, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah und, indem er kein anderes Gesetz erkannte als seine Leidenschaft, blind in sein Verderben rannte, eine jener gewaltigen und in ihrer Stärke verderblichen Naturen, die uns in den Urgeschichten der germanischen Völker öfter begegnen. „Wie Wichmanns Ende war," sagt Widukind, der uns fast allein Kunde von ihm hinterlassen hat, „so war das Ende Aller, die sich gegen den Kaiser zu erheben wagten."

Das Schwert und die Rüstung Wichmanns wurden dem Kaiser nach Italien geschickt. Als er von dem neuen Angriffe der Redarier gegen Mesco, seinen Freund, Kunde bekam, entbrannte sein Zorn, und er schrieb an die sächsischen Fürsten: „Es ist unser Wille, daß Ihr mit den Redariern, die, wie wir hören, eine vollständige Niederlage erlitten haben, keinen Frieden macht; denn ihr wißt, wie oft sie die Treue gebrochen, wie schweres Leid sie uns zugefügt haben. Gehet also mit Herzog Hermann zu Rathe und traget Sorge, daß das Volk ausgerottet und dadurch den Unruhen ein Ziel gesetzt wird. Sollte es nöthig sein, so werden wir zu Euch kommen und gegen sie zu Felde ziehen." So schrieb der Kaiser, aber ehe der Brief in Sachsen ankam, hatten die Fürsten schon mit den Redariern Frieden geschlossen und meinten nun an ihn gebunden zu sein. Auch schien die Lage des Landes nicht ganz ohne Gefahr. Herzog Hermann besorgte einen Angriff von den Dänen damals, wie noch lange nachher, und der Gesinnung der wendischen Stämme war man nie sicher. Diese Besorgnisse erwies die Folge größtentheils als eitel; auch dunkle Gerüchte, die umschlichen, daß die Sachsen der Königsherrschaft abgünstig seien und mit einem Aufstande umgingen, zeigten sich als unbegründet. Nur einmal noch kam es in den wendischen Marken zu einem Kampfe. Markgraf Hodo griff, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Herzog Mesco an, und

bei Zehden wurde zwischen ihnen am Johannistag 972 eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Deutschen große Verluste erlitten. Mit Unmuth hörte der Kaiser, der gerade damals die Alpen überschritt, von diesem Kampfe und befahl bei seiner Ungnade die Waffen ruhen zu lassen; wenn er nach Sachsen käme, wolle er selbst in der Sache richten.

In der Mitte des August langte der Kaiser, durch das Rheinthal von den Alpen herabsteigend, in den Gegenden am Bodensee an und besuchte hier St. Gallen, Reichenau und Konstanz. Dann ging er den Rhein hinab nach Ingelheim, wohin er nach dem Wunsch des Papstes eine Synode beschieden hatte. Es waren alle deutschen Erzbischöfe auf der Synode erschienen, mit ihnen viele Bischöfe und Aebte. Auch eine große Anzahl weltlicher Fürsten und Herren hatte sich in Ingelheim eingestellt, und wichtige Geschäfte der Kirche wie des Reichs sind ohne Zweifel hier verhandelt worden, wo der Kaiser zum ersten Male wieder die Großen seines deutschen Reichs um sich versammelt sah. Es fehlt uns jedoch an Aufzeichnungen über die Beschlüsse der Versammlung, und nur von einigen untergeordneten Entscheidungen haben wir zufällige Kunde.

Den folgenden Winter verlebte der Kaiser in den fränkischen Gegenden am Rhein auf seinen überall hier zerstreut liegenden Burgen und Pfalzen, meist zu Frankfurt, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Vieles mußte in diesen Gegenden schmerzliche und doch theuere Erinnerungen in seiner Seele wecken, indem es ihn an seine Kinder mahnte, die in der Blüthe der Jahre ihm in das Grab voraus geeilt waren.

Zu Mainz sah er in der Kirche des heiligen Albanus über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, die mit starkem Sinn ein trübes Schicksal erduldet. Ihr zur Seite hatte ihr unglücklicher Bruder Liudolf seine Ruhestätte gefunden. Und in derselben Kirche fand Otto jetzt auch das Grab seines ältesten Sohnes, der, die Frucht einer Jugendliebe, dem geistlichen Stande bestimmt war und die höchste bischöfliche Würde Deutschlands erstiegen hatte. Hier ruhte Erzbischof Wilhelm, den in der Blüthe der Jahre — er hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht — der Tod unerwartet dahingerafft hatte. Der Tod dieses Sohnes war mit dem Abscheiden der hochverehrten Mutter des Kaisers nahe verbunden gewesen.

Als Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich eiligst auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde erfreut darüber, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Oel salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich dennoch verzögerte, ging er zu ihr, um sich zu verabschieden. Lange sprachen sie mit einander bei dieser letzten Trennung. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Aebtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie Nichts wüßte, was sie ihrem Enkel zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „Alles hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Decken," erwiederte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's werden, wie die Leute sagen: Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen schon zu finden." Da brachte Richburg die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach leise: „Ich gehe von hier nach Radulwerode und lasse einen Geistlichen zurück, daß wenn der Tod der Königin bald erfolgen sollte, er zu mir eile und es mir melde; ich werde dann sogleich umkehren und die Bestattung in würdiger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht gut, daß du Jemanden von den Deinen hier läßt, denn du wirst auf der Reise eher seiner bedürfen. Gehe in Christi Namen, wohin sein Befehl dich ruft." So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich nach Radulwerode. Als er hier anlangte, fühlte er sich unwohl und nahm eine Arznei, die ihm aber keine Linderung schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen, ohne daß sie selbst es ahnte. Sogleich eilten Boten nach Quedlin-

burg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzutheilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr geheimnißvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum," sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wilhelm ist todt. Lasset die Glocken läuten, rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten."

Zwölf Tage überlebte Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tages, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte, um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, Jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberge, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zur Seite ihres Gemahls König Heinrichs, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und gewiß mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Thätigkeit haben für die Gesittung des Sachsenvolkes mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Enger machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten christlichen Lebens und höheren Strebens in einer kriegerischen Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden, von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland eine höhere Geistesbildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Alle Kraft des Lebens nahm sie aus dem Gebet; noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zur Morgenandacht in die Kirche,

wo man sie auch täglich andächtig der Messe beiwohnen sah. Aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken und unterrichtete ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch so seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen. Und alle diese Werke der Liebe genügten ihr doch nicht, wenn sie nicht täglich noch selbst Hand an eine Arbeit legte und sie fertig schaffte. Keine unter ihren Tugenden war größer als ihre Demuth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering. Aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftworts (Hiob 29, 25): „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volkes, aber sie tröstete Alle, die Leid trugen." Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Mitwelt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapferen Heinrich, des weisen und heiligen Brun, und mit Stolz sollen wir Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben sind die rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte innig verknüpft.

Die Nachrichten vom Tode der Mutter und seines Sohnes Wilhelm hatten Otto bald in Italien erreicht und so bewegt, daß er zuerst sogleich nach der Heimath zurückeilen wollte. Da ihn aber drängende Sorgen jenseits der Alpen damals fesselten, fand er einen Trost darin, daß sich jetzt Gelegenheit zeigte seinen großen Lieblingsgedanken, Magdeburg zum Erzbisthum für die Slaven zu erhöhen, endlich in das Werk zu setzen. Wilhelm, der sich dem Plane lange entgegengestellt hatte, war nicht mehr, und kurz vor ihm war auch der andere Gegner dieser Stiftung, Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem Leben geschieden. Otto ergriff begierig diese Gunst der Umstände und nahm sogleich Bedacht, auf die erledigten Bischofsstühle ihm in Magdeburgs Sache willfährige Männer zu bringen. Auf Bernhard folgte in Halberstadt Hildeward; er dankte seine Ernennung einer besonderen Gnade des Kaisers. Hildewards Vater Erich hatte nämlich an einer Verschwörung gegen Ottos Leben theilgenommen und war wegen Hochverraths verurtheilt worden; um so mehr mußte der Sohn sich bestreben

den Frevel des Vaters vergessen zu machen. Zum Mainzer Erzbisthum wurde nach des Kaisers ausdrücklichem Willen der Abt Hatto von Fulda erwählt, der sich schon früher für die Errichtung des Magdeburger Bisthums beeifert hatte. Die Neuerwählten beschied der Kaiser sofort nach Ravenna und belehnte sie hier nicht eher mit dem Bischofsstab, bis sie vollständige Bürgschaft gegeben hatten, daß sie der Begründung des neuen Erzbisthum keine Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Oeffentlich erklärten sie dies vor einer Synode, die in Ravenna am Anfange des October 968 tagte. Die versammelten Väter willfahrten dann auch sofort dem ungeduldigen Verlangen des Kaisers nach Errichtung des Erzbisthums. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden dem neuen Erzstift untergeben, sowie zwei neue Bisthümer, die zu Zeiz und Merseburg für die Gegenden zwischen Saale und Elbe errichtet wurden; zu diesen kam etwas später eine dritte neue Stiftung, das Bisthum Posen für Polen.

Ein Mittelpunkt für die Bekehrung der Slawen war endlich gewonnen, der Lieblingsgedanke des Kaisers seit zwanzig Jahren verwirklicht; es kam jetzt darauf an, wessen Händen er die neue Stiftung anvertrauen wollte. Er wählte denselben Mann, den er einst wegen seiner Kenntniß der slawischen Sprache der russischen Großfürstin geschickt hatte, Adalbert, damals Abt des Klosters Weißenburg im Speier-Gau, und sandte ihn nach Rom, wo er am 18. October 968 vom Papste das Pallium empfing und seine Ernennung feierlich verkündigt wurde. Zugleich erhielt Adalbert nicht allein das Recht, die ihm untergebenen Bischöfe zu weihen, sondern auch die Vollmacht, den unter ihm stehenden Bischöfen im Slawenlande jenseits der Saale und Elbe nach dem Willen des Kaisers ihre Sprengel zu begrenzen und zu ordnen. Dann kehrte Adalbert nach Deutschland zurück, und es erging ein Schreiben des Kaisers an die Bischöfe und Grafen Sachsens, worin er die feierliche Einführung des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeiz anbefahl und die Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther ermahnte den neuen Bischöfen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Wie es der Kaiser gewollt hatte, geschah es. Am Weihnachtsfeste 968 wurde Adalbert feierlich zu Magdeburg als Erzbischof inthronisirt und weihte noch an demselben Tage die Bischöfe Boso von Merseburg, Burchard von Meißen und Hugo von Zeiz. Die Kirche des heiligen Mauritius mit ihren reichen Schenkungen und

Privilegien kam an den Erzbischof, und es wurde bei derselben ein Domstift errichtet; die Benedictiner, denen bisher die Kirche gehört hatte, mußten sie und ihr Kloster verlassen und wurden nach dem schon früher begründeten Kloster des heiligen Johannes auf einer Anhöhe nahe der Stadt übersiedelt. Tief betrübt schieden sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterin, der guten Königin Editha, und noch lange Zeit wallfahrteten sie jährlich am Tage ihrer Ausweisung mit bloßen Füßen nach der Domkirche und hielten dort eine feierliche Messe. Das Johanniskloster wurde später gewöhnlich das Kloster Bergen genannt und hat bis in dieses Jahrhundert bestanden, seit der Reformation als eine gelehrte Schule, die viel Gutes gewirkt hat; jetzt bezeichnet nur ein Denkstein seine Stätte.

Es waren mehr als vier Jahre seit der Begründung des Erzbisthums vergangen, als der Kaiser im Frühjahr 973 selbst nach Magdeburg kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen. Er feierte den Palmsonntag (16. März) hier am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräthen und überreichte dem Erzbischof die Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter aufzusuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort auch das Osterfest (23. März).

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor Allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Aebtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Geschenke darbrachte. Mit großen Feierlichkeiten wurde das Fest begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesammten anwesenden Geistlichkeit in Prozession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchsfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von

allen Bischöfen, Herzogen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst Alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, erwogen. Des Kaisers Anwesenheit in Quedlinburg zerstreute auch die letzten Besorgnisse für den Frieden Sachsens. Mesco von Polen sandte seinen Sohn als Geisel seiner Treue dem Kaiser und bot die Hand, daß seine Streitigkeiten mit dem Markgrafen Hodo beigelegt wurden; schon hatte er zu Posen ein Bisthum gestiftet, welches dem Erzbisthum Magdeburg untergeben wurde, und dies mochte dazu beitragen, ihm die Gunst des Kaisers wieder zu gewinnen. Große Ehre erwies Otto dem jungen, muthigen Herzog Boleslaw II. von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und jetzt zum ersten Male Tribut und Geschenke seinem kaiserlichen Lehnsherrn darbrachte. Alle Furcht vor einem Dänenkriege schwand, als auch König Harald Gesandte nach Quedlinburg schickte, die zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit den festgesetzten Tribut dem Kaiser überreichten.

Aber auch weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Es waren Gesandte von Rom und Benevent, von Constantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde bedacht und berathen. Selbst die Ungarn, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christenthum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals zur Erreichung kirchlicher Zwecke einen Bischof Brun an den Ungarnherzog Geisa. So breitete sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungarn, allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem anderen fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christenthumes vorbereitet.

Gewiß war es ein herrliches Fest, das damals zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl nicht ohne gerechtes Selbstgefühl mochte der alte Kaiser auf den reichen Gewinn seines Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hülfe gelungen war. Denn es

war kein nichtiger Festesschimmer, nicht ein leerer Prunk, der ihn umgab, sondern ein tiefer Sinn barg sich unter dem Glanze dieser Feste. Unerwartet wurde derselbe aber durch einen Todesfall getrübt, der den Kaiser auf das Tiefste erschütterte.

Am 27. März starb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abscheiden des trefflichen Mannes beklagt; denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapferen und gerechten Fürsten, der nicht minder streng über den Landfrieden im Inneren gewacht, als er die Grenzen des sächsischen Landes vor äußeren Feinden kräftig geschützt hatte. Dennoch starb er im Banne des Bischofs Brun von Verden, der überdies ihm nahe verwandt war, und nicht einmal den Todten wollte der Bischof vom Banne lösen. Der Leichnam wurde später in dem Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, das Hermann selbst zu erbauen angefangen hatte. Das Herzogthum Sachsen ging auf seinen Sohn Bernhard über.

Niemanden hatte der Tod des tapferen Sachsenherzogs mehr gebeugt als den Kaiser. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachsen war, — ein Geschlecht, das sich in gewaltigen Mühen und Kämpfen früh aufgerieben und aus dem es fast Keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieser letzte Genosse seiner früheren Tage abgeschieden war, fühlte der Kaiser, daß auch seine Stunde gekommen sei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem schon am 1. dieses Monats die große Festversammlung sich aufgelöst hatte, und besuchte noch mehrere seiner Burgen und Pfalzen in Sachsen. Am 9. April war er zu Walbeck. Als das Fest der Himmelfahrt (1. Mai) herannahte, begab er sich nach Merseburg. Mit Befriedigung sah er, wie auch hier der Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen war und das dem heiligen Laurentius geweihte Bisthum Bestand gewonnen hatte. Er bekümmerte sich sorgfältig um die getroffenen Einrichtungen und wo ihm noch etwas zu fehlen schien, bot er die Mittel zur Abhülfe dar. Auch hier umgab ihn am Feste wieder eine zahlreiche Versammlung, die durch eine Gesandtschaft eines afrikanischen Sarazenenfürsten, welche dem Kaiser reiche Geschenke brachte, besonderen Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letzten Male auch mit Judith, der Wittwe seines Bruders Heinrich, zusammen, die damals im südlichen Deutschland einen mächtigen Einfluß übte. Aber trotz dieser zahlreichen Umgebung

war der Kaiser niedergeschlagen; „betrübt“, sagt Widukind, „wandelte er einher, der Tod Herzog Hermanns schwebte ihm stets vor der Seele.“

So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienstag vor Pfingsten, nach Memleben, jener Pfalz, wo sein trefflicher Vater vom Tode ereilt war. Hier sollte nach Gottes besonderer Fügung auch er sein Ende finden. Er fühlte sich sehr schwach, erhob sich aber doch am folgenden Morgen nach seiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab sich in die Kapelle, um die Frühmette zu hören. Dann ruhte er kurze Zeit, ging zum zweiten Male nach der Kapelle zur Messe, nach deren Ende er unter die Armen Almosen austheilte, um dann wiederum auf seinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde kam er zur Tafel und erschien heiter und froh. Als er aber nach seiner Sitte sich zur Vesper wieder nach der Kapelle begab, fing er zu fiebern an und sank matt zusammen. Die herumstehenden Fürsten brachten ihn auf einen Sessel; er neigte sein Haupt, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtsein; er verlangte und empfing das heilige Abendmahl, dann übergab er unter geistlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe seine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde sogleich in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk fühlte die ganze Schwere dieses Verlustes und ermüdete nicht die ruhmreichen Thaten des abgeschiedenen Herrschers zu preisen; es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermüthigen Ungarn, Dänen und Slawen besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Theil Italiens sich unterworfen, die Tempel der heidnischen Götzen zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesandt habe. Als es Morgen geworden war, eilte Alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, aufs Neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hülfe gegen alle seine Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht, wo er zur

Seite Edithas in der Morizkirche in einem marmornen Sarkophag seine Ruhestätte fand. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am Grabe den letzten Dienst der Kirche. Ueber dem Sarkophag brachte man in lateinischer Sprache die Inschrift an:

König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Wittwe zwei Kinder, den jungen Kaiser Otto II. und die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg; die anderen Kinder Adelheids aus dieser Ehe waren früh gestorben. Die beiden Kinder der Editha waren Otto vorangegangen, wie Wilhelm, die Frucht seiner ersten Liebe. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er nicht ein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechzigste Lebensjahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königthums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereigniß und wurde allgemein als solches empfunden. Schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen; überall mußte man den Verlust eines solchen Fürsten fühlen, in nächster Nähe wie in weitester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüthe gediehen war. Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem König neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden wurde. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen. Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange danieder gehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich freigemacht und Geltung verschafft hatte! Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestrahlt und er auf demselben Thron gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig un-

vergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und die Päpste waren die Diener seines Willens; selbst das starre Byzanz hatte sich zuletzt doch seiner Forderung fügen müssen.

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Bewunderung, die er in der letzten Zeit seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät lieh. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmuth in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten seinen Scheitel, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er selbst dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich, zog er wohl die Herzen an sich, aber dennoch war auch der alte Kaiser mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; selbst sein Sohn bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen hohen Tugenden, die man am Jünglinge pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen anderen erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon

vor Alters durch ein ehernes Reiterstandbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der errichtet wurde, nachdem der alte im Jahre 1207 ein Raub der Flammen geworden war, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Ueberreste des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha. Ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserem Vaterlande; denn dort haben die Gebeine des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert, ihren Platz gefunden.

9.

Die Glücksjahre Kaiser Ottos II.

Als der große Kaiser aus dem Leben geschieden, übernahm sein Sohn, ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, die Regierung des gewaltigen Reichs, für die er mit Sorgfalt vom Vater herangebildet war. Denn mehr, als sonst beim sächsischen Adel Sitte war, hatte der zweite Otto eine gelehrte Bildung erhalten; seine von Natur guten Anlagen waren so entwickelt worden, daß selbst die Meister der Wissenschaft gern seinen Worten zuhörten. Zugleich war aber Otto unter Verhältnissen erwachsen, die ihm die ganze Bedeutung seiner unvergleichlich hohen Stellung vergegenwärtigen mußten. Schon als Knabe von kaum sechs Jahren war er zum König Deutschlands erwählt und gekrönt worden, einige Jahre darauf hatte er in Rom die Kaiserkrone empfangen und sich dann der Nichte des Kaisers von Constantinopel vermählt. Die ruhmreichen Thaten seines Großvaters und seines Vaters standen ihm vor den Augen und ließen nimmer den Gedanken in ihm ruhen, daß er nur durch bedeutende Erfolge sich ihrer und seiner selbst würdig zeigen könne.

Große Hoffnungen baute auf ihn sein Reich, wie die ganze abendländische Welt, und in der That fehlte es ihm nicht an trefflichen Eigenschaften, welche die Erfüllung solcher Hoffnungen zu verbürgen schienen. Obwohl klein von Gestalt, war er gewandt in den Waffen und ein tüchtiger Kriegsmann; seine hochgeröthete Gesichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen" nannte, verrieth Lebendigkeit und frischen Muth; sein Sinn war großen Dingen zugewandt und jeder Kleinlichkeit fremd; überdies zeigte er sich rasch zur That, unerschrocken in Noth

und Gefahr. Auch fiel es dem jungen Kaiser leicht, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, denn er war offenen und heiteren Gemüths, freigebig, zur Versöhnung mit dem Widersacher geneigt, treu in Liebe und Freundschaft. Freilich bemerkte man auch manche Schwächen seines Charakters, aber es schienen Fehler der Jugend, die ein reiferes Alter zu heben versprach. Das Maß der Weisheit vermißte man nicht selten in seinen Handlungen; er schien zu rasch im Entschluß, zu willfährig gegen die, welche ihm zunächst zur Seite standen und sein Vertrauen genossen, meist jüngere Männer, welche den Rath erfahrener Männer nicht beherzigten; leicht änderte er seine Absichten und ließ im Großen Festigkeit und Beständigkeit, vielleicht die höchsten Tugenden auf dem Throne, vermissen, während er sich im Einzelnen bisweilen starr und willkürlich zeigte, als ob er über jede Schranke des Gesetzes erhaben sei.

Den größten Einfluß übte im Anfange auf den jungen Kaiser seine Mutter; ihr Wille schien fast allein in den Geschäften entscheidend und geradezu als Mitregentin des Reichs wird sie in den Urkunden bezeichnet. Aber allmählich gewannen eine größere Macht als sie auf das Gemüth des Jünglings sein Freund Otto, jener Sohn des unglücklichen Liudolf, der, an Jahren dem jungen Kaiser gleich, mit ihm unter der Obhut des großen Otto erwachsen war, und Theophano, die Gemahlin des Kaisers. Die schöne Griechin, von feiner Bildung und einem kräftigen, fast männlichen Geiste, fesselte das Herz ihres Gemahls je länger, desto mehr; dennoch gewann sie nie bei dem deutschen Volke rechte Gunst. Man bewunderte mehr die Fürstin, die vom fernen Byzanz neuen Glanz und ungekannte Genüsse des Lebens dem sächsischen Lande zuführte, als man für sie Zuneigung empfand; die schlimmen Sitten des verderbten Hofes, an dem sie erwachsen, war man auch ihr, wenn auch mit Unrecht, beizumessen geneigt.

Ohne alle Störung vollzog sich der Thronwechsel. Das Bild des großen Vaters schwebte dem jungen Kaiser bei seinen ersten Regierungshandlungen noch lebendig vor, und es schien, als setze sich unter dem zweiten Otto nur die glorreiche Regierung des ersten fort. Nach der Sitte hielt der neue Herrscher seinen feierlichen Umritt in dem Reiche, freudig begrüßten ihn Lothringen und Franken, Schwaben und der Elsaß, Sachsen und Thüringen. Reiche Beweise seiner Gunst ließ er überall zurück, besonders in den geistlichen Stiftungen; denn er wolle, sagte

er, seine Regierung vor Allem damit beginnen, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo sein Vater und Großvater von dieser Welt abgeschieden waren, gründete er alsbald ein Kloster, das er fürstlich ausstattete; der Bau jener Klosterkirche wurde von ihm begonnen, deren schöne Reste noch jetzt den Freund des Alterthums fesseln.

Im Anfange des Jahre 974 hatte der Kaiser zum ersten Male den inneren Frieden mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Es ist erzählt worden, wie der Graf Reginar vom Hennegau, Herzog Giselberts Neffe, als Störer des Landfriedens vor Erzbischof Brun aus Lothringen hatte weichen müssen und in Böhmen in der Verbannung gestorben war. Seine Söhne Reginar und Lambert waren inzwischen in Frankreich zu männlichen Jahren gediehen und kehrten nach dem Tode des großen Otto nach Lothringen zurück, um sich ihres Erbes mit Gewalt zu bemächtigen. Sie faßten wirklich im Lande festen Fuß, besetzten Bossut, eine Burg an der Hayne, und führten von hier das Leben von Wegelagerern, bis der junge Kaiser gegen sie anrückte, ihre Burg nahm und zerstörte. Sie selbst entgingen der rächenden Hand, irrten noch längere Zeit innerhalb der Grenzen des Reichs umher und kehrten dann endlich nach Frankreich heim.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß es auch dieser Regierung nicht an inneren Kämpfen fehlen sollte. Und bald gewann es in der That den Anschein, als ob der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken noch einmal Deutschland heimsuchen würde, wie in den ersten Zeiten des großen Otto. Noch im Sommer desselben Jahres sah sich der Kaiser genöthigt seinen Vetter Heinrich von Baiern, den ersten Herzog des Reichs, in sicheren Gewahrsam zu bringen. Jener alte Streit um die Macht, der einst die Kinder König Heinrichs gegen einander bewaffnete, hatte sich auf die Enkel vererbt und drohte neues Unheil dem Reiche.

Baiern war damals weitaus das mächtigste unter den deutschen Herzogthümern. Die umfangreiche Gewalt Herzog Arnulfs war durch den Sachsen Heinrich erheblich erweitert und so auf dessen Wittwe, die kluge Tochter Arnulfs, übergegangen. Geraume Zeit hatte Judith für ihren minderjährigen Sohn die Verwaltung des Landes mit großer Umsicht geführt, unterstützt durch Bischof Abraham von Freising, einen ebenso ränkevollen als ihr ganz ergebenen Mann. Nicht im Widerspruch gegen das Königthum, sondern durch Willfährigkeit hatte Judith die Macht

ihres Hauses zu heben gesucht, und leicht war es ihr gelungen, das Vertrauen des alternden Kaisers und die Gunst Adelheids, die diese einst ihrem verstorbenen Gemahl so reichlich geschenkt hatte, auch sich und ihren Kindern zu erhalten. Judith beherrschte nicht allein Baiern mit fast unbeschränkter Gewalt, sondern übte auch auf Schwaben durch ihre Tochter Hedwig, die Gemahlin Herzog Burchards II., einen bedeutenden Einfluß. Es diente nicht wenig der Größe ihres Hauses, als sie dann ihren Sohn mit Gisela von Burgund, der Tochter König Konrads und Nichte der Kaiserin Adelheid, vermählte, und so unmittelbar an das Familieninteresse der Letzteren knüpfte. Das südliche Deutschland schien ganz in die Gewalt dieses Hauses zu fallen; wie Judith in Baiern, waltete Hedwig in Schwaben, indem der greise Herzog sich durchaus dem Willen seiner blühenden und ehrgeizigen Gemahlin fügte. Indessen wuchs Herzog Heinrich zu männlichen Jahren heran und zeigte sich dann sogleich als ein sehr entschiedener Vertreter der Interessen seines mächtigen Hauses.

Heinrich war mehrere Jahre älter als der Kaiser; ihm war bereits ein Sohn geboren, während Otto nach mehrjähriger Ehe noch keinen Erben hatte; es fehlte ihm nicht an Anhang im Volke, denn er war ein stattlicher Mann, klug und der Rede im hohen Grade mächtig — was Wunder, daß er sich gleichviel oder mehr als sein kaiserlicher Vetter dünkte! Ueberdies war er unruhigen Geistes, der Vortheil seines Hauses beschäftigte ihn spät und früh, jede vermeintliche Kränkung desselben empfand er als schwere persönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, so daß man ihm den Beinamen des Zänkers gegeben hat. Mit einer Keckheit ohne Gleichen verfolgten er und die Seinen ihr Familieninteresse, seitdem der große Kaiser nicht mehr war. So wußten sie durch List und Trug, das kaiserliche Ansehen offen verhöhnend, das reiche Bisthum Augsburg einem Schwestersohne der Herzogin Judith, Heinrich mit Namen, zu verschaffen. Sollte die Macht dieses Hauses nicht eine verderbliche Höhe erreichen, so mußte der Kaiser ihr mit Nothwendigkeit Schranken zu setzen suchen.

Die beste Gelegenheit hierzu ergab sich, als gegen Ende des Jahres 973 der alte Herzog Burchard starb. Er hinterließ keine Kinder, und seine Gemahlin sah sich als die Erbin des Herzogthums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That öfters Aehnliches vorgekommen, und begründete sich

doch selbst die Herrschaft der Kaiser über Italien nach der Meinung Vieler nur auf einem ähnlichen Erbrecht. Aber Otto achtete dies vermeintliche Recht Hedwigs nicht; er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich weithin am Bodensee erstreckten, und verlieh das Herzogthum Schwaben an seinen Freund Otto, Liudolfs Sohn. War einst Heinrichs Vater im Kampfe gegen Liudolf und Konrad zu besonderen Ehren gelangt und Liudolfs Sturz hauptsächlich ihm zum Vortheil ausgeschlagen, so sollte die Erhebung von Liudolfs Sohn jetzt offenbar dazu dienen, der Uebermacht, zu der Heinrichs Geschlecht gediehen war, ein Gegengewicht zu geben. Es kann daher nicht befremden, wenn sich bald zwischen den jungen Herzogen von Baiern und Schwaben die bitterste Feindseligkeit entspann, der Hader der Väter sich in den Söhnen fortsetzte.

Der Einfluß der Arnulfinger in Schwaben war gebrochen, und zugleich erweckte der Kaiser Herzog Heinrich noch andere Widersacher in nächster Nähe. Damals erstreckte sich die baierische Herzogsgewalt auch über die fränkischen Gegenden zwischen dem Speßhart, dem Thüringer- und dem Böhmerwalde, wo seit Kurzem ein Graf Berchthold, ein Sproß des einst so mächtigen Geschlechts der Babenberger, sein Haus wieder zu Ansehen und Ehren gebracht hatte. Diesen Mann zog der junge Kaiser fester an sich und übertrug seinem Bruder Liutpold zugleich die Ostmark gegen die Ungarn, das jetzige Oesterreich, eine Markgrafschaft, die bis dahin Burchard, wahrscheinlich ein Verwandter Herzog Heinrichs, verwaltet hatte. Die Babenbergischen Brüder hatten es kein Hehl, daß sie der besonderen Gunst des Kaisers sich erfreuten, und boten dem Baiernherzoge, obwohl sie unter seinen Fahnen dienten, oft trotzig die Spitze. So sah sich Heinrich auch im eigenen Herzogthume Gegner erwachsen, die seine Macht bedrohten. Er sann auf Rache an seinem Vetter, durch dessen Gunst seine Widersacher gehoben wurden, und bald brachte er mit Hülfe des Bischofs von Freising eine Verschwörung zu Stande, bei der es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser vom Throne zu stürzen. Auch der Herzog Boleslaw von Böhmen, ein Fürst, von dem es heißt, er habe die Härte des Stahls mehr geliebt als den Glanz des Goldes, und dessen Schwager Mesco von Polen versprachen der Verschwörung ihren Beistand. Der verschmitzte Bischof hatte die Fäden des Anschlags klug geschürzt und versteckt, aber doch erhielt der Kaiser schnell von Allem sichere Kunde; besonders war es die

Klugheit des Grafen Berchthold, welche die Verschwörung enthüllte. Heinrich und Abraham wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden; sie erschienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Bischof nach Korvei in sicheren Gewahrsam gebracht. Heinrichs Mutter Judith, die um die Verschwörung gewußt hatte, nahm damals, wie es scheint, den Schleier in dem Kloster Niedermünster zu Regensburg; von ihr war dieses Stift gleichsam von Neuem begründet und mit einem Reliquienschatz beschenkt worden, welchen sie selbst von einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe heimgebracht hatte.

Gern hätte der Kaiser sogleich zu gebührender Vergeltung den treulosen Böhmen- und Polenfürsten mit Kriegsmacht überzogen, aber schon sah er sich selbst an den Nordgrenzen seines Reichs angegriffen und mußte deshalb unverzüglich gegen die Dänen, welche das Joch der deutschen Herrschaft abgeschüttelt, in das Feld ziehen. Als der große Otto nicht mehr war, hatte König Harald sich mit Sorgfalt zum Kriege gegen die Sachsen gerüstet; nicht allein alle streitbaren Männer seines Landes hatte er versammelt, sondern auch Jarl Hakon, der ihm seit geraumer Zeit zinspflichtig und zur Heeresfolge verpflichtet war, hatte ihm mit den Norwegern zuziehen müssen. An der Grenze gegen die Dänen war von den Sachsen inzwischen ein großer befestigter Graben aufgeworfen worden, von dem man noch jetzt in dem Kograben Ueberreste entdeckt; durch die Schanzen am Graben führte nur ein Thor hindurch, das Wieglesdor genannt. Dagegen hatten die Dänen das Danewirk hergestellt und verstärkt. Zwischen Eider und Schley hatten sie einen mächtigen Wall von Steinen, Holz und Erde aufgeführt, in dem alle hundert Schritte ein Thor gelassen und durch einen festen Thurm vertheidigt war; ein breiter und tiefer Graben sicherte überdies den Wall. An diesen Befestigungen hatte Harald den Kampf eröffnet, und schon hatten die Dänen das Wieglesdor erbrochen, den deutschen Grenzwall genommen und durchzogen verheerend alles Land jenseits der Elbe, als Kaiser Otto im Herbste 974 die Sachsen, Franken, Friesen und Wenden zur Heeresfolge aufbot und an die Dänengrenze führte. Die Feinde wichen zurück, und durch die Klugheit des Sachsenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde in kurzer Zeit der deutsche Grenzwall wiedergewonnen. Sofort ging man dann auf das Danewirk los, welches aber Hakon und die Norweger tapfer vertheidigten. Von den Thaten derselben sang Einar, ein Isländer, Jarl

Hakons Kriegsmann und Skalde, in seinem Gedichte, Vellekla genannt: „Als mit der Friesen, Wenden und Franken Schaar der Schlachtsieger vom Süden her fuhr, begrüßte den Krieg der Meerrappenreiter *). Klingenschall ward, wo des Thridiflammenspieles **) Genossen die Schildränder zusammenstießen, denn der Adleräßer war der Widerpart. Der Sundmähren Sturmeifer gerieth da den Sachsen zur Flucht, als so der Fürst mit den Kriegsleuten die Verschanzung den Ausländern wehrte." Als sich der Kaiser, durch Geldzahlungen des Dänen bewogen, darauf zurückzog, verließ auch Jarl Hakon das Danewirk; er schiffte sein Heer ein und kehrte nach Norwegen zurück. Aber der Krieg war keineswegs beendet; der Kaiser kehrte mit verstärkter Heeresmacht alsbald zurück und gewann den Eingang in Jütland. Harald, der sich ihm jetzt nicht mehr gewachsen fühlte, schickte ihm seinen Sohn als Geisel, übergab ihm seinen ganzen Schatz und versprach den bisher gezahlten Tribut auch ferner zu entrichten. So erwirkte er sich endlich Frieden vom Kaiser. Um so tiefer war der Däne gedemüthigt, als sich Jarl Hakon seitdem seiner Obmacht entzog und ihm keinen Tribut mehr entrichtete. Der Kaiser verließ die Nordgrenzen seines Reichs erst, nachdem er hier eine feste Burg begründet hatte, in der er eine Besatzung zurückließ.

Sobald der Kaiser sich dieses Feindes entledigt hatte, beschloß er den Böhmen- und Polenherzog für ihren Treubruch zu züchtigen. Mit Heeresmacht zog er im Jahre 975 nach Böhmen hinein und verwüstete weit und breit das Land, aber es gelang ihm nicht Boleslaw zur Unterwerfung zu bringen. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben, kehrte er zurück, und bald sah er seine Herrschaft durch innere Kriege so gefährdet, daß er nicht daran denken konnte, die deutschen Länder sobald wieder zu verlassen.

Reginar und Lambert hatten in Frankreich neue Streitkräfte gewonnen; viele angesehene Männer, denen es dort zu enge wurde, schlossen sich ihnen an, vornehmlich der junge Karl, König Lothars Bruder, den manche Widerwärtigkeiten am Hofe des Bruders nicht weilen ließen. So brachen Reginar und Lambert in der Charwoche des Jahres 976 in den Hennegau ein und gingen auf Mons los. Die Grafen Gottfried vom Ardennerland und Arnulf von Valenciennes

*) Die Meerrappen sind die Schiffe, ihr Reiter Jarl Hakon.
**) Die Thridiflamme d. h. Odins Flamme ist das Schwert.

zogen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Treffen, in dem die Brüder so geschlagen wurden, daß sie Lothringen räumen mußten. Aber dem inneren Frieden war damit kein Ziel gesetzt. Denn zu derselben Zeit war Herzog Heinrich aus Ingelheim — wir wissen nicht wie — entkommen, war nach Baiern geeilt und hatte hier die Fahne der Empörung erhoben. Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken durchtobte Baiern: die Kaiserlichen und Heinrichs Anhänger standen sich überall entgegen, an der Donau und an der Isar wurde gekämpft, die Umgegend Passaus schrecklich verwüstet, die wehrlosen Leute verließen das Land. Und zugleich griffen auch in Schwaben die Feinde des Kaisers gegen Herzog Otto zu den Waffen. Schnelles Einschreiten war dem Kaiser geboten; im Sommer 976 rückte er mit einem Heere von Franken aus in Baiern ein und ging sogleich auf Regensburg los. Wunderbar wirkte die persönliche Erscheinung des jungen Kaisers. Regensburg ergab sich ihm alsbald, die Bischöfe des Landes und der größte Theil des Adels eilten ihm zu, und Heinrich, jedes Beistandes entblößt, mußte sich landesflüchtig nach Böhmen wenden.

Zu Regensburg hielt der Kaiser ein strenges Gericht. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde entkleidet, über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger Bann und Acht ausgesprochen, ihr Hab und Gut ihnen entzogen. Askuin von Kärnthen, ein Gefährte Heinrichs, wurde zum Tode verurtheilt, und noch über manche Andere mag gleich blutige Strafe verhängt sein. Das erledigte Herzogthum Baiern gab der Kaiser seinem Freunde Otto, der so gegen Sitte und Herkommen die herzoglichen Fahnen von Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte und nun die Stellung im oberen Deutschland gewann, in der sich vorher die Arnulfinger so stolz gebrüstet hatten. Doch blieb das baierische Herzogthum nicht in seiner alten Ausdehnung und Bedeutung bestehen. Auf Kosten desselben gewannen die Marken eine freiere Stellung, und neben Herzog Otto wurden noch andere Männer im Lande zu Macht und Ehre erhoben, die entweder dem Kaiser treue Dienste geleistet hatten oder deren Geneigtheit er sich gewinnen wollte.

Vor Allem wurden die Babenbergischen Brüder damals ausgezeichnet. Der Graf Berthold erhielt in den Gegenden am Böhmerwalde, dem bairischen Nordgau, eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen schützen sollte und die man die Mark auf dem Nordgau genannt hat; gleichzeitig

gewann sein Bruder Liutpold in der Ostmark eine selbstständigere Gewalt, bei der diese Mark erst zu rechter Entwicklung gelangte. Zugleich wurden auch die Kärnthner Mark und die Mark Verona von dem Herzogthum Baiern getrennt und daraus ein neues Herzogthum Kärnthen gebildet, das der Kaiser einem Verwandten des bairischen Hauses Heinrich dem Jüngeren übertrug. Dieser Heinrich war ein Sohn jenes Berchthold, der einst seinem Bruder Arnulf im Herzogthum Baiern gefolgt war. Nach Berchthold's Tode hatte Biletrud, seine Wittwe, mit ihrem Sohne lange in Abgeschiedenheit vom Hofe und sogar in Dürftigkeit gelebt; selbst ihr Wittwengut war ihr genommen worden, vielleicht weil sie an den Bewegungen, die Arnulfs Söhne gegen Heinrich, den Bruder Ottos des Großen, erregt hatten, sich betheiligt hatte. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo sich der neue Herrscher dieser Familie, die einst dem ersten Heinrich in Baiern hatte weichen müssen, gegen den aufständigen Sohn desselben bedienen konnte. Biletrud kam wieder zu Ehren, erhielt ihr Wittwengut zurück und ihr Sohn empfing das neugebildete Herzogthum. Wahrscheinlich gewann damals auch die Pfalzgrafschaft in Baiern, von der seit Arnulfs Verrath im Jahre 953 nichts verlautete, eine größere Bedeutung; wir finden in derselben seit dieser Zeit ein in Baiern und Kärnthen angesehenes und den Arnulfingern verwandtes Geschlecht, welches man später das der Aribonen nannte. Auch die Burggrafen von Regensburg scheinen die selbstständige Stellung, welche sie gegen das Herzogthum in der Folge einnahmen, damals gewonnen zu haben. Nicht minder zogen die geistlichen Herren aus dem Mißgeschicke Herzog Heinrichs ihren Gewinn; vor Allem erhielten die Bischöfe von Salzburg und Passau, die in dem inneren Kriege viel erdulbet hatten, große Schenkungen vom Kaiser. Durch dies Alles erhielt das Herzogthum eine völlig neue Gestalt; die bevorzugte Stellung, die es bisher vor den anderen Herzogthümern behauptet hatte, ging zum guten Theil verloren, und nie hat es seinen alten Umfang ganz wiedergewonnen.

Undenkbar ist, daß Adelheid, des Kaisers Mutter, die Absichten Heinrichs gefördert haben sollte, aber wohl sehr erklärlich, wenn die neuen Verhältnisse, welche das Scheitern des Aufstandes herbeigeführt hatte, auch sie mit bitterem Unmuth erfüllten. Alle die Personen, die unter ihrem Schutz im oberen Deutschland zu Ansehen gelangt waren, sah sie aus der Macht verdrängt, und Niemand war höher erhoben,

als der Sohn jenes Liudolf, der einst gegen sie die Waffen ergriffen hatte. Ihr Einfluß schien verachtet, und schmerzlich fühlte sie, wie sie über das Herz ihres Sohnes nicht mehr die alte Macht übe. Sie wandte sich damals hauptsächlich religiösen Uebungen und Werken zu, mied absichtlich den Hof und verließ endlich sogar das Reich, indem sie nach ihrem Heimatland Burgund zurückkehrte.

Die Entfremdung, die zwischen Mutter und Sohn eintrat, machte sich sofort in allen Verhältnissen der Regierung fühlbar; sie wandte die Herzen Vieler im Lande vom Kaiser ab und drohte vornehmlich auch den bisherigen Frieden mit dem Westreiche zu lösen. König Lothar von Frankreich war mit Emma, Adelheids Tochter aus erster Ehe, vermählt. So lange er durch sie und Adelheid auf den Kaiser einen gewissen Einfluß üben konnte, mochte die abhängige Stellung, in die er von dem mächtigeren Ostreiche gerathen war, ihm minder empfindlich erscheinen; sie wurde ihm unerträglich, als dieser Einfluß sich minderte und endlich aufhörte. Ueberdies war Lothar ehrbegierig; er wollte wieder in Wahrheit ein König sein und nicht eine Scheinkrone tragen. Aber auf keinem anderen Wege konnte er in seinem Reiche zur Macht gelangen, als durch ein Unternehmen gegen den Kaiser; er durfte sich von einem solchen Unternehmen um so mehr Erfolg versprechen, als gerade der alte Hader zwischen dem Karolingischen und Capetingischen Hause einmal schlummerte und die Söhne Hugos des Großen ihrem königlichen Vetter zu einem auswärtigen Kriege die Hand zu bieten geneigt waren. Schon unterstützte man kaum verhohlen die Unternehmungen Reginars und Lamberts, die wieder in Lothringen erschienen, und Größeres bereitete man vor.

Sobald der Kaiser Baiern beruhigt sah, mußte er sich daher nach Lothringen wenden, und so gefahrvoll erschien ihm hier die Lage der Dinge, daß er zu der gefährlichen Nachgiebigkeit sich herbeiließ, die Störer des Landfriedens nicht allein zu schonen, sondern sogar zu belohnen, um sie durch Wohlthaten sich zu gewinnen. Reginar und Lambert erhielten ihr väterliches Erbe zurück; Karl, der Bruder König Lothars, wurde mit dem Herzogthum von Niederlothringen belehnt. Ein Karolinger wurde so der Dienstmann des Sachsen, indem er sich zugleich anheischig machte das deutsche Reich vor den Angriffen seines eigenen Bruders zu schützen. Der Herzog Friedrich von Oberlothringen, dessen Gemahlin dem Capetingischen Hause angehörte, erhielt zugleich große Gunstbezeugungen vom Kaiser, damit er in der Treue nicht erkalte. So meinte der Kaiser die Westgrenzen

seines Reichs gegen Lothar gesichert zu haben und wandte sich dann gegen Osten.

Im Sommer 977 wurde ein zweiter Kriegszug gegen Böhmen unternommen. Der Kaiser selbst drang von den thüringischen Marken aus in das Land ein, während Herzog Otto das Aufgebot von Baiern und Schwaben durch den Böhmerwald nach Pilsen führen und sich mit ihm vereinigen sollte. Siegreich zog der Kaiser tief in des Feindes Land hinein, aber eine Niederlage, die Herzog Otto bei Pilsen erlitt, und Krankheiten, die in seinem eigenen Heere ausbrachen, ließen ihn seines Sieges nicht froh werden. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen; in Folge desselben hielten der Kaiser und Boleslaw eine Zusammenkunft. Der Böhmenherzog gelobte hier fortan sich wieder als getreuer Lehnsmann dem Kaiser zu fügen, wenn dieser ihm verzeihen wolle; er versprach überdies, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit sich in Person am Hofe des Kaisers zu stellen. Der Kaiser begnügte sich um so eher hiermit, als inzwischen in Baiern abermals eine arge Verrätherei an das Licht getreten war. Eilends verließ er Böhmen mit seinem Heere, überstieg den Böhmerwald und drang, seinen Weg über Cham nehmend, durch die Mark auf dem Nordgau in Baiern ein.

Wie sehr der Kaiser auch Heinrich den Jüngern von Kärnthen und seine Mutter bei den letzten Anordnungen begünstigt hatte, dennoch zeigte sich auch bei ihnen das Familieninteresse mächtiger als die Dankbarkeit. Sie verbanden sich um ihren Vetter Heinrich zu rächen, mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, den wir als einen Verwandten des bairischen Herzogshauses kennen. Ihr Plan war sich Baierns zu bemächtigen, sobald Herzog Otto nach Böhmen abgezogen sei, und dieser Plan gelang für den Augenblick vollständig. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Herzog Heinrich der Jüngere Passau, und hierhin warf sich alsbald auch der geächtete Heinrich, der mit böhmischen Hülfsvölkern wieder in seinem alten Herzogthum erschien. Kaum aber vernahm Herzog Otto, was in seinem Lande geschehen war, als er Böhmen verließ, nach Baiern zurückkehrte und Passau zu belagern anfing. Und schon rückte auch der Kaiser selbst, nachdem er sich mit Boleslaw versöhnt, gegen Passau an. Um diese Stadt entbrannte vor Allem jetzt der Kampf der Ottonen und Heinriche. Es gelang endlich dem Kaiser eine Schiffbrücke zu schlagen und, von den Städtern selbst unterstützt, die Stadt zu bezwingen, die fast ganz zerstört wurde, damit die Empörer hier nicht noch

einmal eine Zuflucht fänden. Bald darauf sahen die Heinriche, von Boleslaw bereits verlassen, die Unmöglichkeit weiteren Widerstandes ein und ergaben sich dem Kaiser, der ihre Bestrafung dem Gericht der Fürsten anheimstellte.

Gegen Ostern 978 wurde zu Magdeburg das Fürstengericht über die Hochverräther gehalten. Heinrich der Zänker wurde zur Verweisung aus Baiern abermals verurtheilt und der Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht übergeben; Heinrich von Kärnthen mußte, seines Herzogthums entkleidet, ebenfalls aus dem Lande weichen; Landesverweisung traf ferner den sächsischen Grafen Ekbert, der sich jetzt abermals des Hochverraths schuldig gemacht hatte, und Heinrich von Augsburg, der unter die Aufsicht des Abtes von Werden an der Ruhr gestellt wurde, doch schon nach drei Monaten wieder in sein Bisthum zurückkehren durfte. Das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona gingen auf den fränkischen Grafen Otto im Wormsfeld über, einen Vetter des Kaisers, den Sohn jenes Konrad, der einst mit Liudolf gegen Heinrich und Adelheid gekämpft hatte. Wie früher schon Liudolfs Geschlecht, so kam nun auch Konrads Nachkommenschaft wieder zu Ehren. Das Allode der Arnulfinger wurde wohl zum Theil eingezogen; deshalb konnte sich der Kaiser in der nächsten Zeit so freigebig gegen seine Anhänger im Lande beweisen. Die reichsten Gaben erhielten von ihm die Bischöfe und Kirchen. Denn er hoffte, wie er selbst aussprach, es werde ihm hier und jenseits zu besonderem Verdienste gereichen, wenn er die Güter der Ruchlosen, die sich Gott und ihm widersetzt hätten, der Kirche schenke, wenigstens werde er dann durch die Fürbitte der Heiligen der ewigen Ruhe jenseits theilhaftig werden, da die kaiserliche Majestät zeitlichen Frieden vor den Uebelthätern hier doch nicht erlangen könne. Bald danach, als Otto das Osterfest zu Quedlinburg feierte, erschien Herzog Boleslaw seinem Versprechen getreu am Hofe, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und dann mit großen Geschenken beehrt, heimkehrte.

Schien der Kaiser von dieser Seite jetzt gesichert zu sein, so bedrohte ihn dagegen schon von einer anderen eine größere Gefahr, als er selbst ahnte. König Lothar hatte Alles im Stillen zu einem Kriegszuge gegen ihn vorbereitet und mit den immer noch unruhigen Brüdern Reginar und Lambert seine alten Verbindungen erneuert; durch einen verwegenen Handstreich gedachte er Otto zu demüthigen und das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Als sich der Kaiser sorglos mit seiner

Gemahlin am Johannisfest des Jahres 978 zu Aachen aufhielt, brach Lothar plötzlich ohne Kriegsankündigung wider Sitte und Herkommen in Lothringen ein, ging in Eilmärschen mit 20,000 Mann — einem größeren Heere, als seit langer Zeit ein König von Frankreich zusammengebracht hatte, — auf Aachen los, indem er hoffte sich selbst der Person des Kaisers hier bemächtigen zu können. Fast wäre es ihm gelungen. Otto empfing Nachrichten vom Anrücken Lothars, aber hielt es zuerst für unmöglich; erst als er mit eigenen Augen die Vorhut seines Feindes sah, maß er der Sache Glauben bei und ergriff die Flucht. Nur mit genauer Noth entkam er mit seiner Gemahlin nach Köln. Die Troßknechte Lothars verzehrten noch die Mahlzeit, die für den Kaiser zugerichtet war; das Gepäck und das Hausgeräth desselben fiel in die Hände des Feindes, der die alte Kaiserstadt der Plünderung preisgab und den Adler, der oben auf der Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten ließ zum Zeichen, daß die Stadt fortan wieder dem Westreiche angehöre. Dennoch verließ bereits nach drei Tagen Lothar mit seinem Heere Aachen und wandte seine Banner heimwärts. Da erreichte ihn, ehe er noch die Grenzen seines Reichs betreten hatte, ein Bote Ottos, der ihm meldete: List und Hinterhalt verabscheue der Kaiser, offen erkläre er ihm daher den Krieg, am 1. October werde er in Frankreich einrücken und hoffe der Herrschaft Lothars für immer ein Ende zu machen.

Der Kaiser berief sofort die Herzoge, Grafen und Herren seines Reichs nach Dortmund. Als sie hier in der Mitte des Monats Juli sich versammelt hatten, eröffnete er ihnen die ihm angethane Schmach und wie seine Absicht sei, sie gebührend zu rächen. Alle sahen die Beleidigung des Kaisers an, als ob sie ihnen selbst widerfahren sei, Alle schwuren wie aus einem Mund ihm Treue und Gehorsam bis zum letzten Hauche; sie thaten es, wie gemeldet wird, aus Liebe zu seinem großen Vater, der ihnen zu Macht und Ehre geholfen hatte. Und nun wurde ein Heer zusammengebracht, wie man es seit langer Zeit in Deutschland nicht gesehen hatte; man berechnete es auf 60,000 Mann, und etwa die Hälfte davon sollen schwer gewappnete Ritter gewesen sein. Am 1. October, wie er angekündigt hatte, rückte Otto mit diesem Heere in Frankreich ein. Er fand hier Manche, die seine Ankunft freudig begrüßten; vor Allem that es Adalbero, Erzbischof von Reims, ein deutscher Mann, ein Bruder jenes Grafen Gottfried vom Ardennerland, den wir als treuen Dienstmann des Kaisers kennen. Ohne Widerstand zu fin-

den drang Otto bis an die Seine, bis gegen Paris vor, das von Herzog Hugo vertheidigt wurde; König Lothar selbst hatte sich jenseits des Flusses nach Etampes zurückgezogen. An dem rechten Ufer der Seine um den Montmartre schlugen die Deutschen ihr Lager auf und belagerten die Stadt. Weit und breit schweiften ihre Heereshaufen umher, und nirgends wagte sich ihnen ein Feind zu zeigen. Paris aber wurde gut vertheidigt, und Otto konnte eine lange Belagerung nicht durchführen. Schon zeigten sich Krankheiten im deutschen Heere, und der Einbruch der schlechten Jahreszeit mahnte zur Rückkehr. Bald nach der Mitte des November verließ der Kaiser seine Stellung vor Paris, nachdem er noch zuvor ein wunderbares Siegesfest begangen hatte. Er befahl nämlich seinem Vetter Hugo zu melden, er solle ein Te Deum hören, wie er es noch nie vernommen habe; dann ließ er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die weit und breit aufzufinden waren, sich versammeln und ein Halleluja singen, daß es weithin in den Straßen von Paris wiederhallte. Nach diesem Te Deum trat er den Rückzug an.

Jetzt erst schöpfte Lothar wieder Muth; er setzte über die Seine, folgte dem Kaiser im Rücken, überfiel an der Aisne den Nachtrab desselben und erbeutete in der That einen Theil des Gepäcks. Wie dies zuging und was sich dabei ereignete, wird in der Chronik von Cambray ausführlich erzählt, und es lohnt der Mühe dabei zu verweilen. Als man an die Aisne gekommen war und sie ungewöhnlich angeschwollen fand, rieth der Graf Gottfried das Heer schnell über den Fluß zu führen, da dieser leicht in Bälde noch höher wachsen könnte. Sein Rath wurde befolgt, und der Kaiser gelangte mit dem größten Theile des Heeres glücklich an das entgegengesetzte Ufer. Das Gepäck blieb jedoch, da die Nacht einbrach, meistentheils zurück; die Troßknechte und die Bedeckung des Gepäcks mußten sich daher vom Hauptheere durch den Fluß getrennt lagern. Am anderen Morgen erschien unvermuthet Lothar und griff die Leute beim Gepäck an; er fand keinen Widerstand, und Otto konnte, da in der That während der Nacht der Fluß gewaltig geschwollen war, den Seinen auf keine Weise zur Hülfe eilen. Mit Entsetzen sah er, was geschah, aber es gab kein Mittel dem Unglück zu steuern. Da sandte er auf einem Nachen Boten zum König und ließ ihm das Anerbieten machen, derselbe möge entweder sein Heer übersetzen — er wolle ihm Geiseln stellen, daß er das ungefährdet thun könne, — und im offenen Kampfe sich mit ihm messen, oder er möge ihm Geiseln

geben, so wolle er selbst mit seinem Heere über den Fluß zurückkehren und den Ausgang eines redlichen Kampfes erwarten; wem Gott den Sieg dann bescheiden würde, dem solle das Reich des Besiegten als Kampfpreis zufallen. Dies meldeten die Boten des Kaisers dem Könige im Angesichte seines Heeres; kaum hatten sie aber ihre Rede vollendet, so brach Graf Goisfried, ein Vasall Lothars, in die Worte aus: „Was sollen wir kämpfen, was sollen Viele von uns hier bluten? Laßt die Könige selbst in den Kampf gehen! Wir wollen zuschauen und uns dem Sieger dann unterwerfen.“ Aber der Graf Gottfried, einer der Boten des Kaisers, antwortete ihm: „Immer haben wir gehört, ihr schätztet euren König gering, aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst, und wir können nicht mehr daran zweifeln. Aber wisset, nimmer wird unser Kaiser kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schooß legen, nimmer er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von sicherem Orte aus zuschauen. Ginge er jedoch mit eurem Könige in einen Zweikampf, so würde er, dessen sind wir gewiß, ihn siegreich bestehen.“ Fürwahr eine ehrenhafte deutsche Antwort auf das Wort des Franzosen!

Die Schlacht unterblieb, und der Kaiser setzte ungehindert den Rückzug fort. Am 1. December war er wieder in den Grenzen seines Reichs und entließ das Heer. Ein kleiner Krieg dauerte noch längere Zeit an den Marken beider Reiche fort, doch hatte Lothar um so weniger Neigung zu einem ernstlichen Unternehmen, als der Zwist mit den Söhnen Hugos des Großen bereits von Neuem auszubrechen drohte. Der Kaiser überließ die Vertheidigung Lothringens, das die ruhelosen Brüder Reginar und Lamberts abermals hatten verlassen müssen, jetzt getrost dem Herzog Karl und den Grafen des Landes; er selbst wandte sich im Jahre 979 gegen den letzten Gegner, mit dem er noch nicht seine Kräfte gemessen hatte, den Polenherzog Mesco. Mit einem Heere überschritt er die Ostgrenzen seines Reichs, drang in Polen ein und nöthigte den Herzog sich zum Ziele zu legen. Mesco vermählte sich bald danach, da Dubrawka, die Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw, gestorben war, mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich, des mächtigsten Mannes damals in den wendischen Marken. Obwohl Oda bereits den Schleier in Kloster Kalbe genommen hatte, löste man doch ihr Gelübde und verband sie dem Polen, den man durch sie enger an den Glauben der Christen und das Interesse des Reichs zu fesseln glaubte.

Inzwischen war Lothar mit seinen mächtigen Vettern wieder zerfallen und wünschte nichts sehnlicher, als seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen; gelänge ihm dies nicht, so würden, besorgte er, vielleicht jene bald an dem Kaiser einen ihm furchtbaren Verbündeten gewinnen. Er bat deshalb im Geheimen um Verzeihung für alles Geschehene, versprach das Beste für die Zukunft und wünschte eine Unterredung mit dem Kaiser. An den Grenzen ihrer Reiche, am Chiers, kamen im Sommer 980 die beiden Herrscher zusammen; Lothar entsagte hier noch einmal feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaisers. Auch von dieser Seite hatte der Kaiser nichts Uebles mehr zu erwarten, obwohl Herzog Hugo von Franzien und seine Brüder mit Unwillen den Abschluß des Friedens vernahmen.

In langen und gefahrvollen Kämpfen hatte der junge Kaiser nicht nur jeden Widerstand im Inneren des Reichs glücklich niedergeworfen und die Ansprüche der Karolinger auf die Erbschaft ihrer Väter im Osten noch einmal energisch zurückgewiesen, sondern auch die Oberhoheit der Deutschen über die Dänen, Polen und Böhmen behauptet. Immer mehr schien sich diese im Norden und Osten zu befestigen, besonders durch den Einfluß der Mission, die in unaufhörlichen Fortschritten begriffen war. Das Erzbisthum Magdeburg hatte seine schönste Zeit; seine Suffragane wirkten ungehemmt in den wendischen Marken und weit über diese hinaus in den polnischen Gegenden für die Ausbreitung der christlichen Kirche und der deutschen Herrschaft. Hamburgs Mission erstreckte sich über das ganze dänische Reich, und schon wurde auf der Insel Fühnen — wir wissen nicht in welchem Jahre — ein neues Bisthum zu Odense begründet. Mainz, obwohl durch die Einrichtung des Magdeburger Erzstifts beschränkt, gewann nach einer anderen Seite einen erheblichen Zuwachs seiner Provinz. Unter dem Einfluß des Kaisers war gleich im Anfange seiner Regierung für Böhmen in Prag ein besonderes Bisthum errichtet und etwa gleichzeitig ein anderes für Mähren, welches Land der Böhmenherzog Boleslaw den Ungarn entrissen hatte; die beiden neuen Bisthümer wurden unter Mainz gestellt, während Böhmen bis dahin zu dem Missionssprengel von Regensburg und somit zur Salzburger Kirchenprovinz gehört hatte. Schon hatte man auch nicht unbelohnte Versuche gemacht, das Christenthum unter dem wilden Volke der Ungarn zu verbreiten, und das Passauer Bisthum gründete auf

dieselben die Hoffnung, sich zu gleicher Stellung neben Salzburg erheben zu können.

Die Ungarn, nach der Schlacht auf dem Lechfelde zugleich von Böhmen und der Ostmark aus angegriffen und aus Gegenden verdrängt, die sie schon als gesicherte Eroberungen ansahen, hatten bereits in den letzten Jahren des großen Kaisers mit den Deutschen freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, die sofort benutzt wurden, um das Christenthum unter dem heidnischen Volke zu verbreiten und dadurch auch der deutschen Herrschaft vorzuarbeiten. Der Schwabe Wolfgang, ein Freund des Erzbischofs Brun, wird als der Erste genannt, der als Missionar unter den Ungarn im Jahre 972 erschien, aber der Bischof Piligrim von Passau wußte den eifrigen Mann aus dieser Wirksamkeit zu entfernen, indem er dessen Beförderung zum Bisthum Regensburg betrieb. Seitdem griff Piligrim selbst die Mission in Ungarn mit dem größten Eifer an und meldete eilfertig nach Rom, ungefähr fünftausend vornehme Ungarn beiderlei Geschlechts seien im katholischen Glauben unterrichtet und getauft, fast die ganze ungarische Nation finde er bereit das Christenthum anzunehmen und auch die unter ihr wohnenden Slawen zur Bekehrung geneigt. Hierauf und auf eine Reihe untergeschobener Aktenstücke gründete Piligrim den Anspruch, daß ihm das Pallium ertheilt, seine Kirche in die Rechte, die einst angeblich die alte Metropole Lorch besessen hatte, eingesetzt und ihr Bisthümer in den von den Ungarn beherrschten Ländern untergeordnet würden. Offenbar hatte Piligrim die Erfolge, die er erzielt hatte, in hohem Maße übertrieben, aber er scheint dennoch seinen Zweck in Rom erreicht zu haben; weniger glücklich war er bei dem jungen Kaiser, obwohl er sich um denselben während des inneren Kriegs in Baiern die größten Verdienste erwarb. Die Rücksicht auf Salzburg, das damals bereits Böhmen verloren hatte, mochte Otto zunächst hindern, auf Piligrims Absichten einzugehen, und nur allzubald zeigte sich überdies, daß die Stunde noch nicht geschlagen hatte, wo Ungarn mit Erfolg christianisirt werden konnte. Während der inneren Kriege in Baiern wurde es an der ungarischen Grenze abermals unruhig, und Markgraf Liutpold mußte gegen die räuberischen Nachbaren wiederholtlich sein Schwert ziehen. In diesen Kämpfen gingen die Anfänge der ungarischen Mission unter, aber durch dieselben gewann das Reich eine dauernde Erweiterung nach Osten. Das Land unter der Enns wurde bis zum Wienerwalde eingenommen, und diese

Gegenden dadurch, daß man in ihnen sofort Grenzburgen anlegte und bairische Kriegsleute ansiedelte, für die Folge behauptet. In derselben Weise, wie die Ostmarken Sachsens, suchte man die bairische Ostmark dem Reiche zu sichern.

Mit Recht konnte der junge Kaiser im Jahre 980 sagen, unter Gottes Beistand habe er das Kaiserreich seines Vaters nicht nur erhalten, so daß es noch in seinem früheren Glanze blühe, sondern seine Macht auch bereits über die Grenzen der väterlichen Herrschaft erweitert. Man sah es als ein glückbringendes Zeichen für die Zukunft des Reichs an, als nach langem Harren Theophano im Juli dieses Jahres den ersten Sohn gebar. Dieses Knäblein, die Hoffnung vieler Völker und weiter Reiche, erhielt den Namen Otto, dem schon Großvater und Vater einen so helltönenden Klang verliehen hatten.

10.

Ottos II. Mißgeschick.

Die letzten Ereignisse, namentlich der immerdar denkwürdige Zug gegen Paris, welcher die Sachsen bis vor die Hauptstadt Chlodovechs, den Mittelpunkt einst der fränkischen Macht, geführt hatte, hoben das Ansehen des Kaisers unter dem Volke. Wenn vorher nicht selten über sein bald allzu hitziges, bald zu nachgiebiges Auftreten, über den ungemessenen Einfluß der Griechin, das übermüthige Auftreten eines jungen Geschlechts, welches den Rath der Alten zu verschmähen schien, der Unmuth laut geworden war, so verstummte jetzt die Unzufriedenheit, da man zu erkennen glaubte, daß der Geist des Vaters in dem Sohne fortlebe, daß der junge Fürst mannhafter Entschlüsse fähig und von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt sei. Und in der That erfüllten seine Seele der edelste Ehrgeiz und ein heldenkühner Muth. Er lebte in dem Gedanken das Werk seines Vaters fortzusetzen und das Kaiserthum zu der Machthöhe zu erheben, die es seiner Idee nach beanspruchen mußte; vor Allem war er entschlossen die letzten Absichten seines Vaters zu verwirklichen und Italien ganz seiner Herrschaft zu unterwerfen, zu-

gleich aber die Länder jenseits der Alpen mit seinen deutschen Ländern zu einem einigen Reiche zu verbinden.

Kaum war die Ruhe in Deutschland gesichert, so verließ der Kaiser die heimischen Gegenden, die er nie wiedersehen sollte; da er den Absichten Lothars immer noch nicht traute, ließ er Herzog Karl von Lothringen zum Schutz der Westgrenze zurück. Von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne, seiner Schwester Mathilde und seinem Freunde Herzog Otto begleitet, überstieg er im November 980 die Alpen; es folgte ihm eine zahlreiche junge Ritterschaft, die nach Thaten dürstete, ihrer Väter werth. Als er den Boden Italiens betrat, war es für ihn eine Nothwendigkeit sich mit seiner Mutter zu versöhnen, in der Viele noch immer die eigentliche Herrin und Königin des Landes sahen; um so mehr, als Otto der Große ihr auf die Geschäfte des italischen Reichs einen besonderen Einfluß eingeräumt hatte. Die ersten Schritte zur Versöhnung der Mutter hatte der Kaiser bereits vor seiner Ankunft in Italien gethan, und Adelheid hatte auf den Rath des Abts Majolus von Cluny seinen Bitten Gehör geschenkt. Als er nun im Anfange des December zu Pavia Hof hielt, stellte sich auch Adelheid mit ihrem Bruder König Konrad von Burgund wieder am Hofe ein; in herzlicher Umarmung und unter heißen Thränen vergaßen Mutter und Sohn, was sie geschieden hatte, und bald gewann Adelheid ihre frühere einflußreiche Stellung wieder. Das Weihnachtsfest feierte Otto zu Ravenna, wo er sich längere Zeit aufhielt. In der Nähe übersah er hier die Verhältnisse Italiens, in die er mit starker Hand eingreifen wollte.

In der Lombardei und im mittleren Italien hatte sich seit dem Tode des Vaters wenig verändert. Das durchgreifende Verfahren des mächtigen Herrschers hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß man trotz der inneren Bewegungen in Deutschland nicht von fern an einen Abfall dachte; es bildete sich sogar in dem freien Gebiet von Venedig damals eine Partei aus, welche die wichtige Seestadt dem deutschen Reiche zu verbinden beabsichtigte. Dennoch fehlte es auch nicht an widerstrebenden Elementen im Lande, besonders in Rom, der Kaiserstadt, selbst. Hier waren bald nach dem Tode Ottos I. Unruhen ausgebrochen; ein Theil des römischen Adels hatte sich unter Leitung des Dux Crescentius, des Sohnes der Theodora, eines im Sabinerlande reichbegüterten Mannes, gegen den nach Johanns XIII. Tode (6. September 972) eingesetzten Papst Benedict VI. aufgelehnt, ihn in der

Engelsburg gefangen gehalten und endlich dort erdrosseln lassen. Noch bei Lebzeiten Benedicts hatten diese Aufständigen einen Römer, den Cardinaldiakon Bonifaz auf den Stuhl Petri erhoben, der aber alsbald von einer Gegenpartei verdrängt wurde und sich nach Constantinopel flüchtete. Die nun herrschende Partei hatte mit Einwilligung des jungen Kaisers im October 974 einen Verwandten Alberichs und Johanns XII., der bisher Bischof von Sutri gewesen war, als Benedict VII., zum Papste geweiht, und trotz mancher Anfechtungen hatte sich dieser Papst bis zum Jahre 980 behauptet, wo er seinen Widersachern das Feld räumen mußte und sich nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers begab.

Wie jener flüchtige Bonifaz seinen Blick nach Constantinopel richtete, so auch viele Andere in Italien, die das Anwachsen der deutschen Macht voll Mißmuth sahen; vor Allem in den Landschaften und Städten des Südens, die eben so durch innere Parteiungen litten, wie sie von kriegerischen Unfällen heimgesucht wurden. Denn noch immer war der Besitz dieser Gegenden zwischen dem Ost- und Westreiche streitig, deren Grenzen sich hier berührten, zugleich aber waren sie unaufhörlich von den Arabern bedroht, welche nur die schmale Meerenge vom Festlande trennte. Hier standen die drei Weltmächte sich gleichsam wie auf der Wacht gegenüber, jede lange vergebens den günstigen Augenblick zu großen Erfolgen erspähend und dann ihn doch oft wieder versäumend. Ein glänzender Sieg, ein vernichtender Schlag hier auf den Gegner geführt, mußte, welcher Macht er auch glückte, für die Zukunft Italiens, für das Geschick der Welt von den gewaltigsten Folgen sein.

Apulien und Calabrien waren unmittelbar dem griechischen Kaiser unterthan; der langobardische Fürst von Salerno, der ein weites Gebiet beherrschte, erkannte dessen Hoheit an; Neapel und das seemächtige Amalfi empfingen von Constantinopel ihre Beamten. Die Macht des Kaisers in Italien war keineswegs geringfügig, und so wenig war man zu Constantinopel gewillt auch nur einen Fuß breit Landes hier aufzugeben, daß man vielmehr wegen der italischen Besitzungen stets von Neuem die eingeschlagene Politik änderte. Es ist erzählt worden, wie Constantinopel einst mit Moezz, dem Chalifen der Fatimiden, ein Bündniß schloß, um seine Besitzungen in Italien gegen Otto den Großen vertheidigen zu können, wie es dann sich aber mit dem mächtigen Sachsenfürsten verständigte und dessen Sohn eine Verwandte des Kaisers zur Ehe gab. Schnell, wie das erste Bündniß, lockerte sich auch das zweite,

da beide nur von der Noth des Augenblicks eingegeben waren; kaum hatte der alte Kaiser Italien verlassen, so entbrannte in Unteritalien der Kampf zwischen der deutschen und griechischen Partei von Neuem.

An der Spitze der deutschen Partei stand hier auch jetzt noch Pandulf der Eisenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürstenthümern von Capua und Benevent das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als Lehen des italischen Königreichs gegeben hatte. Schon im Jahre 973 hatte Pandulf einen Versuch gemacht, den schwankenden Gisulf von Salerno mit Gewalt von den Griechen zu trennen; mit einem Heere rückte er vor Salerno, fand aber die Stadt gut vertheidigt und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Das Glück zeigte ihm indessen wenig später einen anderen Weg, der ihn zum Ziele führte. Zu Salerno lebte ein Prätendent auf Pandulfs Herrschaft, Landulf mit Namen, Atenulfs Sohn. Nach manchen Irrfahrten in der Verbannung hatte er bei Gisulf freundliche Aufnahme gefunden, aber sein ehrgeiziger Sinn ließ ihn auch hier nicht ruhen; er dachte vielmehr nur auf Mittel und Wege Gisulf zu entthronen, um dann mit den Hülfskräften von Salerno Pandulf anzugreifen. Die unsichere Haltung Gisulfs hatte längst die griechische Partei in Salerno mit Mißtrauen erfüllt; mit ihrer Hülfe, zugleich unterstützt von Neapel und Amalfi, gelang es nun Landulf, Gisulfs Macht in Salerno zu stürzen und ihn selbst mit seiner Gemahlin nach Amalfi in Gewahrsam zu bringen. Aber sofort erschien Pandulf, bereits in seiner eigenen Stellung bedroht, als Gisulfs Rächer und Retter. Am 4. Juli 974 eroberte er Salerno und gab die Herrschaft Gisulf zurück, der jedoch Pandulfs zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, adoptiren und zum Mitregenten annehmen mußte. Seitdem erkannte auch Salerno die Hoheit des abendländischen Kaisers an, Landulf aber flüchtete sich nach Constantinopel, wo er die Hülfe des Tzimisces in Anspruch nahm.

Ein so kriegsmuthiger Fürst, wie Tzimisces war, würde den Aufforderungen Landulfs und des von Rom vertriebenen Bonifaz sich kaum entzogen haben, hätte es ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer anderen Seite getrieben. Sobald die von den Russen Constantinopel drohende Gefahr überwunden — der Großfürst Swiätoslaw war geschlagen, zum Frieden genöthigt und hatte bald darauf im Kampfe mit den Petschenegen den Tod gefunden — sobald auch Bulgarien wieder dem Reiche unterworfen war, warf sich Tzimisces mit allem Feuer

seiner thatendürstenden Seele in den Krieg gegen die Macht der Hamadaniden, um die Eroberungen des Nicephorus in Syrien zu verfolgen. Aleppo, die Hauptstadt der Hamadaniden, wurde erobert, die Macht dieses Geschlechts vernichtet, Hierapolis, Apamea und Emesa fielen in die Hände der Griechen, Tzimisces lagerte in den paradiesischen Gefilden von Damascus: ganz Syrien unterwarf er seinem Gebote bis auf das uralte Tripolis, das in uneinnehmbarer Lage seiner Heere spottete. Und schon schickte er sich an, auch die Länder, die dem Chalifen noch unmittelbar unterworfen waren, anzugreifen. Nach undenklicher Zeit ging wieder ein Kriegsheer, das sich ein römisches nannte, über den Euphrat, die altberühmten Städte Samosata, Edessa und Nisibis kamen noch einmal an das römische Reich: rathlos zitterte der Chalif zu Bagdad vor dem so nahen gewaltigen Sieger. Doch der Mangel, den das Heer in den wüsten Gegenden Mesopotamiens litt, nöthigte endlich Tzimisces zur Rückkehr. Mit Ruhm gekrönt, zog er im glänzendsten Triumph in Constantinopel ein. Aber bald darauf ereilte ihn, den glücklichen Herrscher, den Retter des Reichs, den Besieger des Ostens, ein schleuniger Tod. Er starb im Anfange des Jahres 976 nach einer siebenjährigen Regierung in den kräftigsten Mannesjahren, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Die Eroberungen der Griechen im Osten gingen größtentheils gleich nach seinem Tode verloren.

Die Regierung des morgenländischen Reichs kam nach Tzimisces Tode an die Söhne Romanus II., Basilius II. und Constantin VIII., die schon lange den kaiserlichen Namen, aber ohne allen Einfluß auf die Geschäfte geführt hatten. Basilius, der ältere Bruder, damals ein Jüngling von nahe an zwanzig Jahren, war nicht ohne Ehrgeiz und geistige Regsamkeit, während der jüngere Bruder nur einen stumpfen Geist erkennen ließ. Aber viel fehlte daran, daß Basilius seinen höher strebenden Neigungen hätte nachleben können, denn das Reich gerieth durch den Tod des Tzimisces sofort in die schlimmste Verwirrung. Die Befehlshaber der Heere in Asien schalteten willkürlich mit der ihnen übertragenen Gewalt, jeder von ihnen gewillt die leere Stelle eines Nicephorus und Tzimisces auszufüllen. Bardas Sclerus, einer dieser Heerführer, erhob alsbald offen die Fahne der Empörung und trug seine Waffen bis vor die Thore von Constantinopel; ihm widersetzte sich ein anderer Bardas, Phocas mit Beinamen, aber nur um selbst die Rolle eines übermüthigen Beschützers seiner kaiserlichen Herren zu spielen.

Während dieser Bardas den Heeren gebot, beherrschte den Palast mit fast unumschränkter Gewalt der Verschnittene Basilius, ein Günstling der Theophano, der ruchlosen Mutter der jungen Kaiser. Diese Gewalthaber, nur ihre niederen Interessen verfolgend, bedachten so wenig das Wohl des Reichs, daß die Bulgaren abermals Macedonien und Thracien durchschwärmen und ungehindert bis an die Thore der Hauptstadt vordringen konnten. Hatte Tzimisces die griechische Partei in Unteritalien ohne Beistand gelassen, was konnte sie jetzt von diesem Regiment erwarten? Wohl schickte man Beamte hinüber, um die überseeischen Länder für den kaiserlichen Schatz auszusaugen, aber an ein ernstliches kriegerisches Unternehmen nach dieser Seite hin war nicht zu denken.

Die Unthätigkeit der Griechen und die dadurch herbeigeführte Schwäche ihrer Partei in Unteritalien nutzte Pandulf, so gut er vermochte, und fand hier um so weniger einen hartnäckigen Widerstand, als die griechischen Landschaften zu derselben Zeit noch von einem anderen, viel schlimmeren Feinde heimgesucht wurden. Denn gerade damals erhoben sich die Araber von Sicilien gefahrdrohender als je zuvor. Es waren die glücklichsten Tage der Fatimiden. Im Jahre 969 hatte der Chalif Moezz Aegypten erobert und der Macht der Ikschiden dort ein Ende gemacht; am Fuße des Mokattamgebirges, da, wo sich das reiche Nildelta eröffnet, nahe den Ruinen des alten Memphis, hatte er sich einen neuen Herrschersitz begründet, den er Kâhirah (Kairo) d. h. Siegesstadt nannte. Ahmed, der tapfere Emir der Fatimiden in Sicilien, hatte den Chalifen auf dem Zuge nach Aegypten begleitet und war auf demselben gestorben; der Chalif übertrug die Amtsgewalt in Sicilien darauf Ahmeds Bruder Abulkasem und forderte diesen zugleich auf die Meerenge von Messina zu überschreiten. „Nur in männlichen Thaten", schrieb der Chalif ihm, „kannst Du den Verlust eines solchen Bruders vergessen. Aber Sicilien bietet Dir nicht Raum genug für große Unternehmungen, erschließe daher Italien den Waffen des Islam." Diese Weisungen fanden bereites Gehör. Kaum hatte Abulkasem einige Empörungen im Inneren unterdrückt, so setzte er im Frühjahr 976 mit einem bedeutenden Heere über die Meerenge; siegreich durchzog er Calabrien und Apulien und drang tief in die langobardischen Fürstenthümer ein. Plünderung und Verheerung bezeichneten weithin die Straßen, die der Sarazene einschlug; zahlreiche Städte wurden gebrandschatzt oder in einen Schutthaufen verwandelt; reich mit Beute beladen, kehrte Abulkasem gegen

Ende des Jahres nach Sicilien zurück. Und mit jedem neuen Jahre stürmten nun die Sarazenenschaaren abermals vom Meere her auf die griechischen Provinzen Italiens los, die schutzlos dem Verderben preisgegeben waren. Ungestraft diese Länder verwüstend, drohte Abulkasem schon ganz Italien dem Islam zu unterwerfen; Pandulf allein leistete ihm Widerstand, doch schien er dem ungleichen Kampfe kaum auf die Dauer gewachsen.

Der Islam war im kühnsten Angriff auf Italien, auf die Christenheit begriffen, und Constantinopel konnte und wollte dem andrängenden Feinde nicht wehren: welche Zukunft hätte da Italien erwartet, wenn nicht der heldenmüthige Entschluß in der Seele des jungen Kaisers erwacht wäre, mit allen Kräften seines Reichs sich dem Erbfeinde Italiens und der Christenheit entgegenzuwerfen? Aber er mußte einsehen, daß es unmöglich sei, die Araber von den italischen Ländern, die seine Hoheit anerkannten, auf die Dauer fernzuhalten, wenn er sie nicht ganz von dem Boden der Halbinsel verdrängte und auch aus Sicilien verjagte, welches sie zu unsäglichem Schaden der Christenheit nun seit anderthalb Jahrhunderten beherrschten. Konnten daher die Kaiser des Morgenlandes ihre Besitzungen jenseits des adriatischen Meeres nicht mehr vertheidigen, so mußte er diese Länder der Christenheit sichern, indem er sie den Sarazenen entriß und seinem Reiche verband. Die Absicht Ottos, ganz Italien und Sicilien seiner Herrschaft zu unterwerfen, war in Constantinopel kein Geheimniß geblieben, und erweckte ihm, wie zu erwarten stand, dort den größten Haß. Lieber wollte Constantinopel den Arabern Italien überlassen, als das abendländische Reich im Besitz der ganzen Halbinsel und Siciliens sehen; ehe man Otto Provinzen einräumte, die man doch nicht mehr vertheidigen konnte, verband man sich zu Constantinopel mit den Feinden des christlichen Glaubens.

Gegen Ende des Januar 981 verließ der Kaiser Ravenna und begab sich nach Rom. Willig öffnete ihm die Stadt die Thore; der Papst nahm seinen Sitz im Lateran wieder ein, und Crescentius zog sich in das Kloster des heiligen Bonifacius auf dem Aventin zurück, wo er nach einigen Jahren starb. Bis zu Sommersanfang verweilte der Kaiser in Rom, wo er in der Leostadt im Palaste neben der Peterskirche Hof hielt. Viele Bischöfe, Herzoge, Grafen und Herren umgaben ihn, nicht allein aus seinen deutschen und italischen Ländern, sondern auch aus Frank-

reich und Burgund. Unter ihnen hatte sich auch Herzog Hugo Capet eingestellt, dem es, seit König Lothar sich mit dem Kaiser versöhnt hatte, nicht eher Ruhe ließ, als bis auch er sich die Gunst desselben wieder gewann. König Konrad von Burgund war dem Hofe nach Rom gefolgt und kehrte erst nach Ostern mit Herzog Hugo über die Alpen zurück.

Um der Sommerhitze zu entgehen, begab sich der Kaiser im Juli in das Marsergebirge, wo er auf dem Felde von Cerice am See von Celano in Eile eine Pfalz errichten ließ. Schon war er mit den Vorbereitungen zu einem großen Kriegszuge beschäftigt, um sich den Süden der Halbinsel zu unterwerfen, und um so weniger durfte er säumen, als er bereits in Rom vernommen hatte, daß Abulkasem aufs Neue in Italien gelandet war und Apulien verheerte. Freilich erschienen Gesandte von Constantinopel vor Otto und warnten ihn vor Einfällen in das griechische Gebiet, aber was sie zu erwägen gaben, hatte er bereits erwogen, und wirkungslos verhallten jene Warnungen vor seinen Ohren.

Das Heer, welches der Kaiser über die Alpen geführt hatte, bestand vorzugsweise aus Sachsen; außerdem hatte sich ein großer Theil der bairischen und schwäbischen Herren unter Führung des Herzogs Otto dem Heere angeschlossen. Der Kaiser berief zur Verstärkung desselben jetzt auch die Mannschaften der meisten Bisthümer Baierns, Schwabens, Frankens und Lothringens; die Bischöfe und Aebte wurden zum Theil selbst zur Heeresfolge aufgerufen. Auch mehrere weltliche Fürsten in den fränkischen und lothringischen Gegenden wurden aufgefordert, selbst ihre Ritter nach Italien zu führen oder mindestens sie zu dem Heere des Kaisers zu senden. Da aber geraume Zeit bis zum Eintreffen dieser neuen Mannschaften vergehen mußte, war der Kaiser vorzugsweise auf die Unterstützung Italiens angewiesen.

Unter solchen Verhältnissen hatte es Otto tief zu beklagen, daß im März dieses Jahres Pandulf der Eisenkopf gestorben war, der so lange die deutsche Sache kräftig in Unteritalien vertreten hatte. Mit seinen Söhnen hatte Pandulf zuletzt über Capua, Benevent, Salerno und Gaeta geherrscht und überdies das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino verwaltet. Pandulfs ältester Sohn Landulf folgte dem Vater in Capua und Benevent und wurde zugleich mit Spoleto und Camerino belehnt; der zweite Sohn Pandulf behielt Salerno, wo er schon des Vaters Mitregent gewesen war, wie der vierte noch unmündige Sohn Landenulf Gaeta. Die langobardischen Fürstenthümer blieben

in der Abhängigkeit vom abendländischen Reiche, und die Söhne Pandulfs waren bereit jetzt in jeder Weise den Kriegszug des Kaisers zu unterstützen.

Im September 981 eröffnete Otto den Feldzug; er drang in Apulien vor und nahm Lucera und Ascoli ohne erheblichen Widerstand ein. Aber schon im October mußte er das griechische Gebiet wieder verlassen, da sich in den langobardischen Fürstenthümern eine Bewegung erhoben hatte, die ihn im Rücken bedrohte. In Benevent stand nämlich eine Faction gegen Landulf auf, verjagte ihn und setzte einen seiner Vettern, mit Namen Pandulf, dem früher unrechtmäßiger Weise die Herrschaft und sein Erbtheil entzogen war, zum Fürsten ein. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen kehrte der Kaiser schleunigst nach Benevent zurück, und so viel lag ihm daran, jetzt in seinem Hauptunternehmen nicht länger verzögert zu werden, daß er mit großer Nachgiebigkeit Pandulf die gewonnene Herrschaft beließ. So wurde Benevent von dem Fürstenthum Capua, welches Landulf verblieb, von Neuem getrennt. Indessen hatten sich aber auch schon die Salernitaner, von Neapel und Amalfi unterstützt, gegen Landulfs Bruder erhoben, ihn vertrieben, den Herzog Manso von Amalfi in die Stadt gerufen und sich dem griechischen Reiche angeschlossen. Sofort zog der Kaiser von Benevent in die Ebene Campaniens hinab, belagerte Neapel und nahm die Stadt in den ersten Tagen des Monats November ein. Dann brach er unverzüglich gegen Salerno auf, welches Manso vertheidigte. Nach langer Belagerung der Stadt traf dieser endlich mit dem Kaiser ein Abkommen, das ihm gegen das Versprechen dessen Sache zu unterstützen den Besitz von Salerno sicherte; Amalfi und Salerno kamen dadurch unter die Herrschaft desselben Fürsten. Die ganze Gestalt Unteritaliens hatte sich so abermals verändert: das Geschlecht Pandulfs war, so schnell es sich erhoben, doch noch schneller zurückgedrängt worden; neue Gewalten waren emporgekommen, die dem Anschein nach sich freilich vor dem Kaiser beugten, die aber doch ihre Macht in Wahrheit der Auflehnung gegen seine Ordnungen verdankten und deren Treue mehr als zweifelhaft blieb. Nur durch die glücklichsten Kriegsthaten hätte Otto Benevent und Salerno dauernd in der Pflicht erhalten können.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß jene Bewegungen in dem langobardischen Fürstenthümern Süditaliens durch den Hof zu Constantinopel veranlaßt waren, der, unfähig Otto einen offenen Kampf zu bereiten,

dennoch kein Mittel unversucht ließ, um dessen Feinde zu ermuthigen und zu stärken; stand dieser Hof doch selbst mit dem Chalifen zu Kairo im Bunde und sandte nach Sicilien und Afrika Geld, um die Macht der Araber gegen die abendländische Christenheit in die Waffen zu bringen.

Der Kaiser verlebte das Weihnachtsfest und den Anfang des Jahres 982 zu Salerno, wo sich inzwischen die Streitkräfte seiner unteritalischen Bundesgenossen sammelten; auch trafen nach und nach die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen seines Heeres ein. Schon im Januar eröffnete er den neuen Feldzug, drang in Apulien ein, rückte vor Bari, die Hauptstadt des Landes, und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. Am 31. Januar war er zu Matera, dann zog er gegen Tarent, das von den Griechen vertheidigt wurde, aber bald sich ergeben mußte. Die Eroberung Apuliens war damit so gut wie beendigt. Der Kaiser hielt sich längere Zeit zu Tarent auf, wo er das Osterfest beging und Alles sorglich zum nahen Kampfe gegen Abulkasem rüstete, der mit dem Frühjahr wieder über die Meerenge kam und mit zahlreicheren Schaaren als je zuvor, Calabrien durchschwärmte.

Nachdem der Kaiser Kundschafter vorausgeschickt hatte, brach er gegen Ende des Mai von Tarent auf und folgte, seinen Marsch nach Calabrien richtend, der alten römischen Heerstraße, die sich bald unmittelbar an der Meeresküste hinwindet, bald sich mehr landeinwärts zieht. So passirte man den Bradano und bei den Ruinen des alten Metapont den Basiento. Hier betrat man das Gebiet von Salerno, das die Araber indessen noch nicht erreicht hatten; erst hart an den Grenzen Calabriens bei Rossano stieß man auf die Feinde. Sie hatten die Stadt besetzt, verließen sie aber alsbald und zogen sich, als sie in einem leichten Treffen überwunden waren, zurück. Der Kaiser folgte ihnen, nachdem er seine Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zu Rossano zurückgelassen hatte. Bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, nahe dem Vorgebirge, das Capo delle Colonne genannt wird, hatte sich an der Meeresküste Abulkasem in Schlachtordnung aufgestellt und versperrte dem Kaiser den Weg. Hier mußte in offener Feldschlacht entschieden werden, und sofort rüstete sich der Kaiser zum Angriff. Es war eine große religiöse Begeisterung in seinem Heere; Viele machten, da sie den anderen

Tag nicht mehr zu sehen glaubten, ihr Testament und gedachten in demselben vor Allem der Kirche. So übergab Konrad aus Lothringen, der Sohn eines Grafen Rudolf, unter dem kaiserlichen Banner im Angesichte des ganzen Heeres dem Kaiser alle seine Besitzungen in der Heimath, damit dieser sie, wenn er selbst in der Schlacht fallen sollte, dem Kloster Gorze verleihe. Mit Entschlossenheit drangen Ottos Krieger in die Feinde ein, aber sie stießen auf den hartnäckigsten Widerstand. Mit gewaltigen Streitkräften stand Abulkasem ihnen gegenüber, und religiöser Enthusiasmus entflammte nicht minder ihn und die Seinen; sie stritten mit Heldenmuth, ohne ihres Lebens zu achten. Indessen neigte sich endlich der Sieg auf Ottos Seite, und Abulkasem selbst fiel, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens gefeiert; des Führers beraubt, warfen sich die Araber in wilde Flucht, nachdem bereits unermeßliche Schaaren dem Schwerte der Deutschen erlegen waren.

Es war ein großer Sieg, aber doch überschätzte der Kaiser die Bedeutung desselben. Unaufhaltsam setzte er seinen Marsch auf Straßen fort, die auf der einen Seite vom Meer, auf der anderen Seite von steilen Bergen begrenzt sind, wo ein reißender Bergstrom oft die Schritte hemmt und wo es leicht ist einen unbedachten Feind in das Verderben zu führen: sorglos zog er hier den Arabern nach, die, wie er glaubte, nur seinem Schwerte zu enteilen suchten. Aber schon hatten die Araber sich wieder in den Bergen gesammelt und warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihre Niederlage und den gefallenen Führer zu rächen. Dieser Augenblick erschien. Unvorsichtig griff Otto einen kleinen Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, mit unzureichender Mannschaft an: da stürmten unermeßliche Schwärme von Arabern aus den umliegenden Bergen hervor und umzingelten das ungerüstete Heer des Kaisers, von allen Seiten sah es sich zu derselben Zeit angegriffen. Eine vollständige Verwirrung entstand in den Schaaren der Deutschen und Italiener. Ein großer Theil des kaiserlichen Heeres sank unter dem Schwerte der Feinde, Andere eilten dem nahen Meere zu und fanden den Tod in den Wellen; bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und im Dunkel derselben erlag Mancher dem Schwerte seines eigenen Freundes und Landsmannes. Richari, der Lanzenträger des Kaisers, Graf Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berchthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, die Grafen Bezelin, Gebhard, Ezelin und unzählige andere, deren Namen, wie Thietmar von

Merseburg sagt, Gott wissen mag, fielen im Heere der Deutschen. „Vom Schwerte getroffen,“ sagt ein anderer Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlandes, die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiser theuer, der es sehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Sarazenen gegeben, der Ruhm der Christenheit unter die Füße der Heiden getreten wurde.“ Auch von den vornehmen Langobarden kamen nicht Wenige um, vor Allen Landulf von Capua und sein Bruder Atenulf, die Söhne Pandulfs des Eisenkopfs. Noch schlimmer, als das Loos der Gefallenen, war das Schicksal derer, die dem Schwerte der Feinde entrannen. Die brennende Hitze und der verzehrende Durst ließen Viele des elendesten Todes sterben oder stürzten sie in ein Siechthum, dem sie nach kurzer Zeit erlagen. Manche geriethen in die Gefangenschaft der Ungläubigen und wurden als Sklaven nach Aegypten geschleppt, von wo man sie erst spät in die Heimat zurückkehren sah.

Am 13. Juli des Jahres 982 wurde diese für die Geschichte unseres Volkes so verhängnißvolle Schlacht geschlagen. Noch lange war es ein Tag schmerzlichsten Andenkens und tiefer Trauer in allen deutschen Landen; fast in keiner Kirche war das Todtenbuch an ihm unbezeichnet. Den Unglücksort, wo nach so vielen Siegen der Kriegsruhm des deutschen Volkes unterging, scheint die Ueberlieferung fast geflissentlich in Dunkel gehüllt zu haben; nur so viel erhellt aus den zuverlässigen Nachrichten, daß der Schlachtplatz an der Meeresküste in südlicher Richtung von Cotrone zu suchen ist*).

Nur wie durch ein Wunder entkam der Kaiser in der Schlacht den Feinden. Da er sich rings von ihnen umgeben sah, stürzte er sich auf einem Pferde, das ihm ein jüdischer Mann, mit Namen Kalonymus, zur Rettung geboten haben soll, in die Fluthen des Meeres und suchte schwimmend ein Fahrzeug zu erreichen, welches er in der Ferne erblickte. Zum Unglück war es ein griechisches Schiff, doch befand sich auf demselben ein slawischer Mann, der den Kaiser früher gesehen hatte, ihn erkannte und Mitleid mit ihm fühlte. Dieser — Zolunta wird er genannt — gab dem Kaiser zu verstehen, er solle sich nicht entdecken, und

*) Lange hat man den Schlachtplatz ohne allen Grund bei einem Orte Basentello, den man an den Basiento setzt, zu finden gemeint; die Schlacht war aber in Calabrien und zwar südlich über Cotrone hinaus. Die Chronik von Cava nennt Squillace als Schlachtort, doch ist auf diese Autorität, seitdem die Chronik als ein betrügliches Machwerk erkannt ist, Nichts mehr zu gründen.

überredete dann die Griechen, der Fremde sei ein vornehmer Hofbeamter des Kaisers, und zwar dessen Kämmerer, unter dessen Obhut der ganze kaiserliche Schatz stände; eine bedeutende Summe würden sie von dem Gefangenen lösen können, wenn sie ihn nach Rossano brächten, wo der Schatz zurückgelassen sei. Hierdurch bestimmte Zolunta die Schiffsleute nach Rossano zu steuern. Als man hier angelegt hatte, ging Zolunta sogleich in die Stadt, suchte Bischof Dietrich auf und meldete ihm das Schicksal und die Ankunft seines Gebieters. Auf diese Kunde eilt der Bischof mit einigen Dienstleuten und einem edlen Rosse für den Kaiser an das Gestade. Sobald hier Otto die Getreuen erblickt, springt er vom Bord des Schiffes in das Meer, gewinnt glücklich das Ufer, schwingt sich auf das bereit stehende Roß und eilt in die Stadt zu seiner Gemahlin und zu den Seinen, Gott für die unerwartete Rettung dankend. So etwa lauten die ältesten und glaubhaftesten Berichte über die Errettung des Kaisers; später hat man das wunderbare Ereigniß durch seltsame Ausschmückungen noch wunderbarer darzustellen gesucht.

Der Kaiser, dessen ganze Streitmacht vernichtet war, verließ in möglichster Eile Rossano und das Gebiet von Calabrien. Am 27. Juli befand er sich zu Cassano im Gebiet von Salerno, am 18. August zu Salerno selbst; im September begab er sich nach Capua, wo er dann längere Zeit verweilte. Wichtige Anordnungen hatte er hier zu treffen, da durch Landulfs Tod in der Schlacht die Herrschaft von Capua, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino erledigt waren. Das Fürstenthum Capua war erblich, und der Kaiser übertrug es Landenulf, dem vierten Sohne Pandulfs des Eisenkopfs; da dieser aber noch sehr jung war, erhielt seine Mutter Aloara die Mitregierung. Spoleto und Camerino wurden von Capua getrennt, und ein dem Hause Pandulfs verwandter tüchtiger Mann, Trasemund mit Namen, mit dem Herzogthum und der Mark belehnt. Weil dem Kaiser in seiner Lage Alles daran lag, Manso in der Treue zu erhalten, kehrte er gegen Weihnachten noch einmal nach Salerno zurück und begab sich dann gegen Anfang des Jahres 983 nach Rom, wo er bis Ostern verweilte, schon mit Vorbereitungen zu einem neuen größeren Feldzuge beschäftigt, aber tiefgebeugt durch den Tod seines Freundes, des Herzogs Otto, der auf dem Wege nach der Heimat am 1. November zu Lucca gestorben war.

Indessen ging die Nachricht von der großen Niederlage des Kaisers durch die weite Welt und erregte überall ein unglaubliches Aufsehen;

die Wirkungen derselben ließen sich aller Orten verspüren. Schon wurde es an den Nord- und Ostgrenzen des Reichs unruhig. Die Dänen und Wenden griffen zu den Waffen, um das verhaßte Joch der Deutschen abzuschütteln; sie fühlten es, daß jener unwiderstehlichen Gewalt, mit der die sächsischen Herren sich seit einem halben Jahrhundert Alles unterworfen hatten, endlich ein Ziel gesetzt sei. Nicht minder zeigte sich im Süden, wie schwer jener Schlag den Kaiser getroffen hatte. Es war ein Glück, daß durch den Tod Abulkasems der Muth der sicilischen Araber gebrochen war, und unter ihnen selbst sofort Uneinigkeit eintrat, indem Abulkasems Sohn Dschaber, der den Emirat an sich gerissen hatte, vom Chalifen Alaziz nicht anerkannt wurde, der vielmehr den Befehl in Sicilien einem seiner Günstlinge, mit Namen Dschafar, übertrug. Ein anderes Glück war es, daß der Bund zwischen Griechen und Arabern sich in demselben Augenblick löste, als die drohende Gefahr beseitigt war. Aber die griechische Partei in Unteritalien, obschon sie von Constantinopel selbst nur geringe Unterstützung zu erwarten hatte, regte sich doch aller Orten gewaltig. Apulien und Calabrien waren binnen kurzer Frist fast ganz wieder in den Händen der Griechen, und überall gährte es in den langobardischen Staaten. Die Fürsten Ober- und Mittelitaliens wagten zwar in Gegenwart des Kaisers keinen Aufstand gegen ihn, aber an dem Widerstand, den seine Boten hier und da in der Bevölkerung fanden, sah man, daß die Scheu vor der deutschen Macht im Sinken war. Vornehmlich hatten die Bischöfe und Aebte in der Lombardei, welche die Ottonen so überreich begabt hatten, mit dem Trotz der städtischen Bevölkerung zu kämpfen. Die Mailänder vertrieben ihren Erzbischof Landulf, und dessen Vater Bonizo, der eine fast unumschränkte Gewalt in der Stadt an sich gerissen hatte, fiel durch Meuchelmord; im offenen Kampfe maßen sich dann der Erzbischof und die Mailänder, und jener gewann nur durch eine für seine Kirche sehr nachtheilige Uebereinkunft mit den großen Vasallen derselben die Rückkehr in seine bischöfliche Residenz.

Wie anders war es in Deutschland! Mit der tiefsten Betrübniß wurde die Schreckenskunde in allen Gauen des Vaterlandes vernommen, vor Allem in Sachsen und Thüringen. Hier traten die Fürsten und Herren sogleich zusammen und sandten in ihrer aller Namen ein Schreiben an den Kaiser, in dem sie ihn um die Gnade baten, vor seinem Angesicht erscheinen zu dürfen. Otto rührte diese Anhänglichkeit seines Volkes auf das Tiefste; auch er sehnte sich nach seinen Sachsen und

berief sie, wie die anderen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem großen Reichstag auf den Juni zu Verona. Als dann die Zeit gekommen war, zogen alle Fürsten Deutschlands über die Alpen; nur Herzog Bernhard kehrt auf dem Wege wieder um, weil er Botschaft erhielt, daß die Dänen einen Angriff auf die Mark unternommen hätten.

Es war eine stattliche Versammlung, die sich im Juni in den Mauern Veronas zusammenfand. Die geistlichen und weltlichen Großen Sachsens, Frankens, Schwabens, Baierns, Lothringens begegneten sich hier mit den Bischöfen, Markgrafen und Grafen der Lombardei und der römischen Gegenden; auch der Böhmenherzog hatte eine Gesandtschaft geschickt. Männer, an Sprache, Sitte und Tracht völlig verschieden, fanden sich um den Thron des Kaisers vereinigt. Aus dem reichen Kranze der Fürsten leuchteten vor Allen die Glieder der kaiserlichen Familie hervor: der junge Kaiser, trotz seiner Niederlage voll gewaltiger Pläne; seine Gemahlin, die schöne Griechin; seine Mutter Adelheid, damals noch in kräftigen Jahren; seine Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin des Klosters Quedlinburg; seine Base Beatrix, die Tochter Hugos des Großen und Gemahlin Herzog Friedrichs von Oberlothringen, eine Frau von großem Verstande, die bald dem Sohne des Kaisers wichtige Dienste erweisen sollte; endlich dies Knäblein selbst, das zu großen Dingen geboren schien.

Der Reichstag von Verona ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sich auf ihm am klarsten die Absicht des Kaisers zeigte, das deutsche und italische Reich zu einem einigen Reiche zu verbinden. Nichts lag dem Kaiser bei den Gefahren, welchen er entgegenging, mehr am Herzen, als für die Nachfolge seines Sohnes zu sorgen, und so groß war doch noch sein Ansehen, daß er auf diesem Reichstage die einstimmige Königswahl des Knäbleins durchsetzte. Aber die Wahl geschah nicht auf fränkischem, sondern auf altitalischem Boden, und kein Unterschied wurde bei ihr zwischen den deutschen und italischen Fürsten gemacht; gemeinsam wählten sie ihren gemeinsamen Herrn, der zu Aachen demnächst von dem ersten deutschen und dem ersten italischen Erzbischof die Krone empfangen sollte. So wurde der dreijährige Otto zum König des vereinten ostfränkischen und italischen Reichs erhoben.

Aber auch andere Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit wurden auf dem Reichstage erledigt. Da der Kaiser sich alsbald wieder in den

Krieg zu begeben gedachte, ernannte er seine Mutter zur Statthalterin in der Lombardei und wies ihr Pavia zur Residenz an. Hierdurch gewann er sie, die keineswegs ganz den weltlichen Dingen den Rücken gewandt hatte, sich völlig wieder. Bedeutende Einkünfte in der Lombardei und im Exarchat scheinen ihr zugleich überwiesen zu sein, wie ihr auch wohl damals die nutzbaren Rechte in Ravenna, namentlich Zoll, Münze und Marktrecht, in deren Genuß wir sie später finden, vom Papste abgetreten werden mußten. Hugo, Markgraf Huberts Sohn, ein Verwandter Adelheids, der schon als Kind die Mitbelehnung für die Markgrafschaft Tuscien erhalten hatte, dann aber mit seinem Vater verdrängt war, empfing gleichzeitig oder wenig später Tuscien zurück und wurde bald zu einer Hauptstütze der sächsischen Macht in Italien. Durch den Tod Herzog Ottos waren überdies die deutschen Herzogthümer Baiern uad Schwaben erledigt worden, die jetzt, da Otto ohne Erben verstorben war, neu verliehen werden mußten. Baiern erhielt Heinrich der Jüngere, Herzog Berchtholds Sohn, der aus der Verbannung zurückgerufen wurde; bald wurde auch Kärnthen mit der Mark Verona von dem fränkischen Otto aufgegeben und Heinrich abermals übertragen. So an das Ziel seiner Wünsche gelangt, blieb er dem Kaiser und dessen Hause in der Folge unwandelbar treu. Schwaben kam an jenes fränkische Haus zurück, das König Heinrich einst dort einheimisch gemacht hatte; der Kaiser belehnte damit Konrad, den Bruder jenes Grafen Udo, der in Calabrien gefallen war, einen Vetter der reichen Ida, durch deren Hand vordem Liudolf zum Herzogthum Schwaben gelangt war. Bei diesen Belehnungen wurden offenbar die besonderen Interessen der Herzogthümer vor Allem in das Auge gefaßt und berücksichtigt.

Mit großem Eifer betrieb dann der Kaiser die Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen die Araber, um die erlittene Niederlage zu rächen und seine hochherzigen Absichten für die Befreiung Italiens durchzusetzen. Auf die deutschen Fürsten und ihre Völker konnte er weniger rechnen, da sie selbst, und zwar besonders die Sachsen, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren hatten; sein Augenmerk war daher vornehmlich auf die Streitkräfte Italiens gerichtet. So erging überall durch das italische Reich der Befehl, die kriegsfähigen Leute sollten sich zu den Fahnen des Kaisers sammeln. Ganz Italien, hieß es, wolle er über die Wogen des Meeres nach Sicilien führen; wenn er Cala-

brien erobert hätte, gedächte er eine Brücke über die Meerenge zu schlagen, um die Sarazenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Gegen Ende des Juli ging die Reichsversammlung auseinander. Man schied nicht ohne trübe Ahnungen. Der Abt Majolus von Cluny, ein heiliger Mann, von dem man glaubte, daß sich seinem inneren Auge die Zukunft erschließe, ergriff die Hände des Kaisers und sprach zu ihm: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es betrittst, siehst du deine Heimat nicht wieder; dort wirst du dein Grab finden!“ Aber Otto achtete solcher Warnungen nicht; seine Gedanken flogen hoch, und er stand im Angriff eines Kampfes, in dem er die Aufgabe seines Lebens erkannt hatte. Die deutschen Fürsten sagten ihrem Kaiser das letzte Lebewohl und zogen mit seinem Knaben über die Alpen.

Der Kaiser ging von Verona über Mantua nach Ravenna. Hier beschäftigte ihn ein denkwürdiges Unternehmen, das leicht Venedig die lange behauptete Freiheit hätte kosten können. In den letzten Zeiten Ottos I. hatten zwischen der Stadt und dem abendländischen Reiche die freundlichsten Beziehungen bestanden. Der damals regierende Doge Peter Candiano IV. suchte sich auf alle Weise die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen und erwirkte von ihm für die Stadt die Bestätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber man sah es nicht ohne Besorgniß in der Republik, daß Peter Candiano unausgesetzt Verbindungen mit dem deutschen Hofe unterhielt und, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte, eine Verwandte Adelheids, die Tochter Huberts von Tuscien, Waldrade mit Namen, zur Ehe nahm; man fürchtete, Peter wolle mit Hülfe der Sachsen seinem Geschlechte die erbliche Herrschaft in der Stadt gewinnen. Als nach dem Tode Ottos des Großen die Beweise eines vertrauten Einverständnisses Peters mit den Deutschen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik eine starke Gegenpartei. Am 12. August 976 kam es zu einem Aufstande. Man steckte den Dogenpalast in Brand, ermordete Peter und seinen mit der Waldrade erzeugten Sohn; Waldrade selbst entfloh mit ihrem Stiefsohn Vitalis, dem Patriarchen von Grado, über die Alpen zu Kaiser Otto und Adelheid, wo Beide eine Zufluchtsstätte suchten und fanden. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht. Peter Orseolo, den sie zum Dogen erhoben hatten, verließ, des sorgenvollen Regiments müde, heimlich am 1. September 977 die Stadt und flüchtete sich nach dem Kloster Cusan in Catalonien; die Candiani

gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik gestellt; sein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte nach Venedig zurück. Aber der neue Doge starb schon nach wenigen Jahren, und an seine Stelle trat ein gewisser Tribunus, mit dem Zunamen Menius, ein schwacher und schwankender Mann, der die Fehden der parteilustigen Bürgerschaft kaum zu stillen vermochte. An der Spitze der deutschen Partei stand die Familie der Coloprini, die ihr feindlichen Factionen wurden von den Mauroceni geführt. Die Coloprini erhielten seit dem Auftreten des jungen Kaisers in Italien die Uebermacht, doch erhoben sich die Mauroceni gleich nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien wieder und gewannen nun auch auf den Dogen Einfluß.

Der Kaiser nahm an allen diesen Dingen den lebendigsten Antheil, denn bei seinen Absichten auf Sicilien konnten ihm nur Amalfi, das bereits seine Hoheit anerkannte, und Venedig die unentbehrliche Flotte stellen. Deshalb hatte er auch eine Gesandtschaft, die der Doge nach Verona gesandt, auf das Gnädigste aufgenommen und der Republik nicht nur die alten Verträge bestätigt, sondern auch mit ihr ein Bündniß geschlossen, das lange die Grundlage der Verhältnisse zwischen dem Kaiserreich und der Republik geblieben ist. Gegen einen alljährlich im Monat März zu entrichtenden Tribut von 50 Pfunden Silbers und Darbringung eines Mantels, der als ein Zeichen der Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit angesehen wurde, gewährte der Kaiser den Venetianern die ausgedehntesten Handelsvortheile in allen seinen Staaten. Kaum aber war dies geschehen, so erschienen die Coloprini, von ihren Gegnern aus der Stadt verdrängt, vor ihm zu Ravenna, riefen seine Hülfe an und erboten sich ihm Venedig zu überliefern, wenn er einem ihres Hauses die Dogenwürde zusagen würde. Der Kaiser ging auf ihr Anerbieten ein, bot den Coloprini die Mittel, ihre Vaterstadt von der Landseite zu belagern, und ließ ein Edict durch seine Länder ergehen, nirgends solle den Venetianern Aufenthalt und Handel gestattet werden, keiner seiner Unterthanen das Gebiet von Venedig betreten. Venedig wurde nun von dem Festlande her umschlossen; aber bald zeigte sich, wie schwer es sei sich so der Stadt zu bemächtigen, die ungestört ihre Verbindungen auf der See unterhielt.

Kurze Zeit, nachdem die Belagerung Venedigs begonnen war, verließ Otto Ravenna und zog südwärts an der Küste des adriatischen Meeres

hin, um den Feldzug gegen die Griechen zu eröffnen. Am 24. August war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino, hart an der Grenze des griechischen Gebiets. Dennoch überschritt er diese nicht, sondern eilte nach Rom, wo Papst Benedict VII. seinem Ende entgegenging. Es mußte dem Kaiser in diesem wichtigen Augenblicke Alles daran liegen, daß seine Gegner sich nicht in Rom erhoben und die Wahl eines ihm abgeneigten Papstes durchsetzten. Im October starb Benedict VII., und Otto beförderte die Wahl des Bischofs Peter von Pavia, der unter dem Namen Johann XIV. den Stuhl Petri bestieg. Einen ihm ergebeneren Mann konnte die Wahl nicht treffen; denn Peter, der in der Rechtskunde ausgezeichnet bewandert war, hatte erst als Kanzler, dann als Erzkanzler dem Kaiser gedient und war als dessen Sendbote unaufhörlich in den wichtigsten Reichsgeschäften benutzt worden.

Indessen erreichten Otto zu Rom die trübsten Nachrichten aus der Heimat. Die Dänen hatten sich gegen ihren König Harald, den Bekenner des Christenthums und Lehnsmann des Kaisers, in Masse erhoben, und des Königs eigener Sohn Sven stellte sich an die Spitze einer Empörung, die sich gegen das Christenthum und die sächsische Herrschaft in gleicher Weise richtete. Die Feste, die Otto beim Grenzwalle angelegt hatte, wurde von den Dänen erstürmt und in Brand gesteckt, die sächsische Besatzung derselben niedergemacht, und nur mit Mühe vertheidigte Herzog Bernhard die schleswigsche Mark vor dem Eindringen der Feinde. Gleich darauf warfen auch die Wenden unmuthig nicht nur das Joch der deutschen Herrschaft ab, sondern kehrten auch zum großen Theil offen zu ihrem alten Götzendienst zurück. Der Aufstand ging von den Liutizen an der Havel und unteren Oder aus. Am 29. Juni erschienen sie mit Heeresmacht vor Havelberg; die Stadt wurde beim ersten Angriff genommen, die sächsische Besatzung niedergemacht, die bischöfliche Kirche vernichtet. Drei Tage nachher wurde um Mitternacht auch Brandenburg von den Wenden angegriffen. Der Bischof und die Besatzung suchten schleunigst das Weite; der zurückgebliebene Theil der Geistlichkeit wurde theils ermordet, theils gerieth er in Gefangenschaft; das Grab des Dodilo, des zweiten Bischofs der Stadt, rissen die Wenden auf und beraubten den Leichnam mit wilder Habgier seines kostbaren Schmucks; die goldenen und silbernen Kirchengeräthe theilten die Sieger. Und schon erhoben sich auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistui; sie freilich mehr voll Erbitterung gegen die

Herrschaft der Sachsen, als Feinde des Christenthums, dessen Ordnungen sich damals noch unter ihnen erhielten. Mistui erschien zuerst vor dem Kloster des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und steckte es in Brand. „Die Unseren," sagt Thietmar von Merseburg, „flohen wie Hirsche vor den Wenden; denn das Unrecht, das jene begangen hatten, flößte ihnen Furcht und Entsetzen, den Wenden aber die erlittene Schmach Muth und Tapferkeit ein." Dann wandte sich Mistui gegen Hamburg; auch in diese Stadt wurde Feuer gelegt und sie der Plünderung preisgegeben. Herzog Bernhard, der gegen die Dänen im Felde lag, konnte Hamburg vor dem verheerenden Sturme der Abodriten nicht wahren.

Sachsen schien schutzlos den Wenden überlassen. Erst spät entschlossen sich die Fürsten des Landes gegen den gemeinsamen Feind die Waffen zu ergreifen. Es sammelte sich ein Heer unter Dietrich, dem Markgrafen der Nordmark, dessen Länder hauptsächlich von dem Einfall betroffen waren; zu ihm stießen Rikdag und Hodo, die Markgrafen von Meißen und von der Lausitz, nebst vielen anderen Grafen und Herren; auch der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt trafen mit ihren Kriegsmannen ein. Man rückte den Wenden entgegen, die 30,000 Mann stark über die Elbe bis zur Tanger schweiften und Alles verheerten; hier begegnete man ihnen und erfocht einen namhaften Sieg, der die Wenden nöthigte sich über die Elbe zurückzuziehen. Aber damit glaubten die sächsischen Herren auch ihren Pflichten gegen das Reich genügt zu haben; schon am Tage nach der Schlacht ging das Heer auseinander. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Ottos des Großen, waren vernichtet, von der Provinz des Erzbisthums Magdeburg fast die Hälfte verloren, die Nordmark fiel zum größten Theil in die Hände der Feinde. Die Herrschaft der Deutschen über die wendischen Stämme war tief erschüttert, und der alte Götzendienst lebte hier mit neuer Macht auf.

Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um so mehr beschweren, als Viele in ihnen eine göttliche Strafe für die leichtfertige Auflösung eines Bisthums, das sein ruhmreicher Vater begründet hatte, sehen wollten. Als nämlich Adalbert, der erste Erzbischof von Magdeburg, am 20. Juni 981 gestorben war, hatte der ehrgeizige Bischof Gisiler von Merseburg sein Auge auf das Erzstift gerichtet, und da er bei dem jungen Kaiser in hoher Gunst stand, von

ihm das Versprechen erwirkt, ihn mit Magdeburg zu investiren. Aber die Kirchengesetze untersagten solchen Uebergang von einem Bisthum zum anderen, und kein anderer Ausweg, um den Ehrgeiz dieses Menschen zu befriedigen, schien übrig, als die Vernichtung eines Bisthums, welches zum Andenken an seinen Ungarnsieg der große Otto gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatte. Wirklich wurde nach dem Willen des Kaisers und durch den Beschluß eines römischen Concils das Bisthum Merseburg aufgehoben und seine Bestandtheile unter andere Kirchen vertheilt. „Wie eine gefangene Wendenfamilie, deren Glieder als Sklaven verkauft werden," sagt Thietmar, „wurden die Stücke der Diöcese Merseburg und alle Besitzthümer der Kirche hierhin und dorthin zerstreut." Halberstadt, Zeiz und Meißen theilten den Raub; selbst Gisiler bereicherte sich noch an demselben, indem er die Schenkungsurkunden zum Theil auf Magdeburg umschreiben ließ. Schwerer Tadel traf deshalb den Kaiser, und nicht mit Unrecht; man erzählte sich von Gesichten, in denen der heilige Laurentius harte Strafen den Zerstörer seines Bisthums angedroht habe. Ein frommer Mann sah einst — so sagte man — im Geiste den Kaiser im Kreise seiner Fürsten auf goldenem Throne sitzen, und es war ihm, als ob der heilige Laurentius mitten in diese Versammlung träte, mit zornigen Blicken auf den Kaiser losginge und ihm die silberne Bank unter den Füßen fortzöge. Einer von den Umstehenden fragte erzürnt, wer den Kaiser in seiner Herrlichkeit also zu verunglimpfen wage, Laurentius aber antwortete: „Macht der Kaiser den Schimpf nicht gut, den er mir angethan hat, so stürze ich ihn alsbald von seinem Throne." Der Kaiser hörte hiervon, aber wollte oder konnte nicht rückgängig machen, was eben geschehen war. Deshalb, meinten damals Viele, käme Unglück über Unglück auf ihn, es sei der Zorn des heiligen Laurentius, der so schwer auf ihm laste: und wohl mochten solche Gedanken endlich auch die Seele des Kaisers selbst beschleichen, als ein Unheil nach dem anderen über sein Haupt hereinbrach.

Jener rastlosen Thätigkeit, diesen fürchterlichen Schlägen des Schicksals und den immer neu erwachsenden Sorgen unterlag die Kraft des Jünglings. Die Leiden der Seele wirkten auf seinen sonst ausdauernden Körper. Die Krankheit schien zuerst nur unbedeutend, und mit der Hast, die ihm eigen war, nahm er die Arzenei im Uebermaß. So steigerte sich das Uebel statt gehoben zu werden. Ein großer Blut-

verlust trat ein, dann Fieber, und schon nach wenigen Tagen war alle Hoffnung für seine Erhaltung verschwunden. Er selbst sah, daß es mit seinem Leben zu Ende ging, und traf seine letzten Verfügungen. Seine ganze Baarschaft theilte er in vier Theile, den ersten derselben vermachte er der Peterskirche zu Rom, den zweiten übersandte er seiner Mutter und seiner einzigen Schwester Mathilde als Beweis treuer Liebe, den dritten bestimmte er seinen Kriegern, welche die Liebe zu ihm und den Gehorsam höher geachtet hatten als Leben und Vaterland, den vierten endlich den Armen. Dann empfing er die letzten Tröstungen der Kirche. In Gegenwart des Papstes, mehrerer Bischöfe und Priester, im Beisein seiner Gemahlin und vieler anderen Getreuen legte er in lateinischer Sprache mit lauter Stimme in den gläubigsten Worten sein Bekenntniß ab und beichtete seine Sünden; als er darauf die Absolution und das heilige Abendmahl erhalten, verschied er. Es war am 7. December 983.

Er wurde in dem Paradies, der Vorhalle der Peterskirche, neben der Kapelle der heiligen Maria, mit den größten Feierlichkeiten unter vielen Thränen bestattet. Man legte ihn in einen antiken Marmorsarg, den man mit einer mächtigen Porphyrwanne schloß. Ueber dem Grabe, das später durch ein Monument von Marmorsäulen verziert wurde, hing ein Mosaikbild, den Heiland darstellend, wie er zwischen den Aposteln Petrus und Paulus die Rechte zum Segen erhebt. Glücklich pries man Otto, daß er unter so vielen Kaisern allein seine Ruhestätte neben dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern an der heiligsten Stätte der Christenheit gefunden habe. Mit großer Rührung hat mancher deutsche Pilgersmann an dieser Grabstätte des Kaisers gedacht und hier für seine Seele gebetet.

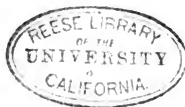
Die alte Peterskirche mit ihrem Paradies ist längst verschwunden: an ihrer Stelle hat sich der glänzendste und stattlichste Dom der neueren Zeit erhoben, und vergebens würde man dort am Eingang das Denkmal des deutschen Kaisers suchen. Die Asche ruht jetzt in dem unterirdischen Theil der Kirche, den man die Vaticanischen Grotten nennt; dort sieht man auch jenes alte merkwürdige Mosaikbild von Ottos Grabmal. Der Sarg, der seine Gebeine einst faßte, dient zum Wasserbehälter im päpstlichen Palaste auf dem Quirinal; aus dem Porphyrdeckel hat man das Taufbecken der Peterskirche gemacht, welches nahe dem Eingange in der ersten Kapelle des linken Seitenschiffs steht. Da

hat, der diese Blätter schrieb, oft gestanden und des unglücklichen Kaisers gedacht, wie jener großen Zeit unseres Volkes, die mit ihm zu Ende ging. Denn wahrlich! es war eine große und schöne Zeit, als unser Volk unter hochstrebenden Fürsten das Abendland vor der Zerstörungswuth barbarischer Stämme im Norden, Osten und Süden schützte, als es das Christenthum und mit ihm alle geistige Bildung nicht nur bei sich wahrte, sondern auch zuerst auch in Gegenden brachte, die bis dahin von keinem Strahl höherer Erkenntniß erleuchtet waren.

Gedanken ernstester Art über das Schicksal unseres Volkes knüpfen sich an den Tod dieses jungen Kaisers. Welche Macht hatten die Deutschen unter seinem Großvater und Vater erlangt! Von Sieg zu Sieg waren sie geeilt, weiter und immer weiter waren die Grenzen ihrer Herrschaft vorgerückt; es schien, als würde sich noch einmal ein Weltreich, jenem römischen ähnlich, im Abendlande gestalten, als könnte sich vollenden, was einst Karl der Große begonnen hatte, daß sich die gesammte germanisch-römische Welt staatlich wie kirchlich in großartiger Einheit zusammenschlöße und so alle feindlichen Elemente sich dienstbar machte. Wohl fühlte man allmählich, als der große Otto gestorben war, daß der Lauf der Dinge sich ändere: im Innern des Reichs erhob sich der Aufruhr, der Uebermuth der Großen wuchs, an den Grenzen griffen die Feinde des Reichs zu den Waffen. Aber der junge Kaiser erhielt, wenn auch in schweren Kämpfen, unverkürzt die Macht und Ausdehnung des Reichs; nach sieben Jahren der Herrschaft konnte er mit Stolz sagen, das Reich blühe noch, wie zu den Zeiten seines Vaters. Jetzt hoffte er Raum zu finden, das Werk desselben würdig fortzusetzen, die Einheit des Kaiserreichs zu befestigen und durch Waffengewalt seine Herrschaft zu erweitern. Und wohl mochte man damals, als er Apulien den Griechen entriß und in Calabrien gegen die Araber vordrang, den Glauben hegen, er eile zu Siegen, seiner Väter werth, und es sei ein eitles Beginnen, sich ferner den deutschen Waffen zu widersetzen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und alle Größe auf Erden ihre Schranke findet. Rasch nach einander waren Segnungen jeder Art dem deutschen Volke zugefallen, aber rascher brach das Unglück herein. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden; unter den Schwertern der Sarazenen erlag in Calabrien die Blüthe der deutschen Ritterschaft, und

vor den Schwärmen der Wenden flohen die sächsischen Ansiedler jenseits der Elbe. Die Macht eines Kaisers sank in das Grab, und das königliche Scepter wurde in die Hand eines Kindes gegeben.

Kaiser Otto II. hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht und länger als dreiundzwanzig Jahre den königlichen, beinahe siebzehn Jahre den kaiserlichen Namen geführt; länger als ein Jahrzehnt hatte er nach seines Vaters Tode allein das Reich regiert. Theophano hatte ihm vier Kinder geboren; drei Töchter, Adelheid, Sophie und Mathilde, und jenen Knaben, der zu Verona zum Könige Deutschlands und Italiens gewählt war. Von den Töchtern Ottos II. bestimmten sich Adelheid und Sophie später nach dem Wunsche der Mutter dem klösterlichen Leben und wurden Aebtissinnen der beiden großen Stiftungen des sächsischen Hauses zu Quedlinburg und Gandersheim; Mathilde vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Ehrenfried, dem Sohne des lothringischen Pfalzgrafen Hermann, und wurde die Mutter von Söhnen, die sich in der Geschichte des deutschen Reichs und der deutschen Kirche einen Namen erworben haben.



11.

Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 wurde zu Aachen der dreijährige Otto III., wie es sein Vater angeordnet hatte, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna zum König gekrönt. Noch waren die Fürsten bei den Lustbarkeiten, welche die Krönung zu begleiten pflegten, vereinigt, als die große Trauerkunde von Rom eintraf. Wie wurde da den Spielen des Festes ein schleuniges Ende bereitet! Auf das Frohlocken der Freude folgten Jammer und Wehklagen. Alle betrauerten den mannhaften Kaiser, der in frischester Jugendkraft und in so bedrängter Zeit dem Reiche entrissen war; selbst die ihn in den Tagen der Macht verunglimpft hatten, bekannten jetzt, er sei ein Schutz und Schirm seinem Volke, der Schrecken der Feinde gewesen.

Denn Jeder wahrlich mußte empfinden, in eine wie schwierige Lage man versetzt war! Rings sah man sich von erbitterten Feinden umgeben; ein gefährlicher Aufstand im Inneren war nur mit genauer Noth vor wenigen Jahren überwältigt; ein Reich, das mehr als jedes andere durch die persönliche Kraft und unmittelbare Thätigkeit großer Herrscher begründet war und dadurch allein zusammengehalten schien, sollte der leitenden Hand eines Mannes entbehren und kam unter die Herrschaft eines hülflosen Kindes. Wie? Wenn die Theile sich nun wieder vom Ganzen lösten, wozu sie schon so oft die Neigung gezeigt hatten; wenn der Glaube an die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme als eines Volkes, so sorglich von den Ottonen gepflegt, dennoch nicht tiefe Wurzeln geschlagen; wenn sich dann die in heißen Kämpfen mühevoll zurückgedrängten barbarischen Stämme abermals über die deutschen Länder ergossen und sich das gespaltene Reich dienstbar machten? Spurlos dahinschwinden konnte freilich die Idee des Kaiserthums kaum wieder, viel zu tief hatte sie bereits die Zeit ergriffen: aber fraglich war, ob unter der Ungunst der Verhältnisse die deutsche Nation das Kaiserthum würde behaupten und, wenn ihr selbst dies gelänge, wie weit sie ihm würde Anerkennung und Einfluß bewahren können. Es stand Alles auf dem Spiele: Einheit, Freiheit, Größe und Macht des deutschen Volkes.

Keinem der deutschen Fürsten konnte zweifelhaft sein, daß das zu Verona mit Einstimmigkeit gewählte und zu Aachen feierlich gekrönte und gesalbte Kind der rechtmäßige König Deutschlands und Italiens sei und ihm allein auch das Anrecht auf die kaiserliche Krone zustehe. Aber Manche meinten, man sei, da dieses gekrönte Kind eine königliche und kaiserliche Macht nicht zu üben vermöchte und das Reich der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe, an den dem Knaben geleisteten Eid nicht gebunden, man müsse ihn beseitigen und sich einen anderen König wählen. Wie jedoch deutschen Herzen der Eidbruch widerstrebt, verführte solche Meinung nicht die Mehrzahl der Fürsten, und bald drängte sich Alles in die eine Frage zusammen, wer die Vormundschaft über den kleinen König führen, in wessen Hand damit die Regierung des Reichs gelegt werden solle.

Weder Reichsgesetze noch das Herkommen gaben auf diese Frage eine entscheidende Antwort. In den frühesten Zeiten war bei den deutschen Stämmen die vormundschaftliche Regierung für einen minderjähri-

gen König von dem nächsten männlichen Verwandten desselben geführt worden, aber man war später vielfach von dieser Regel abgewichen und hatte entweder der Königin-Mutter oder dem Reichsadel das Regiment übertragen. Im byzantinischen Reiche, dessen Einrichtungen damals auf das abendländische Kaiserthum nicht ohne Einwirkung waren, führte die Kaiserin-Mutter gemeinhin für ihren minderjährigen Sohn entweder selbst die Regierung oder übertrug sie mit ihrer Hand einem Mitregenten. An eine aus geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzte vormundschaftliche Regierung scheint in diesem Falle Niemand gedacht zu haben, und so schwankten die Meinungen nur darüber, ob Theophano als Kaiserin-Mutter oder der geächtete und verhaftete Heinrich von Baiern als nächster Stammvetter des Königs die Zügel der Regierung ergreifen sollte. Von Theophanos Regierung war vorauszusehen, daß sie den bestehenden Zustand der Dinge möglichst erhalten würde; Heinrich dagegen an die Spitze des Reichs zu stellen kam einer vollständigen Umwandlung aller durch Ottos II. Regierung begründeten Verhältnisse Deutschlands gleich. Gegen Theophano sprach, daß sie ein Weib und von griechischem Stamme war, für Heinrich sein Geschlecht und das deutsche Blut. Aber Theophano konnte nur für die Rechte ihres Sohnes eintreten; von Heinrich war zu befürchten, daß er die Vormundschaft benutzen würde, um selbst die Krone zu erlangen, nach der er gleich seinem Vater bereits früher die Hand ausgestreckt hatte.

Ehe noch die Fürsten eine Entscheidung getroffen hatten, trat Heinrich selbst mit seinen Ansprüchen hervor. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers eingelaufen war, hatte ihn sogleich Bischof Folkmar der Haft in Utrecht entlassen, in der er mehr als fünf Jahre geschmachtet hatte. Mehrere seiner alten Anhänger hatten sich alsbald an ihn angeschlossen; von diesen unterstützt, begab er sich im Anfange des Jahres 984 nach Köln, wo der königliche Knabe unter der Obhut des Erzbischofs Warin verweilte. Der Erzbischof übergab Heinrich das Kind, und öffentlich trat er nun als der gesetzliche Vormund des Königs und als Reichsverweser auf. Wohl Wenige mochten schon damals daran zweifeln, daß Heinrich unter dem Schein der Vormundschaft das Reich für sich selbst gewinnen wolle: dennoch fehlte es ihm nicht an einem bedeutenden Anhang. Seine alten Freunde erhoben sich wieder; Bestechungen und Versprechungen gewannen ihm neue. Manche fielen ihm aus Abneigung gegen das Regiment einer Griechin zu; Andere in

der Meinung, daß nicht ein Weib das Reich in so bedrängter Lage erhalten könne, sondern nur die Regierung eines kräftigen Mannes wie Heinrich.

Besonders waren es die lothringischen Bischöfe, die sich sofort für Heinrich erklärten, außer Warin von Köln, auch Erzbischof Ekbert von Trier, obwohl er von Otto II. erhoben und auf das Höchste geehrt war. Köln und Trier waren, wie es scheint, gegen des Kaisers Hinterlassene vornehmlich dadurch gereizt, daß sie gegen den Erzbischof von Ravenna bei der Krönung zurückgesetzt waren. So gewichtig der Beistand dieser Erzbischöfe für Heinrich war, so fiel doch noch schwerer in die Wagschale, daß sich auch Bischof Dietrich von Metz ihm anschloß. Dieser, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses und in der letzten Zeit der vertrauteste Rath Ottos II., der Mitwisser aller seiner Absichten und Pläne, war im Groll von der trauernden Kaiserin zu Rom geschieden. Wir wissen nicht, wodurch sie den ehrgeizigen und vielgewandten Bischof beleidigte, aber gewiß ist, daß er kaum die Alpen überstiegen hatte, als es Heinrich durch Geld und Versprechungen gelang ihn auf seine Seite zu ziehen. Seitdem war Dietrich auf alle Weise bemüht das Ansehen der Kaiserin in Deutschland zu untergraben. Durch schamlose Verleumdungen suchte er seinen argen Verrath zu bemänteln; er klagte Theophano an, daß sie die Tapferkeit ihrer Landsleute bis zum Himmel erhoben und über die Niederlage der Deutschen eine schändliche Schadenfreude gezeigt habe; sie sollte ihren Spott darüber geäußert haben, daß der Kaiser, dessen Tapferkeit so oft belobt, nun mit so leichter Mühe überwunden sei.

Aber Heinrichs Sache war damit in Lothringen noch keineswegs gewonnen. Einige Bischöfe, wie Notker von Lüttich, Gerhard von Toul und Rothard von Cambray, widerstanden allen Künsten der Verführung, und zugleich erwachte in einem von Otto II. zu großem Ansehen erhobenen gräflichen Geschlechte des Landes Heinrich ein Widerstand der allergefährlichsten Art. Das Haupt dieses Geschlechts war jener Graf Gottfried, dem der verstorbene Kaiser zu den ererbten Grafschaften von Verdun und in dem Ardennerlande noch den reichen Hennegau verliehen hatte; auch war vor Kurzem Gottfrieds Sohn Adalbero durch kaiserliche Gunst mit dem Bisthum Verdun investirt worden, so daß die ganze geistliche und weltliche Macht in der Stadt und dem Sprengel von Verdun bei seiner Familie stand. Durch Dankbarkeit und durch

ausdrückliche Verpflichtungen der Treue war Gottfried mit den Seinen an die Wittwe und an den Sohn Ottos II. geknüpft, aber vornehmlich waren es doch die Verbindungen seines Hauses in Frankreich, die sein Verhalten bestimmten. Durch den Einfluß Ottos des Großen war nämlich ein Bruder Gottfrieds, Adalbero mit Namen, im Jahre 969 auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben; er hatte sich dort durch eine erhebliche Reform der Geistlichkeit die größten Verdienste erworben, sich aber bei den schwankenden Verhältnissen des Landes von jeher enger an die mächtigen Herrscher in Deutschland als an den Schattenkönig angeschlossen, der über Reims gebot. Auch bei dem Zuge Ottos II. gegen Paris hatte Adalbero offen Partei gegen Lothar genommen und die Deutschen auf alle Weise begünstigt; mit Recht deshalb seinem Könige verdächtig, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Würde behauptet und bis zu der Aussöhnung des Kaisers mit Lothar in steter Besorgniß geschwebt; obschon seine Lage fortan gesicherter war, hatte er dennoch aufs Neue durch ein Gelöbniß unverbrüchlicher Treue, das er dem Kaiser und dessen Sohn leistete, sein Schicksal unmittelbar an das der Ottonen gekettet. Der Tag, an dem die Macht des kaiserlichen Hauses zusammenbrach, schien auch der letzte für die einflußreiche Stellung zu sein, die dieser deutsche Mann und sein Geschlecht in Frankreich gewonnen hatten. So ist leicht erklärlich, daß die Brüder Gottfried und Adalbero sofort als die entschiedensten Widersacher Heinrichs auftraten, den Widerstand gegen ihn in Lothringen belebten und die Schwankenden in der Treue gegen den Sohn des Kaisers zu erhalten suchten. Ausgezeichnete Dienste leistete ihnen hierbei ein Mann, der obgleich Franzose von Geburt, doch auf die Geschicke unseres Volkes einen erheblichen Einfluß geübt hat; ein Mann, der aus niederem Stande entsprossen, sich durch außerordentliche geistige Fähigkeiten zu den höchsten Würden der Kirche aufschwang und dennoch berühmter geworden ist durch den Glanz seines wissenschaftlichen Genies als durch alle Ehren, die ihm zu Theil wurden. Es war Gerbert, dessen frühere Schicksale wir hier, wo wir zuerst seiner gedenken, mit wenigen Worten berühren müssen.

Gerbert war um das Jahr 950 in der Auvergne geboren. Früh wurde er dem Kloster S. Gerald zu Aurillac übergeben und dort für das mönchische Leben erzogen. Schon als Knabe gewann er hier eine gute Ausbildung in der lateinischen Grammatik, und ein günstiger Zu-

fall bot ihm später Gelegenheit sich in Disciplinen zu unterrichten, die im Abendlande so gut wie vergessen waren. Der Graf Borrell von Barcelona kam nämlich im Jahre 967 auf einer Pilgerfahrt nach jenem Kloster; der Abt und die Brüder hörten von ihm, daß die Wissenschaften in der spanischen Mark eifrig gepflegt würden und namentlich die Mathematik, die Astronomie und die Theorie der Musik, welche Wissenschaften im engen Anschluß an einander behandelt wurden und im Abendlande gänzlich darniederlagen, durch die Berührung mit den Arabern dort in Schwung gekommen seien; sie baten den Grafen ihren wißbegierigen und ungewöhnlich begabten jungen Klosterbruder mit sich zu nehmen, und Borrell gewährte ihre Bitte. Gerbert begleitete also den Grafen auf seiner Heimreise und ging darauf in die Schule des Bischofs Hatto von Vich, der sich als geschickter Lehrer in jenen Gegenden einen Namen gemacht hatte. Schnell eignete Gerbert sich in den genannten Wissenschaften ungewöhnliche Kenntnisse an. Der arabischen Sprache scheint er zwar unkundig geblieben zu sein, aber er fand lateinische Uebersetzungen arabischer Bücher, und durch diese lernte er auch das arabische Ziffernsystem kennen, das er zuerst in Verbindung mit den Resultaten der griechischen Mathematiker brachte, die ihm durch Boethius und Beda überliefert waren. Wieder ein glücklicher Zufall führte Gerbert wenige Jahre später nach Rom. Im Jahre 970 begab sich Borrell in Begleitung des Bischofs Hatto dorthin, und der Bischof erwählte den talentvollen Jüngling zu seinem Begleiter. Schon erregten die Kenntnisse Gerberts Aufsehen, und Papst Johann XIII., der für den jungen Mönch Theilnahme zeigte, empfahl ihn Otto dem Großen. Der Kaiser wünschte den vielversprechenden Jüngling an seinen Hof zu fesseln, gab jedoch dessen dringenden Bitten nach, daß er nach Frankreich zurückkehren dürfe, um seine wissenschaftlichen Studien zu vollenden. Von den sieben freien Künsten, wie man sie damals lehrte, fehlte Gerbert nur noch die Dialektik, in der man den Abschluß der gesammten gelehrten Bildung sah. Reims hatte durch das Studium der Dialektik längst einen Namen gewonnen: Gerbert begab sich deshalb hierhin, wo er an dem Erzbischof Adalbero einen Gönner und bald einen Freund fand. Aus einem Schüler wurde Gerbert schnell zum Lehrer. Reims erhob sich durch Adalberos und Gerberts vereinte Bemühungen zur ersten Schule Frankreichs; von weit und breit strömten Gerbert vornehme Schüler in Masse zu. Gegen Weihnachten 980 begab sich der Erzbischof nach Ita-

lien und ließ sich von seinem gelehrten Freunde begleiten; zu Pavia begegneten sie Kaiser Otto II. und seinem Hofstaate, in dem sich der gelehrte Otrik befand, zu jener Zeit der gefeiertste deutsche Gelehrte, „der Cicero Sachsens,“ der seit einer Reihe von Jahren der Schule zu Magdeburg einen besonderen Glanz verlieh. Gerbert und Otrik, schon früher über einzelne dialektische Streitfragen uneinig, fanden Gelegenheit jetzt persönlich und zwar vor den Augen des Kaisers, den sie auf seiner Fahrt nach Ravenna begleiteten, ihre Kräfte zu messen, und Gerbert soll als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein. Er gewann sich hierdurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert erhielt die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien, mit der auch die Grafschaft verbunden war; der Mönch von Aurillac trat hierdurch in die Reihe der Reichsfürsten Italiens ein und leistete dem Kaiser den Lehnseid. Für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich, schwelgte Gerbert in dem neugewonnenen Glück, aber es dauerte nur kurze Zeit. Rings von Feinden und Neidern umgeben, fühlte er sich nach der Niederlage seines hohen Gönners so unsicher in seiner Abtei, daß er sie im Jahre 983 flüchtig verließ. Nachdem er sich zu Pavia von der Kaiserin Adelheid verabschiedet hatte, kehrte er nach Reims zu seinem Freunde Adalbero zurück, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein eigenes Interesse — denn er hatte die Hoffnung, unter günstigeren Verhältnissen nach dem reichen Bobbio zurückzukehren, durchaus nicht aufgegeben — und das Interesse seines Freundes trieben ihn jetzt in gleicher Weise in den Kampf gegen Heinrich. Eine unglaubliche Rührigkeit entfaltete er in demselben, wie er denn zu den seltenen Gelehrten gehörte, die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, leicht alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum erschöpft. Während Gerbert in Reims seine Studien verfolgte und zugleich als Lehrer wieder auftrat, unterhielt er unausgesetzt Verbindungen mit allen einflußreichen Persönlichkeiten des deutschen und französischen Reichs; sein Briefwechsel, der uns zum Theil erhalten ist, ging nach allen Seiten, während er zugleich persönlich die wichtigsten Verhandlungen, von Stadt zu Stadt in Lothringen und den nordfranzösischen Provinzen umherreisend, anbahnte und führte. Alle seine Bestrebungen aber liefen da-

mals, hauptsächlich von Adalbero geleitet, auf den einen Zielpunkt hinaus, Lothringen dem Sohn der Theophano zu erhalten und Heinrichs Partei in dem Lande zu unterdrücken.

Adalbero und die Seinen hegten die Besorgniß, daß König Lothar sich für Heinrich erklären würde und sie, so von beiden Seiten bedrängt, die Sache des jungen Königs und ihre eigene würden aufgeben müssen. Da aber geschah, was Niemand erwartet hatte: Lothar trat öffentlich gegen Heinrich auf, nahm selbst die Vormundschaft als Oheim des jungen Königs in Anspruch und gab den Entschluß zu erkennen, ihn Heinrichs Händen zu entreißen. Obwohl seine Absicht dabei keine andere sein konnte, als sich sein angebliches, aber in keiner Weise begründetes Recht auf die Vormundschaft mit der Abtretung Lothringens von Heinrich abkaufen zu lassen, entsagte er doch zum Schein öffentlich allen seinen Ansprüchen auf Lothringen und betheuerte weder seinem Neffen die Krone entreißen, noch sich in die Mitregentschaft des deutschen Reichs eindrängen zu wollen. Mochten nun Gottfried, Adalbero und ihr Anhang diesen Versprechungen Glauben schenken oder nicht, sie konnten nicht parteilos inmitten Heinrichs und Lothars stehen bleiben: deshalb schlossen sie sich sogleich ohne allen Rückhalt Lothar an, der von dem Augenblick an seine Partei in Lothringen mächtig anwachsen sah. Es kam Lothar sehr zu Hülfe, daß gerade damals eine größere Eintracht in seiner Familie herrschte als seit langer Zeit; er hatte sich nicht nur mit seinem Bruder Karl, Herzog von Niederlothringen, ausgesöhnt, sondern auch mit seinem Vetter Hugo Capet und dessen Brüdern ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das schon dadurch von großem Einfluß auf die obwaltende Frage war, daß Beatrix, Hugo Capets Schwester, für ihren minderjährigen Sohn Dietrich zu jener Zeit in Oberlothringen die herzogliche Gewalt übte. Die meisten lothringischen Großen leisteten alsbald Lothar als Vormund ihres rechtmäßigen Königs den Eid der Treue und stellten Erzbischof Adalbero von Reims, der jetzt ein Herz und eine Seele mit seinem Könige schien, als Unterpfand ihrer Treue Geiseln; selbst Ekbert von Trier sagte sich wieder von Heinrich los. Dietrich von Metz zog sich, von der allgemeinen Verachtung getroffen, von der Welt zurück; von allen Parteien gemieden, fand er bald darauf ein unbeklagtes Ende.

Kaum glaubte sich Heinrich im Besitz Lothringens gesichert, so sah er plötzlich die ganze Lage der Dinge geändert. Aber er war klug genug

die letzten Absichten Lothars zu durchschauen und sandte unverzüglich einen Unterhändler an ihn ab; er versprach dem Westfranken im Geheimen Lothringen, wenn derselbe von der Vormundschaft abstände und ihm die Länder östlich vom Rhein überließe. Zugleich verlangte Heinrich von Lothar eine persönliche Zusammenkunft binnen kürzester Frist; am 1. Februar werde er zu dem Ende sich zu Breisach am Rhein einstellen. Lothar ging auf Heinrichs Anerbieten ein, schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm und begab sich mit seinem Sohne Ludwig, der bereits zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt war, nach Breisach. Aber Heinrich ließ sich hier höchst befremdlicher Weise vergeblich erwarten; schon beschlich ihn die Furcht, sein ganzer Anhang möchte ihn zu derselben Stunde verlassen, wo es offenkundig würde, daß er Lothringen dem Westreiche preisgegeben habe. Mit Recht mußte Lothar über Heinrichs Ausbleiben unzufrieden sein, und so lockerte sich ihr Bund, ohne sich jedoch bereits völlig zu lösen.

Aber Lothars Absichten auf Lothringen waren kein Geheimniß geblieben. Daher brachen die Anhänger des jungen Königs noch schneller das ihm geleistete Versprechen, als sie es gegeben hatten; kaum entkam Lothar auf dem Rückweg von Breisach ihren Händen. Seine Widersacher griffen in Lothringen überall zu den Waffen, und Adalbero gerieth in Reims, wo er in den Händen Lothars war, in eine so gefahrvolle Lage, daß er sogar im Geheimen mit Heinrich verhandelte. Nur durch Waffengewalt konnte Lothar noch Lothringen zu gewinnen hoffen, und schon im Anfang März drang er mit Heeresmacht in das Land ein und ging zuerst auf Verdun los. Gottfried vertheidigte wacker seine Stadt, und nur ein unglücklicher Zufall brachte Verdun nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen in die Hände der Franzosen; bei einem Ausfall war nämlich Gottfried mit seinem Sohne Friedrich und seinem Oheim Siegfried gefangen worden. Aber daß Lothar weitere Fortschritte in Oberlothringen machte, verhinderten die Anhänger des jungen Königs, vor Allem die Söhne Gottfrieds. Auch in Niederlothringen, auf das Lothar dann seinen Angriff richtete, waren sie es vornehmlich, die die Vertheidigung des Landes leiteten. Nachdem Lothar die Sprengel von Cambray und Lüttich verwüstet hatte, kehrte er in sein Reich zurück. Verdun blieb in Lothars Händen, die gefangenen Grafen führte er heim; sonst war dieser Angriff auf Lothringen ohne nachhaltige Folgen.

Heinrich hatte sich, während er Lothringen Lothar überließ, nach Sachsen begeben. Er fand hier zuerst keinen erheblichen Widerstand, indem sich besonders die Geistlichkeit für die von ihm beanspruchte Vormundschaft erklärte. Vor Allem trat Erzbischof Gisiler auf seine Seite, der Mann, den Otto II. bis zur Unbill begünstigt hatte. Zum Palmsonntag (16. März) berief Heinrich alle geistlichen und weltlichen Großen Sachsens zu einem Landtage nach Magdeburg und legte hier, durch seine ersten Erfolge ermuthigt, unverhohlen seine Absicht an den Tag, die Krone dem Kinde zu entreißen, um mit derselben sein eigenes Haupt zu zieren. Er fand indessen nicht die erwartete Zustimmung; man wagte zwar nicht offen seinem verbrecherischen Plane zu begegnen, ja Manche versprachen ihm sogar zu huldigen, wenn das Kind, dem sie bereits geschworen hätten, sie ihres Eides entbinde, aber nicht Wenige verschmähten denn doch ein so betrügliches Spiel mit Eiden und entfernten sich heimlich, schon auf Mittel und Wege sinnend, das königliche Kind den Händen Heinrichs zu entwinden. Ohne sich durch diese Vorgänge warnen zu lassen, ging Heinrich nur hastigeren Schrittes auf sein letztes Ziel los. Am Osterfest, das er zu Quedlinburg verlebte, trat er bereits mit königlicher Pracht auf, ließ sich von den Seinigen als König anreden und von seinen alten Verbündeten, Boleslaw von Böhmen und Mesco von Polen, den Vasalleneid schwören; auch der Abodritenfürst Mistui erschien hier vor ihm und leistete Huldigung. Dennoch irrte Heinrich gewaltig, wenn er die übel gewonnene Herrschaft schon für gesichert hielt.

Gleich nach Ostern versammelten sich die ersten Männer des sächsischen Adels in der Hesseburg.*) Es waren vornehmlich der Herzog Bernhard, der Schwager Gottfrieds von Verdun, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich mit seinem Bruder Siegbert, Eckard, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Günther von Meißen, durch persönliche Verdienste schon damals einer der angesehensten Männer Thüringens, die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie waren theils von Alters her persönliche Feinde Heinrichs, theils ergebene Anhänger des Königshauses, das er aus der Herrschaft zu verdrängen suchte. Als sie daher in der Hesseburg zusammentraten, sagten sie sofort Heinrich förmlich ab und schwuren aufs Neue dem jungen Könige Treue. Sobald Heinrich von dieser Ver-

*) Die wüste Asselburg bei dem braunschweigischen Orte Burgdorf.

sammlung hörte, brach er von Quedlinburg mit einem bewaffneten Gefolge auf; denn er wollte die Versammlung, wenn er die Theilnehmer nicht durch Ueberredung gewönne, mit Gewalt auseinander sprengen. Als er nach der Pfalz Werla bei Goslar kam, nur drei Meilen noch von der Hesseburg entfernt, sandte er den Bischof Folkmar von Utrecht an die versammelten Fürsten ab, um die Künste der Ueberredung an ihnen zu versuchen. Aber schon auf dem Wege begegnete der Bischof den sächsischen Herren, die mit überlegenen Streitkräften gegen Heinrich anrückten, bei Seesen*); nur mit großer Mühe hielt er sie vom weiteren Vordringen zurück und vermochte sie auf kurze Frist Waffenstillstand zu schließen. Es wurde eine Tagfahrt anberaumt: da sollte sich Heinrich stellen und mit ihm ein endgültiges Abkommen getroffen werden.

Während die sächsische Geistlichkeit den Thronraub Heinrichs begünstigt hatte, war an dem weltlichen Adel des Landes sein Unternehmen gescheitert. Heinrich sah sich genöthigt Sachsen zu verlassen, um in den anderen deutschen Ländern sein Heil zu versuchen. Zuerst begab er sich nach Baiern, dem Lande seiner Geburt, das er vordem als Herzog verwaltet hatte. Ohne seiner Entsetzung zu achten, trat er als der rechtmäßige Herr des Landes auf, und wirklich empfingen ihn die Bischöfe freudig und begrüßten ihn als ihren Herzog und König; auch manche weltliche Großen Baierns fielen ihm zu. Aber dennoch fehlte viel daran, daß er es hier zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Herzog Heinrich der Jüngere war nicht gewillt um seines Vetters willen zum zweiten Male sein Herzogthum zu verlieren und zeigte sich diesmal als der entschiedenste Vertheidiger der königlichen Sache, die zugleich seine eigene war. Zwischen den beiden Heinrichen kam es in Baiern zu einem inneren Krieg, der für den Usurpator sich nicht günstig gewandt haben muß; denn er verließ alsbald Baiern wieder und wandte sich nach Franken, um dort sein Glück zu erproben.

Heinrichs Stern war bereits im Sinken. Weder in Lothringen, noch in Sachsen und Baiern hatte der Usurpator allgemeine Anerkennung gewonnen, und noch weniger konnte er in Franken und Schwaben auf große Erfolge rechnen. In diesen Ländern fand das königliche Haus damals seine ergebensten Anhänger; niemals hatte hier die Treue gegen den jungen Otto geschwankt. Vornehmlich waren es Herzog

*) Seesen ist ein braunschweigisches Städtchen.

Konrad von Schwaben, den Otto II. noch kurz vor seinem Tode mit dem Herzogthum belehnt hatte, und der Erzbischof Willigis von Mainz, welche die königliche Sache hier in allen Stürmen der Zeit aufrecht erhielten. Herzog Konrad war durch die Verbindungen seines aus Franken hervorgegangenen und dort ansässigen Geschlechts in diesem Lande ebenso einflußreich, wie in Schwaben, und Willigis Kirchenprovinz dehnte sich von den Maingegenden bis zu den Alpenländern aus. Als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg den jungen König verriethen, als sich die meisten deutschen Bischöfe Heinrich anschlossen und keiner ihm offen entgegenzutreten wagte, da war es unfehlbar von der höchsten Bedeutung, daß sich gerade der erste Kirchenfürst im Reich mit Entschiedenheit des rechtmäßigen Königs annahm und kein Mittel unversucht ließ, um ihm die Krone zu erhalten. Denn nicht allein auf Franken und Schwaben beschränkte sich Willigis Wirksamkeit, sondern umfaßte das ganze Reich. Er war recht eigentlich der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die gerechte Sache in den deutschen Ländern, und seine Verbindungen erstreckten sich über Deutschland hinaus auch auf Frankreich und Italien. Mit Adalbero von Reims, mit Gerbert, mit Allen, die in Lothringen für den König kämpften, stand er in steter Unterhandlung; er unterstützte die getreuen sächsischen Fürsten und hatte seine gesammten Lehnsmannen in Sachsen und Thüringen zu dem Tage auf der Hesseburg gesandt; er war es zugleich, der Theophano und Adelheid, die noch jenseits der Alpen verweilten, von Allem unterrichtete, was diesseits geschah, und in Gemeinschaft mit den sächsischen Getreuen sie jetzt aufforderte unverweilt an den Rhein zu kommen, wenn sie die Herrschaft dem Sohne des Kaisers erhalten wollten.

Und wer war dieser Willigis, an dem alle Ränke Heinrichs scheiterten, der das Reich damals seinem rechtmäßigen König erhielt und dem dann später wieder dieses Heinrichs Sohn die Krone verdanken sollte; dieser Mann, der länger als ein Menschenalter auf die Geschicke unseres Vaterlandes einen unberechenbaren Einfluß geübt hat? Er war in niederem Stande in dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweigischen geboren, doch waren seine Eltern freien Standes und setzten von früh an große Hoffnung auf den begabten Knaben. Seine Mutter hatte, als sie schwanger war, ein merkwürdiges Gesicht gehabt; es war ihr, als ob aus ihrem Schoße die Sonne hervorleuchte und mit ihren flammenden Strahlen weithin die Welt erhelle. Willigis wurde

für den geistlichen Stand erzogen und that sich durch Einsicht und Geschicklichkeit bald so hervor, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die Kanzlei aufnahm. Hier diente er eifrig und treu dem großen Kaiser und dessen Sohne, und so hoch hielt Otto II. von Willigis geistigen Gaben, daß er, als das Erzbisthum Mainz im Jahre 975 erledigt wurde, ihm dasselbe übertrug und ihn damit zugleich zum alleinigen Erzkanzler für die deutschen Länder ernannte. Die spätere Sage erzählt, Willigis Vater sei ein Wagenbauer gewesen und die Mainzer Domherren, bitter erzürnt, daß ihnen der Sohn eines Handwerkers zum Erzbischof gegeben sei, hätten zu seiner Verhöhnung mit Kreide an die Thür seines Hauses Räder gemalt mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,
Gedenk, woher du kommen bist;

er selbst aber habe sich seiner Abkunft so wenig geschämt, daß er vielmehr das Rad in sein Wappen aufgenommen, und daher stamme das weiße Rad auf rothem Grunde im Mainzer Wappen. Das ist eine spätere grundlose Mähre, aber gewiß ist, daß der Kaiser bei dieser Wahl heftigen Widerspruch erfuhr. Viele meinten, es gezieme sich nicht, daß den ersten deutschen Bischofsstuhl, den vor Kurzem noch ein Kaisersohn eingenommen, ein Mann unedler Abkunft besteige. Doch der Kaiser achtete auf solchen Widerspruch nicht, und die Folge erwies, wie trefflich seine Wahl gewesen war. Denn nicht nur diente Willigis, in dessen Händen die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten lagen, ihm selbst mit ausgezeichneter Treue, sondern er erhielt auch seinem Sohne die Krone, die er ihm zu Aachen auf das Haupt gesetzt hatte. Willigis war es, der — um sich einem Ausdruck Gerberts anzuschließen — das zarte Lamm dem Wolfe entriß und der Mutter zurückgab.

Als Heinrich nach Franken kam, wurde ein Tag auf den Bürstädter Wiesen am Rhein, unfern von Worms, anberaumt. Hier erschien Heinrich mit seinem Anhang, ihm gegenüber Willigis und Herzog Konrad mit den fränkischen Großen. Heinrich versuchte alle Künste seiner Beredsamkeit, um die Franken wankend zu machen, aber Willigis und Konrad verharrten unerschütterlich in der Treue für den jungen König. Sie hielten dadurch die schwankenden Gemüther aufrecht, so daß endlich die fränkischen Großen einmüthig den Beschluß faßten, nicht nur bis zum letzten Athemzuge ihren dem jungen Könige geschworenen Eid treu zu bewahren, sondern auch gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen

zu ergreifen. Einen solchen Widerstand hatte Heinrich nimmermehr erwartet. Er fühlte sich einem Kampf mit den Franken nicht gewachsen; sein Muth entschwand, und er verstand sich zu dem eidlichen Versprechen auf einem neuen Tage, der zu Rara (wahrscheinlich Kloster Rohr bei Meiningen) am 29. Juni abgehalten werden sollte, sich in Person einzustellen, um dort den königlichen Knaben seiner Mutter und seinen Getreuen auszuliefern. Das war die erste große Demüthigung, zu der sich der Usurpator verstehen mußte und mit der er sein verwegenes Beginnen schon so gut wie aufgab. Die Festigkeit des Erzbischofs Willigis, der einmüthige Widerstand der fränkischen Großen, zugleich aber auch ein Umschwung der Dinge in Lothringen hatten ihn dahin gebracht.

Denn noch immer stand Heinrich mit König Lothar im Bunde, und dieser hatte sich aufs Neue sorglich zu einem Angriff auf Lothringen gerüstet. Aber im Geheimen hatten sich inzwischen Lothars Gegner in Lothringen, wie in seinem eigenen Reiche, mit Hugo Capet und seinen Brüdern verständigt und Lothars Bund mit diesen seinen Vettern zu trennen gewußt; dadurch war auch die Herzogin Beatrix von Oberlothringen, Hugo Capets Schwester, auf die Seite von Lothars Gegnern gebracht, und durch sie kam die ganze Capetingische Partei in Frankreich mit den Anhängern des jungen Königs in Deutschland in die engste Berührung. Gerbert zeigte in dieser Sache abermals die größte Thätigkeit, wohl noch mehr im Interesse seines Erzbischofs, als des jungen Königs. Als nun Lothar am 11. Mai seine Getreuen aus Frankreich und Lothringen zu Compiègne um sich versammelte, um seine Heerfahrt gegen Lothringen zu eröffnen, da erscholl plötzlich die unerwartete Kunde, Herzog Hugo habe 600 Ritter aufgebracht und eile herbei, um die Versammlung zu sprengen. Sofort stoben die Anhänger Lothars auseinander, und jener Zug, auf den er und Heinrich große Hoffnungen gebaut hatten, mußte unterbleiben. Die Sache des königlichen Kindes schien damit auch in Lothringen gewonnen.

Zu derselben Zeit schmolz in Sachsen und Thüringen Heinrichs Partei mehr und mehr zusammen. Der Waffenstillstand, den die Königlichen mit ihm geschlossen hatten, war abgelaufen, und trotz seines verbürgten Wortes hatte sich Heinrich zu der anberaumten Tagfahrt nicht gestellt. Die Königlichen griffen deshalb abermals zu den Waffen und überfielen die Burg Ala, die einem der treuesten Anhänger Heinrichs, dem Grafen Ekbert, gehörte. Ala, wahrscheinlich das heutige Alach bei

Erfurt, wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert in Haft gehalten hatte, die Freiheit zurückgegeben. Darauf griffen die Königlichen den Grafen Wilhelm, einen anderen Genossen Heinrichs, an und umlagerten dessen Burg Weimar. Heinrich sah, daß seine Freunde in Sachsen und Thüringen in der größten Gefahr schwebten, und beschloß ihnen deshalb zu Hülfe zu eilen: aber er fand alle Zugänge des Landes von Süden und Westen her versperrt und keinen anderen Ausweg, als sich nach Prag zu seinem Bundesgenossen Herzog Boleslaw zu begeben, um mit dessen Unterstützung durch die Mark Meißen von Osten her in Sachsen einzudringen. Ein böhmisches Heer geleitete Heinrich bis in die Gegend von Oschatz, wo er auf ihm ergebene Männer stieß und mit ihnen seinen Weg fortsetzte. Die Böhmen nahmen auf ihrem Rückzuge durch List die Burg Meißen ein, und Boleslaw, dem viel an dieser Grenzfeste gegen sein Herzogthum gelegen war, kam bald darauf selbst nach Meißen, um von der Burg Besitz zu ergreifen; er vertrieb sogar, um sich die Gunst der umwohnenden Wenden zu gewinnen, den Bischof Volkold und machte so auch dieser Stiftung Ottos des Großen für den Augenblick ein Ende. Schon zeigte sich deutlich, in wie eigennützigen Absichten die slawischen Fürsten die Usurpation Heinrichs unterstützten.

Kaum hatten die Königlichen vernommen, Heinrich sei wieder in Sachsen, so brachen sie von Weimar auf und zogen ihm entgegen. Bei einem Orte, der Iteri genannt wird, das jetzige Eythra an der Elster, begegneten sie ihm und lagerten sich, um ihn am anderen Tage mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. Heinrich fühlte sich ihnen in keiner Weise gewachsen und schickte den Erzbischof Gisiler als Unterhändler an sie ab, der aber nicht mehr erwirkte, als daß sie Heinrich freies Geleit durch das dicht von den Ihrigen besetzte Land zusicherten, wenn er das eidliche Versprechen wiederholen würde, den König zu Rara seiner Mutter auszuliefern, und sich zugleich entschlösse alle seine Burgen in Sachsen, mit Ausnahme von Merseburg, Walbeck und Frosa, ihnen zu übergeben. Heinrich sah sich genöthigt auf diese Bedingungen einzugehen. Er leistete am folgenden Tage den verlangten Eid und überlieferte seine Burgen: dann ließ man ihn nach Merseburg ziehen, wo seine Gemahlin Gisela lange mit Ungeduld seiner wartete. Hier entließ er seine Freunde, nachdem er ihnen erklärt hatte, er entsage der Krone; er dankte ihnen für die bewiesene Treue und bat sie nur noch auf dem

Tage zu Rara zu erscheinen, damit er nicht als ein verlassener Mann schutzlos in die Hände seiner Feinde gegeben würde.

Indessen kam die Kaiserin Theophano über die Alpen. Sobald sie von dem Auftreten Heinrichs gehört und vernommen hatte, daß ihr königlicher Sohn in der Gewalt ihrer Feinde sei, hatte sie Rom, das sie der Obhut des ihr ganz ergebenen Papstes anvertraute, verlassen und sich nach Pavia begeben. Hier verweilte die Kaiserin Adelheid als Statthalterin im lombardischen Königreich mit ihrer Tochter Mathilde. Bei den nahen Verhältnissen Adelheids zu Lothar und Heinrich war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung sie jetzt zu Theophano und ihrem Sohne einnehmen würde. Was nun aber auch in ihrem Herzen für jene Männer sprechen mochte, die Liebe zu ihrem Enkel, dem rechtmäßigen König, gewann doch die Oberhand, und sie vergaß alles dessen, was sie sonst von Theophano getrennt hatte; zärtlich nahm sie die Schwiegertochter auf, tröstete sie und verband sich mit ihr auf das Engste, um die Krone dem kleinen Otto zu sichern. Als dann Willigis die Kaiserinnen nach Deutschland rief, zogen sie mit Mathilde über die Alpen; sie nahmen ihren Weg durch Burgund, wo sich König Konrad, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, ihnen anschloß, dann durch Schwaben, wo sie Herzog Konrad geleitete. So kamen sie rechtzeitig (29. Juni) zu dem nach Rara anberaumten Tage und fanden hier alle ihre Anhänger versammelt, entschlossen dem rechtmäßigen Könige die Herrschaft auf jede Weise zu sichern.

Wirklich erschien Heinrich, diesmal seinem Worte getreu, mit dem königlichen Knaben; auch ihn geleitete ein zahlreiches Gefolge. Eine ungemein glänzende Versammlung hatte sich zusammengefunden; es waren nicht allein die weltlichen und geistlichen Großen der deutschen Länder, sondern auch viele angesehene Männer aus Italien und dem Westfrankenreiche, Burgund und den slawischen Gegenden erschienen; man fühlte es, daß über eine Frage entschieden werden sollte, von der die Zukunft des ganzen Abendlandes abhing. Wir kennen die Verhandlungen dieser so wichtigen Versammlung nicht näher, aber so viel ist gewiß, daß sich Heinrich nicht ohne weiteres ergab. Lange wurde mit Worten gestritten, die entgegenstehenden Parteien geriethen hart aneinander, als ein himmlisches Zeichen, wie erzählt wird, plötzlich die Gemüther wandte. Man sah am hellen Mittag einen Stern aufgehen und deutete diese Erscheinung als eine göttliche Entscheidung zu Gun-

sten des jungen Königs; Alle, Weltliche und Geistliche, stimmten ein Loblied an und drangen mit Gewalt in Heinrich, nicht länger vergeblich dem Willen Gottes zu widerstreben. So überwältigt lieferte Heinrich den Knaben der Mutter und Großmutter aus, entsagte dem königlichen Namen und entließ alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht. Sie erhielten Verzeihung, nicht minder Heinrich selbst, für den sich sein Schwiegervater Konrad und viele angesehene Männer dringend verwandten; ja man machte ihm sogar Aussicht, daß er sein ererbtes Herzogthum Baiern zurückempfangen solle, obwohl man dies Heinrich dem Jüngeren, der sich so treu in dieser Zeit zum König gehalten hatte, nicht ohne Weiteres entziehen konnte. Man schied also ohne Alles verglichen zu haben, aber man einigte sich doch in der Hauptsache, indem nun die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes und Reichsverweserin allgemein anerkannt wurde; die unverglichenen Punkte sollten auf einem neuen Tage, der abermals nach den Bürstädter Wiesen berufen wurde, ausgetragen werden und inzwischen die Waffen ruhen. Die Kaiserinnen begaben sich nach Sachsen, wo sie den jungen König zu ritterlicher Erziehung dem Grafen Hoiko übergaben. Heinrich ging nach Baiern; schon stand sein Sinn mehr nach seinem alten Herzogthume als nach dem Reiche.

Viel war für die Herrschaft der Kaiserin und ihres Sohnes gewonnen, aber doch nicht alle Gefahr beseitigt. Denn Heinrich, der nur bis zur neuen Tagfahrt Waffenstillstand geschlossen hatte und bereits neue Streitkräfte um sich sammelte, um sich mindestens sein altes Herzogthum zu erkämpfen, stand noch immer mit König Lothar in Verbindung, und dieser hatte, da es ihm inzwischen gelungen war sich mit Hugo Capet auszusöhnen, aufs Neue seinen Blick auf Lothringen gerichtet. Unterstützt nicht allein von Hugo, sondern auch von seinem eigenen Bruder Karl, der mit vielen Großen Lothringens zu ihm gekommen war und seine Dienstleistungen ihm angeboten hatte, rüstete Lothar einen neuen Zug gegen das Ostfrankenreich, der aber durch die Herzogin Beatrix, die Schwester Hugo Capets, glücklich im rechten Augenblick vereitelt wurde. Ihr Interesse trennte sich jetzt von dem ihres Bruders und seiner Freunde. Zum guten Glück starb am 7. September Bischof Dietrich von Metz, voll Reue über sein Vergehen; das reiche Bisthum Metz war erledigt, und Beatrix wünschte dringend dasselbe für ihren jungen Sohn Adalbero. Sie erwirkte dies

von Adelheid und Theophano, verließ deshalb die Sache ihres Hauses und schloß sich eng der königlichen Partei in Deutschland an, der sie nun die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Durch ihre unermüdliche Thätigkeit zog sie bald alle Gegner der Theophano in Lothringen auf deren Seite hinüber und befestigte die Schwankenden in der Treue. Damit waren Lothars Pläne und zugleich die letzten Hoffnungen, die Heinrich auf einen Einfall desselben in Lothringen gegründet hatte, vernichtet.

Unter solchen Verhältnissen kamen die deutschen Fürsten abermals auf den Bürstädter Wiesen am Rhein zusammen. Am 19. October waren die Kaiserinnen mit dem königlichen Knaben zu Worms; auch Heinrich stellte sich ein, und fast alle Großen Frankens und Lothringens erschienen, um an den Reichsverhandlungen theilzunehmen. Diese führten alsbald dahin, daß die lothringischen Großen aufs Neue dem jungen Kaiser Treue und Gehorsam gelobten, aufs Neue die Regentschaft der Kaiserin anerkannten. Aber zu einer Einigung über die zu Rara nicht ausgetragene Sache Heinrichs kam es auch jetzt nicht; seine Ansprüche auf Baiern wurden nicht nur nicht befriedigt, sondern scheinen jetzt sogar, wo die größte Gefahr beseitigt war, weniger Anerkennung gefunden zu haben als früher. So griff er abermals zu den Waffen; der Kampf zwischen ihm und Heinrich dem Jüngeren entbrannte aufs Neue, wurde aber bald — vermuthlich nach einigen Verlusten des Letzteren — durch einen Grafen Hermann geschlichtet. Heinrich der Jüngere erklärte sich bereit dem baierschen Herzogthum zu entsagen, wenn ihm Kärnthen und die italische Mark erhalten blieben. Als nun im Anfange des Jahres 985 die Kaiserinnen sich mit dem König zu Frankfurt aufhielten, erschien Heinrich vor ihnen, demüthigte sich, gestand im Angesichte alles Volkes reuevoll seinen Fehltritt ein und bat um Gnade. Nachdem er dann mit zusammengelegten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vasalleneid geleistet, wurde er von Neuem mit Baiern belehnt und trat in die Rechte wieder ein, die ihm als nächstem Verwandten des Königs gebührten.

Das nächste Osterfest feierte die kaiserliche Familie zu Quedlinburg und hier dienten dem königlichen Kinde die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnthen zu Tische, wie es einst bei der Krönung Ottos des Großen zu Aachen geschehen war: hier erschienen auch am Hofe Boleslaw und Mesco, der Böhmen- und Polenherzog,

unterwarfen sich Otto III. und leisteten ihm den Vasalleneid. Nur mit König Lothar blieben die Sachen unausgetragen, da er den Grafen Gottfried und die Stadt Verdun nicht ausliefern wollte, aber bei der durch die Herzogin Beatrix in Lothringen hergestellten Eintracht lag jede Besorgniß fern, daß Lothar einen neuen wirksamen Angriff auf die Rheingegenden unternehmen könnte. So war endlich die Ruhe im Inneren hergestellt, das Kind auf dem Throne seines Vaters gesichert, und die griechische Fürstin herrschte mit kaiserlicher Macht als Vormünderin ihres Sohnes über das abendländische Reich.

Herzog Heinrich war auf denselben Wegen gewandelt, die einst sein Vater in jungen Jahren betreten hatte; er war zu demselben Ziele gelangt, wie jener, zu der Einsicht, daß kein Heil sei, als in der Unterwerfung unter das von Gott geordnete Königthum. Seine Reue war aufrichtig, wie sein ganzes späteres Leben und sein Tod zeigten. Das Volk vergaß den Namen „des Zänkers" und nannte ihn „den Friedliebenden"; denn nirgends in den deutschen Ländern war in der Folge der Landfriede besser bewahrt als in Baiern, wo man Heinrich als „Vater des Landes" pries. Als er zehn Jahre später seinem Ende nahe stand, war seine letzte Ermahnung an seinen Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn. Ich fühle tiefe Reue, daß ich dies jemals gewagt habe."

Heinrich sah in dem schlimmen Ausgang seines Unternehmens ein Gottesurtheil; nicht anders das deutsche Volk, das zu jener Zeit sang:

König sein wollt' Herzog Heinrich,
Gott im Himmel wollt' es nicht.

Fragt man sich aber, wie es zu diesem Ausgang kam, so war es doch hauptsächlich die Persönlichkeit des Erzbischofs Willigis, welche die Entscheidung herbeiführte. Dieser Mann, der Sohn eines niedersächsischen Bauern, gewann, ganz durchdrungen von den Ideen der Reichseinheit, wie sie die beiden Ottonen ausgebildet hatten, einem kühnen und verschlagenen Fürsten, der so viele Kaiser, Könige und Herzoge zu seinen Ahnen zählte und dessen Absichten die Zeitumstände auf wunderbare Weise zu begünstigen schienen, den vollständigsten Sieg ab; der stolze Fürst mußte sich vor dem Bauerssohn auf das Tiefste demüthigen. Weniger aber unterstützte die Geistlichkeit Willigis in

diesem Kampfe — wenigstens in Sachsen, Baiern und Lothringen war sie im Anfang überwiegend auf Heinrichs Seite — als der weltliche Adel, der sich in der Mehrzahl alsbald für den rechtmäßigen Herrn erhob. In diesem denkwürdigen Streit ist Manches mit Waffengewalt entschieden worden, aber bei weitem nicht Alles, ja nicht einmal die Hauptsache. Es ist eine irrige Annahme, daß zu jener Zeit der Erfolg lediglich auf die Kraft der Faust gestellt gewesen sei und jedwede Entscheidung über staatliche Verhältnisse allein auf der Fülle äußerer Machtmittel, welche die Gewalthaber entfalten konnten, beruht habe. Allerdings war es in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts kaum anders, und auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, griff man nur allzuleicht zum Schwerte, aber man wußte dabei doch recht gut, welchen Einfluß Klugheit und Umsicht auf die weltlichen Verhältnisse üben, und kannte eine Politik, die sich geistiger Mittel zu ihren Zwecken bedient. Wer die Briefe Gerberts aus dieser Zeit liest, der wird bald inne werden, daß die politischen Anschauungen, die einst die Zeit Karls des Großen durchdrungen hatten, von Neuem lebendig geworden waren und damit eine Staatskunst wieder in das Leben trat, die ideale Zwecke verfolgte und sich bewußt war, daß diese ohne geistige Kräfte niemals zu erreichen seien. Was ist in jenen Tagen nicht bedacht und durchdacht, wie viel ist verhandelt und unterhandelt worden? Man hat in der That nach Ottos II. Tode noch mehr mit Worten und Gründen, als mit dem Schwerte um die Krone gestritten! Es ist dem Geschichtsschreiber kaum möglich, alle die verschlungenen Fäden damaliger Politik deutlich zu erkennen; Vieles würde erst dann in ein klares Licht treten, wenn wir Willigis Briefe neben denen Gerberts besäßen.

Die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reichs, soviel ist klar, hatte schließlich doch die Oberhand behalten über allen Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme; der Kampf hatte sich für ein deutsches Königthum entschieden, das sich, wenn es eine besondere Ungunst der Verhältnisse nicht verhindert hätte, zu einem erblichen hätte entwickeln müssen. Denn die königliche Gewalt Ottos III. und schon die seines Vaters beruhten bei weitem mehr auf ererbter Macht, als auf der durch die Wahl erfolgten Anerkennung der Großen. Die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reichs und eines deutschen Volkes: das war das große bleibende Resultat der Regierungen Heinrichs und der beiden Ottonen,

welches selbst so stürmische Zeiten, wie sie dem Tode des zweiten Otto folgten, nicht mehr erschüttern konnten. Ob selbst ein Kind und ein griechisches Weib die Regierung erhielten, welche die volle Kraft eines deutschen Mannes erheischte, die deutschen Länder und deutschen Stämme blieben in einem einigen Reiche beisammen.

Aber nicht das deutsche Reich allein überdauerte den Sturm jener Tage, sondern auch die Verbindung dieses Reichs mit Italien und damit das römische Kaiserthum deutscher Nation erhielt sich: das war das weitere große Ergebniß der bisherigen Entwicklung. Wenn auch noch mehr als zehn Jahre vergingen, ehe Otto III. die kaiserliche Krone zu Rom empfing, das Kaiserthum erlosch deshalb nicht, sondern die Gewalt desselben wurde nach wie vor von der vormundschaftlichen Regierung geübt. Denn sichtlich beruhte diese Gewalt nicht sowohl auf der Krönung des Papstes, als vielmehr auf der Verbindung des italischen Reichs mit dem deutschen. Das Kaiserthum war mit der Herrschaft über Italien als ein untrennbares Eigenthum der deutschen Krone zugefallen; es war, wie man sich später ausdrückte, an die deutsche Nation gekommen. Und schon hatte die Herrschaft der Ottonen tiefer, als man glauben sollte, in Italien eingewirkt; man fing auch dort an die heilsamen Wirkungen eines geordneteren Zustandes zu erkennen. Nur hieraus ist zu erklären, daß, während das deutsche Reich in den bedenklichsten Parteikämpfen lag, dort trotz aller drohenden Anzeichen nicht einmal der Versuch gemacht wurde, durch eine einmüthige Erhebung das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Man fühlte, es war eben Alles anders, wie zu den Zeiten der burgundischen Herrschaft.

Die Absichten Ottos II., das italische Reich dem deutschen eng zu verbinden und sich durch die Vertreibung der Griechen und Araber die ganze Halbinsel zu unterwerfen, mußten freilich aufgegeben werden; genug, wenn sich behaupten ließ, was in den letzten Jahrzehnten gewonnen war. Aber dies gelang in der unerwartetsten Weise. Wohl war es ein Glück, daß durch innere Kämpfe die Kraft der Araber in Sicilien gelähmt und ihr Muth durch den Tod Abulkasems gebrochen war, so daß sie Nichts als einzelne planlose Raubzüge gegen das italische Festland zu unternehmen wagten. Nicht minder hatte man es dem Glück zu danken, daß das byzantinische Reich, für welches nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt eintrat, um seine erschütterte Herrschaft in Unteritalien herzustellen, denselben fast ungenützt vorübergehen ließ.

Wenn auch ein griechisches Heer landete und mit leichter Mühe Apulien und Calabrien wieder besetzte, so wurde die Sache des Ostreichs doch ohne alle nachhaltige Kraft und ernste Ausdauer geführt; nicht einmal so weit gedieh man, die langobardischen Fürstenthümer von Neuem der Herrschaft Constantinopels zu unterwerfen. In Benevent und Capua hielten sich die Verhältnisse ganz so, wie sie zuletzt Otto II. geordnet hatte; Pandulf und Landenulf behaupteten sich in der Herrschaft. In Salerno trat allerdings ein Umschwung der Dinge ein; denn gegen Herzog Manso, der in der letzten Zeit Ottos II. Oberhoheit über Salerno und Amalfi anerkannt hatte, empörten sich zuerst die Bürger von Amalfi, dann auch die langobardische Bevölkerung von Salerno. Die Salernitaner warfen Johann, Lamberts Sohn, einen Mann vom langobardischen Adel, zum Fürsten auf, der sich dann in voller Freiheit gegen das morgenländische Reich, wie gegen die deutsche Herrschaft zu erhalten suchte. Manso gewann Salerno nie wieder; wohl aber kam er wieder in den Besitz von Amalfi, indem er sich scheinbar von Neuem in die Abhängigkeit von Constantinopel fügte, aber in Wahrheit als ein freier Fürst dastand. Auch Neapel und Gaeta kehrten, als sie die Herrschaft des abendländischen Reichs nach Ottos II. Tode abgeworfen hatten, dem Namen nach unter die Oberhoheit des griechischen Reichs zurück. Aber die Macht der Griechen war auch hier nur ein Schein, da diese kleinen Staaten sich so gut wie selbstständig verwalteten. Das morgenländische Reich gewann demnach wenig oder Nichts von Belang durch die Niederlage und den Tod des zweiten Otto; dagegen erhielten sich alle jene Verbindungen, die einst der erste Otto durch seinen Bund mit Pandulf dem Eisenkopf in Unteritalien angeknüpft hatte.

Freilich schien es einige Zeit, als könnte der griechische Einfluß sogar in Rom selbst noch einmal Platz greifen. Denn kaum hatte Theophano die Stadt verlassen, so kehrte der Gegenpapst Bonifaz, der zehn Jahre vorher dort der deutschen Partei hatte weichen müssen, von Constantinopel zurück (April 984); mit griechischem Gelde gewann er einen Anhang in der Stadt, bemächtigte sich Johanns XIV. und kerkerte ihn in der Engelsburg ein, wo er nach vier Monaten eines gewaltsamen Todes starb (20. August). Inzwischen hatte Bonifaz selbst wieder den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber ehe noch ein Jahr verging, fand er ein jähes Ende, mit den Verwünschungen und dem Abscheu

aller Römer belastet (Juli 985). Nicht die deutsche Partei gewann durch seinen Tod sogleich die Oberhand, sondern die Gewalt blieb denen, die sich einst unter dem Dux Crescentius gegen Otto II. erhoben und ohne Frage auch die Rückkehr des Bonifaz unterstützt hatten; an ihrer Spitze stand des Crescentius Sohn, Johannes Crescentius mit Namen, der unter dem angemaßten Namen eines Patricius die Stadt beherrschte. Der Patricius war vordem des Kaisers Statthalter in Italien und Rom gewesen; für wessen Statthalter aber Johannes Crescentius galt, ist schwer zu sagen. Denn die Hoheit der morgenländischen Kaiser erkannte er selbst nicht dem Namen nach an, und mit dem deutschen Hofe stand er in völlig unklaren Verhältnissen; frei, wie einst Alberich, so scheint es, wollte er Rom beherrschen. Zum Papst erwählten die Römer damals Johann XV., eines römischen Priesters Sohn, ohne die Genehmigung der Theophano, wie man annehmen muß, zu der Wahl einzuholen. Ruhmlos hat Johann XV. mehr als zehn Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen, meist nur ein fügsames Werkzeug in der Hand des Crescentius, nicht einmal von der Geistlichkeit geachtet, da ihm das Wohl der Kirche wenig am Herzen lag und er nur darauf Bedacht nahm, wie er sich und die Seinen mit den Einkünften der Kirche bereichern könnte.

Zeigte sich so in Rom auch ein Widerstand gegen die Herrschaft der Deutschen und isolirte sich die Stadt wieder mehr von dem abendländischen Reiche, so wurde dagegen in Tuscien und in der Lombardei auch nicht einmal der Gedanke gehegt, eine durchgreifende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. In Tuscien vertrat Herzog Hugo, der in den letzten Zeiten Ottos II. hergestellt war, jetzt mit Eifer die Sache des jungen Königs, während in der Lombardei die Bischöfe, von den Ottonen so reich ausgestattet, es mehr in ihrem Interesse fanden sich durch engen Anschluß an das königliche Haus die erworbenen Rechte zu wahren und durch neue Privilegien zu erweitern, als sie durch den ungewissen Ausgang eines Kampfes gegen die Deutschen auf das Spiel zu setzen. Schon war auch der größte Theil des lombardischen Adels in den Vasallendienst der Bischöfe getreten und wurde durch deren Interesse in gleicher Weise an die königliche Familie gefesselt. Die Minderjährigkeit des Königs war der weiteren Entwickelung der bischöflichen Hoheit in den Städten des nördlichen Italien unzweifelhaft förderlich, ohne jedoch eine tiefer eingreifende Umgestaltung der bestehen-

den Zustände herbeizuführen. Die königlichen Rechte übte hier Adelheid, die Großmutter des Königs, welcher die von Otto II. ihr übertragene Statthalterschaft blieb und die meist zu Pavia residirte. Daß man sie seit einem Menschenalter recht eigentlich als die Königin des Landes ansah, mußte viel dazu beitragen, in diesen schwierigen Zeiten die deutsche Herrschaft in Italien zu erhalten.

Venedig, das Otto II. in seiner letzten Zeit mit Krieg bedroht und umlagert hatte, wurde durch seinen Tod schnell aller Besorgniß enthoben. Die Coloprini gaben die Belagerung auf und suchten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt zu erwirken. Aber umsonst bemühte sich Jahre lang Adelheid für sie; erst im Jahre 988 nahm Venedig die Flüchtlinge wieder auf. Der Vertrag, den die Republik mit Otto II. geschlossen hatte, wurde erneuert und alljährlich brachten abermals die Venetianer den Mantel und 50 Pfund Silber am königlichen Hofe als Tribut dar.

12.

Die Regentschaft der Griechin.

Eine wunderbare Fügung war es, daß einer griechischen Fürstin jetzt die Regierung des abendländischen Reichs zufiel, welches von Byzanz immer noch mit unverhohlener Eifersucht angesehen wurde. Je tiefer die Kluft war, welche die Entwicklung der lateinischen Christenheit von dem religiösen und politischen Leben der Griechen seit Jahrhunderten trennte, desto schwieriger war die Aufgabe, welche der jungen fremden Fürstin erwuchs, welche ungewöhnliche Ereignisse an die Spitze der abendländischen Welt gestellt hatten.

Die Natur des Ottonisches Kaiserthums war, wie gezeigt ist, von der Art, daß Alles auf der Persönlichkeit des Herrschers beruhte; nur ein durchgreifender Charakter konnte sich in der Herrschaft behaupten und mit den Mitteln derselben große Zwecke erreichen. Vor Allem schien aber jetzt eine außerordentliche Kraft erforderlich, wo die Herrschaft der Deutschen von allen Seiten bedroht und Manches von dem bereits Ge-

wonnenen sogar verloren war. Und nun sollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachsene Frau leisten, was die volle Seelenstärke des besten Mannes in Anspruch nahm! Nimmt man hinzu, daß diese Frau in Deutschland, wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes völlig entbehrte, die angestammten Fürsten freiwillig zufällt, daß sie alle die Vorurtheile zu tragen hatte, welche die abendländischen Völker gegen die Griechen hegten, daß sie überdies eines leichtfertigen Lebenswandels verdächtigt wurde und die schlimmsten Gerüchte von ihr geflissentlich ausgestreut waren, so wird man die ganze Schwere der Arbeit ermessen, welche sie, indem sie die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf sich nahm.

Aber Theophano war bereit Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls fortzusetzen und ihrem Sohn das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergriff sie die Zügel der Regierung, die sie sieben Jahre dann in rühmlicher Weise geführt hat. „Sie war" — so urtheilt von ihr Bischof Thietmar von Merseburg, der wahrlich keinen Grund hatte ihr zu schmeicheln, — „eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb; sie führte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reichs, indem sie die Hoffärtigen demüthigte, die Demüthigen erhob." Dieses Urtheil schlägt jede üble Nachrede nieder, die damals und später der trefflichen Frau bereitet ist, und läßt sie im Lichte der Wahrheit erkennen. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, sie sei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Theilnahme für das deutsche Volk gehabt: aber die Wahrheit ist, daß sie über den Pflichten, die ihre neue Heimath ihr auferlegte, ihr altes Vaterland fast vergessen und kein Recht des abendländischen Reichs jemals Constantinopel zum Opfer gebracht hat.

Zuerst mußte Theophano ihren Blick auf die wendischen Marken richten; hier war so gut wie Alles verloren, hier mußte die Ehre des Reichs um jeden Preis hergestellt werden. Der Zufall wollte es, daß durch den Tod der beiden Markgrafen Dietrich und Rikdag gerade da-

mals die Nordmark und die thüringische Mark erledigt wurden. Dietrich und Rikdag hinterließen Söhne: aber sei es nun, daß diese noch nicht das männliche Alter erreicht hatten, sei es daß sie nicht fähig schienen in so bedenklicher Zeit das Land zu vertheidigen, die Marken wurden nicht ihnen übertragen, sondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar aus dem Hause Walbeck, die thüringische Mark dagegen an den tapferen Eckard, dessen Vater Günther einst schon diese Mark verwaltet hatte. Es zeugt für die Entschiedenheit der Kaiserin, daß sie in so mißlicher Lage den Haß nicht scheute, den das Verlassen der Erbfolge bei der Vertheilung der Reichslehen stets den Regierenden erregte. Zugleich traf sie eine andere wichtige Veränderung. War unter Dietrich als Markherzog noch eine gewisse Verbindung zwischen den wendischen Marken erhalten worden, so wurde diese jetzt aufgelöst. Lothar, Dietrichs Nachfolger, stand durchaus nur in gleicher Stellung neben Eckard und dem Markgrafen Hodo, der seit dem im Jahre 978 erfolgten Tode des Markgrafen Thietmar die ganze Ostmark mit der Mark Lausitz verwaltete. Fortan also gab es außer der Billingschen Mark drei Markgrafschaften gegen die Wenden: die Nordmark, die Ostmark oder Mark Lausitz, und die thüringische Mark oder Mark Meißen, die völlig unabhängig von einander und von dem sächsischen Herzogthume standen; sie waren Fahnlehen, die allein von dem Könige abhingen.

Als Theophano so die Verhältnisse der Marken geordnet hatte, drang noch im Jahre 985 ein deutsches Heer in das Wendenland ein und durchzog es verheerend nach allen Seiten, kehrte aber ohne durchgreifende Erfolge erreicht zu haben zurück. Die von der Nordmark abhängigen überelbischen Gegenden blieben dem Reiche verloren; wenig mehr erhielt sich von der deutschen Herrschaft in der Niederlausitz, auf welche, wie es scheint, jener Kriegszug besonders gerichtet war; am ersten befestigten die Deutschen ihr Ansehen wieder in der Mark Meißen, welche Böhmen und die Oberlausitz überwachte. Es war besonders die Persönlichkeit Eckards, der man hier bessere Resultate verdankte. Eckard war, wie gesagt, der Sohn jenes Grafen Günther, dem Otto I. nach Geros Tode bei der Theilung der thüringischen Mark neben Wigbert und Wigger eine Markgrafschaft hier übertragen hatte, der aber bei Otto II. in Ungnade gefallen und seines Reichsamts entkleidet war. Mit seinem Vater war dann Eckard Otto II. nach Italien gefolgt; sein

Vater fiel in der blutigen Schlacht gegen die Araber, er selbst gewann sich durch treue Dienste die Gunst des Kaisers. Mit Kriegsruhm gekrönt, kehrte Eckard in die Heimat zurück und vermählte sich hier mit Swanehild, einer Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar. Schon war Eckard einer der angesehensten und reichsten Männer in den sächsisch-thüringischen Gegenden, und es war von entscheidender Bedeutung gewesen, daß er in dem verhängnißvollen Jahre 984 treu zu Theophano hielt. Den Lohn seiner Treue empfing er, indem er nicht allein die Markgrafschaft seines Vaters zurückerhielt, sondern ihm die thüringische Mark in dem ganzen Umfange, wie sie zuletzt Rikdag innegehabt hatte, übertragen wurde. Durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und ritterliche Sitte machte Eckard seiner vornehmen Geburt und seiner hohen Stellung Ehre; es lebte Etwas in ihm von der Art des alten Markgrafen Gero, nur daß er unter ein schwächlicheres Geschlecht versetzt, als die Zeit Ottos I. hervorgebracht, sich weniger in den ihm angewiesenen Schranken zu halten wußte und seinen Blick zu übermäßiger Höhe zu erheben wagte.

Die Mark Meißen bedurfte damals eines Mannes, wie Eckard, denn es zeigte sich bald, daß sich der Böhmenherzog Boleslaw nur scheinbar dem jungen König unterworfen hatte. Als Boleslaw Meißen, das er noch besetzt hielt, ausliefern sollte, weigerte er sich dessen entschieden, und schon im Jahre 986 mußte ein sächsisch-thüringisches Heer gegen ihn aufgeboten werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; sechsundvierzig feste Burgen sollen auf diesem Feldzug zerstört sein. Zum zweiten Male rückte im folgenden Jahre ein deutsches Heer in Böhmen ein und nöthigte Boleslaw endlich sich zu unterwerfen. Meißen wurde ausgeliefert und nun von Eckard besetzt, die Burgen an der Elbe hergestellt und dadurch die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden wieder gesichert. Bischof Volkold kehrte nach Meißen zurück, und damit trat mindestens eines der von Otto dem Großen im Wendenlande gestifteten Bisthümer wieder in das Leben. Vor allem beruhten diese Erfolge auf der Tüchtigkeit Eckards, und da es ihm gelang sich auch in der Folge gegen den Böhmenherzog zu behaupten und zugleich die Milzener in der Oberlausitz abermals zu unterjochen, stieg der Ruhm des Mannes von Tag zu Tag. Alle thüringischen Grafen beugten sich

willig vor ihm und erwählten ihn in der Folge zu ihrem Herzog; der König gab ihm einen großen Theil der Reichslehen zum erblichen Eigenthum und erhob ihn dadurch fast über alle seine Vasallen.

Daß sich der Böhmenherzog Boleslaw für den Augenblick zum Ziele legte, verdankte Theophano aber noch einem anderen glücklichen Umstande. Schon erstand neben der bedeutenden Macht, welche das böhmische Herzogthum im Osten gewonnen hatte, ein neues kraftvolles slawisches Fürstenthum unter den Polen. Mesco hatte im engen Anschluß an die Deutschen in gleicher Weise seine fürstliche Gewalt gestärkt, wie einst Boleslaw I. in Böhmen, und suchte jetzt durch Eroberungen sein Gebiet zu erweitern. Sein gefährlichster Nebenbuhler war der Böhme, und indem er die Deutschen gegen ihn unterstützte, diente er nur seinem eigenen Interesse. Deshalb zog er im Jahre 985 dem deutschen Heere gegen die Wenden zur Hülfe, deshalb stieß er im Jahre 986 abermals in Böhmen zum Heere des jungen Königs. Noch war er der willigste Dienstmann des jungen Königs, aber er legte die Fundamente eines Reichs, das bald genug der deutschen Herrschaft sehr gefährlich werden sollte.

Während im Osten die Herrschaft der Deutschen, wenn auch nicht ohne große Einbußen, doch im Ganzen aufrecht erhalten wurde, ging sie gleichzeitig im Norden, wo sie von jeher weniger befestigt war, fast ganz zu Grunde. Es ist bereits erzählt, wie sich gegen den alten König Harald Blauzahn, den Christenfreund und Vasallen des Kaisers, nach der Unglücksschlacht in Calabrien die Dänen erhoben und des Königs eigener Sohn Sven sich an die Spitze der Empörung gestellt hatte. Vater und Sohn rüsteten sich gegen einander zum Seekrieg; denn auf den Schiffen pflegten die Nordlandssöhne besonders ihre Kämpfe zu entscheiden. Erst an der Küste von Jütland, dann bei Seeland kam es zu blutigen Schlachten. Der Sohn blieb Sieger, und der Vater mußte sich vor ihm nach jener Jomsburg flüchten, die er einst in seiner Jugend, um sich von ihr aus das Wendenland zu unterwerfen, an der Mündung der Oder erbaut hatte. Längst hatte Harald diese entlegene Burg aufgegeben, die darauf bald von diesem, bald von jenem Vikingerschwarm besetzt war, der sich streit- und beutelustig auf dem baltischen Meere umhertrieb.

Oefters schon hatte die Jomsburg als Zufluchtstätte landesflüchtigen Nordlandssöhnen gedient, so zuletzt dem Palnatoke, einem aben-

teuernden Mann aus Fühnen, der in ihr eine Waffenbrüderschaft eigenthümlichster Art begründete. Kein Mitglied ward in dieselbe aufgenommen, das nicht vollwichtige Proben von Heldenmuth abgelegt hatte; kein Weib durfte die Burg betreten, Niemand länger als drei Nächte außer der Burg verweilen, jede Uebertretung der Satzungen zog ohne Weiteres die Ausstoßung aus dem Bunde nach sich. Der Wächter der Satzungen war Palnatoke, ohne dessen Geheiß auch kein Abenteuer unternommen werden durfte. Feigheit galt unter den Jomsburgern für die größte Schmach, schon ein furchtsames Wort war Verbrechen; gemeinsam theilten sie, wie alle Gefahren, so auch die auf ihren Zügen gewonnene Beute und hatten sich unter einander gleich Brüdern Blutrache geschworen. Das Reich Palnatokes war das offene Meer, und ein Heide, wie er noch war, hatte er mit allen seinen Schiffen Sven gegen den Vater Hülfe geleistet. So stand die Jomsburg während der Kämpfe zwischen Harald und Sven leer und wurde ohne Beschwerde von einem anderen Vikingerschwarm in Besitz genommen. An der Spitze desselben stand Olaf Tryggves Sohn, ein Sproß des alten norwegischen Königshauses, als Kind von Jarl Hakon aus dem Lande seiner Väter vertrieben, der dann in der Fremde von russischen Vikingern erzogen war und dort das Christenthum angenommen hatte. Fast noch ein Knabe war er darauf ausgezogen, um sein väterliches Reich zu erobern. Mit vielen Schiffen ging er in See und setzte sich zunächst in der Jomsburg fest. Zu ihm kam König Harald jetzt auf der Flucht und fand bei ihm Beistand, so daß er noch einmal den Kampf gegen seinen pflichtvergessenen Sohn beginnen konnte. Bei Helgenes, wahrscheinlich an der Küste von Bornholm, stritten Vater und Sohn zum dritten Mal mit einander. Die Schlacht blieb unentschieden. Müde des langen Haders, wollten die Kämpfenden sich endlich vertragen und beschlossen am folgenden Tage über den Frieden zu unterhandeln. Als aber der alte König an das Land kam und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Feinde sorglos durch einen Wald zog, traf ihn aus dem Gebüsch ein Pfeil Palnatokes. Verwundet schaffte man den alten Kriegshelden nach der Jomsburg, wo er am 1. November 985 starb. Seine Leiche wurde von seinen Kriegern nach Roeskilde gebracht und nach Christensitte unverbrannt in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt, die er daselbst aus Holz hatte erbauen lassen. Haralds Tod blieb für immer ein blutiger Flecken in der Geschichte des dänischen Reichs, und als hundert

Jahre später König Svend Estrithson dem Meister Adam von Bremen von diesen Geschichten erzählte, bekannte er: „Dieser Vatermord ist es, der Sven in das Verderben stürzte und den wir, seine Nachkommen, noch heute büßen."

Mit Haralds Tode unterlag für den Augenblick die christliche Kirche in Dänemark, ging der Einfluß der Deutschen für längere Zeit unter. Sven Gabelbart, wie ihn das Volk nannte, zeigte sich, obwohl er in seiner Jugend getauft war, als ein grausamer Verfolger der Christen. Die Bisthümer Aarhuus und Odense gingen ein; Ripen und Schleswig bestanden mehr dem Namen als der That nach. Es blieben wohl Christen in Dänemark, aber eine kirchliche Gemeinschaft konnte sich unter ihnen nicht erhalten; furchtsam und schüchtern erfüllten sie die Gebote ihres Glaubens, während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde. Alle Bemühungen des Erzbischofs Adaldag, die Wuth Svens gegen die Christen zu besänftigen, waren umsonst, und mit Bekümmerniß stieg der alte Heidenapostel in das Grab (28. April 988). Aber nicht ungestraft blieb Svens Verbrechen. Seine Herrschaft war nicht gesichert, da mit Haralds Untergang auch das alte Vikingerthum der nordischen Stämme so mächtig, wie nur je zuvor, wieder auflebte. Die Jomsburger waren Svens Feinde: sie überfielen sein Reich und nahmen ihn zweimal gefangen. Zweimal lösten die Dänen ihren König aus, aber doch wurde er bald darauf, als er zur Zerstörung der Jomsburg ausziehen wollte, ehe er noch in See ging, mitten in seinem Heere zum dritten Male von den Jomsburgern zum Gefangenen gemacht, und mit hohem Lösegeld, bei dem die dänischen Frauen selbst ihren Schmuck darbrachten, mußte das Volk zum dritten Male seinen König loskaufen. Sven wurde das Gespött der Seinen; sie nannten ihn einen Sklaven, den sie sich um Geld erhandelt hätten. Als wenig später der Schwedenkönig Erich Dänemark angriff und in mehreren Seeschlachten siegte, ließ Sven schimpflich sein Land in Stich und zog mit seinen Schiffen in fremde Meere, um dort ein abenteuerndes Leben zu beginnen. Er suchte eine Freistatt, aber lange umsonst. An den norwegischen, wie an den englischen Küsten verweigerte man ihm die Aufnahme, die ihm endlich in Schottland gewährt wurde. „So vertauschte er," sagt Thietmar, „Sicherheit und Ruhe mit unstetem Umherschweifen, Friede mit Krieg, sein angestammtes Reich mit der Fremde, Gott mit dem Teufel." Jahr für Jahr unternahm Sven von Schottland aus Raubzüge, auf denen

er vor Allem sein früheres Königreich heimsuchte; er hatte Gefallen an den Leiden der Seinen und rühmte sich, sie sähen jetzt, daß er nicht ein erkaufter Knecht, sondern ein freier Mann sei; hätten sie früher seine königliche Huld verschmäht, so sollten sie nun die Schwere seines Königszorns kennen lernen.

Erich, jetzt König der Schweden und Dänen, war zwar noch Heide, aber verfolgte doch die Christen nicht mit gleicher Erbitterung, wie Sven. Deshalb wagte der Erzbischof Libentius, der Adaldag gefolgt war und in dessen Geiste zu wirken suchte, einen Geistlichen, mit Namen Poppo an den König zu schicken, um ihn dem christlichen Glauben zu gewinnen. Es gelang diesem auf den König Eindruck zu machen; durch ein neues Feuerwunder soll er, gleich dem ersten Poppo, Erich zur Taufe vermocht haben. Seitdem erholte sich die Mission, in der vor Allen zwei reiche dänische Männer sich auszeichneten, die dem Königshause verwandt waren. Es waren die beiden Odinkar, Oheim und Neffe, Beide in Bremen erzogen. Der ältere predigte in Fühnen, Seeland, Schonen und Schweden; der jüngere wurde zum Bischof von Ripen geweiht. Auch Schleswig erhielt in dieser Zeit in Poppo, dem Wunderthäter, von Neuem einen Bischof. Aber zu nachhaltigen Erfolgen brachten es doch diese Prediger nicht, da Erich selbst bald wieder in das Heidenthum zurückfiel. Nur ein Kriegszug, wie der Ottos II., hätte der Mission kräftiges Leben geben können, und an eine Unterstützung desselben von Seiten der deutschen Fürsten war während der Minderjährigkeit des Königs kaum zu denken. Eine Abhängigkeit von dem deutschen Reiche erkannte Erich nicht an, und Herzog Bernhard hatte genug zu thun, die Mark Schleswig gegen neue Angriffe der Dänen zu schützen.

So sehr diese nordischen Kämpfe gewiß die Aufmerksamkeit der Theophano in Anspruch nahmen, so war doch ihr Blick vorzugsweise damals nach Westen gerichtet, wo unerwartete Ereignisse die Lage des westfränkischen Reichs und damit der ganzen abendländischen Welt wesentlich umgestalteten.

Die Erhebung der Capetinger.

Am 2. März 986 starb König Lothar im frischesten Mannesalter, und es folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der schon früher als des Vaters Mitregent gekrönt worden war. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überdies von geringen geistigen Fähigkeiten und schwachem Charakter, bedurfte der neue König einer Leitung, und es schien in der ersten Zeit, als ob er sich ganz der Führung seiner Mutter Emma, der Tochter der Kaiserin Adelheid, überlassen wollte. Lothar bis an sein Ende mit weitausschweifenden Plänen beschäftigt, stets mit der Hoffnung sich tragend, bei der Minderjährigkeit Ottos III. die Macht des Karolingischen Geschlechts herstellen zu können, endete ohne mit dem deutschen Reiche Frieden geschlossen zu haben; noch war Verdun in den Händen der Westfranken, noch Graf Gottfried, der Bruder des Erzbischofs Adalbero von Reims, in Gefangenschaft. Emma begriff, daß die Regierung ihres Sohnes ohne Beilegung der Streitigkeiten mit dem deutschen Reiche kaum zu sichern sei, zumal sie selbst an dem Hasse ihres alten Feindes Hugo Capets und ihres Schwagers Karl von Lothringen schwer zu tragen hatte. Der Friede mit der vormundschaftlichen Regierung in Deutschland war deshalb ihr nächstes Streben; die Vermittelung desselben erwartete sie vornehmlich von ihrer Mutter Adelheid, doch konnte sie auch den Beistand des Erzbischofs Adalbero von Reims und Gerberts, seines treuen Gehülfen, unter solchen Verhältnissen nicht entbehren. Daher änderte sich für den Augenblick die ganze Lage der Dinge im Westfrankenreiche. Adalbero gewann unerwartet das größte Ansehen am Hofe wieder, während Hugo Capet mit den Seinen sich zurückgesetzt sah.

Emma verlangte auf das Dringendste eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter, die in Remiremont abgehalten werden sollte; sie versprach sich in allen Dingen dem Rathe Adelheids zu fügen, während gleichzeitig auch Erbischof Adalbero mit der Kaiserin Theophano über den Frieden zu unterhandeln begann. Ob jene Versammlung abgehalten ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls hatte sie geringen Erfolg. Denn kurz darauf trat von Neuem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse am Hofe Ludwigs ein. Man erfüllte das Gemüth des leichtgläubigen Fürsten mit Verachtung gegen seine Mutter, indem man ihr namentlich ehebrecherischen Umgang mit dem Bischof Adalbero von Laon vorwarf und

ihm zugleich den Erzbischof von Reims als einen Verräther darstellte. Ludwig warf sich Hugo Capet ganz in die Arme und drohte sogar den Erzbischof in Reims mit Waffengewalt zu überfallen. Nur dadurch entzog sich Erzbischof Adalbero einem feindlichen Angriffe, daß er gelobte sich öffentlich von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Zu diesem Ende wurde ein Reichstag auf den 27. März 987 festgesetzt. Inzwischen aber wandte sich Adalbero an die Kaiserin Theophano, unterrichtete sie von Allem, was geschehen war, bat sie um ihren Beistand und versprach Gerbert zu ihr zu senden. Emma, ganz aus der ihrer würdigen Stellung verdrängt, ging gleichzeitig brieflich ihre Mutter mit den beweglichsten Klagen an, da sie Rettung und Heil nur von ihr erwarten konnte.

Theophano blieb bei diesen Dingen nicht gleichgültig; sie ging sogar damit um, ein Heer zu sammeln und Ludwigs Reich mit Kriegsmacht zu überziehen. Dies machte auf den jungen König Eindruck, und er zeigte sich geneigt einen Frieden mit dem deutschen Reiche zu schließen und sich mit seiner Mutter zu verständigen. Die Herzogin Beatrix von Lothringen, die Schwester Hugo Capets und vertraute Freundin der Kaiserin Adelheid, begab sich nach Compiegne; als geschickte Vermittlerin, wie sie sich auch diesmal bewies, brachte sie es dahin, daß sich Ludwig mit seiner Mutter aussöhnte und eine Zusammenkunft Beider mit der Kaiserin Adelheid, dem Herzog Karl von Lothringen und Herzog Heinrich von Burgund, Hugo Capets Bruder, verabredet wurde, auf der man die Grundlagen des Friedens mit dem deutschen Reiche feststellen wollte; am 25. Mai sollte diese Zusammenkunft zu Montfaucon stattfinden. Unter diesen Verhältnissen wurde der Reichstag, auf dem sich Adalbero rechtfertigen sollte, ausgesetzt und das gerichtliche Verfahren gegen ihn vertagt. Adalbero und Gerbert trauten jedoch der Zukunft noch keineswegs. Sie befürchteten, Theophano, deren freundliches Verhältniß zu Adelheid sich bereits wieder merklich gelöst hatte, würde jenes Abkommen, das ohne ihr Wissen getroffen war, mißbilligen, und leiteten neue Unterhandlungen über den Frieden unmittelbar mit ihr selbst ein. Da in der That auf allen Seiten der Wunsch nach einer Beilegung der Streitigkeiten rege war, führten diese Unterhandlungen schnell zum Ziele, und schon am 17. Mai wurde der Friede zwischen Ludwig und Theophano abgeschlossen, noch ehe jene Versammlung zu Montfaucon abgehalten werden konnte. Die Königin Emma und Erzbischof Adalbero

wurden mit ihren Feinden in Frankreich und Lothringen ausgesöhnt, namentlich auch mit dem Herzog Karl von Niederlothringen; zugleich entließ man Graf Gottfried, Adalberos Bruder, endlich seiner Haft und gab Verdun dem deutschen Reiche zurück. So schien ein festerer Zustand in dem Westfrankenreiche angebahnt und mindestens dessen Verhältnisse zu Deutschland dauernd geordnet, als ein plötzlicher Todesfall unvermuthet Alles abermals in Frage stellte.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens, am 21. Mai 987, verschied zu Senlis König Ludwig, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, ohne einen Erben zu hinterlassen. Ein unglücklicher Fall auf der Jagd soll einen Blutsturz zur Folge gehabt und dieser seinem Leben ein schnelles Ende bereitet haben. Vom Mannsstamme Karls des Großen lebte jetzt außer einem unehelichen Sohne Lothars, Arnulf, der dem geistlichen Stande geweiht war und damals zu Laon lebte, nur noch Lothars Bruder Herzog Karl von Niederlothringen mit zwei Söhnen, die im Knabenalter standen. Arnulf schlossen Geburt und Stand in gleicher Weise von der Nachfolge aus; Herzog Karl war daher der einzige berechtigte Erbe der französischen Krone und zögerte auch keinen Augenblick sein Anrecht auf dieselbe in Anspruch zu nehmen. Aber zu seinem Unglück befand er sich dabei in Verhältnissen, die ihm wenig Hoffnung ließen, dieses Anrecht zur Geltung zu bringen. Seit längerer Zeit war er ein Vasall des deutschen Reichs und seiner Heimath fast entfremdet. Er lebte in der Ehe mit Adelheid, einer Frau, die man nicht als ebenbürtig ansah, da ihr Vater Heribert von Troyes ein Vasall Hugo Capets war. Ueberdies konnte er ohne die Zustimmung der französischen Großen den Thron seiner Väter nicht zu besteigen hoffen, und unter diesen hatte er wenig Freunde und viele persönliche Widersacher; namentlich stand der ganze Anhang Hugo Capets, der jetzt augenscheinlich selbst nach der Krone trachtete, ihm entgegen; auch die Königin Emma, deren Ansehen die letzten Zeiten wieder etwas gehoben hatten, war mit ihren Freunden ihm abhold, da er sie und ihren Günstling, den Bischof Adalbero von Laon, auf das Schonungsloseste verfolgt hatte. Endlich lebte Karl seit langer Zeit in Feindseligkeiten mit dem Bischof Adalbero von Reims, dem das Krönungsrecht und damit ein erheblicher Einfluß auf den Gang der Dinge zustand. Aber so groß die Schwierigkeiten für ihn waren, Karl hoffte sie dennoch beseitigen zu können. Er begab sich sofort nach Reims

und versuchte den Erzbischof für sich zu gewinnen. Adalbero verlangte, er solle sich von seinem bisherigen Anhange trennen, der aus Kirchenräubern und Bösewichtern jeder Art bestände. Karl erwiederte, seine Lage erheische eher sich neue Freunde zu werben, als sich von den alten loszusagen. Der Erzbischof meinte, dann könne man von ihm als König nichts Gutes erwarten, und verwies ihn schließlich auf einen gemeinsamen Beschluß der Großen des Reichs, ohne deren Zustimmung er in dieser Sache nichts zu thun vermöge.

Diese Verhandlungen mußten für Karl fruchtlos bleiben, denn in der That war der Erzbischof von Hugo Capet bereits gewonnen und ihm verpflichtet. Als man zu Compiegne die Leiche König Ludwigs bestattete, hatten die versammelten Großen sogleich die Lage des Reichs in Betracht genommen. Noch schwebte damals die Anklage gegen Adalbero als Landesverräther, wie sie von dem verstorbenen König erhoben war, aber Hugo ließ es sein erstes Geschäft sein, von den anwesenden Großen zu erwirken, daß jedes weitere Verfahren gegen Adalbero niedergeschlagen wurde. „Gebet jeden Verdacht," sprach er zu den Großen, „gegen Erzbischof Adalbero auf und erweiset ihm als dem ersten Bischof des Reichs alle Ehre. Erkennet seine Rechtschaffenheit, seine Weisheit, seinen Adel an, und verehret ihn, wie er es verdient." Er übertrug dann unter Zustimmung der übrigen Großen Adalbero die Leitung der Berathungen über die Zukunft des Reichs, und sofort zeigte sich, in welchem Sinne Adalbero sie leiten würde. Man müsse eine Wahl treffen, sagte er, da indessen nicht alle Magnaten zugegen seien, die Sache aber das Heil und Wohl Aller beträfe, sei ein Aufschub nöthig, damit eine allgemeine Reichsversammlung zusammentreten und Jedermann auf derselben gehört werden könnte; vorläufig sollten jedoch alle Anwesenden „dem großen Herzog" sich eidlich verpflichten, vor jener Versammlung kein besonderes Abkommen zu treffen oder eigene Zwecke zu verfolgen. Alle nahmen dies an, leisteten Hugo den Eid und trennten sich. Es ist klar, der Erzbischof und Herzog Hugo waren, welches auch früher ihr Verhältniß gegen einander gewesen sein mochte, jetzt völlig im Einverständniß: Hugo trachtete nach der Krone, und Adalbero, jener lothringische Priester, den einst die Macht Ottos des Großen auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben hatte, wollte Frankreich mit den Capetingern ein neues Königthum geben, welches nicht auf Erbrecht, sondern lediglich auf der Wahl der Großen beruhe.

Man eilte mit dem Wahltage. Im Monat Juni kamen die großen Reichsvasallen und Bischöfe, die zu Compiegne Hugo den Eid geleistet hatten, abermals zusammen. Auch diesmal waren nicht alle Großen des Reichs erschienen, aber man zögerte nicht mehr die Sache zu Ende zu bringen. Nachdem die Versammlung eröffnet, ergriff Adalbero „auf einen Wink des Herzogs" — wie der Reimser Mönch Richer, der diese Geschichten beschrieben hat, berichtet — das Wort und erklärte: er wisse recht wohl, daß Karl Anhänger im Reiche zähle, die ihm ein Erbrecht an der Krone beimäßen, aber der fränkische Thron werde nicht nach Erbrecht gewonnen, sondern durch Wahl, und Niemand dürfe zum Könige gewählt werden, den nicht außer dem Adel der Geburt hervorragende sittliche Eigenschaften empfählen; die Geschichte lehre, daß oft Fürsten aus den erlauchtesten Häusern durch Unfähigkeit ihr Erbrecht verloren und andere in ihre Stelle getreten seien, gleichviel ob von gleich oder minder vornehmer Geburt; Karl habe sich nun durch sein ganzes Treiben und Thun des Thrones unwürdig gezeigt und überdies seine königliche Stellung dadurch herabgesetzt, daß er der Vasall eines fremden Königs geworden und die Tochter eines Lehnsmanns des Herzogs Hugo zur Ehe genommen, welche der Herzog nimmer als seine Königin anerkennen werde; nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Schuld sei Karl so tief gesunken. „Wollt ihr das Land," sagte er, „in das Verderben stürzen, so wählt Karl; wollt ihr für sein Wohl sorgen, so krönt den trefflichen Herzog Hugo." Die ganze Versammlung stimmte Adalbero zu und wählte einmüthig Hugo, der dann am 3. Juli zu Reims von Adalbero zum Könige gekrönt wurde.

„Seit der Krönung," sagt Richer, „erließ Hugo, umgeben von den Fürsten des Reichs, nach Art der Könige Verordnungen, gab Gesetze und ordnete Alles." Man könnte hiernach glauben, daß der erste Capetinger in die volle Gewalt der Karolinger unmittelbar eingetreten sei. Aber es liegt klar vor Augen, daß seine Stellung wesentlich eine andere war; sie gründete sich zunächst nur auf die Wahl der großen Reichsvasallen, die bisher seines Gleichen gewesen waren, und gab ihm in ihren Herrschaften so gut wie gar keine Rechte. Alle Kronlehen waren ohnehin längst erblich, und selbst die Bisthümer wurden zum Theil von den Kronvasallen vergeben. Nur die Rechte also, die ihm freiwillig die Großen des Reichs zustanden, konnte Hugo üben, nicht über sie, sondern nur mit ihnen herrschen. König war er eigentlich nur in

seinem eigenen Herzogthum; selbst in den Ländern seines Bruders, des Herzogs Heinrich von Burgund, und seines Schwagers, des Normannenherzogs Richard, übte er eine sehr beschränkte Macht. Wie eng begrenzt dieselbe ihrer Natur nach sei, erkannte Hugo sehr wohl und trat deshalb mit der größten Vorsicht auf. Er ging mit seinen hohen Vasallen nur wie ein Gleicher mit Gleichen um; nie soll er vor ihnen die Krone getragen haben. Aber wie sehr er seinen Ehrgeiz bemeistern mochte, sein Geist war nichtsdestoweniger mit großen Dingen beschäftigt; vor Allem war sein Streben darauf gerichtet, die königliche Macht seinem Hause dauernd zu sichern.

Es war vorauszusehen, daß die Behauptung der Krone Hugo nicht geringe Kämpfe kosten würde. Denn weder hatte er im Inneren bereits allgemeine Anerkennung gefunden, noch war er vor Theophano sicher, und am wenigsten stand zu erwarten, daß Karl von Lothringen ohne Kampf seine Ansprüche aufgeben würde. In der That brach dieser sofort mit Heeresmacht in Frankreich ein und nahm Laon, damals den festesten Platz im Reiche, den die Könige sich immer noch zu behaupten gewußt hatten. In der Stadt befand sich die Königin Emma, die nun den ganzen Ingrimm Karls zu fühlen hatte; mit ihrem Vertrauten, dem Bischof Adalbero von Laon, wurde sie in einen Kerker geworfen und trotz aller Bitten und Versprechungen nicht der Gefangenschaft entlassen. Hugo zog bald darauf aus, um Karl aus Laon zu vertreiben, aber die Stadt war zu gut vertheidigt, um auf den ersten Angriff ihm zu erliegen.

Der innere Krieg war in Frankreich entbrannt; wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, schien davon abzuhängen, auf wessen Seite sich Theophano mit der Macht des deutschen Reichs stellen würde. Erzbischof Adalbero hatte bis dahin nicht allein in sehr nahen Beziehungen zu der Familie der Ottonen gestanden, er war ihr sogar durch einen besonderen Eid der Treue verpflichtet und hatte diesen Eid bisher gewissenhaft gehalten: man hätte demnach meinen können, daß er auch hier im Einverständniß mit der Kaiserin gehandelt habe oder sie anderenfalls doch leicht für seinen König gewinnen werde. In Wahrheit aber stand Theophano der Erhebung Hugos durchaus fern, und es gelang auch Adalbero nicht, sie für den König zu stimmen; sie folgte der überlieferten Politik der Ottonen, den Karolingischen Stamm zwar auf dem Throne Frankreichs zu schützen, aber ihn andererseits

durch die Macht Hugos im Zügel zu halten und sich durch eine schiedsrichterliche Stellung zwischen beiden Geschlechtern einen entscheidenden Einfluß im Westreiche zu sichern. Sobald sie von den Vorgängen in Laon hörte, gebot sie Karl den Bischof und die Königin Emma aus dem Kerker zu entlassen, Hugo dagegen befahl sie die Belagerung der Stadt aufzugeben; ein Waffenstillstand sollte eintreten und bis zum friedlichen Austrag der Sache die kämpfenden Parteien sich gegenseitig Geiseln zur Sicherung gegen neue Feindseligkeiten stellen.

Theophanos Gebot blieb unbeachtet: weder entließ Karl Emma, noch stellte er Geiseln, noch hob endlich Hugo die Belagerung auf. Bald darauf machte Karl einen Ausfall, überraschte die vom Wein und Schlaf trunkenen Leute Hugos, schlug sie in die Flucht und steckte das Lager nebst den Belagerungsmaschinen in Brand. Hugos Lage wurde hierdurch so verschlimmert, daß er nun Alles aufbot, um Theophano zu gewinnen; er stellte Karls Ungehorsam in den grellsten Farben dar, indem er zugleich vorgab seinerseits die größte Gefügigkeit gegen ihre Befehle bethätigt zu haben; er bat sie dringend am 22. August mit seiner Gemahlin Adelheid an der Grenze eine Zusammenkunft zu halten, um ein Bündniß zu schließen. Zugleich bestürmte die Königin Emma aufs Neue Theophano sich ihrer bedrängten Lage anzunehmen, indem sie Karl des ungemessensten Ehrgeizes beschuldigte. Theophano ließ sich durch alle diese Vorstellungen nicht irren. Sie beharrte auf dem eingeschlagenen Wege und ging weder auf die verlangte Zusammenkunft ein, noch hörte sie auf Emmas Bitten. Da Hugo daran verzweifelte, Theophano in sein Interesse ziehen zu können, schloß er mit Karl einen Waffenstillstand bis zum 23. Oktober und nahm auch nach Ablauf desselben die Belagerung Laons nicht wieder auf. Die Stadt blieb in Karls Händen, wie Emma und Bischof Adalbero. Auch ein Versuch der Königin, durch Vermittlung ihrer Mutter ihre Freigebung zu erwirken, war gleich allen früheren erfolglos; dagegen gelang es dem Bischof aus dem Thurme, in dem er eingeschlossen war, zu entspringen und zu König Hugo zu entkommen. Theophano hatte noch keine Beweise gegeben, daß sie Karl thätigen Beistand zu leisten gesonnen sei, auch hegte sie mit Nichten eine persönliche Vorliebe für ihn, da er sich bei früheren Gelegenheiten sehr unzuverlässig gezeigt hatte: aber noch weniger begünstigte sie die Sache Hugos und Adalberos, und diese

fingen sogar an zu besorgen, daß sie einem Kampf mit dem deutschen Reiche nicht würden entgehen können.

Indessen benutzte Hugo die augenblickliche Ruhe, um seine Herrschaft im Inneren zu befestigen. Noch immer verweigerten ihm nicht wenige weltliche und geistliche Herren die Anerkennung, namentlich im Süden des Landes. Wie Hugo die Widerstrebenden zu gewinnen suchte, zeigt ein Brief an den Erzbischof Siguin von Sens, den Vikar des Papstes. Er sei nicht gewillt, sagt Hugo, seine königliche Macht irgendwie zu mißbrauchen; er verwalte vielmehr alle Staatsgeschäfte nur in Berathung und nach der Entscheidung seiner Getreuen, und unter diesen habe der Erzbischof eine der ersten Stellen einzunehmen; deshalb ermahne er ihn um des Friedens, um der Eintracht der Kirche und der Christenheit willen, daß er bis zum 1. November die Huldigung leiste; weigere er sich dessen, so habe er das gestrenge Urtheil des Papstes und der Bischöfe Frankreichs, wie seinen königlichen Zorn zu fürchten. Solche Vorstellungen wirkten indessen nicht überall, und Hugo hielt es für nöthig, sich in Heeresmacht dem Süden als König zu zeigen; angeblich galt es einen Krieg gegen die Araber, gegen die ihn der Graf Borrell von Barcelona unter dem Versprechen der Huldigung um Beistand gebeten hatte.

Aber der vorgebliche Zug gegen die Araber mußte auch anderen Zwecken dienen. Schon vorher hatte Hugo den Erzbischof Adalbero aufgefordert seinen Sohn Robert, der noch im Knabenalter stand, zu krönen; Adalbero, der ein Wahlreich, nicht eine erbliche Monarchie begründen wollte, suchte Ausflüchte und erwiederte, zwei Könige könnten nicht füglich in einem Jahre gewählt und gekrönt werden. Jetzt trat Hugo mit Borrells Gesuch vor und fragte den Erzbischof, was dann geschehen würde, wenn er im Kriege gegen die Araber fallen sollte: hierauf wußte Adalbero nicht zu antworten und krönte in der That zu Orleans am Weihnachtsfest 987 den jungen Robert zum Mitregenten des Vaters. Auch sonst faßte Hugo bei aller Zurückhaltung, mit der er auftrat, scharf die Mittel in das Auge, welche die Befestigung der Macht seines Hauses zu fördern schienen. Wir besitzen einen Brief, in dem er den Kaisern zu Constantinopel Basilius II. und Constantin VIII. ein Bündniß anträgt, indem er ihnen seine ganze Macht zu Diensten stellt und sich jedem Angriff zu widersetzen verspricht, den „Gallier oder Germanen“ auf das Gebiet des griechischen Reichs machen sollten; er

bittet zugleich zur Befestigung dieses Bundes für seinen Sohn, der bereits gekrönt sei, um die Hand einer Kaisertochter. Dieser Brief läßt einen tiefen Blick in die Seele des neuen Königs werfen und zeigt, daß seine Gedanken sich kaum innerhalb der Grenzen Frankreichs hielten; bei der Minderjährigkeit Ottos III. mochte ihm ein noch höheres Ziel erreichbar scheinen als die französische Krone. Es ist begreiflich, daß Theophano Besorgnisse vor Hugos Ehrgeiz hegte.

Ein schwerer Schlag war es für Hugo, daß am 23. Januar 988 der Erzbischof Adalbero zu Reims starb. Bei der Lage des Reichs war zu befürchten, Karl möchte sich schleunigst der wichtigen und im Augenblick herrenlosen Stadt versichern; Hugo eilte daher nach Reims, traf noch an Adalberos Todestage ein und wohnte dem Leichenbegängniß bei. Sofort befragte er dann die Einwohner, ob sie ihm treu bleiben und ihm die Stadt erhalten wollten. Sie gelobten es, empfingen zum Dank dafür die Erlaubniß, selbst Adalberos Nachfolger zu wählen, und Hugo kehrte nach Paris zurück. Adalbero hatte sterbend Gerbert zu seinem Nachfolger empfohlen; die gesammte Geistlichkeit und ein Theil der Laien waren überdies Gerbert geneigt, der um so mehr auf Hugos Unterstützung glaubte rechnen zu können, als er ihm in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet und seinen Sohn Robert erzogen hatte. Aber dennoch fand es Hugo angemessen, auf einen anderen Mann die Wahl zu lenken, der ihm große Vortheile in Aussicht stellte. Es war Arnulf, der natürliche Sohn König Lothars, ein junger Mann von rohen Sitten, aber von geistiger Gewandtheit und der tiefsten Arglist. Er war es gewesen, der seinem Oheim Karl die Thore von Laon geöffnet und seinen eigenen Bischof in dessen Hände geliefert hatte. Obwohl deshalb von einer Synode excommunicirt, wagte es Arnulf doch jetzt mit einer Bewerbung um das erste Bisthum Frankreichs aufzutreten, und es gelang ihm sogar seinen früheren Bischof, den er so eben verrathen, für seine Absichten zu gewinnen. Adalbero selbst empfahl ihn dem Könige, den Arnulf durch das Versprechen der Ueberlieferung von Laon sich geneigt machte. Hugo begab sich sogar in Person nach Reims und setzte die Wahl Arnulfs durch. Als sie erfolgt war, mußte Arnulf dem Könige und seinem Sohne mit den fürchterlichsten Eidschwüren Treue geloben und diese Eide durch den Genuß des Abendmahls bekräftigen.

Arnulf hatte keinen Anstand genommen diese Eidschwüre zu leisten,

obwohl er in seinem Herzen mit nichts Anderem umging, als Hugo zu verderben; er wollte nicht von fern an Hugo und Adalbero Laon, sondern vielmehr Reims an Karl ausliefern. Er habe in Frankreich, hat er später vertraulich geäußert, den königlichen Namen seines Geschlechts, dessen Ansehen erstorben war, wieder zu Ehren bringen wollen, und da er seinen Zweck wegen der Ungunst der Zeit nicht offen habe erreichen können, sei er genöthigt gewesen zur List seine Zuflucht zu nehmen: „wir handeln anders, als wir wollen, und wir wollen Anderes, als wir thun." Sein nächstes Augenmerk war darauf gerichtet, sich der Unterstützung der Theophano zu versichern; hierzu sollte ihm Gerbert behülflich sein, der seit geraumer Zeit wegen seiner engeren Beziehungen zu Hugo dem deutschen Hofe entfremdet war, jetzt aber von Neuem dorthin seinen Blick gerichtet hatte, da er sich von Hugo um das Erzbisthum betrogen meinte. So widerwärtig Gerbert gewiß die Persönlichkeit Arnulfs war, konnte er doch der Verschmitztheit desselben nicht widerstehen und ließ sich, ohne die letzten Absichten des Erzbischofs zu kennen, von ihm als Werkzeug gebrauchen. Arnulf wollte zum Weihnachtsfest 988 nach Rom gehen, angeblich nur um sich das Pallium zu holen; sein Hauptzweck aber war dort mit Theophano zusammenzutreffen und sich mit ihr zu verständigen; Gerbert sollte ihn auf dieser Reise begleiten. Der Plan, so in unmittelbare Verbindung mit Theophano zu treten, konnte nicht ausgeführt werden, da König Hugo, gewiß nicht ohne Ahnung der beabsichtigten Dinge, Beiden die Reise untersagte.

Theophano hatte sich gegen den Winter 988 nach Italien begeben und verweilte besonders zu Rom, damit der kaiserliche Name hier nicht in Vergessenheit gerathe. Mit Würde und Kraft trat sie auf, und nirgends wagte man ihr Widerstand entgegenzusetzen. Um die kaiserlichen Rechte in ihrem vollen Umfange üben zu können, legte sie sich selbst den Titel „Kaiser" bei und ließ in Urkunden nach Jahren ihrer Regierung zählen, wie sie auch in Urkunden des jungen Königs aus jener Zeit wohl als Mitregentin bezeichnet wird. Der Papst Johann beugte sich vor ihr, nicht minder Johannes Crescentius, dem sie den Patriciat beließ, doch wußte man fortan, daß er nur des deutschen Reichs Patricius war. Theophano saß zu Rom und Ravenna selbst zu Gericht und sandte von dort ihre Beamten durch das Patrimonium Petri aus. Das Jahr 989 brachte Theophano in Italien zu und kehrte erst gegen den Sommer 990 nach Deutschland zurück. An vielfachen Reibungen

mit der Kaiserin Adelheid, die als Statthalterin in der Lombardei schaltete, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben, da es diesen Frauen einmal nicht gegeben war sich dauernd zu verständigen. „Lebe ich nur noch ein Jahr", soll Theophano später gesagt haben, „so wird Adelheid auch nicht eine Hand breit Landes beherrschen."

Arnulf und Gerbert hatten zu Rom Theophano, obschon sie nicht persönlich vor ihr erscheinen konnten, doch durch Gesandte ihrer Ergebenheit versichern lassen. Bald darauf aber wagte Arnulf einen Schritt, der nicht allein von Theophano mißbilligt werden mußte, sondern ihn auch von Gerbert auf immerdar trennte. Er eröffnete verrätherischer Weise im Januar 989 Karl die Thore von Reims, und dieser gewann nun, da inzwischen auch Soissons in seine Hände gefallen war, eine Hugo höchst gefährliche Stellung. Arnulf suchte zwar Anfangs die Schuld des Verraths von sich abzuwälzen, er ließ sich sogar zum Schein von Karls Leuten gefangen nehmen und schleuderte das Anathem gegen sie als Kirchenräuber: bald aber legte er alle Verstellung ab, huldigte Karl und folgte in Person dessen Kriegshaufen gegen Hugo. Gerbert wollte mit diesem Verräther jetzt nicht länger Gemeinschaft pflegen; er sandte ihm einen offenen Absagebrief und flüchtete sich an den Hof König Hugos, wo er bereitwillig Aufnahme fand; seine kaum wieder angeknüpften Verbindungen mit Theophano lösten sich hierdurch aufs Neue. Hugo suchte fortan seine Gegner ebenso mit geistlichen, wie mit weltlichen Waffen zu bekämpfen; er berief sofort eine Synode der ihm getreuen Bischöfe nach Senlis, welche gegen die Kirchen von Reims und Laon das Interdict aussprach und zugleich Arnulf als meineidigen Verräther beim Papste anklagte. Gesandte eilten mit Briefen des Königs und der Synode nach Rom, aber sie richteten dort Nichts aus. Der Papst verharrte trotz ihrer drängenden Bitten in hartnäckigem Stillschweigen, vielleicht weil Hugos Gesandten es verschmähten gleich Karls und Arnulfs Boten, denen sie dort begegneten, den Papst und Crescentius zu bestechen, mehr aber wohl noch deshalb, weil Theophano eine für Hugo günstige Entscheidung Roms nicht wünschen konnte.

Vergebens versuchte lange der König Erzbischof Arnulf wieder auf seine Seite zu ziehen; weder Bitten noch Versprechungen, noch Drohungen vermochten ihn von Karl zu trennen. Als aber endlich mehrere dem Karolingischen Hause verwandte und ihm bis dahin unbedingt

ergebene Geistliche Arnulf verließen, als sogar die Bischöfe der Reimser Provinz offen gegen ihn als ihren Erzbischof auftraten, gerieth er in Unruhe und zeigte sich einer Verständigung mit Hugo geneigter. Diesen Augenblick der Schwäche benutzte Bischof Adalbero, welcher schon lange auf eine gräuliche Rache an diesem Menschen sann, der ihn zweimal so abscheulich verrathen hatte; er begab sich zu Arnulf und erbot sich einen allgemeinen Frieden unter der Bedingung herbeizuführen, daß Karl Hugos königliche Macht anerkenne, wogegen jenem die festen Städte verbleiben sollten, in deren Besitz er sich augenblicklich befände, Arnulf sollte das Erzbisthum Reims behalten, Adalbero selbst wieder in Laon eingesetzt werden. Arnulf ging hierauf ein und fand in Folge dessen am Hofe Hugos die freundlichste Aufnahme; er eilte darauf selbst zu Karl mit dem aufrichtigen Wunsche, auch ihn den Anerbietungen Adalberos und Hugos geneigt zu machen, und wenigstens dahin brachte er es, daß Karl den Bischof Adalbero, in dessen Friedensliebe er keinen Zweifel setzte, wieder in Laon aufnahm, nachdem dieser ihm seine Treue zuvor mit den höchsten Eiden betheuert hatte. Adalbero zeigte sich nach seiner Rückkehr als der dienstbeflissenste Anhänger Karls. Aber kaum hatte er den Herzog in Sorglosigkeit eingewiegt, als er das abscheuliche Rachewerk ausführte, das er von Anfang an im Schilde geführt und mit Hugo verabredet hatte.

Es war Palmsonntag (29. März) des Jahres 991. Man hatte in der Stadt in den letzten Tagen allerlei verdächtige Gestalten gesehen und Karl ernstlich vor dem Bischof gewarnt. Als nun Beide am Abend mit Erzbischof Arnulf beim Male saßen, brockte Karl einen goldenen Becher voll Brod, goß Wein darauf und sprach: „Ihr habt heute, Herr Bischof, die Palmzweige geweiht, das Volk gesegnet und mir das heilige Abendmahl gereicht: darum will ich denen nicht glauben, die mir zuraunen, es sei euch nicht zu trauen, zumal der Tag des Leidens und Sterbens unseres Herrn Christi nahe bevorsteht. Ich reiche euch diesen Becher mit Brod und Wein gefüllt, daß ihr ihn leert zum Zeichen eurer treuen Gesinnung.“ Der Bischof sagte: „Ohne Scheu werde ich den Becher nehmen und trinken.“ „Und Treue bewahren!“ fügte Karl hinzu. „Und Treue bewahren!“ wiederholte der Bischof, „wenn ich sie breche, will ich mit Judas verderben!“ Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. Karl und Arnulf überließen sich dem Schlummer, aber Adalbero wachte und schlich sich, sobald er jene im Schlafe wußte, in

ihr Gemach, wo er ihre Waffen entfernte. Dann ging er zur Pforte der Burg und sandte den Thorhüter unter irgend einem Vorwande in die Stadt. Als dies geschehen, öffnet er die Pforte und läßt bewaffnete Schergen, die bereit standen, in die Burg. Mit ihnen dringt er, selbst ein Schwert unter dem Rocke verbergend, in Karls und Arnulfs Schlafgemach ein; Beide wurden mit leichter Mühe überwältigt und in einen festen Thurm geworfen. Inzwischen brach der Morgen an, und es wurde in der Stadt lebendig. Die Vasallen Karls liefen zusammen, ergriffen aber, als sie die Burg in den Händen der Feinde sahen, die Flucht, indem sie nur Karls dritten, damals zweijährigen Sohn, gleichen Namens mit dem Vater, der Rache des Bischofs entzogen. Adalbero schickte sogleich nach der That Boten an König Hugo, der unverzüglich nach Laon kam und sich von den Bürgern huldigen ließ.

So fiel Karl in die Hände seiner bittersten Feinde und hat im Kerker derselben sein Leben wenig später beschlossen. Auch seine Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine beiden Töchter wurden mit ihm von Adalbero gefangen gehalten; die Frauen entließ man alsbald der Haft, während Ludwig noch lange in derselben schmachtete. Der älteste Sohn Karls, Otto mit Namen, war, als das Unglück den Vater ereilte, in Deutschland und wurde nach dessen Tode mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt. In jenen deutschen Gegenden, aus denen die Pippiniden sich einst zu einer weltbeherrschenden Höhe aufgeschwungen hatten, ging auch ihr Geschlecht wieder unter, nachdem durch ähnliche Künste ihnen die Herrschaft entwunden war, wie sie einst angewandt hatten, um die Merovinger vom Throne zu verdrängen.

Auch Erzbischof Arnulf war in den Händen König Hugos, und es schien nicht genug ihn dem Schauplatz der Welt zu entziehen, sondern er sollte, um Hugos Thron zu sichern, auch moralisch vernichtet werden; er, der erste Bischof des französischen Reichs, mußte mit geistlichen Waffen getödtet werden, wenn an der neugewonnenen Krone nicht für immer ein unvertilgbarer Schandflecken haften sollte. Deshalb berief der König die Bischöfe des Reichs zu einer großen Synode nach dem Kloster S. Bâle in der Nähe von Reims; sie sollte Arnulf verurtheilen, nachdem alle Versuche einen Urtheilsspruch in Rom gegen ihn zu erwirken vergeblich gewesen waren. Die Synode versammelte sich am 17. Juni 991 in der Kirche des Klosters; zwei Erzbischöfe, elf Bischöfe und mehrere Aebte waren erschienen. Den Vorsitz führte

der Erzbischof Siguin von Sens, den der Papst vor Zeiten zu seinem Vikar ernannt hatte; Wortführer der Synode war der Bischof Arnulf von Orleans, ein unbedingt ergebener Anhänger Hugos; seinen Geist und seine Feder lieh der Versammlung der gelehrte Gerbert, der nun abermals auf das Erzbisthum Reims seine Augen richtete. Als Gefangener wurde Erzbischof Arnulf vor die Synode gestellt, im Widerspruch mit den canonischen Bestimmungen, die man überhaupt ihm gegenüber wenig beachtete. Daß er den vielen Anschuldigungen, die man gegen ihn und meist mit vollem Recht erhob, vor Richtern unterlag, die ganz unter dem Einfluß des Königs standen, wird Niemanden Wunder nehmen. Nur das lehnten die Bischöfe von vornherein ab, daß sie die Bestrafung Arnulfs mit dem Tode zugeben würden; sonst überließen sie ihn, nachdem er öffentlich vor ihnen seine Schuld hatte bekennen müssen, ganz dem Zorne des Königs. Hugo erschien selbst mit seinem Sohne in der Versammlung; die Pforten der Kirche wurden darauf auch dem Volke geöffnet. Und nun mußte der Sohn König Lothars sich vor Hugo Capet zu Füßen werfen, um sein Leben bitten, seinen Bischofsring und Stab vor demselben niederlegen und über seine Abdankung eine Urkunde ausstellen, in der er auf jedes Recht weiterer Berufung in dieser Sache förmlich verzichtete.

Wie aber stand zu erwarten, daß Rom und das deutsche Reich, wenn auch Arnulf schweigen mußte, ein solches Verfahren ruhig hinnehmen würden? Waren nicht Papstthum und Kaiserthum gleichermaßen in ihrer ganzen Bedeutung bedroht, wenn das neue französische Königthum mit seiner Geistlichkeit im Bunde sich ihrer Autorität ohne Weiteres entzog und sich jeder Verantwortung in einer Sache überheben wollte, welche die Augen der gesammten Christenheit auf sich lenkte? Ueberdies wurde Arnulf gerade das zum Vorwurf gemacht, daß er mit Theophano und dem deutschen Hofe sich gegen Hugo in Verbindung eingelassen habe; als ein Verbündeter des deutschen Hauses schien er daher verurtheilt zu werden. Unleugbar zwar war es, daß man den päpstlichen Stuhl gegen Arnulf angerufen hatte: aber als man die erwünschte Antwort nicht erhielt, griff man sofort den Anspruch Roms, daß ohne sein Wissen kein Bischof gerichtet und seines Amtes entsetzt werden könnte, auf das Rücksichtsloseste an. Konnte dieser Anspruch Roms auch nur durch die pseudoisidorischen Decretalien begründet werden, so waren diese doch in Frankreich längst anerkannt und wurden

sogar in der Synode selbst, wo man ihrer bedurfte, zur Anwendung gebracht.

Die Synode verhandelte ganz unter dem Einfluß König Hugos, der im Gefühl des neugewonnenen Sieges über seine Gegner dreist auf sein Ziel losging: aber dennoch verhehlten es sich die Bischöfe keineswegs, wie bedenklich das Werk war, das sie unternahmen. Da ist es nun überaus merkwürdig, wie die Synode ihre Schritte vor sich und in den Augen der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Einmal glaubte sie allerdings gültige kirchenrechtliche Bestimmungen für sich zu haben; nicht daß sie die pseudoisidorischen Decretalien angegriffen hätte, von deren Entstehung sie vielmehr gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, sie meinte jedoch alte Kirchensatzungen, namentlich Beschlüsse der afrikanischen Kirche im fünften Jahrhundert, für ihr Verfahren geltend machen zu können. Dann aber — und darauf legte sie ein bei weitem größeres Gewicht — behauptete sie durch den Nothstand der Kirche zu ihren Schritten gezwungen zu sein; bei der Entartung und Unwissenheit der römischen Kirche, bei der Abhängigkeit und dem hartnäckigen Schweigen des Papstes habe sie sich selbst helfen müssen.

Ein grauenvolles Bild von dem lasterhaften Leben der letzten Päpste und der tiefen Unwissenheit, in welche der römische Klerus verfallen, entwarf Bischof Arnulf von Orleans als Sprecher vor der Synode. „O bejammernswerthes Rom!“ ruft er aus. „Einst gabst du uns einen Leo, Gregorius den Großen, Gelasius und Innocentius, Männer, die mit ihrer Weisheit den Erdkreis erfüllten und deren Leitung mit Recht die ganze Kirche anvertraut wurde; zu unseren Zeiten aber hast du Geschöpfe der Finsterniß ausgespieen, schmachbedeckten Namens für alle Ewigkeit. Wie? Und solchen Scheusalen, die mit allen Lastern bedeckt, aber aller göttlichen und menschlichen Erkenntniß bar und ledig sind, sollen in der Weite der Welt zahllose Priester, die sich durch Wissenschaft und tugendhaften Wandel auszeichnen, unterworfen sein! Was meint ihr, verehrungswürdige Väter, daß der sei, der da sitzt auf erhabenem Thron und blitzet von Silber und Gold? Ist er der Liebe ledig und blähet sich mit eitler Wissenschaft auf, so ist er der Antichrist, der sich in den Tempel Gottes setzt und giebt vor, er sei Gott. (2 Thessal. 2, 4.) Fehlet ihm aber mit der Liebe auch das Wissen, dann ist er Nichts als ein todtes Götzenbild, und ihn befragen heißt vom todten Marmor sich Rath holen. Wohin sollen wir uns also wenden, um uns zu helfen?

Allerdings führen Manche hier an, daß in dem benachbarten Lothringen und in Deutschland sich treffliche und fromme Bischöfe befänden, und gewiß würde es besser sein, von ihnen ein Urtheil in dieser Sache zu verlangen, als von Rom, welches Jedem feil ist, aber es hindert uns leider der Groll der uneinigen Herrscher."

Arnulf und die Bischöfe, die ihn zustimmend anhörten, waren darüber gar nicht in Zweifel, daß sie in der Gefahr standen sich ganz von Rom zu trennen, und Arnulf sprach es geradezu aus, daß es dahin kommen könne. „Wir wollen," sagte er, „der römischen Kirche im Andenken an den heiligen Petrus so lange als möglich die schuldige Ehrerbietung beweisen, und zwar in höherem Maße, als dies einst die afrikanische Kirche that; wir wollen Rom auch in Zukunft, soweit es die politische Lage der Dinge erlaubt, um seine Entscheidungen angehen, wie es selbst in der Sache Arnulfs geschehen ist. Fällt Rom dann seine Entscheidungen nach dem Recht, so wird der Friede und die Einheit der Kirche auch ferner bestehen; wo aber nicht, so gilt der Spruch des Apostels: „So Jemand euch anders predigt, als ihr empfangen habt, der sei verflucht, und ob er vorgiebt, er sei ein Engel vom Himmel." (Gal. 1, 9.) Und schweigt Rom, wie es bisher gethan hat, so werden wir die Kirchengesetze befragen, und sie werden uns antworten mit der Stimme derer, die sie erließen. O, über die Noth dieser Zeiten, wo wir des Schutzes einer so mächtigen Kirche beraubt sind! Nach welcher Stadt sollen wir uns wenden, da wir Rom, die Gebieterin aller Völker, jedes göttlichen und menschlichen Beistands ledig sehen. Denn offen sei es bekannt, seit dem Untergang des Kaiserreichs hat diese Stadt die Kirchen von Alexandria und Antiochia eingebüßt, und schon trennt sich, um von Asien und Afrika zu schweigen, selbst Europa von ihr; Constantinopel hat sich losgesagt, und das innere Spanien fragt nicht nach Roms Entscheidungen. Der Abfall tritt ein, von dem der Apostel spricht (2 Thessal. 2, 3), ein Abfall nicht allein der Völker, sondern auch der Kirchen."

Mit solchen Gesinnungen gegen Rom erhoben die versammelten Väter, nachdem Arnulf sie von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden hatte und dann nach Orleans in Gewahrsam gebracht war, nach dem Willen des Königs nun Gerbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims. Vor seiner Weihe legte Gerbert ein Glaubensbekenntniß ab, das dadurch wichtig ist, daß er in demselben seiner Stellung gegen

Rom mit keiner Silbe erwähnt und ausdrücklich nur die vier ersten allgemeinen Concile als verbindlich anerkennt, wodurch er gerade auf den kirchlichen Zustand zu den Zeiten jener afrikanischen Synoden zurückgeht, auf die man sich während der Verhandlungen so oft berufen hatte.

So scharf der Widerspruch gegen Rom und das Papstthum zu Reims hervorgehoben wurde, so schonend verfuhr man gegen den königlichen Hof in Deutschland. Der Zwiespalt mit demselben wurde nicht verleugnet, aber jedes reizende Wort absichtlich vermieden, das den Riß zu erweitern drohte. Man wollte offenbar nach dieser Seite hin begütigen, aber kaum würde dies gelungen sein, wenn Theophano noch die Beschlüsse jener Versammlung erlebt hätte. Denn unterlag das Papstthum in diesem Kampfe und löste sich die Einheit der abendländischen Kirche, so verlor zugleich das Kaiserthum seine universelle Grundlage und eine seiner wesentlichsten Stützen. Es gehörte zu den glücklichen Ereignissen, die König Hugo so dreist damals auftreten ließen, daß zwei Tage vor der Eröffnung der Synode die Kaiserin Theophano verstorben war. Die deutschen Angelegenheiten waren im Augenblick so wenig geordnet, daß Hugo von dieser Seite keinen Angriff mehr zu befürchten hatte.

Gleich nach Theophanos Rückkehr aus Italien war der Krieg gegen die Wenden wieder mit Ernst angegriffen worden, was um so mehr geboten schien, als auch unter den Abodriten die kirchlichen Ordnungen zu wanken anfingen. Die Abodriten wurden zweimal im Jahre 990 von den Sachsen mit Krieg überzogen und endlich ein Friede mit ihnen geschlossen, dessen Inhalt wir nicht kennen und der nur eine kurze Dauer hatte. Inzwischen hatte sich auch Boleslaw von Böhmen von Neuem gegen das Reich erhoben und sich zu dem Ende mit den heidnischen Liutizen verbündet; im Bunde mit ihnen kämpfte er, ein christlicher Fürst, gegen die Sachsen und gegen den ihnen verbündeten Polenherzog, mit dem er den Kampf, wie es scheint, kaum ausgesetzt hatte. Schon drohte dem Christenthum selbst in Böhmen Gefahr, und der Bischof von Prag — es war der heilige Adalbert — verließ sein Land und verbarg sich in einem Kloster zu Rom. Im Sommer 990 sandte Theophano dem

Polenherzog ein Hülfsheer unter dem Erzbischof Gisiler von Magdeburg und dem Markgrafen Eckard von Meißen. Boleslaw wich geflissentlich einer Schlacht aus und suchte sich der Führer des deutschen Heeres zur Ausgleichung seiner Sache mit Mesco zu bedienen. Kam es auch nicht sogleich zu einem friedlichen Austrage mit dem Polen, so trennte sich doch seitdem Boleslaw von seinen heidnischen Bundesgenossen und ließ den Bischof von Prag auffordern in seinen Sprengel zurückzukehren. Das frühere Verhältniß Böhmens zum deutschen Reiche stellte sich her, und bald darauf wurde auch zwischen Boleslaw und Mesco Friede geschlossen.

Die Sache des Reichs schien hier endlich einen gedeihlicheren Fortgang zu nehmen, und schon bereitete man einen neuen großen Kriegszug gegen die Liutizen vor, die recht eigentlich der Mittelpunkt des wendischen Aufstandes und des neubelebten Heidenthums waren, als der unerwartete Tod der Kaiserin Alles wieder in Frage stellte. Das Osterfest des Jahres 991 feierte Theophano mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht zu Quedlinburg; eine große Zahl deutscher und auswärtiger Fürsten umgab sie und brachte reiche Geschenke dem jungen Könige dar. Unter ihnen war auch Mesco von Polen und Hugo von Tuscien, damals der mächtigste Fürst Italiens. Die glänzende Versammlung zeigte, daß die kaiserliche Macht trotz aller Ungunst der Verhältnisse noch in Achtung stand. Nach dem Fest verabschiedeten sich die anderen Fürsten; Hugo begleitete die Kaiserin und ihren Sohn nach den Rheinlanden, wohin jene wahrscheinlich ihren Weg nahm, um die Entwicklung der Angelegenheiten Hugo Capets in der Nähe zu übersehen. Hier starb die Kaiserin zu Nymwegen am 15. Juni. Sei es daß sie, das Kind einer wärmeren Zone, in unseren nordischen Gegenden nicht recht gedeihen konnte, sei es daß Regierungssorgen, die selbst die Kraft von Männern früh aufrieben, die Seele eines Weibes zu schwer belasteten, sie endete in jungen Jahren und mußte das große Werk der Erhaltung des bedrohten Kaiserreichs unvollendet zurücklassen. In dem Pantaleonskloster bei Köln, wo auch Erzbischof Brun sein Grab gefunden, wurde sie bestattet. Wer ihre Stellung richtig erwägt, wird ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Ehre des Reichs aufrecht erhalten hat; freilich ist ihr nicht Alles gelungen, aber selbst ein tüchtiger Mann möchte in ähnlicher Lage kaum größere Erfolge erreicht haben.

Man überschätzt häufig den Einfluß dieser griechischen Fürstin auf das Leben der abendländischen Welt, indem man alle Einwirkungen, welche Constantinopel auf das staatliche und gesellige Leben, auf Kunst und Wissenschaft des Abendlandes geübt hat, auf sie zurückführt. Diese Einwirkungen, an sich wohl geringer, als man gewöhnlich annimmt, gehören theils schon einer früheren Zeit an, da der Verkehr des Abendlandes mit dem morgenländischen Reich niemals ganz unterbrochen war, theils sind sie von der Person dieser Fürstin unabhängig, die sich in der That seit ihrer Vermählung ihrem Vaterlande mehr, als man erwarten sollte, entfremdet hatte. Daß sie aber dennoch Manches dazu beigetragen hat, morgenländische Sitte auf Deutschland zu übertragen, daß durch sie die Kunstrichtung der Griechen im Abendlande bekannter wurde und sogar die griechische Sprache hier und da mehr in Uebung kam, läßt sich schwerlich läugnen; wenigstens maß ihr das Mittelalter selbst auf die Aenderungen der Lebensgewohnheiten einigen Einfluß bei. Nach ihrem Tode, erzählte man, erschien sie in jämmerlicher Gestalt einer Nonne im Traume und bat um deren Fürbitte. Als die Nonne darauf die Kaiserin nach dem Grunde ihres Elends fragte, gab diese zur Antwort, sie müsse dafür büßen, daß sie manchen unnützen Weiberschmuck, der den Frauen in Deutschland bis dahin fremd geblieben sei, dort bekannt gemacht und, indem sie ihn selbst angelegt, auch Andere verlockt habe nach demselben zu trachten; für diese Sünde habe sie jetzt zu büßen, aber sie hoffe, da sie immer treu im katholischen Glauben verharrt, durch die Fürbitte frommer Seelen von ihren Qualen erlöst zu werden. Mehr als Theophano hat ihr Sohn dazu beigetragen, daß die Einrichtungen und Sitten des morgenländischen Reichs in das Abendland Eingang fanden.

13.

Das Reichsregiment unter Adelheid und Willigis.

Als Theophano starb, war König Otto ein Knabe von elf Jahren; es war unmöglich ihm selbst die Leitung der Reichsgeschäfte zu überlassen. Sofort eilte daher Adelheid aus Italien an den Hof, den sie seit ge-

raumer Zeit gemieden hatte, und übernahm die Sorge für ihren Enkel. Der Knabe erwuchs unter ihren Augen zu den Jahren der Selbstständigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie fortan nicht allein auf seine Erziehung, sondern auch abermals auf die Angelegenheiten des Reichs einen bedeutenden Einfluß übte. Aber viel fehlte, daß Adelheid ganz in Theophanos Stelle getreten wäre. Es lag in der Natur der Sache, daß unter der vormundschaftlichen Regierung das Ansehen der Reichsaristokratie erheblich gewachsen war; auch die Vorgänge in Frankreich, wo die Großen Einen aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben hatten, konnten nicht ohne Wirkung auf die deutschen Verhältnisse bleiben. Daher stellte sich ein aristokratisches Reichsregiment der Kaiserin zur Seite, die ohne den Beirath der geistlichen und weltlichen Großen des Reichs Nichts auszuführen vermochte. An der Spitze dieses Regiments stand Erzbischof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, von dem es in späteren Quellen nicht ohne Grund heißt, er habe drei Jahre die Aufsicht über den königlichen Knaben und die Regierung des Reichs geführt. Adelheid und Willigis sind in der folgenden Zeit als die Regenten des deutschen Reichs anzusehen; neben und mit ihnen hatten auf die Regierung desselben den größten Einfluß die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Schwester Ottos II., die Herzoge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben und Heinrich von Baiern, der Markgraf Eckard von Meißen und der Erzbischof Gisiler von Magdeburg; das königliche Ansehen in Italien hielt in Adelheids Abwesenheit, die noch immer als die Statthalterin der Lombardei galt, Hugo von Tuscien mit starker Hand aufrecht.

Von dem neuen Reichsregiment wurde zuerst der Kriegszug gegen die Wenden ausgeführt, den Theophano vorbereitet hatte. Noch im Sommer 991 drang ein sächsisches Heer, bei dem sich der junge König selbst befand und das von einem polnischen Heere unter Mesco unterstützt wurde, tief in das Wendenland vor und nahm Brandenburg ein. Aber bald fiel die Stadt wieder in die Hand der Liutizen, die Kizo, ein flüchtiger deutscher Graf, befehligte, der von hier aus Raubzüge unternahm, die ihn bis an die Elbe führten. Im Frühjahr 992 rückte abermals ein sächsisches Heer vor Brandenburg, diesmal von dem Baiernherzog Heinrich, dem Böhmen Boleslaw und polnischen Hülfstruppen unterstützt. Aber Brandenburg blieb in den Händen der Liutizen, da sie Friedensanerbietungen machten und die deutschen Fürsten

gern darauf eingingen. Noch in demselben Sommer mußte man auch gegen die Abodriten zweimal ausziehen, die inzwischen ihren Bischof vertrieben hatten und offen zum Heidenthum zurückgekehrt waren. Der Erfolg dieser Kriegszüge war gering, und auch die Liutizen brachen bald wieder die beschworenen Verträge.

Drei Feldzüge gegen die Wenden wurden im Jahre 993 unternommen, aber ohne Gewinn und Ruhm; vielmehr überschritten die Liutizen bereits die Elbe und verheerten das sächsische Land. Dennoch fiel damals Brandenburg durch Verrath abermals in die Hände der Sachsen; Kizo, den Liutizen so wenig trauend, wie sie ihm, übergab sich und die Burg dem Könige. Die Wenden, von gewaltiger Wuth gegen den treulosen Mann entflammt, umlagerten alsbald Brandenburg mit ihren Heeren, und dringend bat Kizo den König, der gerade in Magdeburg weilte, um Hülfe. Was dieser zufällig an Streitkräften um sich hatte, brach sogleich unter Markgraf Eckard auf, wurde aber von den Wenden ohne Mühe zersprengt. Darauf rückte ein neues stärkeres Heer an, bei dem der König selbst war. Jetzt hielten es die Wenden für gerathen die Belagerung aufzugeben, und Kizo behauptete sich als Ottos Vasall für den Augenblick im Besitz Brandenburgs. Aber er lebte dort inmitten steter Gefahren, da schon im folgenden Jahre fast das ganze Wendenland gegen die Deutschen die Waffen ergriff; nur die Sorben an dem linken Elbufer blieben auch damals in der Treue.

Erst im Herbst des Jahres 995 konnte ein neuer Wendenkrieg angegriffen werden. Mit einem sächsischen Heere, unterstützt von Polen und Böhmen, drang der junge König in das Abodritenland ein und nahm ihre Hauptfeste Meklenburg; er überfiel dann die Wilzen an der Peene und Tollense und kehrte über Havelberg nach Sachsen zurück. Ein mühevoller Zug, aber der Aufstand war doch nicht gebändigt und inzwischen auch Brandenburg wieder verloren worden. Als Kizo einst die Stadt verlassen hatte, bemächtigte sich der Wende Bolibut, einer seiner Dienstleute, der Burg; bei dem Versuche, sie wiederzugewinnen, fand Kizo den Tod, und der Wende behauptete sich in Brandenburg. Im Winter 995 ergingen neue Raubzüge der Wenden über Sachsen. Als im Anfang des Jahres 996 endlich ein Friede mit ihnen geschlossen wurde, begrüßte man denselben mit Freuden, da er das Land vor ferneren Verheerungen mindestens von dieser Seite her sicher zu stellen schien.

Denn inzwischen war Sachsen auch schon von anderer Seite angegriffen. Mit dem Heidenthum erwachten im Norden, wie wir sahen, auch die alten Vikingerzüge von Neuem. Noch irrte Sven Gabelbart mit seinen Schiffen auf der Nordsee umher, ein glücklicher Pirat, jetzt als Seekönig mächtiger, als einst auf dem dänischen Throne. Neben ihm that sich als einer der kühnsten Abenteurer Olaf Tryggves Sohn hervor, der das Christenthum, das er als Knabe angenommen hatte, als Jüngling vergaß. Von der Jomsburg, wo wir ihn verlassen haben, war er auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt, dann aber erschien er abermals an den Küsten von Gothland, Schonen und Dänemark; kein Gestade am baltischen Meere war vor seinen Ueberfällen sicher, bis er sich endlich in die Nordsee begab. An den Küsten von Sachsen, Friesland und Flandern hat er zuerst hier als Räuber gehaust, dann wandte er sich nach England, wo er sich mit Sven zusammenfand und eng verband. England, von König Ethelred „dem Unberathenen" auf das Erbärmlichste regiert und nach der glücklichen Regierung Edgars mit Blitzesschnelle dem Verfalle zueilend, war schutzlos den Vikingern preisgegeben und mußte sich wiederholt durch große Geldsummen Schonung von den Seeräubern erkaufen; damals fing man dort an das Danegeld als regelmäßige Reichssteuer auszuschreiben. Selbst König Erich, der inzwischen in das Heidenthum zurückgefallen war, begab sich durch Svens und Olafs Glück verlockt, mit Vikingerschaaren auf die See und suchte die deutschen Küsten mit seinen Raubschiffen heim.

Im Jahre 994 — fast zu derselben Zeit, als Svens und Olafs Schiffe in der Themse sich zeigten, bei London landeten und erst nach Empfang eines Lösegeldes von 16,000 Pfund Silber abzogen, — liefen schwedische und dänische Schiffe theils in die Mündung der Elbe ein, theils plünderten sie an den Küsten von Friesland und Hadeln; Aschmänner nannten die Sachsen diese Vikinger und ihre Schiffe Aschen. Schnell brachten die Grafen von Stade, die Wächter der Elbmündungen, das Volk in die Waffen und gingen zu Schiff den Vikingern entgegen. Am 23. Juni 994 kam es zu einem unglücklichen Kampfe, in dem Graf Udo selbst fiel; seine Brüder Heinrich und Siegfried wurden gefangen und mit gebundenen Händen von den Aschmännern auf ihre Schiffe geschleppt. Herzog Bernhard nahm sich der gefangenen Grafen an und erwirkte, daß sie gegen ein Lösegeld von 7000 Pfunden freigelassen werden sollten. Eine solche Summe war jedoch nicht sogleich zu

beschaffen: deshalb stellte Graf Heinrich seinen einzigen Sohn als Bürgen und wurde darauf entlassen; für Siegfried, der ohne Sohn war, sollte sein achtzehnjähriger Neffe Thietmar — es war der spätere Bischof von Merseburg und bekannte Geschichtsschreiber — als Bürge eintreten, aber ehe dieser noch den Aschmännern übergeben wurde, gelang es Siegfried die Ketten zu brechen und mit Hülfe eines Fischers zu entkommen. Die Aschmänner eilten dem Flüchtlinge nach und nahmen, als sie ihn nicht erreichten, an den Gefangenen die grausamste Rache. Doch schon eilte auch Herzog Bernhard mit einem sächsischen Heere herbei, um die Elbmündungen von diesen üblen Gästen zu befreien; als die Dänen von seinem Anrücken hörten, stürmten sie in wilder Flucht davon, auf der Viele unter den Schwertern der Sachsen sanken. Ein anderer Vikingerschwarm war indessen in die Weser eingelaufen und bis in die Gegend, wo jetzt Vegesack liegt, vorgedrungen. Als auch sie hier von einem sächsischen Heere angegriffen wurden, zogen sie sich an das Glindesmoor im Süden von Bremervörde zurück. Ein sächsischer Dienstmann, den sie zum Wegweiser genommen hatten, verleitete sie in die tiefsten Moräste; hier wurden sie von den Sachsen überfallen und sollen sämmtlich, 20,000 an der Zahl, erschlagen sein.

Auch in der folgenden Zeit verheerten noch bisweilen Vikingerschaaren die sächsischen und friesischen Küsten, aber zu festen Ansiedlungen brachten sie es nicht, und zugleich gewannen auch die Sachen im Norden eine andere Gestalt. Im Jahre 994 starb König Erich, der Sven den dänischen Thron entrissen hatte; seitdem hoffte dieser auf Rückkehr, und seine Hoffnungen steigerten sich, als es Olaf Tryggves Sohn gelang nach Jarl Hakons Fall die Herrschaft seiner Väter in Norwegen wieder zu gewinnen. In der That kam auch für Sven bald der Tag der Rückkehr; er bot Erichs Wittwe die Hand, und so gelang es ihm Erichs unmündigen Sohn aus dem dänischen Reich zu verdrängen. Aber mit der Herstellung Svens und Olafs gedieh nicht, wie sich nach ihrem früheren Leben hätte erwarten lassen, das Heidenthum zu freierer Entfaltung, sondern ging vielmehr seinem völligen Untergange im scandinavischen Norden nur um so schneller entgegen.

In Olaf waren schon in England christliche Regungen aufs Neue erwacht, englische Priester hatten sein Herz gewonnen, und der Bischof Elfeg von Winchester ihn aufs Neue in die Kirche aufgenommen: zum Dank dafür versprach er die englischen Küsten nie wieder auf seinen

Zügen heimzusuchen und hielt dies Versprechen. Als er dann Norwegen wiedergewann, verbreitete er dort das Christenthum mit Eifer, ja selbst mit Zwang; doch waren es nicht deutsche, sondern englische Missionäre, die ihn hierbei unterstützten. Dem Beispiele Olafs folgte Sven. Auch er wurde Christ und zeigte sich den Christen nicht mehr feindlich gesonnen; nur ließ er die deutschen Priester nicht in sein Land zurückkehren, und die Bisthümer Ripen und Schleswig bestanden auch jetzt nur dem Namen nach fort. Als Erzbischof Willigis damals des Bischofs Eckard von Schleswig auf einer Synode ansichtig wurde, fuhr er ihn hart an, daß er sich nicht in seinem Sprengel befände, aber Eckard gab ihm zur Antwort: „Mein Bisthum ist von den Heiden verheert, die Stadt verlassen, die Kirche verödet; ich habe dort keinen Sitz und diene deshalb nach meinen Kräften der Kirche zu Hildesheim.“ Trotzdem war Sven bereits in sein Reich und zum Christenthum zurückgekehrt, aber er war nur ein lauer Bekenner der christlichen Lehre und trug wenig Sorge dafür, die kirchlichen Ordnungen seines Reichs herzustellen; am wenigsten wollte er sich dabei deutscher Priester bedienen, da er der Herrschaft der Deutschen nach wie vor widerstrebte. Das Heidenthum brach hier mehr morsch in sich zusammen, als daß es einem kräftigen Angriff der christlichen Welt erlegen wäre; noch ein Menschenalter verging, bis ein geordnetes Kirchenthum sich wieder erhob und christliche Ordnungen tiefer in das Leben des Volkes eindrangen. Ein unklares und halbes Christenthum, wie wir es gleichzeitig in den slawischen und ungarischen Gegenden finden, trat bei den Dänen an die Stelle des alten Götterglaubens.

In derselben Zeit ging auch in Schweden das Heidenthum seinem Verfall entgegen. Olaf der Schooßkönig, Erichs Sohn, neigte sich, obwohl er erst später sich taufen ließ, doch dem Christenthum zu und vertrug sich mit Sven; mit ihm und Jarl Hakons Söhnen verband er sich dann, um Olaf Tryggves Sohn aus Norwegen zu verjagen. Es zog eine gewaltige Flotte gegen den Norwegerkönig aus; in ihr noch einmal Schiffe mit dem Bilde des Thor, denn Viele im Heere waren noch Heiden. Am Ausgang des Oeresunds kam es am 9. September des Jahres 1000 zur Schlacht. So hart bedrängt der Norweger wurde, verzweifelte er nicht, so lange er das Thorbild auf den feindlichen Schiffen sah; als aber Jarl Erich, Hakons Sohn, im Kampfe das Gelübde that sich taufen zu lassen und statt des Thorbildes das Zeichen

des Kreuzes aufrichtete, gab der Norweger seine Sache verloren und stürzte sich in die Wogen. Die Sieger theilten sein Reich. Seit jenem Tage sind die Nordlandssöhne unter dem Zeichen des Thor nicht mehr in die Schlacht gezogen, doch auch unter dem Zeichen des Kreuzes setzten sie die Vikingerfahrten fort. Wenn sie damals die deutschen Küsten weniger als die englischen heimsuchten, so geschah dies besonders deshalb, weil die Sachsen und Friesen sich besser schützten, als ihre Stammesgenossen jenseits der See. Freilich leiteten nicht Kaiser und Reich die Vertheidigung, sondern jeder mußte sich mit eigener Kraft wehren, so gut er vermochte. So legte Bischof Bernward von Hildesheim an den Grenzen seines Bisthums, am Zusammenfluß der Oker und Aller, eine Burg an, die Mundburg genannt: die Besatzung derselben schlug tapfer einen Angriff der Aschmänner ab, und seitdem war von dieser Seite Ruhe. So sicherte Bernward eine andere Stelle — Wirinholt wird der Platz genannt —, wo die räuberischen Schaaren öfters zu landen pflegten, durch eine Feste und verscheuchte sie dadurch auch hier für immer. Der Erzbischof von Bremen flüchtete damals den Schatz und die Kostbarkeiten seiner Kirche landeinwärts nach Bücken unweit Hoya und umgab seine Stadt mit einer Mauer.

In ähnlicher Weise mußten sich auch die Friesen vor den Angriffen der Vikinger auf eigene Hand schützen. Vom Reiche verlassen, trennten sie sich aber mehr und mehr von der Verbindung desselben; noch Kaiser Otto II. hatten sie Heeresfolge geleistet, dann finden wir sie nicht mehr in den Heeren der Kaiser genannt. Zugleich verfiel bei ihnen das Regiment der königlichen Grafen, denen sie schon offen den Gehorsam verweigerten. Als während der Regierung der Theophano dem Grafen Dietrich, dem Vater des Erzbischofs Ekbert von Trier, in den westfriesischen Gegenden große Lehngüter zu Eigenthum geschenkt wurden, entspann sich zwischen dem Grafen und den friesischen Bauern ein andauernder Kampf, in dem Dietrichs Sohn und Nachfolger Arnulf das Leben verlor; nur durch einen Heereszug des Kaisers konnte in der Folge das Ansehen der Grafen hier wieder einigermaßen gesichert werden. In den ostfriesischen Ländern sank die Autorität der Grafen und des Reichs noch tiefer; eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des inneren Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt.

Vom Osten und Norden zugleich bedrängt, war es dem Reichsregiment unmöglich, tief in die Entwicklung der französischen Angelegenheiten einzugreifen, aber es ließ sie dennoch nicht unbeachtet. Willigis und die deutschen Bischöfe waren es, welche Rom auf die große Gefahr aufmerksam machten, die ihm aus Beschlüssen, wie sie zu S. Bâle gefaßt waren, erwachsen mußte, und noch im Jahre 992 erschien in Deutschland als päpstlicher Legat der römische Abt Leo. In derselben Weise, wie Otto I. einst in der Sache des Erzbischofs Artold von Reims entschieden hatte, gedachte man auch diesmal zu verfahren, und Leo berief eine allgemeine Synode der deutschen und französischen Bischöfe nach Aachen, um in der Reimser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Aber es waren nicht mehr die Tage des großen Otto, wo die französischen Bischöfe willig auf sein Gebot auf deutschem Boden erschienen; sie leisteten der Berufung des Legaten keine Folge, sondern versammelten sich vielmehr unter dem Vorsitz des jungen Königs Robert in der königlichen Pfalz zu Chelles (9. Mai 992). Hier beschlossen sie wie ein Herz und eine Seele gegen alle ihre Widersacher zusammenzuhalten, nur gemeinschaftlich die Excommunication zu verhängen und von ihr zu lösen; sie erklärten, die Beschlüsse ihrer Synode sollten unantastbare Gültigkeit haben und Alles, was der Papst gegen dieselben unternehmen werde, als null und nichtig erachtet werden; endlich vereinigten sie sich, auch ferner an den zu S. Bâle gefaßten Beschlüssen unverbrüchlich festzuhalten. Man war auf einem Wege, der zu einem vollständigen Bruche mit Rom und zur Gründung einer französischen Landeskirche zu führen drohte.

Man hat häufig, und nicht ganz mit Unrecht, in dem damaligen Auftreten der französischen Bischöfe ein Vorspiel der Ereignisse gesehen, die Jahrhunderte später zu der pragmatischen Sanction und zu den gallicanischen Kirchenfreiheiten führten; denn hier waren es, wie dort politisch-nationale Momente, auf denen die Spaltung mit Rom beruhte. Aber ohne allen Grund hat man die Beschlüsse jener französischen Bischöfe auch wohl mit der deutschen Kirchenreformation in Vergleichung gestellt, die vor Allem aus einem religiösen Bedürfniß erwuchs, das uns nirgends in jenen Bischöfen entgegentritt. Gerbert, die geistige Triebfeder der Beschlüsse zu S. Bâle und Chelles, war nicht von fern, wie hoch man auch seine wissenschaftlichen Verdienste anschlagen mag, ein Mann von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue; er legte selbst später Hand daran, sein eigenes Werk zu zerstören. Seine Beweggründe und die

seiner Mitbischöfe waren nichts weniger als rein; die Verhandlungen jener Synoden und Richers Darstellung dieser Ereignisse lassen uns vielmehr tiefe Blicke in das arge Verderbniß des französischen Episcopats werfen. Man kann es nur als ein Glück ansehen, daß dem in der abendländischen Kirche ausbrechenden Schisma noch zur rechten Stunde vorgebeugt wurde.

Es konnte nicht anders sein, als daß Rom jenen trotzigen Bischöfen Hugo Capets endlich mit allem Ernst entgegentrat. Als der Abt Leo unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe nach Rom. Aber sie weigerten sich dort zu erscheinen; auch Hugo Capet selbst lehnte eine Einladung des Papstes nach Rom ab und forderte diesen vielmehr zu einer Zusammenkunft in Grenoble auf, begreiflicher Weise ohne allen Erfolg. Als aber im Jahre 995 Abt Leo wiederum nach Deutschland gesandt wurde, fand er die Verhältnisse schon um Vieles günstiger als bei seiner ersten Reise. Hugo Capets Glücksstern leuchtete nicht mehr im ersten Glanze; nicht nur daß Hugo im südlichen Frankreich an den meisten Orten nicht die gewünschte Anerkennung fand, daß sich die spanische Mark, da sie umsonst von ihm Unterstützung gegen die Araber beansprucht hatte, von Frankreich losriß, auch in seiner nächsten Nähe erhoben sich Feinde gegen ihn, die er kaum zu bewältigen vermochte. Der Graf Odo von Chartres, Blois und Tours gerieth wegen der Bretagne mit dem Grafen Fulko in blutige Fehde. Fulko, ein treuer Anhänger Hugo Capets, suchte bei diesem Beistand nach, und erhielt ihn: dadurch wurde Odo aus einem Feinde Fulkos zugleich ein verderblicher Gegner des neuen Königthums. Der Kampf nahm bald eine sehr bedenkliche Wendung, und besonders litten unter ihm die Bischöfe, die Hugos Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Die Kirche Galliens war Gerberts eigener Aussage nach dem Untergange nahe, und Gerbert selbst fühlte sich in seinem Erzbisthum keinen Augenblick sicher; er fand Feinde aller Orten, und die Furcht vor dem üblen Ausgang einer mit übermäßigen Hoffnungen unter anderen Verhältnissen begonnenen Sache ließ dem ohnehin nicht sonderlich standhaften Manne keine Ruhe. Als daher Abt Leo eine Synode nach Mouzon an der Maas auf den Anfang Juni des Jahres 995 ausschrieb, versprach nicht nur Gerbert sich zu stellen, sondern auch Hugo Capet erklärte sich bereit sowohl selbst auf jener Synode zu erscheinen, wie auch seine Bischöfe zu derselben zu senden.

Eine Ausgleichung schien angebahnt, aber noch einmal änderte sich plötzlich Alles. Es wurde König Hugo hinterbracht, der Bischof Adalbero von Laon sinne abermals auf argen Verrath; er habe nicht nur Odos ganzes Unternehmen gelenkt, sondern zugleich mit dem Hofe in Deutschland hochverrätherische Verbindungen angeknüpft; nichts Geringeres werde beabsichtigt, als Frankreich an den jungen König Otto zu verrathen, Hugo aus dem Wege zu räumen, Odo zum Herzogthum Franzien und Adalbero selbst zum Erzbisthum Reims zu verhelfen; ginge Hugo mit seinem Sohne jetzt nach Mouzon, so werde dort ein deutsches Heer ihn überfallen, mit dem Otto schon gerüstet an der Grenze bei Metz stände. Wahrscheinlich waren diese Nachrichten erfunden oder mindestens sehr übertrieben, aber man brachte es wirklich dahin, daß Hugo und sein Sohn nicht nach Mouzon gingen und ihren Bischöfen verboten das Concil zu besuchen. Adalbero wurde gefangen genommen und die Burg von Laon von Hugo besetzt, der Adalberos Vasallen sich schwören ließ; zu derselben Zeit starb Graf Odo während eines Waffenstillstandes, den er mit dem Könige geschlossen hatte. Hugos Lage nahm wieder eine günstigere Wendung, so daß er um so weniger zur Nachgiebigkeit gegen seine Feinde geneigt war.

Als am 2. Juni 995 der Legat das Concil zu Mouzon eröffnete, waren nur einige deutsche Bischöfe und mehrere Aebte erschienen; dem Befehle Hugos folgsam, hatten sich weder die französischen Bischöfe eingefunden, noch wurde Arnulf seines Kerkers entlassen, um vor die Versammlung zu treten. Dennoch stellte sich Gerbert hier vor das Gericht der deutschen Bischöfe. Er konnte hoffen, daß ihm nichts Uebles begegnen würde; denn schon hatte er sich an den Papst, an die Kaiserin Adelheid, an den Erzbischof Willigis und andere deutsche Bischöfe schriftlich gewendet und sich bemüht sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen. Gleiches versuchte er jetzt in glänzender und kunstvoller Rede vor der Versammlung und glaubte seines Sieges sicher zu sein. Aber wie war er erstaunt, als ihm der Legat jede gottesdienstliche Handlung bis zu einer neuen Synode verbot, die im Juli zu Reims zur weiteren Untersuchung der Sache abgehalten werden sollte! Nicht zu Reims trat die angekündigte Synode zusammen, sondern an einem Ort, der Causejum genannt wird; schon hatten sich hier auch französische Bischöfe eingestellt. Aufs Neue versuchte Gerbert sich zu rechtfertigen: aber so klar das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Rom aus

seinen Worten hervortrat, er machte damit doch, wie es scheint, wenig Eindruck auf den Legaten und die Bischöfe, die in der Sache selbst Nichts entschieden, da noch immer der gefangene Arnulf nicht vor die Synode gestellt war. Erst auf einer neuen Synode, die noch in demselben Jahre zu Senlis abgehalten wurde, verfochten Gerbert und Arnulf persönlich vor dem Legaten und einem zahlreichen Kreise von Bischöfen ihre Sache. Wir kennen die Beschlüsse der Synode nicht, doch ist gewiß, daß Arnulf in seinen Kerker auf Befehl des Königs zurückkehrte, daß auch Gerbert vom Legaten keine befriedigende Entscheidung erlangte. Gerbert verließ darauf im Anfange des Jahres 996 Reims und begab sich nach Rom, theils um dort beim Papste seine Sache in einem günstigeren Licht darzustellen, theils um mit König Otto zusammenzutreffen, um den er sich einst, wie er meinte und wie es in der That der Fall war, große Verdienste erworben hatte. Je unsicherer seine Verhältnisse in Frankreich wurden, je mehr trieb es ihn zu dem Sohne Ottos II. zurück, dem er einst seinen Eid geschworen hatte.

Der Einfluß, den das deutsche Reich im Norden und Osten unter Otto I. und II. geübt hatte, war offenbar geschmälert, während sich im Westen neben ihm ein neues Königthum erhob, damals nicht eben gefährlich, da es nur mit Mühe sich selbst behaupten konnte, aber doch schon um seiner Selbsterhaltung willen genöthigt sich selbstständiger gegen das deutsche Reich zu stellen, als es die letzten Karolinger gethan hatten. Es sank das Ansehen des Reichs nach Außen, während gleichzeitig auch im Inneren weder die Theile so fest zusammenhielten, wie vordem, noch der Landfriede stets mit Erfolg geschützt werden konnte. Wir haben gesehen, wie sich die Friesen vom Reiche so gut wie trennten und die thüringischen Großen in Eckard einen eigenen Herzog wählten. Wahlherzoge treten wieder hervor, die seit mehr als einem Menschenalter verschwunden waren. Auch als Herzog Heinrich von Baiern am 28. August 995 starb, wurde sein Sohn, der damals im dreiundzwanzigsten Jahre stand und urkundlich bereits im Jahre 993 als Mitherzog bezeichnet wird, von den Baiern zum Herzog gewählt und empfing erst als erwählter Herzog die Belehnung des Königs. Doch erhielt Heinrich nicht das ganze Gebiet seines Vaters, der nach dem Tode Heinrichs des Jüngeren im Jahre 989 Kärnthen und die Mark Verona wieder mit Baiern vereinigt hatte; von Neuem wurden diese Länder jetzt von

Baiern getrennt und an den fränkischen Otto, den Sohn Herzog Konrads und der Liutgarde, einen Enkel Ottos des Großen, verliehen. Kärnthen und die Mark Verona blieben damals freilich noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem baierischen Herzogthum, das wieder eine mehr nationale Bedeutung gewonnen hatte; auch die österreichische Mark stand zu jener Zeit noch nicht so selbstständig zu Baiern, wie die wendischen Marken zu Sachsen.

Fast mit Nothwendigkeit hatte sich das Regiment der Herzoge während der vormundschaftlichen Regierung freier bewegt und an Umfang gewonnen. Es konnte wenig fruchten, wenn man den Bischöfen Privilegien verlieh, um in ihnen ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der Herzoge zu haben, so lange diese Privilegien nur auf dem Pergament standen. Wie Heinrich in Baiern fast ohne Schranke regierte, so waltete der treffliche Konrad mit freier Hand in seinem schwäbischen Herzogthume, das sich auch über den Elsaß erstreckte und nach des Herzogs Tode (20. August 997) auf Hermann II. — wir wissen nicht, ob er Konrads Sohn oder Neffe war, — gleichsam vererbte. Wie mächtig sich aber das Herzogthum auch erhob, wie wenig es jetzt von der Krone behindert wurde, konnte es doch die Fehdelust des Adels und der Geistlichkeit nie ganz unterdrücken. Man sagt, daß in Baiern der Landfriede am besten gewahrt wurde, und doch lebte dort Herzog Heinrich in einer andauernden Fehde mit dem Bischof Gebhard von Regensburg, während zugleich die Babenberger mit dem Würzburger Bischof die schlimmsten Händel hatten. Markgraf Liutpold von Oesterreich fand seinen Tod durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburger Vasallen rächte (10. Juli 994).

Aber war das Ansehen des Königs auch nicht unerschüttert geblieben, im Ganzen hielt das Reich doch zusammen. Und schon waren die Jahre der vormundschaftlichen Regierung vorüber, denn nach der Sitte war der König im fünfzehnten Jahre mit den Waffen bekleidet worden und hatte damit die Regierung selbst übernommen. Man hegte von ihm nicht ohne Grund große Hoffnungen. Gelang ihm eine glänzende That, die ihn an die Seite seines gewaltigen Großvaters stellte, so lag die Welt wieder zu seinen Füßen, und das Reich erstand in seiner vollen Kraft.

14.

Der erste Römerzug Ottos III.

Der junge Otto war zu einem anmuthigen Jüngling erwachsen, des schönen Vaters und der schönen Mutter schöner Sohn; schon sproßte ihm der erste Flaum ums Kinn, und Niemand sah den feinen Jüngling ohne Entzücken. In ritterlicher Sitte war er vom sächsischen Grafen Hoiko erzogen; den ersten Unterricht in den Wissenschaften empfing er von dem Calabresen Johannes, einem gelehrten und vielgewandten Manne, den die Gunst der Theophano in die Kanzlei Ottos II. gebracht und ihm dann die reiche Abtei Nonantula verschafft hatte. Johannes Muttersprache war die griechische, und von ihm und seiner Mutter wird Otto früh neben dem Lateinischen auch das Griechische erlernt haben. Im Jahre 988 hatte Johannes den Hof verlassen und das Bisthum Piacenza erhalten, das um seinetwillen von Ravenna getrennt und zum Erzbisthum erhoben wurde; die Erziehung des Königs wurde darauf einem jungen Geistlichen, Bernward mit Namen, anvertraut, der einem vornehmen sächsischen Hause entstammte und sich in der königlichen Kanzlei das besondere Vertrauen des Erzbischofs Willigis erworben hatte. Bernward wohnte ein vielseitiger, leichtbeweglicher Geist bei; Alles wußte er anzugreifen, Alles gelang ihm; besonders das Fremde und Neue zog ihn an, so daß er Kunstfertigkeiten nach Sachsen verpflanzte, die man dort vorher kaum gekannt hatte; auch in den Wissenschaften drang er überall leicht bis in eine gewisse Tiefe. So wurde Bernward trotz seiner Jugend ein außerordentlicher Lehrer für den geistreichen Knaben, der sich ihm mit ganzer Seele hingab und in seiner Unterweisung überall Nahrung für seinen lebhaften, überaus empfänglichen Geist fand. Schon in früher Jugend zeigte Otto nicht nur eine nicht zu stillende Wißbegierde, sondern besaß auch eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, daß man ihn für ein Wunder der Welt hielt und später so nannte. Bernward wurde im Anfange des Jahres 993 zum Bischof von Hildesheim erhoben, und die wissenschaftliche Erziehung des Königs mochte nun als beendigt gelten; die weitere Bildung für die Herrschaft und besonders für den Krieg sollten ihm wohl die Züge gegen die Wenden geben, an denen er sich unausgesetzt betheiligen mußte.

So wuchs Otto heran in ernsten Beschäftigungen, aber zugleich sich immer mehr erfüllend mit den überschwänglichsten Ideen von der Stellung, die er in der Welt einnehmen sollte. Der Sohn Ottos II. und der Theophano, dem das Kaiserthum des Abendlandes bestimmt und der den Kaisern des Morgenlandes verwandt war, konnte nur mit den höchsten Vorstellungen von der ihm übertragenen Gewalt, mit der Hoffnung großer Thaten, mit weltbewegenden Gedanken seine Seele nähren und seine Phantasie beleben: es lag eine andere Lebensbahn vor ihm, als sich beim Eintritt in das Leben vor den Blicken anderer Menschen eröffnet. Weder Theophano, noch Adelheid und Willigis konnten ihm vorenthalten, zu wie großen Dingen er bestimmt sei; war dieser Knabe doch ihrer Aller Hoffnung, glaubten sie doch, daß er vollenden würde, was Vater und Großvater so rühmlich begonnen hatten. Wer mag sich da verwundern, wenn auch Hoffart und Stolz sich in Otto regten, als er zum Jünglinge heranwuchs, und wenn er sich oft lieber seinen Launen überließ, als dem weisen Rathe Aelterer folgte; zuletzt soll sogar die Kaiserin Adelheid den Uebermuth ihres Enkels nicht mehr haben ertragen können und sich deshalb vom Hofe entfernt haben. Die schon betagte Frau, die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im burgundischen Reiche, dann das St. Salvatorskloster zu Pavia für sie begründet hatte, zog sich auf ihr Witthum nach dem Elsaß zurück und betrieb zu Selz den Bau eines neuen Klosters, das sie mit besonderer Pracht ausstattete und unmittelbar unter den Schutz des Stuhls Petri stellte.

Willigis, in dessen Hand seitdem vornehmlich die Reichsgeschäfte ruhten, sah ein, es sei hohe Zeit, daß das Kaiserthum, so lange gleichsam hinter Wolken verhüllt, seine Strahlen weithin wieder über die Welt ergieße und der junge König glänzend die ihm bestimmte Bahn betrete. Besonders die geistlichen Fürsten schlossen sich eifrig der Meinung des Erzbischofs an und rüsteten mit aller Sorgfalt, um dem Römerzuge Ottos den hellsten Glanz zu geben, während gleichzeitig der Erzbischof Johannes von Piacenza und der Bischof Bernward von Würzburg nach Constantinopel gesandt wurden, um für den Sohn der Theophano um die Hand einer griechischen Kaisertochter zu werben. Nachdem der König im October 995 den Feierlichkeiten beigewohnt hatte, unter denen seine Schwester Adelheid im Kloster zu Quedlinburg den Schleier nahm, dann einen großen Zug gegen die Wenden begleitet

hatte, dem im Anfange des Jahres 996 der erwähnte Friedensschluß folgte, richtete er seine Gedanken ganz auf den Römerzug, zu dem ihn überdies Papst Johann, von Crescentius Tyrannei immer schwerer bedrängt, dringend aufforderte. Auch traurige Vorgänge in Capua mußten zum Zuge mahnen. Dort war im Jahre 993 der Fürst Landenulf im Aufstande erschlagen worden, und das Fürstenthum schien sich der deutschen Herrschaft völlig entziehen zu wollen. Aber Hugo von Tuscien und Trasemund, Markgraf zu Spoleto und Fermo, brachten die Capuaner wieder zum Gehorsam zurück und setzten Landenulfs Bruder Laidulf, der sich noch im Jahre zuvor am königlichen Hofe in Deutschland eingestellt hatte, zum Fürsten von Capua ein, obwohl er an Landenulfs Tode, wie man wenigstens später behauptete, nicht ohne Schuld war. So wurde Capua wieder für den Augenblick gesichert, doch flößte der Zustand Unteritaliens nichtsdestoweniger mannigfache Besorgnisse ein.

Im Februar 996 sammelte sich um Regensburg ein stattliches Heer, um den jungen König über die Alpen zu begleiten. Die geistlichen Fürsten hatten nicht nur ein großes Vasallengefolge aufgebracht, sondern sich meist auch in Person bei dem Heere gestellt, vor Allen Willigis selbst, die Seele des ganzen Unternehmens, bei dem es kaum weniger die Herstellung des Papstthums als des Kaiserthums galt. Der junge König selbst traf um die Mitte des Februar in Regensburg ein, freudestrahlend, mit Begeisterung der Zukunft entgegengehend. Nicht ohne Herrschertrotz trat er auf, aber mit demselben mischten sich mystischer Tiefsinn und der Hang zu ascetischen Bußübungen. Weltmacht und Weltentsagung begannen schon damals in seiner Seele den schweren Kampf, in dem sie selten Frieden finden sollte. Es wird erzählt, daß er beim Besuch des Klosters St. Emmeram zu Regensburg dem dortigen Abt Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht waren, stolz und hochfahrend begegnete. Aber der alte Abt rechtfertigte sich mit leichter Mühe, und sofort war der König völlig verändert; er saß auf niedrigem Schemel zu den Füßen Romualds, hörte dessen ernste Ermahnungen unter Thränen der Buße, beichtete ihm seine Sünden, und sprach, da er aus dem Kloster trat, zu seinen Begleitern: „Wahrlich, der Geist Gottes hat durch dieses Mannes Mund zu mir geredet!“ Gegen Ende des Februar verließ er mit dem Heere die Stadt; die heilige Lanze wurde ihm vorgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen trat man den Zug an.

Noch bedeckte tiefer Schnee die Alpen, die man am Brenner nicht ohne Beschwerde überstieg. Kaum hatte man die Grenze italischer Zunge erreicht, so erschienen Gesandte des Dogen von Venedig — es war der zweite Peter Orseolo, ein junger, kräftiger und überaus kluger Fürst, — um den König zu bewillkommnen; sie hatten zugleich Beschwerden gegen den Bischof von Belluno vorzutragen, bei denen der König sich durchaus auf die Seite des Dogen stellte. Der Zug Ottos ging das Etschthal hinab nach Verona, und hier trafen abermals Gesandte von Venedig ein, die den Sohn des Dogen dem Könige zuführten, damit er in dessen Gegenwart gefirmelt werde und zum Zeichen des engen Bundes zwischen dem König und der Republik den Namen Otto empfange. Unerwartet brachen zu Verona Händel zwischen den Deutschen und den Einwohnern der Stadt aus, in denen nicht wenige Deutsche, und unter ihnen ein dem Könige sehr befreundeter Jüngling, auf den Straßen erschlagen wurden. Aber man wußte den Streit auszugleichen und setzte ungehindert den Marsch nach Pavia fort, wo der König das Osterfest feierlich beging und wo sich alle Fürsten des italischen Reichs um ihn sammelten, ihm auf das Evangelium den Eid der Treue erneuerten und ihm abermals huldigten. Zu Pavia erhielt Otto die Nachricht, daß Papst Johann XV. einem hitzigen Fieber erlegen sei, und als er sich gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen auch bereits Gesandte des römischen Adels und verlangten aus seiner Hand den neuen Papst zu empfangen. So groß war der Eindruck, den das erste Auftreten des Königs in Italien hervorrief!

Auf den Rath seiner Fürsten und gewiß vornehmlich auf Willigis Betrieb bestimmte der König einen seiner nächsten Verwandten, den jungen Brun, zum römischen Papste. Brun, ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, war dem geistlichen Stande bestimmt, wissenschaftlich auf das Sorgsamste ausgebildet und früh in die königliche Kapelle aufgenommen worden, wo Willigis die ausgezeichneten Gaben dieses jungen Fürsten erkannt hatte. Sofort sandte Otto, der noch vor seiner Kaiserkrönung über den Stuhl Petri verfügte, seinen Vetter in der Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Bischofs Hildibald von Worms, des Erzkanzlers und des Kanzlers des deutschen Reichs, nach Rom, wo seine Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke einstimmig anerkannt wurde und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Bruns auf den Stuhl Petri erfolgte. Der junge Papst, der erste

Deutsche, der zum Nachfolger Petri eingesetzt wurde, nahm zur Erinnerung an Gregor den Großen den Namen Gregor V. an.

Otto verweilte einige Zeit in Ravenna, wo er ohne noch den kaiserlichen Namen zu führen alle kaiserlichen Rechte übte, dann brach er nach Rom auf. Jubelnd und in festlichem Glanze zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel des großen Kaisers, im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlandes herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Sogleich nach seiner Krönung ließ der neue Kaiser das frohe Ereigniß seiner Großmutter melden und dankte ihr für alle Sorgen, deren sie sich zur Erhaltung des Reichs unterzogen hatte. So heißt es in dem uns noch erhaltenen Briefe: „Daß uns nach Eurem Wunsch und Verlangen die Gottheit die Rechte des Kaiserthums glücklich übertragen hat, darin verehren wir ebenso sehr den göttlichen Willen, wie wir Euch dafür Dank wissen. Denn es sind uns Eure mütterliche Zärtlichkeit und Eure Liebeswerke wohl bekannt, für die wir ewig Euer Diener sein und bleiben müssen. Demnach da unsere Erhebung Eure Ehre erhöht, wünschen und bitten wir Euch dringend, daß der Staat auch ferner durch Euch befördert und glücklich geleitet werde.“ Der überaus ergebene Brief sollte wohl manche Wunden heilen, die der jugendliche Trotz des Kaisers der Großmutter geschlagen hatte.

Kraftvoll walteten der neue Kaiser und der neue Papst jetzt in Rom, wo man ein geordnetes Regiment seit mehr als zehn Jahren nicht gekannt hatte. Vereint hielten sie zuerst eine Synode ab, dann saßen sie zu Gericht. „Die bekümmerten Wittwen und die bedrängte Armuth frohlockten,“ sagt Johannes Canaparius, ein Römer jener Zeit, „denn der neue Kaiser und der neue Papst sprachen nun wieder dem Volke Recht.“ Auch Johannes Crescentius, der bis dahin mit tyrannischer Gewalt Rom beherrscht hatte, wurde zur Rechenschaft gezogen und nach dem Spruche der Fürsten zur Verbannung verurtheilt; aber auf die Fürbitte des Papstes verzieh Otto dem harten und gewaltthätigen Manne, der ihm jedoch aufs Neue den Eid der Treue leisten mußte. Nach kurzer Zeit verließ der Kaiser Rom, das er der Obhut des Papstes vertraute. Im Monat Juni trat er durch Tuscien den Rückweg nach Pavia an, überschritt im August die Alpen, wahrscheinlich am Septimer,

zog das Rheinthal hinab und verweilte im Monat September in Mainz und in seiner Pfalz zu Ingelheim. Am 18. November verherrlichte er die Einweihung des Klosters Selz zur Freude Adelheids durch seine Gegenwart.

Glanzvoll war das Kaiserthum hergestellt; das Papstthum war ihm nicht allein unterthan, sondern durch die engsten Bande der Natur verbunden. Fast ohne alle Schwierigkeit war man zu Erfolgen gekommen, welche dem Abendlande eine glückliche Zukunft zu verbürgen schienen.

15.

Geistige Richtungen der Zeit und des Kaisers.

So schnell der erste Römerzug Ottos beendigt war, blieb er nicht ohne nachhaltigere Wirkungen und machte namentlich auf das lebhafte Gemüth des Kaisers den tiefsten Eindruck. Die raschen Erfolge, die ihm jenseits der Alpen zu Theil geworden waren, rissen seine Einbildungskraft fort und gaben ihm ein nicht geringes Bewußtsein der eigenen Kraft, die sich daheim in den unglücklichen Wendenkriegen nur nicht auf einem ihrer würdigen Schauplätze habe zeigen können. Und kaum ließ es sich anders erwarten, als daß einen jungen so geistig angeregten und ehrgeizigen Fürsten alle Erinnerungen an die alte römische Kaiserwelt, die ihm in Italien entgegengetreten waren, auf das Lebhafteste erfaßten, zumal er sich als den glücklichen Nachfolger jener gewaltigen Imperatoren vom Abendlande verehrt sah.

Während so weltlicher Ehrgeiz Ottos Herz mit immer festeren Banden umstrickte, ergriff aber zugleich seine Seele mit noch größerer Gewalt auch jener schwärmerische Zug zu ascetischen Bußübungen und mystischen Meditationen, dessen erste Regungen sich bereits gezeigt hatten, ehe er den Fuß über die Alpen setzte. Der Funke glimmte in ihm schon früher, aber erst die Eindrücke Italiens fachten ihn zu hellen Flammen an. Indem er jetzt die ganze Bedeutung der Macht begreifen lernte, warf er sich wunderbarer Weise zugleich in eine geistige Richtung, die ihn alles Irdische als nichtig verachten hieß. Die widerstrebendsten Re-

gungen ergriffen die Seele des reichbegabten Jünglings und entwickelten in ihm eine phantastische Lebensansicht, die für jeden Menschen bedenklich, für einen Fürsten seiner Stellung überaus gefährlich werden mußte. Um aber die Einflüsse, unter denen sich diese Entwicklung vollzog, richtig zu würdigen, ist es nothwendig auf die reformatorischen Bestrebungen, welche sich damals in der Kirche Frankreichs und Italiens Bahn zu brechen begannen, den Blick zu richten.

Wenn in den deutschen Ländern, als die Schrecken einer grauenvollen Zeit die Menschen beten lehrten, die tiefere religiöse Bewegung auch außerhalb des Episcopats entstanden war und sich zuerst mehr in dem Einsiedler- und Mönchthum als in der höheren Geistlichkeit kundgegeben hatte, so hatte sie hier doch bald auch die Führer der Kirche selbst ergriffen und durchdrungen. Konnte es eine Zeit lang scheinen, als würde sich ein schroffer Gegensatz zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit entwickeln, so war dieser längst überwunden; es hatte in Deutschland in gewissem Sinne eine Reformation der ganzen Kirche stattgefunden, und zwar nicht im Widerspruche mit der königlichen Gewalt, sondern vielmehr im nächsten Anschluß an dieselbe. Wir wissen, wie eng sich dann das Kaiserthum mit der deutschen Geistlichkeit verbündete, wie es ihr einen weiten Kreis zu freier Missionsthätigkeit eröffnete, zu neuen Organisationen in der Kirche ihre Kräfte in Anspruch nahm, ja ihr sogar auf die rein weltlichen Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß einräumte, indem es die Bischöfe und Aebte zu den wichtigsten Staatsgeschäften benutzte. So hatte die Reformation des kirchlichen Lebens bald geradezu auch den Staat selbst erfaßt, und ein fester, ungemein folgenreicher Bund war zwischen dem deutschen Reiche und der deutschen Kirche geschlossen worden. Es konnte nicht anders sein, als daß sich in diesem Bunde die ascetische Richtung, welche das neuerwachte geistliche Leben im Anfange bezeichnet hatte, mehr und mehr verlor; waren es doch durchweg praktische Aufgaben, welche die Verhältnisse der Zeit der deutschen Geistlichkeit stellten und die sie zum guten Theil mit wunderbarer Geschicklichkeit löste. Mit Begeisterung warfen sich alle lebhaften Geister innerhalb dieses Standes in jenen großen Kampf um die höchsten irdischen und himmlischen Güter, in dem das Kaiserthum seinen Beruf zu erfüllen meinte, und es kümmerte sie nicht viel, ob sie dabei mit den alten Satzungen der Kirche mannigfach in Widerspruch geriethen. Wenn nun auch, so tief in weltliche Bestre-

bungen verwickelt, einzelne auf Abwege geriethen, wie der herrschsüchtige Dietrich von Metz und der habsüchtige Gisiler von Magdeburg, so waren doch in der Mehrzahl die deutschen Bischöfe jener Zeit fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glaube und Hoffnung begründet; nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen waren sie am wenigsten von der sittlichen Fäulniß angesteckt, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlandes ergriffen hatte. Auch die deutsche Klostergeistlichkeit nahm an den Bestrebungen des Reichs den lebendigsten Antheil und wurde dabei vielfach in weltliches Treiben hineingezogen; man könnte nicht sagen, daß es gerade vorherrschend die klösterlichen Tugenden gewesen seien, die unter diesen Mönchen blühten, noch daß sie vor Allem die Regel des h. Benedict, obwohl sie bei ihnen in hohen Ehren stand, zur Richtschnur ihres Lebens gemacht hätten, aber nichtsdestoweniger zeigte sich auch in ihnen eine aufrichtige Frömmigkeit mit ihren Früchten. Wer die Zustände der deutschen Klöster am Ende dieses Jahrhunderts mit denen im Anfange desselben vergleicht, nimmt die gewaltige geistige Umwälzung, die stattgefunden hatte, überall wahr.

Auch in Frankreich und Burgund war fast gleichzeitig eine Reformation des kirchlichen Lebens eingetreten, aber auf sehr verschiedene Weise. Die reformatorischen Bestrebungen wandernder irischer Mönche waren hier ohne erhebliche Erfolge geblieben, auch mehrere von lothringischen Geistlichen ausgehende und von Otto dem Großen und Erzbischof Brun begünstigte Versuche, das kanonische und klösterliche Leben unter der Geistlichkeit neu zu regeln, wirkten nicht nachhaltig; bei weitem tiefer griffen die Reformationsversuche des Klosters Cluny ein. Berno, der Sohn eines burgundischen Grafen, begründete dieses Kloster im Jahre 910 auf französischem Boden, hart an der Grenze des burgundischen Reichs. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Mönchen den Grund geschenkt, entzog schon im Stiftungsbrief sie ausdrücklich der Abhängigkeit jeder anderen geistlichen oder weltlichen Aufsichtsbehörde und stellte sie ummittelbar unter Rom; das Kloster wurde dem Stuhle des heiligen Petrus gewissermaßen zum Eigenthum geschenkt und sollte ihm zur Anerkennung dessen jährlich einen Zins von zehn Schillingen zahlen. Berno suchte zunächst in seinem Kloster die fast vergessene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen; sein Streben hatte den besten Erfolg und fand solche Aner-

kennung, daß sich auch andere Klöster ihm freiwillig unterordneten und er bei seinem Tode bereits an der Spitze von sieben Klöstern stand, die zu einander in eine enge Gemeinschaft traten. Das begonnene Werk führte dann Odo, der zweite Abt, auf das Glänzendste fort. Er war es, der die besonderen Ordnungen für Cluny feststellte, welche die Strenge der alten Benedictinerregel schon weit überboten und wie sie einerseits durch außergewöhnliche Entbehrungen und Kasteiungen, namentlich auch durch anhaltendes Stillschweigen, das innere Leben zu wecken suchten, so andererseits auch das äußere Leben nach allen Seiten hin auf das Genaueste regelten. Ein unglaubliches Ansehen gewann Odo als Reformator des abendländischen Mönchthums; nicht allein in Frankreich traten viele Klöster seiner Regel bei, vor Allem die altberühmte Abtei Fleury im Sprengel von Orleans, sondern auch über Italien erstreckte er seine Wirksamkeit. Alberich stellte ihn an die Spitze aller römischen Klöster, König Hugo suchte durch ihn die Geistlichkeit der Lombardei auf einen heilsameren Weg zu bringen, selbst Monte Cassino, das Mutterkloster des ganzen Abendlandes, wurde von ihm reformirt, was die Cassinesen entweder bald vergaßen oder absichtlich verbargen. Odo war es, der den geistlichen Ruhm Clunys für alle Folge begründete, wie sein Nachfolger Aymardus dann die äußere Zukunft des Klosters durch Ansammlung eines bedeutenden Vermögens und die Gewinnung großer Schenkungen sicherte.

Im blühendsten Zustande war das Kloster, als Majolus, der vierte Abt, die Leitung desselben übernahm und fast durch funfzig Jahre fortführte (948—994). Während dieser langen Amtsführung hat er mit dem größten Glück die von seinen Vorgängern eingeschlagene Bahn verfolgt. Die Zahl der Mönche zu Cluny stieg unter ihm auf 177; 37 Klöster, theils im östlichen Frankreich, theils in Burgund, verehrten in ihm ihr gemeinsames Oberhaupt und wurden durch von ihm gesetzte Mitäbte regiert; schon standen auch manche Klöster in Italien und Deutschland, wenn sie sich gleich selbstständiger verwalteten, in nahen Beziehungen zu ihm, so daß sie seinen Anordnungen willig Folge zu leisten pflegten. Die Congregation von Cluny konnte bereits als Ziel eine monarchische Organisation des gesammten Mönchthums unter ihrem Abte ins Auge fassen und schien diesem Ziel mit starken Schritten entgegenzugehen. Majolus besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid auch den sächsischen

Kaisern bekannt und von ihnen hochgeehrt. Otto I. berief ihn nach Italien, um dort die verfallene Klosterzucht herzustellen; Otto II. soll ihm sogar den Stuhl Petri angeboten, aber Majolus, der schon als Jüngling den erzbischöflichen Stuhl von Besançon verschmäht hatte, sich geweigert haben, das Kloster zu verlassen. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo die Regierung Clunys übergab, beherrschte dasselbe bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte auf den meisten Thronen einflußreiche Beschützer gewonnen. Die Bestrebungen der Cluniacenser begannen schon weit über die ursprünglichen Zwecke der Congregation hinauszugehen; es war ihnen nicht mehr genug, das Mönchsthum in seinem ganzen Umfange zu reformiren, sie richteten ihr Augenmerk zugleich darauf, das kanonische Leben in der gesammten Weltgeistlichkeit zur Anerkennung zu bringen und in dieser eine ähnliche Hierarchie aufzurichten, wie in ihrem Orden bestand, indem sie alle Kirchen den Bischof zu Rom unmittelbar und unbedingt unterwarfen. Man kann sagen, daß ihr Streben dahin ging, die pseudoisidorischen Decretalien durchzuführen, welche die Päpste selbst zwar niemals verleugnet hatten, die aber doch seit geraumer Zeit kaum recht zur Geltung gebracht waren. Die Congregation von Cluny gewann für jene und die nächstfolgende Zeit etwa dieselbe Bedeutung, wie in der neueren Zeit die Gesellschaft Jesu, mit welcher sie in ihren Grundsätzen und ihrer Verfassung mannigfache Vergleichungspunkte darbietet.

Obschon keinem Zweifel unterliegt, daß die Cluniacenser einen mächtigen Einfluß auf die Neubelebung des kirchlichen Lebens namentlich in Frankreich und Burgund geübt hatten, war doch die von ihnen ausgehende Reformation noch nicht so tiefgreifend, wie die gleichzeitige in Deutschland; vor Allem nicht aus dem Grunde, weil es ihnen nicht gelang, die Bischöfe Frankreichs für sich zu gewinnen, sie vielmehr mit diesen in die heftigsten Streitigkeiten geriethen. Die französischen Bischöfe, meist aus den ersten Familien des Landes gewählt, standen an Gelehrsamkeit dem deutschen Klerus in keiner Weise nach, vielmehr erhielten sich gerade unter ihnen die letzten Reste der eigenthümlichen Kultur der Karolingischen Zeit; um so weiter aber traten sie an geistlicher Weihe und Würdigkeit hinter den deutschen Bischöfen zurück. Ihre theokratisch-hierarchischen Tendenzen hatten sie nothgedrungen aufgegeben, aber um so mehr suchten sie sich in dem reichen Besitzthum ihrer Kirchen, das ihnen von

allen Seiten angefochten wurde, zu sichern. Den offenen Gewaltthaten der mächtigen Laien gegenüber nicht durch ein kraftvolles Königthum geschützt, mußten sie zu Listen und Intriguen der schlimmsten Art ihre Zuflucht nehmen und verfielen so in jene tiefe Verderbtheit, die wir in der Geschichte Hugo Capets hinreichend haben kennen lernen. Weniger der Wollust und Sinnenlust hingegeben als die italischen Bischöfe, waren sie doch nicht minder verweltlicht, ja wo möglich noch tiefer sittlich gesunken und hatten sich zuletzt zu gehorsamen Dienern der Despotie erniedrigt. Schonungslos rügte Cluny dieses weltliche und niedrige Treiben der Bischöfe, während es zugleich sich und seine Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der mit Recht, da sie den alten kirchlichen Ordnungen durchaus widersprach, von den Bischöfen die Anerkennung verweigert wurde. So stand Cluny nicht allein mit dem Bischof von Macon, in dessen Sprengel es lag, in stetem Hader, sondern trat überall dem gesammten Episcopat Frankreichs feindlich entgegen; auf der Synode von S. Bâle hatten sich die französischen Aebte allein gegen die Schritte der Bischöfe auf die Seite des römischen Stuhls gestellt.

Wenn die Reformation, welche von den Cluniacensern ausging, bis dahin nicht einmal in Frankreich den religiösen Zustand völlig umgestalten konnte, so gelang ihnen dies noch viel weniger in Italien, so viele Versuche sie auch zu Reformen gemacht und so mächtige Gönner sie gefunden hatten, noch zuletzt in der Kaiserin Adelheid, deren Vertrauter und Gewissensrath Abt Odilo war. Die Reformen der Cluniacenser in den italischen Klöstern gingen meist schnell wieder unter, und noch weniger als die Klostergeistlichkeit achteten die schwelgerischen Bischöfe Italiens auf die Mahnungen der französischen Mönche.

Spät erst und auf eigenthümliche Weise brach in Italien wieder ein tieferes religiöses Leben hervor. Wie es seine Befriedigung weniger in äußeren Ordnungen, als in mystischer Vertiefung des Geistes fand, so war es auch nicht sowohl eine Genossenschaft, die hier Bahn brach, als einzelne besonders begabte Persönlichkeiten. Zuerst tritt uns da der heilige Nilus entgegen. Zu Rossano im griechischen Calabrien bald nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren, war er im dreißigsten Jahre in ein Kloster seiner Heimat getreten und hatte die bei den Griechen gebräuchliche Regel des heiligen Basilius angenommen. Die Strenge seiner Lebensweise, die Bedeutsamkeit seines ganzen Wesens

und vornehmlich die übernatürlichen Kräfte, die ihm beizuwohnen schienen, gaben ihm eben so viel Ansehen bei den Mächtigen der Welt, wie Achtung und Einfluß bei der Masse des Volkes. Man wollte ihm das Bisthum Rossano ertheilen, er aber entzog sich dieser Stellung, die ihn tief in die Sorgen und Gefahren des weltlichen Lebens verstrickt hätte, und begab sich, obwohl der Sprache und Sitte nach Grieche, mit einigen Gefährten in das lateinische Italien. Der Abt von Monte Cassino zog ihm mit allen seinen Mönchen feierlich in Procession entgegen und ehrte ihn wie einen Gesandten Gottes. Nilus billigte die Sittenstrenge, die damals im Kloster herrschte, und bat den Abt, er möge ihm und seinen Gefährten einen Wohnsitz in den umliegenden Bergen einräumen, um dort unter der Gerichtsbarkeit des Klosters ein Einsiedlerleben zu führen. Das kleine Michaelskloster zu Valleluce wurde ihm gegeben, und hier lebte er nahe an fünfzehn Jahre. Da dann das Leben der Mönche in Monte Cassino sich verweltlichte, sagte er zu seinen Gefährten: „Laßt uns diesen Ort verlassen, denn der Zorn Gottes wird ihn nicht lange verschonen!“ und begab sich in das Gebiet von Gaeta, wo er sich dauernd ansiedelte und von diesem neutralen Boden zwischen dem abend- und morgenländischen Reiche seine Mahnungen und Weckrufe an die Gewaltigen der Erde ergehen ließ. Den Beruf und die Kraft zu denselben schöpfte er mehr aus der Versenkung des Geistes in das göttliche Wesen, als aus äußeren Büßungen, obwohl er auch auf diese nicht geringes Gewicht legte.

Nilus geistesverwandt war der Ravennate Romuald, der zu derselben Zeit Norditalien mit seinem Rufe erfüllte. Er war einem vornehmen Geschlecht entsprossen und hatte lange ein üppiges und lasterhaftes Leben geführt. Eine Blutschuld, die sein Vater auf sich lud, indem er einen seiner Verwandten erschlug, erweckte zuerst in ihm ernstere Gedanken und brachte ihn dazu, der Welt abzusagen und das klösterliche Leben zu wählen. Er trat in das Kloster des heiligen Apollinaris zu Ravenna, wurde hier aber durch Bußpredigten seinen Genossen mit der Zeit so verhaßt, daß er sich vor ihnen flüchten mußte. Bei einem Einsiedler im Venetianischen, mit Namen Marino, fand er Aufnahme und lebte mit ihm unter großen Entbehrungen mehrere Jahre. Den Dogen von Venedig Peter Orseolo I., der durch den Tod seines Vorgängers schwere Schuld auf sich geladen hatte, suchten Marino und Romuald zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen und bewogen ihn endlich dem

weltlichen Leben zu entsagen; sie verließen mit ihm heimlich das Gebiet Venedigs und begaben sich nach Catalonien, wo sie lange ein Eremitenleben führten. Romuald kehrte später nach Italien zurück und suchte nun hier eine durchgreifende Reformation des Klosterlebens herbeizuführen, wobei er vom Markgrafen Hugo, damals dem mächtigsten Manne im Lande, auf alle Weise unterstützt wurde. Otto III. übertrug ihm einige Jahre nachher die Abtei Classe zu Ravenna; aber die Strenge Romualds fand in dem Kloster so heftigen Widerspruch, daß er bald sehnlichst seines Amtes wieder enthoben zu werden wünschte. Dies geschah, doch feierte deshalb Romuald nicht, und nahe und fern übte er noch immer eine fast unwiderstehliche Gewalt auf Alle, die den verderbten Zustand der Kirche beklagten.

Ein großartiger Aufschwung war in diesen Männern, welche der Religion in Italien neues Leben gaben; wie nahe sie sich auch mit den Cluniacensern berührten, ihr innerstes Wesen wurzelte doch keineswegs in demselben Boden, wie das äußere Kirchenthum der französischen Mönche. Dieses neuerwachte Religionsleben hatte nun auch bereits Rom berührt, wenn auch nicht die Päpste und den hohen Klerus, doch einzelne der dortigen Klöster. Das Paulskloster vor der Stadt stand seit geraumer Zeit in naher Verbindung mit Cluny, ebenso das von Alberich begründete Marienkloster auf dem Aventin, wo Odilo oft verweilte. Dagegen war das benachbarte den alten römischen Märtyrern Alexius und Bonifacius geweihte Kloster auf derselben Höhe, wo einige griechische Mönche nach der Regel des h. Basilius friedlich neben abendländischen Benedictinern lebten, von dem Geiste des Nilus ergriffen, und dessen Abt Leo — derselbe, den wir als päpstlichen Legaten in Deutschland und Frankreich haben kennen lernen, — stand mit dem Heiligen von Gaeta in vertrauter Freundschaft. Ein Mönch dieses Klosters, der Böhme Adalbert, war es, der zuerst das Gemüth des jungen Kaisers in seiner tiefsten Tiefe zu erfassen wußte.

Der Böhme Adalbert und Kaiser Otto III.

Adalbert von Woytiech, d. i. Heerestrost, entstammte einer der ersten Familien Böhmens; sein Vater Slawnik war den böhmischen Herzogen und durch diese der baierischen Fürstenfamilie, ja dem Kaiserhause selbst verwandt. Slawnik war Christ, aber die neuangenommene

Religion hatte nur obenhin sein Herz berührt, desto tiefer das seiner Gemahlin Strziezislawa. Unter vielen Brüdern zeichnete sich Woytiech besonders durch körperliche Schönheit aus. Die Eltern glaubten, daß ihm viel Freude in der Welt erblühen werde, und bestimmten ihn dem weltlichen Leben. Aber in frühester Jugend schon erkrankte der schöne Knabe. In der Angst ihres Herzens legten ihn die Eltern auf den Altar der heiligen Jungfrau und gelobten ihn dem Dienste Gottes und der Kirche, wenn er genesen sollte, — und er genas.

Als die Jahre gekommen waren, wo der Unterricht des Knaben beginnen konnte, wurde er der Zucht christlicher Priester übergeben. Sobald er den Psalter inne hatte, schickte ihn der Vater in die neubegründete Stiftsschule zu Magdeburg, wo Otrik, der sächsische Cicero, sein Lehrer war. Neun Jahre verlebte Woytiech zu Magdeburg und wurde bei seiner Firmelung nach dem ersten Bischof Adalbert genannt; so vertauschte er den böhmischen Namen mit einem deutschen. Dann kehrte er nach Böhmen zurück und wurde hier zum Priester geweiht. Aber trotz der Weihe blieb er ein Weltkind, und später noch gedachten Viele gern des lebenslustigen Jünglings. Doch die Stunde der Umwandlung kam bald. Adalbert war Zeuge der letzten Augenblicke des ersten Prager Bischofs, des Sachsen Thietmar, der mit großem Eifer geistliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken gesucht hatte, aber sich dennoch sterbend wegen der Fruchtlosigkeit seiner Amtsführung anklagte und es seinen Sünden beimaß, wenn die Nacht des Heidenthums noch so weit über dem Lande ruhe. Die Angst des frommen Mannes ergriff die Seele des jungen Priesters mit fürchterlicher Gewalt; noch in derselben Nacht legte er das Bußkleid an, bestreute sein Haupt mit Asche und eilte von Kirche zu Kirche, um im Gebet sein Herz zu erleichtern. Er wurde plötzlich inwendig ein neuer Mensch, obwohl seine Umgebung kaum noch die Veränderung seines Herzens bemerkte.

Herzog Boleslaw und die böhmischen Großen erwählten Adalbert zu Thietmars Nachfolger, da Adel, Reichthum, wissenschaftliche Bildung und ein versöhnlicher Sinn ihn vor Allen zu empfehlen schienen, und Adalbert entzog sich der Wahl seiner Landsleute nicht. Mit böhmischen Gesandten, die Boleslaw zum Reichstag nach Verona sandte, ging Adalbert im Frühjahr 983 über die Alpen und wurde zu Verona vom Erzbischof Willigis von Mainz, unter dem sein Bisthum stand, zum Bischof geweiht. Es war der 29. Juni 983, derselbe Tag, an dem

der Friede im Wendenlande endete und das Heidenthum sich dort von Neuem erhob; auch Herzog Boleslaw wankte bald, wie wir sahen, in seiner Treue gegen das Reich und in seinem Eifer für den christlichen Glauben. Als Adalbert nach Prag zurückkehrte, sah man ihn verwundert barfuß und in schlichtem Kleide in seinen Bischofssitz einziehen; noch mehr staunte man, als er neben seinen bischöflichen Geschäften nur Handarbeiten, Fasten, Nachtwachen, dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge oblag und die Strenge, die er gegen sich selbst zeigte, auch gegen Andere übte. Die Vielweiberei, die Ehen der Priester, die heidnischen Gebräuche an christlichen Festen, den Verkauf christlicher Gefangenen an Juden wollte er nicht mehr dulden und gerieth deshalb bald in erbitterte Streitigkeiten mit den Mächtigen im Lande. Er verzweifelte endlich daran, hier an Gottes Reich bauen und selbst ein frommes Leben führen zu können, seine bischöfliche Würde wurde ihm zur Last, und er beschloß heimlich das Land zu verlassen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen (989).

Abermals zog Adalbert über die Alpen und wandte sich zuerst nach Rom, um beim Papste sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Papst billigte die Reise nach dem gelobten Lande, und Theophano, die sich damals zu Rom befand, drang Adalbert eine bedeutende Summe Geldes auf, damit er am heiligen Grabe für das Seelenheil Ottos II. bete; denn schon lange quälte die Kaiserin der Gedanke, daß ihr Gemahl durch die Aufhebung Merseburgs eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Adalbert nahm das Geld, aber vertheilte Alles sofort unter die Armen; ihm war irdisches Gut nur eine Bürde. So verließ er Rom und richtete seinen Weg nach Monte Cassino. Hier machte man ihm klar, daß nicht ein umherschweifendes Leben, sondern ein frommer Wandel dem Herrn gefalle, und rieth ihm, nicht ohne eigennützige Absichten, im Kloster zu bleiben. Dem widerstrebte Adalbert, gab jedoch seine Pilgerfahrt auf und begab sich nach dem Michaelskloster in Valleluce, wo damals noch Nilus weilte. Aus Rücksicht auf Monte Cassino versagte ihm dieser hier die gewünschte Aufnahme, wies ihn aber nach Rom zurück, wo er in dem Kloster seines Bruders Leo willkommen sein würde; Leo würde ihn in den Kämpfen leiten, die der Mensch auf dem Wege zum Himmel bestehen müsse; er würde die Flammen der himmlischen Liebe zu heller Gluth in ihm schüren, so daß sein Herz immerdar als ein Opferaltar Gottes rauche. Adalbert kehrte nach Rom zurück und fand hier die er-

sehnte Ruhe in dem Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius, in das Leo ihn und seinen Halbbruder Radim oder Gaudentius, seinen unzertrennlichen Begleiter aufnahm. Am Ostersonnabend 990 legten Beide das Mönchsgelübde ab.

Selige Tage begannen jetzt für Adalbert. Mit Freude unterzog er sich den niedrigen Knechtsdiensten, die man ihm zur Demüthigung auferlegte. Willig unterwarf er sich dem Ersten, wie dem Letzten im Kloster, denn er glaubte durch solchen Gehorsam am inneren Menschen zu wachsen; mit unablässigem Eifer lag er dem Gebet und dem Lesen der heiligen Schrift ob, am liebsten aber verweilte er im geistlichen Gespräch mit dem Abt und den erweckteren Brüdern. Da war es, als ob das Wort Gottes vom Himmel herabthaue, ein heiliges Feuer brannte in den Seelen der Brüder, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte ihnen, Gott sei in ihrer Mitte. Adalbert dachte kaum noch seiner Gemeinde, aber Willigis und die Böhmen dachten seiner.

Das kirchliche Leben war indessen in Böhmen mehr und mehr in Verfall gerathen, während Boleslaw, mit den heidnischen Liutizen verbündet, das deutsche Reich bekriegte. Der Bund mit den Heiden löste sich endlich wieder, und man dachte endlich daran, auch die kirchlichen Ordnungen im Lande von Neuem zu befestigen. Jetzt bedurfte man Adalberts: Willigis und der Böhmenherzog schickten deshalb Radla, einen Jugendfreund Adalberts, der ihm als Muster in der Schule vorgeleuchtet hatte und den er deshalb halb scherzend seinen Erzieher zu nennen pflegte, und Christian, des Herzogs eigenen Bruder, der als Mönch im Kloster St. Emmeram zu Regensburg lebte, nach Rom, um den Bischof zur Rückkehr in seinen Sprengel zu bewegen. Adalbert wollte den dringlichen Bitten der Gesandten nicht Gehör schenken, aber dem Befehl des Papstes und dem Willen seines Abts mußte er weichen.

Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte Adalbert nach Prag zurück (992). Seine erste Sorge war ein Benedictinerkloster zu Brzewnow bei Prag einzurichten; es war den heiligen Bonifacius und Alexius geweiht, die ersten Mönche kamen vom Aventin. Aber nur widerwillig und voll Mißtrauen gegen sein Volk verweilte Adalbert in der Heimat: möglichst bald wollte er sich der unbequemen Bürde wieder entledigen, und die Gelegenheit ließ nicht lange warten. Als er einer vornehmen Böhmin, die im Ehebruch ertappt war, Zuflucht in der Kirche gewährte und man den Schutz des Altars nicht achtete, sondern

sie von der heiligen Stätte zur Todesstrafe schleppte, glaubte er, das Recht der Kirche sei durch einen unsühnbaren Frevel angetastet, und verließ abermals das Land. Ein Mann, wie er, konnte unter halben und lauen Christen nicht mehr leben, und als er damals seine Schritte nach Ungarn wandte und auch hier, wie dort, ein halbes Christenthum fand, stand er von dem Gedanken ab, hier als Heidenbote zu wirken, und ging nach seinem Kloster auf dem Aventin zurück. Mit Freuden wurde er von den Brüdern begrüßt, besonders vom Abte Leo, der bald darauf, als er als Gesandter des Papstes nach Deutschland und Frankreich ging, ihn zu seinem Stellvertreter und Prior des Klosters bestellte. Wiederum schwelgte Adalbert in der seligen Einsamkeit dieses gotterfüllten Lebens, aber wiederum mußte er den Aventin verlassen.

Ein Gesicht hatte ihm vorhergesagt, daß sein Leben eine neue Wendung nehmen würde. Er sah nämlich im Traume zwei Reihen Seliger im Himmel; die eine Schaar, mit purpurnen Kleidern angethan, waren die Blutzeugen, die anderen in schneeweißen Gewanden die heiligen Männer, die von der Welt getrennt ihr Leben Gott zum Dienste weihten; Beider Speise und Trank bestand in dem steten Lobe des Schöpfers. Da vernahm er eine Stimme: „Inmitten Beider ist der Platz für dich; da wirst auch du deine Speise mit ihnen und deine Ehre finden."

Als Willigis nun im Jahre 996 nach Rom kam, drang er mit aller Gewalt darauf, daß Adalbert nach Prag zurückkehren sollte. Adalbert weigerte sich sein Kloster abermals zu verlassen, zumal er nicht darauf rechnen konnte, jetzt bei Herzog Boleslaw eine geneigte Aufnahme zu finden. Adalbert hatte in Böhmen fünf Brüder zurückgelassen; diese hatten vielfach die Mißgunst Boleslaws erfahren, so daß der älteste sich endlich deshalb bei König Otto beschwert hatte und überdies besondere Verpflichtungen gegen den Polenherzog*) eingegangen war, mit dem er im Heere des Königs zusammentraf. Boleslaw rächte dies an den anderen Brüdern, die er in ihrer Burg überfiel und ermorden ließ. So sehr aber Adalbert sich auch sträuben mochte, der neue Papst Gregor V. und die erste von ihm versammelte Synode geboten dem Bischof zu seiner Gemeinde zurückzukehren; nur wurde ihm nach seinem Wunsche erlaubt, wenn die Böhmen ihn nicht aufnehmen wollten, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu predigen.

---

*) Es war Boleslaw I., der 992 seinem Vater Mesco gefolgt war.

So verließ Adalbert abermals das Kloster auf dem Aventin, in welches gerade zu derselben Zeit ein anderer Schüler der Magdeburger Stiftsschule eintrat. Es war Brun, bei seiner Firmelung Bonifacius umgenannt, aus Querfurt gebürtig und einem gräflichen, dem Königshause verwandten Geschlechte entsprossen. Früh schon dem Himmel zugewandt, war er für den geistlichen Stand bestimmt worden und als Domherr zu Magdeburg in den Dienst der Kirche getreten. Er hatte sich das Wohlwollen des Königs, seines Blutsverwandten, gewonnen und war in dessen Kanzlei aufgenommen, wodurch ihm der Weg zu den höchsten geistlichen Ehren offen stand. Auf dem Römerzuge begleitete er den Hof und besuchte zu Rom Adalberts Kloster. Der Anblick des Ortes ergriff den Jüngling so gewaltig, daß er ausrief: „Bonifacius ist auch mein Name, warum soll ich nicht auch Christi Zeuge sein?“ Er wurde Mönch in demselben Kloster, das Adalbert damals verließ.

Adalbert zog mit dem Heere des jungen Kaisers und in dessen nächster Umgebung heimwärts über die Alpen; er lernte so den geistreichen kaiserlichen Jüngling näher kennen und lieben, während auch dieser bald die größte Verehrung gegen den gottbegeisterten Mönch gewann und sein Herz ihm erschloß. Nachdem das Heer entlassen war, verweilte Otto längere Zeit zu Mainz; Adalbert unternahm von hier eine Wallfahrt nach mehreren heiligen Stätten in Frankreich und kehrte dann an das kaiserliche Hoflager zurück. Immer inniger wurde das Verhältniß zwischen dem heiligen Manne und dem Kaiser, der jenem sogar das Lager an seiner Seite bereiten ließ und oft die Nächte in vertrautem Gespräch mit ihm zubrachte. Adalbert wurde nicht müde ihm von der Hinfälligkeit des Irdischen und von der unvergänglichen Herrlichkeit der himmlischen Dinge zu reden, um sein Herz zur Demuth zu stimmen und ganz mit der Liebe Gottes zu erfüllen. Damit er aber nicht selbst durch die Gunst des Kaisers und die Ehre, die er vor der Welt genoß, hoffärtig werde, that er unbemerkt Knechtsdienste; häufig schlich er sich Nachts aus des Kaisers Schlafkammer und reinigte die Kleider und Schuhe des Hofgesindes.

Zu Mainz hatte Adalbert abermals einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als ob er auf dem Gute seines einzigen noch lebenden Bruders sei; er sah dort ein stattliches Haus, dessen Dach und Wände schneeweiß waren; in dem Hause waren zwei Lagerstätten bereitet, die eine für ihn, die andere für seinen Bruder; die erstere aber war über-

aus prächtig, strahlte von Purpur und Seide und zu Häupten stand mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Diesen so herrlichen Lohn gewährt dir die Tochter des Königs."

Man sagte ihm, der Lohn sei der Märtyrertod, die Tochter des Königs die Himmelskönigin Maria. Da neigte er sein Haupt und sprach: „Heil dir, heilige Jungfrau, Stern des Meeres, daß du als liebreiche Herrin nicht verschmäht hast deinen niedrigsten Diener anzusehen." Dieses Gesicht mahnte ihn nicht länger zu zögern, sondern sein Geschick zu erfüllen. Noch einmal hatte er mit dem Kaiser ein langes, vertrauliches Gespräch, wo er ihm seine Absichten für die Zukunft enthüllte, dann trennten sie sich unter Umarmungen und Küssen, um sich nie wiederzusehen. Es war ein bewegliches Scheiden, wie wenn Vater und Sohn sich auf ewig Lebewohl sagen. Das Bild des wunderbaren Mönchs hat die Seele des jungen Kaisers nie wieder verlassen.

Adalbert begab sich nach Polen zum Herzog Boleslaw, dem Freunde seiner Familie und Bundesgenossen Kaiser Ottos, wo schon sein Bruder Beistand gegen den Böhmenherzog gesucht und gefunden hatte. Er wurde freudig empfangen, doch schickte er, um seiner Pflicht zu genügen, noch einmal Gesandte zu den Böhmen mit der Anfrage, ob sie ihn aufnehmen wollten. Mit Hohn wies man die Anfrage ab. Da frohlockte Adalbert laut; er rief: „Gott du hast meine Bande gebrochen!" und dachte von nun an nur auf die Mission unter den Heiden. Er zweifelte eine Zeitlang, ob er sich nicht zu den Liutizen wenden sollte, welche vor Kurzem die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche von sich abgeworfen hatten; aber es schien unter den damaligen Umständen unmöglich, anders als mit gewaffneter Hand in ihr Land einzudringen. Auch fiel ihm bei, abermals zu den Ungarn zu ziehen, nur schreckte ihn das halbe Christenthum, das er dort kannte. Daher entschloß er sich endlich zu jenen noch völlig unbekehrten Stämmen am Meere, die Boleslaw theils kürzlich unterworfen hatte, theils noch unter seiner Herrschaft zu bringen gedachte, den Weg zu nehmen, zu den Pommern und Preußen.

Der Polenfürst, der Kirche aufrichtig zugethan und zugleich ein Mittel in ihr sehend, seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, beförderte Adalberts Vorhaben; er gab ihm ein Schiff mit dreißig Kriegern bemannt, und auf diesem fuhr Adalbert, von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester, Namens Benedict, begleitet, die Weichsel

hinab bis Danzig. Hier empfingen ihn große Haufen des Volkes, er taufte Viele, las die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, ostwärts nach der preußischen Küste sich wendend. Nach wenigen Tagen schneller Fahrt landete das Schiff, setzte den Bischof mit seinen Begleitern an der Mündung eines Flusses auf einem inselartigen Werder aus und segelte dann eiligst heimwärts. Adalbert und seine beiden Gefährten fanden den Ort, wo sie gelandet waren, menschenleer, doch kamen nach einiger Zeit die Besitzer des Bodens herbei, redeten die Fremdlinge in einer ihnen unverständlichen Sprache an und vertrieben sie endlich mit Gewalt. Die Priester machten sich auf und wanderten den Fluß aufwärts, bis sie an ein Gehöft gelangten. Der Herr desselben beherbergte sie und brachte sie an einen zahlreich besuchten Handelsplatz, wo sie Menschen fanden, die ihre Sprache verstanden; es werden Kaufleute aus slawischen Ländern gewesen sein, die nach Preußen handelten. Das Volk umdrängte die fremden Priester; man fragte, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise. Adalbert antwortete, er sei ein Böhme und käme als ihr Apostel, um sie zum Glauben an den einigen Gott zu führen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm los, man befahl Adalbert und seinen Gefährten das Land zu verlassen, setzte sie auf ein Schiff und brachte sie an die Seeküste zurück, wo sie in einem einzelstehenden Gehöft Aufnahme fanden. Fünf Tage weilten sie hier, dann faßten sie den Entschluß, den Rückweg anzutreten. Adalbert, der sein Vorhaben vereitelt sah, wollte sich nun zu anderen heidnischen Stämmen wenden. Er dachte daran, zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu begeben; zunächst aber mußte er den Heimweg nach Polen zu gewinnen suchen.

In der letzten Nacht vor dem Aufbruch träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altar einen goldenen Kelch halb mit Wein gefüllt stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, verbot es ihm der Diener des Altars, indem er hinzufügte, der Becher sei für Adalbert auf morgen bestimmt. Adalbert hörte von Gaudentius den Traum erzählen. „Möge Gott Alles zum Guten wenden", sagte er, „man soll den trügerischen Träumen nicht glauben."

In der Frühe brachen sie auf; Psalmen singend, wanderten sie fort; erst ging ihr Weg durch Wald und Dickicht, dann durch offenes Feld. Hier las gegen die Mittagszeit Gaudentius im frischen Grase

die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Dann hielten sie ein kärgliches Mahl und wollten die Reise von Neuem antreten. Aber schon nach wenigen Schritten übermannte sie die Mattigkeit; sie legten sich auf den Rasen und versanken in einen tiefen Schlaf. Indessen war ein preußischer Götzenpriester, dessen Bruder von den Polen getödtet war, voll Rachsucht mit einigen Genossen bewaffnet den Mönchen gefolgt und hatte sie endlich erreicht. Durch das Waffengeklirr erweckt, wurde Adalbert mit seinen Gefährten gebunden und fortgeschleppt. Er war bleich und sprach kein Wort. Erst als ihn die Heiden gebunden auf eine Anhöhe führten und sich dort sieben Speere auf seine Brust richteten, sagte er zu dem, der den ersten Stoß führen wollte, mit schwacher Stimme: „Was willst du?" Sofort bohrte ihm jener die Waffe in das Herz, und sechs andere Lanzenstiche machten darauf Adalberts Leben ein schnelles Ende. Das Haupt wurde der Leiche vom Rumpfe geschlagen und der Leib als Beute fortgeschleppt. Gaudentius und Benedict mußten den Mördern folgen, wurden aber später aus den Banden befreit.

Am 23. April 997 fand Adalbert so den Märtyrertod. Die Stelle wo er geendet hat, läßt sich aus den alten Nachrichten nicht genau erkennen; als später die deutschen Ritter sich Preußens bemächtigten, glaubte man an der samländischen Küste bei Tenkitten den Platz zu entdecken und errichtete dort zu Ehren des böhmischen Heiligen eine Kapelle.

Während Adalbert im fernen Preußenlande blutete, sah im Bonifaciuskloster zu Rom sein Freund Johannes Canaparius ein Gesicht, das ihm dessen Tod verkündete, und zu derselben Zeit wurde das Ende des theuren Mannes dem heiligen Nilus zu Gaeta offenbart. „Lieber Sohn", — schrieb er an Johannes — „unser Freund Adalbert wandelt im heiligen Geiste und steht im Begriff dies zeitliche Leben durch den seligsten Tod zu beschließen."

Der Franzose Gerbert und Otto III.

Die Nachricht von Adalberts Tode bewegte das Gemüth des Kaisers auf das Tiefste, und doch waren auf sein Gemüth inzwischen ganz andere Eindrücke geübt worden. Auf seinem Römerzuge hatte er auch Gerbert kennen gelernt, der an der Behauptung seines Erzbisthums

verzweifelnd nach Rom geeilt war. Gerbert hatte hier für seine nächsten Zwecke wenig oder nichts erreicht, doch durch seinen glänzenden Geist und seine alle Zeitgenossen überragende Bildung war es ihm gelungen, die Gunst des jungen Kaisers zu gewinnen, der ihn, wie Adalbert, in seine Nähe zog und bald dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert kehrte von Rom zwar noch einmal nach Frankreich zurück, als aber nicht lange nachher Hugo Capet starb (24. October 996), verließ er Reims und Frankreich auf immer. Robert, der jetzt als ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren die Regierung übernahm, war freilich Gerberts dankbarer Schüler, aber doch konnte dieser in seiner Angelegenheit keinen Beistand von ihm erwarten. Denn einerseits suchten Robert und dessen vielvermögende Mutter Adelheid den nachhaltigen Widerstand der Karolingischen Partei durch Nachgiebigkeit zu beseitigen, andererseits schloß der König gleich nach seiner Thronbesteigung eine Ehe, die Gerbert nachdrücklich mißbilligte und ihn dadurch in hohem Maße erbitterte. Gerbert war rathlos, zumal auch der junge Papst sich unverhohlen immer entschiedener gegen ihn erklärte; seine Lage in Reims war unhaltbar, und er wußte nicht, wo er eine Stellung finden sollte, die seinem Ehrgeiz und seinen Ansprüchen an das Leben entsprach. Da erreichte ihn ein Brief erwünschtesten Inhalts, der seinen Sorgen ein schnelles Ziel setzte.

Der Brief kam von dem Kaiser und war die dringendste und ehrenvollste Einladung an dessen Hof. „Wir möchten gern," — so schrieb Otto — „Euch, verehrungswürdiger und ausgezeichneter Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so trefflichen Führers genießen zu können, zumal Eure erhabene Weisheit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat. Um es gerade heraus zu sagen, wir haben den Entschluß gefaßt Euch zu bitten, Ihr möchtet uns, da wir bisher nur ungenügend unterwiesen sind, in Wort und Schrift unterrichten und zugleich in den Staatsgeschäften mit treuem Rath unterstützen. Mit dieser Bitte, die ihr uns nicht abschlagen dürft, verbinden wir den Wunsch, daß Ihr gegen die Rohheit unserer sächsischen Natur schonungslos verfahrt, was uns dagegen von griechischer Feinheit beiwohnen möchte, belebt und ausbildet. Denn es dürfte sich ein Fünkchen des wissenschaftlichen Strebens der Griechen in uns entdecken lassen, wenn sich der rechte Mann findet es anzufachen. Fachet also mit der gewaltigen Flamme Eurer Wissenschaft dieses Fünkchen an, erwecket

unter Gottes Beistand in uns den Griechengeist zu kräftigem Leben und unterweiset uns zunächst in der Zahlenlehre, damit wir durch dieselbe in die Philosophie der Alten eingeführt werden! Das ist es, was wir demüthig von Euch erbitten. Was ihr beschlossen habt, meldet uns so bald als möglich." In scherzhaftem Tone fügte der Kaiser folgende Zeilen hinzu:

Verse hab' ich nie gedichtet,
Nie den Geist darauf gerichtet,
Doch sollt' ich es so weit bringen,
Daß auch Lieder mir gelingen,
Soviel Lieder send' ich gleich,
Als an Männern Gallien reich.

Ein so rühmliches Zeugniß für den Wissensdurst des Kaisers der Brief ablegen mag, läßt er doch zugleich einen tiefen, nicht eben erfreulichen Blick in die Gemüthsart desselben werfen. Es stand dem Nachkommen Heinrichs und der Ottonen sehr übel an, von der sächsischen Rohheit zu reden und sich vorzugsweise griechischen Bluts zu rühmen.

Gerberts Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Die übergroße Güte," antwortete der gewandte Philosoph, „daß Ihr mich in Euren Dienst ziehen wollt, vermag ich vielleicht durch meine Wünsche für Euer Wohl, aber nicht durch meine Verdienste zu vergelten. Wenn ein schwacher Funke der Wissenschaft in mir glüht, so hat ihn allein Euer Ruhm angefacht, Euer trefflicher Vater ihn genährt, Euer erhabener Großvater ihn zuerst entzündet. Wir können Euch daher nicht Schätze bringen, die unser Besitzthum wären, sondern nur das uns anvertraute Gut Euch zurückstellen; auch vermögen wir Euch Nichts zu bieten, was Ihr nicht schon besäßet oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade Euer edles, treffliches und einer solchen Stellung so würdiges Verlangen zeigt. Denn wäret Ihr nicht schon zu der Erkenntniß gelangt, daß die Zahlenlehre in sich die Elemente aller Dinge enthalte und sie daraus abzuleiten seien, so würdet Ihr nicht mit solchem Eifer nach einer wissenschaftlichen Einsicht in dieselbe verlangen; wäre Euer Charakter nicht bereits durch die Moralphilosophie befestigt, so prägte sich nicht in Euren Worten so deutlich jene Demuth aus, die gleichsam aller Tugenden Hüterin ist, ohne daß sich deshalb das Selbstbewußtsein eines Genies verleugnete, welches seine rednerische Fülle, wie Ihr so beredt zu

erkennen gegeben habt, aus sich selbst und aus dem Born der Griechen schöpft. Wahrlich es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt und Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut wieder in Anspruch nimmt. Wir gehorchen also Eurem kaiserlichen Gebot hierin, wie in Allem, was Eure göttliche Majestät sonst uns befehlen möchte. Eurem Dienst werden wir uns nimmer entziehen, da wir in der ganzen Welt keinen schöneren Anblick kennen, als den Eurer Herrschermacht."

So begab sich Gerbert im Frühjahr 997 nach Sachsen an den kaiserlichen Hof, wo er bei Otto, der eben damals mit Zurüstungen zu einem neuen Wendenkriege beschäftigt war, die ehrenvollste Aufnahme fand; der Kaiser befestigte gerade die Arneburg an der Elbe, ließ sie aber sofort unter der Obhut des Erzbischofs Gisiler und eilte nach Magdeburg. Hier beschäftigten ihn wissenschaftliche Verhandlungen mit Gerbert; in der Kaiserburg sammelten sich die berühmtesten Gelehrten der Zeit, von ihren Disputationen hallte der Hof wieder; Otto selbst fand ein besonderes Gefallen daran, spitzfindige Fragen den Männern der Wissenschaft vorzulegen. Damals verfertigte Gerbert zu Magdeburg eine kunstreiche Sonnenuhr, zu der er besondere astronomische Beobachtungen anstellte und die noch lange nachher bewundert wurde; damals erhielt er den Anstoß zu einer gelehrten logischen Schrift, die ihn nachher dauernd beschäftigt hat und die er dem jungen Kaiser widmete, der selbst den Gegenstand angeregt hatte. Damals mögen auch die ersten Pläne zur Herstellung des alten Römerreichs entstanden sein, in dessen Erinnerungen der Kaiser und sein Hofphilosoph in gleicher Weise lebten. Vergebens kamen Gerbert Winke von Frankreich her, daß seine Gegenwart dort dringend nöthig sei, daß Arnulf werde hergestellt werden, wenn er länger ausbleibe, daß die Bischöfe, die jenen verurtheilt hätten, mit dem Bann belegt seien: Nichts machte einen Eindruck auf ihn, und obwohl er sich nicht entschließen konnte das Erzbisthum aufzugeben, lehnte er doch jede Aufforderung zur Rückkehr ab. Der französische Mönch schwelgte in dem Bewußtsein, in dem ihm ganz ergebenen Kaiser ein williges Werkzeug seiner Pläne zu haben, und sonnte sich in der Bewunderung seiner Umgebung und in der Gunst des Kaisers. Schon zeigte sich diese auch in reichen Gaben der Huld. „Stattlich habt Ihr mich ausgestattet mit dem stattlichen

Sasbach," *) schreibt Gerbert mit witzelnder Phrase dem Kaiser, „und Eurer ewigen Herrschaft werde ich ewig meine Dienste widmen".

Der gelehrte Kreis in Magdeburg trennte sich bald. Der Kaiser zog in den Krieg, da die Arneburg von den Wenden überfallen und Gisiler nach Verlust fast seiner ganzen Mannschaft in die Flucht gejagt war; der Markgraf Lothar, zu spät zur Hülfe geeilt, hatte den Brand der Stadt mit eigenen Augen sehen und den Platz den Wenden überlassen müssen. Otto ging deshalb im August selbst über die Elbe, drang in das Havelland ein, verheerte dasselbe weit und breit und meldete den glücklichen Fortgang des Krieges an Gerbert, der durch körperliche Beschwerden behindert in Magdeburg zurückgeblieben war. „Ihr könnt denen," schrieb ihm Gerbert zurück, „die um Euch Sorge tragen, nichts Erfreulicheres melden als Euren Ruhm. Und welcher Ruhm ist größer für einen Fürsten und schöner für einen Herrscher, als Kriegsschaaren sammeln, in das Land der Feinde einbrechen, ihrem Ansturme wehren, indem er sich selbst ihnen entgegenwirft und sich so für das Vaterland, den Glauben, für das Wohl der Seinigen und für die gemeine Sache allen Gefahren preisgiebt! Das habt ihr gethan, und welche Erfolge habt Ihr so errungen!" Die Erfolge waren indessen gering. Schon im September kehrte Otto nach Magdeburg zurück, und das Wendenland blieb unbezwungen. An einer anderen Stelle hatten die Wenden inzwischen die Elbe wieder überschritten und verheerten den Bardengau, die Gegend um Lüneburg. Hier hatte der Kaiser zum Schutze des Landes westfälische Schaaren zurückgelassen, während er sein eigenes Heer aus den östlichen Gegenden Sachsens und Thüringens aufgeboten hatte. Am 6. November kam es zwischen diesen Westfalen und den Wenden zu einem hitzigen Kampfe. Der Bischof Ramward von Minden führte das deutsche Heer, mit dem Kreuze in der Hand, in die Schlacht; die Wenden erlitten eine schmähliche Niederlage, die jedoch keinen weiteren Erfolg hatte, als daß sie das linke Elbufer räumten.

Zu der Zeit dieses Kampfes hatte der Kaiser Sachsen bereits verlassen und sich nach den Rheingegenden gewendet. Seine Gedanken waren schon auf einen neuen Römerzug gerichtet, an dem er und Ger-

*) Sasbach war eine Pfalz im Elsaß, östlich von Straßburg, wo häufig die Karolinger Hof gehalten hatten; Otto III. verweilte dort noch im Jahre 994.

bert die weitaussehendsten Pläne knüpften; zugleich rief Papst Gregor, der Rom flüchtig hatte verlassen müssen, den Kaiser über die Alpen. Nicht auf einen flüchtigen Aufenthalt in Italien war es abgesehen: daher wurde Alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereitet. Der neue Baiernherzog und der neue Schwabenherzog mußten zum ersten Male dem Kaiser Heeresfolge leisten; selbst die Markgrafen von Meißen und der Lausitz, der tapfere Eckard und der junge Gero, des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo Nachfolger, wurden aufgeboten, während der Schutz Sachsens gegen die Wenden Herzog Bernhard und dem Markgrafen Lothar von der Nordmark verblieb; endlich sollte auch Herzog Otto von Kärnthen, der Vater Papst Gregors, dem kaiserlichen Heere zuziehen. Die Verwaltung des deutschen Reichs während seiner Abwesenheit übertrug Otto der klugen und gewandten Schwester seines Vaters, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg. Im Anfang November verließ er die alte Kaiserburg Karls des Großen zu Aachen, wo er während des ganzen Oktober Hof gehalten hatte, und wandte sich nach dem Süden. Auf der Brennerstraße überstieg er die Alpen; am 13. December war er zu Trient und eilte dann nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte und den Anfang des neuen Jahres erwartete. Hier traf er auf seinen Vetter Papst Gregor, der freudig die langersehnte Hülfe begrüßte.

16.

Die Reform des Papstthums im Keime.

Der deutsche Papst Gregor V.

Die Erhebung Gregors V. war die Antwort der deutschen Bischöfe auf die Beschlüsse von S. Bâle gewesen. Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß gäbe, wie sie von den französischen Bischöfen gegen jene Römer erhoben, die zuletzt unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten

zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung erheben; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche kraftvoll durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, auf einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder verbunden war als durch Bande des Bluts; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen durchzuführen. Indem Papstthum und Kaiserthum so enger verbunden waren, als es noch jemals der Fall gewesen, hoffte man der von Frankreich her noch immer drohenden Kirchenspaltung vorzubeugen, man erwartete zugleich aber von dem einträchtigen Wirken dieses Kaisers und dieses Papstes eine Heilung der mannigfachen Schäden, die sich in die Kirche eingefressen, wie nicht minder den wohlthätigsten Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse des Abendlandes.

Nicht allein die deutschen Bischöfe dachten so; allgemein fühlte man, was die Erhebung Gregors sagen wollte. „Wir haben dem Herrn zu danken," schrieben einmal die Bischöfe Oberitaliens an Gregor, „daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, Eure Absichten und Eure Handlungen können nicht auseinander gehen; denn wie Euch Verwandtschaft verbindet und die treueste Anhänglichkeit dieses Band befestigt, so müßt Ihr auch stets dasselbe wollen, dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zu verschiedenen Zielen gelangen." Vor Allen jubelten in Frankreich die Cluniacenser. Als der Abt Abbo von Fleury, eine der wichtigsten Stützen der Congregation, die Wahl Gregors vernahm, schrieb er: „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich mehr erfreut hat als Gold und Edelstein; ein Mann kaiserlichen Geblüts, voll Tugend und Weisheit, ist auf den Stuhl Petri erhoben worden."

Die Bedeutung der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, erfaßte Gregor vollkommen, aber indem er sich ganz mit derselben durchdrang, mußte ihm auch sogleich der Unterschied zwischen seiner Stellung und

der seines kaiserlichen Vetters bewußt werden. Es fehlte so viel daran, daß er sich in eine sklavische Abhängigkeit von einer zeitlichen Gewalt versetzt hätte, daß er vielmehr alsbald mit der größten Rücksichtslosigkeit die geistlichen Waffen schwang und selbst die höchsten weltlichen Mächte nicht schonte, wenn sie sich ihm widersetzten. Gregor fühlte sich als der Träger einer lediglich von Gott selbst eingesetzten, hoch über jeder anderen Gewalt erhabenen Macht; die unumschränkte Herrschaft der Kirche nahm er in Anspruch und brachte die pseudoisidorischen Decretalien, freilich im guten Glauben an ihre Echtheit, die schon niemand bezweifelte, ungescheut in Anwendung. Richterlichen Aussprüchen der Provinzialsynoden über Bischöfe verstattete er keine Bedeutung mehr, es sei denn daß sie im Auftrage Roms handelten; selbst das Aufsichtsrecht der Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel beschränkte er, indem er die Klöster demselben zu entziehen und unmittelbar unter Roms Herrschaft zu bringen suchte. Nur durch die absolute Freiheit des Papstthums von jeder hemmenden Schranke glaubte er der Entsittlichung des Klerus wirksam entgegentreten, wie Ordnung und Einheit in die Kirche zurückführen zu können. So begegneten sich seine Absichten vielfach mit denen der Cluniacenser, und mit diesen Mönchen ist er auch vom Anfange seines Pontificats an in die genaueste Verbindung getreten; er war es, der das Kloster und die Congregation von Cluny in seinen besonderen Schutz nahm, sie in allen ihren Besitzungen und Rechten bestätigte, von der bischöflichen Aufsicht befreite und ihr Freiheiten ertheilte, die noch lange nachher von den französischen Bischöfen nicht anerkannt wurden.

Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlandes traten; man mochte glauben, daß sie die Herrschaft der Deutschen für alle Zeit sichern und die Welt mit deutschen Lebenselementen auf das Tiefste durchdringen würden. Aber es zeigte sich allzu bald, daß man sich hierin geirrt hatte. Wie der Slawe Adalbert und der Franzose Gerbert das Gemüth des jungen Kaisers gewonnen hatten, so wurde der deutsche Papst sofort der treueste Bundesgenosse der französischen Mönche. Wie Otto den Sachsen vergessen machen und vor Allem ein *römischer* Kaiser sein wollte, so fühlte sich Gregor V. vornehmlich als *römischer* Papst; nicht als der erste *deutsche* Bischof auf dem Stuhl Petri sah er sich an, sondern als der Letzte in jener langen Reihe *römischer* Oberpriester, die diesen Stuhl vor ihm ein-

genommen hatten. Die universellen Anschauungen der späteren Römerzeit gewannen gerade jetzt augenblicklich wieder einen vollständigen Sieg über die eigenthümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papstthum und Kaiserthum ganz in römischem Sinne zu erneuern. Zwei junge deutsche Fürsten waren es, die zu derselben Zeit diesen Versuch wagten.

Der Papst, etwa zehn Jahre älter als sein kaiserlicher Vetter, trat, unmittelbar auf den Schauplatz Roms gestellt, zuerst mit seinen Absichten hervor. Es lebte in ihm etwas von dem muthigen, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Sinne seines Großvaters, jenes Herzogs Konrad, der auf dem Lechfelde gefallen war; mit Hitze ging er auf sein Ziel los, und selbst jene strengen Mönche, die in dem Kloster des h. Bonifacius auf dem Aventin lebten, urtheilten, daß er zu ungestüm aufträte. Der Geist jenes streitfertigen Nicolaus I. schien in ihm aufgelebt; mehr diesem seinem Vorgänger glich der neue Papst, als Gregor dem Großen, von dem er den Namen geliehen hatte.

Die vielfachen Schwierigkeiten, die Gregor auf seinem Wege finden mußte, konnten ihm nicht entgehen; wenn er dennoch durchzudringen hoffte, so baute er dabei allerdings wohl zunächst auf den Schutz seines kaiserlichen Verwandten, noch mehr aber gewiß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und das Ansehen, welches trotz aller Gräuel, die seit einem Jahrhundert den Stuhl Petri befleckt hatten, im ganzen Abendlande und selbst über die Grenzen desselben hinaus die römische Kirche genoß. Denn was auch die Bischöfe zu S. Bâle gesagt haben mochten, die Autorität des Stuhls Petri war mit Nichten in ihrem Grunde erschüttert; sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, auf fast wunderbare Weise erhalten. So waren noch unter Johann XII. vom Erzbischofe von Cordova Gesandte in Rom erschienen, um eine Entscheidung des Papstes in Angelegenheiten der spanischen Kirche zu fordern; England zahlte den Peterspfennig regelmäßiger als je, da Erzbischof Dunstan von Canterbury, ein gewaltiger Eiferer, die englische Kirche auf's Neue mit den festesten Banden an Rom gekettet hatte; unter Benedict VII. hatte die Kirche von Karthago einen Priester nach Rom geschickt und dort weihen lassen, und bald darauf kam zu Gregor aus Afrika Blinwarmund, Bischof von Hippo, seiner Abkunft nach unzweifelhaft ein Vandale. Wenige Jahre vorher hatten sogar die Erzbischöfe Theodor von Aegypten und Honestus

von Jerusalem Gesandte geschickt und in kirchlichen Angelegenheiten des Papstes Entscheidung in Anspruch genommen.

Wie die Sachen lagen, mußte die Angelegenheit des Reimser Erzbisthums die Aufmerksamkeit des neuen Papstes vor Allem beschäftigen; gleich in den ersten Tagen trat sie ihm nahe genug. Mit dem Heere des Kaisers war der neugewählte Bischof Herluin von Cambray über die Alpen gekommen und beschwerte sich die bischöfliche Weihe in Reims nicht erhalten zu können, weil weder Arnulf nach Gerbert dieselbe vorzunehmen im Stande seien. In versammelter Synode weihte nun der Papst selbst den Bischof und gab dessen Kirche einen Freibrief, in dem mit ausdrücklichen Worten Gerbert als ein Eindringling bezeichnet ist, obwohl derselbe sich damals zu Rom und in der nächsten Umgebung des Kaisers aufhielt. Bald darauf erschien der Abt Abbo vor Gregor und fand die beste Aufnahme. Beide besprachen den Zustand der Kirche Frankreichs, und Gregor beauftragte den Abt von König Robert die sofortige Freilassung Arnulfs zu verlangen, indem er zugleich das Pallium dem mißhandelten und gefangenen Erzbischof übersandte. Zu derselben Zeit beschied er alle Bischöfe, welche in die Absetzung Arnulfs gewilligt hatten, zu einem Concil, das er im Anfange des Jahres 997 zu Pavia halten wollte. Nicht lange danach konnte Abbo melden, daß König Robert dem Wunsche des Papstes gewillfahrt habe und Arnulf auf freiem Fuße sich befände. Gregor begab sich dann nach Pavia; er hatte hier sein Richteramt über die französischen Bischöfe üben zu können gehofft, aber sie stellten sich nicht ein und ließen durch Boten aus dem Laienstand ihr Ausbleiben entschuldigen. Wegen dieses Ungehorsams wurden sie sämmtlich bis auf Weiteres ihres Amts enthoben, dieselbe Strafe traf Adalbero von Laon, weil er Arnulf gefangen genommen hatte. Obgleich in der Sache des Erzbischofs selbst noch kein endgültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ihm doch wenig später die Ausübung aller bischöflichen Verrichtungen ausdrücklich wieder gestattet.

Wenn König Robert sich in Arnulfs Sache nachgiebig gezeigt hatte, so war es vornehmlich in Rücksicht auf seine zweite Ehe geschehen, die mit Recht der Kirche den größten Anstoß erregte. Ohne gerechte Beweggründe von seiner ersten Gemahlin Susanna, einer reichen Italienerin, geschieden, hatte er sich gleich nach seines Vaters Tode mit Bertha, der Wittwe jenes Grafen Odo, der im Kampfe gegen Hugo Capet gefallen war, abermals vermählt. Er schloß diese Verbindung, der wegen naher

Verwandtschaft auch kirchliche Hindernisse entgegenstanden, um des Reichthums und der wichtigen Verbindungen Berthas willen und scheute sich sogar nicht jenen Fulko, der Hugo Capets Sache gegen Odo vertreten hatte, gleichsam als Odos Rächer mit Krieg zu überziehen. Wenn er aber meinte, daß seine Nachgiebigkeit den Papst bewegen werde eine Ehe zu genehmigen, die selbst Gerbert mißbilligte, so irrte er sich gewaltig; auf der Synode von Pavia gebot Gregor vielmehr dem Könige und allen Bischöfen, die diese Ehe begünstigt hatten, Buße zu thun und bedrohte sie, wenn sie ihm Gehorsam verweigerten, mit dem Banne. So entschieden trat Gregor auf, und doch war Bertha dem kaiserlichen Hause nahe verwandt, die Tochter König Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid. Zur Trennung von Bertha konnte der Papst den König nicht bewegen, aber das erreichte er doch, daß bald darauf Arnulf wieder völlig in sein Amt eingesetzt wurde; auch leisteten, wie es scheint, die französischen Bischöfe die ihnen auferlegte Buße. Gerbert, obwohl nicht zu vermögen dem erzbischöflichen Titel zu entsagen, hatte sich bereits von Reims entfernt und beugte sich, wie er sagte, vor einem höheren Willen. Die drohende Kirchenspaltung war beseitigt; die Kirche Frankreichs unterwarf sich wieder Rom.

Nicht minder entschieden griff Gregor in die Verhältnisse der deutschen Kirche ein. Die Aufhebung des Merseburger Bisthums durch den Vater des Kaisers galt noch immer allen Strenggläubigen als ein großes Aergerniß; man hielt den Zorn Gottes und des heiligen Laurentius für ungesühnt und maß demselben alle Verluste des Reichs, namentlich in den wendischen Marken, bei. Den Erzbischof Gisiler klagte die öffentliche Meinung hauptsächlich der Mitschuld an diesem Frevel an, obwohl Niemand wagte den klugen und mächtigen Mann anzugreifen, der trotz des offenkundigen Verraths an dem Sohne Ottos II. wieder eine sehr bedeutende Stellung an dem kaiserlichen Hofe einnahm. Auf der Synode zu Pavia trat Gregor indessen auch mit dieser Sache hervor; er beschied Gisiler, der widerrechtlich seinen Bischofsstuhl verlassen und einen fremden an sich gerissen, auf Weihnachten vor seinen Richterstuhl nach Rom und bedrohte ihn, wenn er nicht erscheine, mit Entfernung vom Amte. Diesen Beschluß mit den anderen des Concils meldete Gregor dem Erzbischof Willigis als seinem Vikar in Deutschland, damit er für die Ausführung desselben Sorge trage. So verfuhr dieser deutsche Papst gegen einen deutschen Erzbischof, der in der unmit-

telbaren Umgebung des Kaisers lebte, und in einer Sache, die sogar das Andenken des Vaters dieses Fürsten auf das Empfindlichste berührte.

Es muß um so mehr befremden, daß Gregor mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und zehn Bischöfen der Lombardei — denn diese allein waren auf dem Concil erschienen — so durchgreifende Beschlüsse faßte, da er inzwischen selbst aus seinem Bisthum verdrängt war und die Hülfe seines kaiserlichen Verwandten in Anspruch nehmen mußte. Kaum hatte der Papst nämlich Rom verlassen, so hatte sich Crescentius wieder der Herrschaft der Stadt bemächtigt und sogar die Einkünfte der römischen Kirche mit Beschlag belegt. Deshalb wurde Crescentius jetzt auf dem Concil als Räuber und Verderber der römischen Kirche mit dem Bannfluch belegt und allen Bischöfen aufgetragen diesen Beschluß in ihren Sprengeln zu verkünden. Da aber vorauszusehen war, daß Crescentius dazu schreiten würde, einen Gegenpapst einzusetzen, ließ Gregor zugleich beschließen, jeder Bischof, Priester oder andere Kleriker, der bei Lebzeiten des Papstes in Bezug auf eine neue Wahl Verbindlichkeiten eingehen würde, sollte seines Amtes entsetzt und verflucht sein. Nach diesen Beschlüssen trennte sich das Concil; Gregor aber zog in den Städten der Lombardei umher, die Hülfe des Kaisers erwartend.

Was er gefürchtet hatte, trat ein. Schon im Mai 997 erhob Crescentius einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri, und zwar einen Mann, der dem Kaiser bisher nahe genug gestanden hatte. Gerade damals war der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel zurückgekehrt, während Bischof Bernward von Würzburg auf der Reise gestorben war. Es begleiteten Johannes griechische Gesandten; seine Bewerbung scheint also nach langen Verhandlungen doch endlich Gehör gefunden zu haben. Johannes berührte auf der Rückreise Rom, und dieser von Otto II. aus der Niedrigkeit erhobene Kleriker, der Günstling der Theophano und Lehrer des jungen Kaisers, ließ sich vom Ehrgeiz so weit verblenden, daß er den Anerbietungen des Crescentius, ihn auf den ersten Bischofsstuhl der Christenheit zu erheben, ein williges Ohr lieh; er bestieg gegen den Willen des Kaisers bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes den Stuhl Petri, obwohl er Beiden überdies durch ein besonderes heiliges Band als ihr Taufzeuge verbunden war. Vergebens waren die brieflichen Ermahnungen des heiligen Nilus an den ihm befreundeten Landsmann, diesem thörichten Beginnen zu entsagen und sich aus den Wirren der Welt in ein Kloster

zurückzuziehen; der ehrgeizige Mann verfolgte den eingeschlagenen Weg, indem er dabei, wie man erzählte, hauptsächlich auf Unterstützung von Constantinopel rechnete. Unausbleiblich war nun, daß Johannes von Gregor seines Bisthums entsetzt und gebannt wurde; Piacenza, nur um seinetwillen zum Erzbisthum erhoben, wurde wieder unter den Erzbischof von Ravenna gestellt, zu dessen Kirchenprovinz es früher gehört hatte.

Kaiser Otto, theils durch den Wendenkrieg, theils durch die gelehrten Disputationen zu Magdeburg an den Nordostgrenzen seines Reichs aufgehalten, nahte endlich mit einem staatlichen Heere, und Gregor konnte ihn, wie wir sahen, am Weihnachtsfest 997 zu Pavia begrüßen. Alsbald brach man auf und fuhr den Po hinab; zu Ferrara kam dem Kaiser sein Pathe, der Sohn des Dogen von Venedig, auf schöngeschmückten Schiffen entgegen, und auf dem staatlichsten derselben fuhr der Kaiser bis nach Ravenna. Ein lombardisches Aufgebot hatte sich inzwischen dem Heere angeschlossen, und eilends zog man nun gegen Rom. Schon in den letzten Tagen des Februar erschien der Papst mit dem Kaiser vor der Stadt, die willig ihre Thore öffnete.

Der Gegenpapst hatte sich geflüchtet und hielt sich in einem festen Thurm, weit von der Stadt belegen, verborgen. Hier nahm ihn eine kaiserliche Heerschaar, von dem Grafen Birthilo im Breisgau geführt, gefangen, verstümmelte ihn grausam an Ohren, Augen, Nase und Zunge und brachte ihn nach Rom zurück. Als Nilus das traurige Schicksal seines Freundes und Landsmanns erfuhr, eilte er von seiner Einsiedelei bei Gaeta herbei. Kaum überstand der fast neunzigjährige Greis, dessen Leib überdies durch die Osterfasten geschwächt war, die Leiden der Reise. Ehrfurchtsvoll empfingen ihn Papst und Kaiser, küßten ihm die Hände und räumten ihm einen erhöhten Sitz ein; als Nilus dann um die Person des unglücklichen Johannes bat, die er in die Stille eines Klosters verbergen wollte, zeigte sich auch der Kaiser geneigt diese Bitte zu erfüllen, wenn der heilige Mann selbst nach Rom übersiedeln und dort die Leitung eines Klosters übernehmen wolle. Nilus glaubte seine Absicht erreicht zu haben und verließ den Kaiser. Aber Gregor war nicht so weichen Herzens als Otto; er wollte volle Vergeltung für das größte Vergehen, das es in seinen Augen gab. Deshalb versammelte er ein Concil, ließ Johannes seiner angemaßten päpstlichen Gewalt schimpflich entkleiden und zerriß ihm das Bischofskleid; dann wurde der Verstümmelte rücklings auf einen Esel gesetzt und den Schweif als Zaum in

der Hand unter öffentlichem Ausruf und schmählichen Verunglimpfungen durch die Straßen der Stadt geführt. Nilus versank, als er dies hörte, in finsteres Schweigen. Der Kaiser, welcher dem Willen des Papstes sich nicht hatte widersetzen können, sandte einen seiner Erzbischöfe zu Nilus, um sich zu entschuldigen und den heiligen Mann zu begütigen, aber Nilus sprach zu dem Boten: „Melde dem Kaiser und dem Papst, das sage ihnen der faselnde Alte: „Nicht aus Furcht, nicht um meiner Macht willen habt ihr mir jenen blinden Mann geschenkt, sondern um Gotteswillen; habt ihr jenem nun Leides gethan, so habt ihr nicht sowohl gegen ihn und mich, wie gegen Gott selbst gefrevelt, und wie ihr euch jenes nicht erbarmt habt, den Gott in eure Hände gab, so wird sich der himmlische Vater auch eurer Sünden nicht erbarmen."" Als der Bote noch etwas erwiederte, antwortete Nilus nicht mehr, sondern that, als ob er schliefe; alsbald stieg er mit seinen Begleitern zu Pferde und eilte nach Gaeta zurück.

Crescentius hatte sich inzwischen in die Engelsburg geworfen. Gleich nach der Osterwoche fingen die Deutschen an die Burg zu berennen. Markgraf Eckard von Meißen leitete die Belagerung, und weder bei Tage noch bei Nacht ließ er Crescentius Ruhe. Mit gewaltigen Maschinen und auf Leitern wurde die Burg angegriffen und mußte sich schon nach einigen Tagen ergeben. Kläglich flehte Crescentius um Gnade, aber auf dem Dache der Engelsburg ließ ihn Otto enthaupten, den Leichnam von der Höhe auf das Pflaster werfen, nach dem Monte Mario hinter der Peterskirche schleifen und dort mit den Füßen an den Galgen hängen. Neben ihm wurden zwölf seiner Genossen an das Kreuz geschlagen. Dieses geschah am 29. April des Jahres 998; der Kaiser bezeichnete den Tag durch reiche Schenkungen an Klöster und seine Getreuen. In Trastevere in der Kirche des heiligen Pancratius am Janiculum, unmittelbar vor dem nach dieser Kirche genannten Thore, wurde der Leichnam des Crescentius beigesetzt, und hier las man noch bis in die neuere Zeit im Fußboden folgende Grabschrift des verwegenen Römers:

Mensch, Staub bist du und Asche; du spähst nach gewaltigen Dingen,
Aber es schließen dich bald wenige Spannen nur ein.
Siehe, der Rom einst beherrscht, als hold ihm das Glück noch gewogen,
Liegt in der Höhle des Grabs hier wie so klein und gering!
Glänzend Crescentius prangte als Herr und Herzog der Römer,
Und von gerühmtem Geschlecht stammte der edele Sproß,

Kraftvoll blühte das Land, das der Tiber bespült, und dem Papste
Beugte das römische Volk willig und ruhig das Haupt:
Doch ihm zerstörte das Glück voll Launen die Blüthe der Tage,
Und durch ein finsteres Loos führt' es sein Leben zum Ziel.
Wer du auch seist, der heut sich noch freut des himmlischen Lichtes,
Seufzend sprich: Fahr' wohl! Wisse, du theilst sein Geschick!

Mit ungewohnter Strenge wurden nun in Rom vom Kaiser und Papste die Schuldigen bestraft; auch die der römischen Kirche entfremdeten Besitzungen und Gerechtsame wurden unnachsichtig beigebracht, nicht in der Stadt allein, sondern auch in der Umgegend. So hatte der Graf Benedict im Sabinerlande, des Crescentius Schwiegersohn, eine dem Papste gehörige Burg an sich gerissen: als nun ein Sohn dieses Benedict in die Gefangenschaft des Papstes gerieth, erklärte dieser, denselben nicht eher auszuliefern, als bis die römische Kirche wieder zu ihrem Besitzthum gelangt sei. Benedict versprach sich Anfangs zu fügen, machte aber nichtsdestoweniger Anstalt die Burg zu behaupten. Sofort brachen Papst und Kaiser gegen ihn auf, rückten mit Heeresmacht ihm entgegen und ließen, als Benedict ihrer ansichtig wurde, dessen Sohn mit gebundenen Händen zum Galgen führen: da gab der Graf nach und löste seinen Sohn durch die Burg aus. Auf solche Weise wurde der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und Kaisers im römischen Gebiet wieder zur Geltung gebracht.

Im Anfang des Mai saß Gregor darauf einer feierlichen Synode in der Peterskirche vor. Italische, deutsche und spanische Bischöfe und Aebte waren zugegen, auch der Kaiser selbst erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren. Es galt die Entscheidung über einen Streit, der in der Mark von Barcelona über das Bisthum Vich ausgebrochen war. Arnulf und Guadald haderten um dieses Bisthum und waren Beide mit dem Grafen Ermingaud, dem Sohne des Markgrafen Borrell, nach Rom gekommen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Nach dem Wunsche des Grafen wurde die Sache zu Gunsten Arnulfs vom Papste entschieden, der dann in seinem und des Kaisers Namen den neuen Bischof mit den Besitzungen seiner Kirche investirte. Man sieht, die spanische Mark schloß sich enger als es bisher der Fall gewesen war, an das römische Papstthum an und ordnete sich zugleich dem Kaiserthum unter.

In der heißen Jahreszeit verließ der Kaiser Rom und begab sich in die Berggegenden Toscanas; gegen den Herbst durchzog er dann die

Städte der Lombardei und ließ in seinem Beisein eine Synode zu Pavia abhalten, auf der er mit Gerbert wieder zusammentraf, der mit ihm über die Alpen gekommen war, ihn bis Rom begleitet, sich aber später von ihm getrennt hatte. Gregor V. hatte nämlich nach dem Wunsche des Kaisers das Erzbisthum Ravenna an Gerbert verleihen müssen, obwohl Erzbischof Johann, der selbst einst die Königskrone dem Kinde zu Aachen aufgesetzt und in bedenklichen Zeiten treu zum Kaiser und Papste gehalten hatte, noch lebte; freiwillig oder gezwungen war dieser von dem Bisthum zurückgetreten, um dem Günstling des Kaisers Platz zu machen. Unwillig gewiß beugte Gregor sich dem Willen Ottos, aber die Verhältnisse zwangen den sonst so hartnäckigen Mann; am Tage vor der Enthauptung des Crescentius ertheilte er Gerbert das Pallium. In der darüber ausgestellten Urkunde fehlte es nicht an empfindlichen Ermahnungen, die der jüngere dem älteren Manne ertheilte. „Nach dem Wohlwollen des apostolischen Stuhls," heißt es, „und nach unserer alten freundschaftlichen Verbindung haben wir Dich, o Bruder, der Kirche von Ravenna vorgesetzt und uns bewogen gefunden Dir die Abzeichen der früheren Bischöfe und den Gebrauch des Palliums nach der in dieser Kirche hergebrachten Weise zu ertheilen. Aber nichtsdestoweniger ermahnen wir Dich, daß Du, wie Du Dich der Erlangung dieses Schmucks und des priesterlichen Amts durch unsere Person erfreust, so nun auch Dich bemühst durch Rechtlichkeit des Sinns und der Handlungen dem in Christo übernommenen bischöflichen Amte Ehre zu machen. Dann wirst Du, wenn mit dem leiblichen Schmuck auch die Tugenden des Herzens übereinstimmen, mit dem Propheten in Wahrheit sprechen können: „Ich schaue Gott allezeit vor meinem Angesicht, daß er zu meiner Rechten sei und ich nicht strauchele."" Gerbert erhielt überdies von Kaiser und Papst große Gerechtsame für seine Kirche nebst noch größeren Versprechungen, indem er nach dem Tode der Kaiserin Adelheid den Bann, Zoll, die Münze und das Marktrecht in Ravenna und bis an das Meer, wie auch die Grafschaft von Comacchio überkommen sollte.

Jetzt endlich, nachdem ihm schon zuvor das reiche Kloster Bobbio zurückgegeben war, nachdem er überdies die Abtei Nonantula erhalten hatte, konnte Gerbert sich für Reims entschädigt halten und gab seine Ansprüche auf das französische Erzbisthum auf. Jetzt mochten auch endlich die Forderungen schweigen, die er unablässig an seinen kaiserlichen Zögling richtete, dem er es, wenn er nicht gleich zum Genuß der

reichen Schenkungen gelangte, unsanft genug vorhielt, wie wenig seine Dienste anerkannt würden. „Ich weiß,“ schrieb er ihm einst, „daß ich gegen Gott in Vielem gesündigt habe und sündige, aber worin ich Euch und die Eurigen jemals verletzt habe, weiß ich nicht. O hätte ich doch, was mir Eure Freigebigkeit so rühmlich verehrt, niemals angenommen, oder nun ich es angenommen, nicht so schimpflich verloren. Was soll ich sagen? Was Ihr mir gabt, konntet Ihr mir entweder geben oder konntet nicht. Im letzteren Falle, warum gabt Ihr vor es zu können? Konntet Ihr es aber, wo ist dann der erbärmliche Wicht, der unserem Kaiser, dem der Erdkreis sich beugt, gebieten will? In welchem Dunkel verbirgt sich der Schurke? Er trete hervor, und man kreuzige ihn, daß unser Kaiser frei seine Herrschaft übe! Viele haben gemeint, ich vermöchte Etwas bei Euch, aber nun wäre es von Nöthen, daß ich deren Fürsprache gewänne, die ich einst bei Euch vertrat. Wohl muß ich jetzt mehr meinen Feinden als meinen Freunden glauben; denn diese sagten mir alles Liebe und Gute vorher, jene aber prophezeiten mir, alle Eure Gnadenbriefe und Gunstbeweise würden mir zu nichts helfen und auf den guten Anfang würde ein schlimmes Ende folgen. Das ist traurig für mich und ungeziemend zugleich für Eure kaiserliche Person. In drei Epochen, so zu sagen, habe ich nun Euch, Eurem Vater und Großvater mitten unter feindlichen Waffen die unverbrüchlichste Treue bewährt; meine geringe Person habe ich Euch zu Liebe dem Zorn der Könige und der Empörung der Völker ausgesetzt. Durch Wildnisse und Einöden, durch räuberische Ueberfälle, durch Hunger und Durst, durch Hitze und Kälte, durch alle diese Widerwärtigkeiten habe ich mich nicht hindern lassen zu dem Sohn meines Kaisers zu dringen, als er in Banden war; lieber hätte ich dem Tode ins Auge gesehen, als seines Anblicks entbehrt; ich sah ihn, und mein Herz war getröstet und erfreut — o möchte mir diese Freude bis an mein Ende bleiben und ich bei Euch in Frieden meine Tage beschließen!“ Dieser Brief wirft ein helles, aber nicht eben vortheilhaftes Licht auf den Charakter des Mönchs von Aurillac.

Uebrigens zeigte sich Gerbert, sobald er wieder zu einer einflußreichen Stellung in der Kirche gelangt, wie umgewandelt; allen schismatischen Bestrebungen sagte er nun auf immer ab und verfolgte die strenge Richtung, die vom Stuhl Petri ausging, mit allem Eifer. Schon wenige Tage nach seiner Erhebung versammelte er eine Synode

zu Ravenna, auf der er ernste Beschlüsse gegen eingewurzelte kirchliche Mißstände fassen ließ. Im Herbst begab er sich dann zu jener Synode, welche die oberitalischen Bischöfe zu Pavia in Gegenwart des Kaisers hielten. Auch hier war Gerbert die Seele der Versammlung, wie einst zu Reims, aber in völlig anderem Sinne machte er jetzt sein Ansehen geltend. Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand nahm bis dahin manche Ehrenrechte und Titel in Anspruch, die sie früher mit anderen Metropolen getheilt hatte, die man jetzt aber gewohnt war allein dem Stuhl Petri beizulegen: der soeben eingesetzte Erzbischof Arnulf, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, wurde zu Pavia genöthigt diesen Ansprüchen zu entsagen, und man verzeichnete in den Akten der Synode dem Erzbischof von Mailand sei das Papstthum genommen worden.

Auf derselben Synode wurde ein anderer wichtiger Beschluß gefaßt und durch kaiserliches Edikt allen geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens bekannt gemacht, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, tief in alle Besitzverhältnisse des Landes eingegriffen hätte. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie ein unermeßlicher Landbesitz den Bisthümern und Abteien Italiens allmählich zugewachsen war; derselbe hatte sich durch die Freigebigkeit der Ottonen noch erheblich vermehrt, und überdies waren vielen lombardischen Bischöfen die wichtigsten Hoheitsrechte ertheilt worden. Trotz dieses kolossalen Reichthums und ihrer durch kaiserliche Privilegien gesicherten Machtstellung waren aber doch die Kirchen Italiens in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Ein sehr großer Theil ihrer Besitzungen war auf Zeit- und Erbpacht gegen einen Geldzins ausgethan, meistentheils aber weniger zum Vortheil der Kirchen als nach dem Privatinteresse der Bischöfe oder dem Zwang der Verhältnisse. Der Zins, so gering er war, wurde häufig nicht gezahlt und konnte dann, wie die Sachen lagen, nicht einmal mit Gewalt beigetrieben werden, da die Kirchenpächter zu den mächtigsten Männern des Landes gehörten. In dem römischen Gebiet und der Romagna hatte in der That der Adel den größten Theil seiner Besitzungen nur in Erbpacht von der Kirche, und dieses Verhältniß war der Grund unablässiger Streitigkeiten zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, da die Pächter den Zins unaufhörlich verweigerten, ja das Pachtverhältniß, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte, ganz in Abrede stellten. Auch in Tuscien waren die Verhält-

nisse ähnlich; aber hier hatte bereits Otto I. der Geistlichkeit ernstlich verboten Pachtverträge mit dem Adel einzugehen und solche nur mit Colonen erlaubt, die mit eigener Hand den Acker bestellten und einen bestimmten Theil des Ertrags den Kirchen als Zins entrichteten. In der Lombardei bestanden Pachtverträge der Regel nach wohl nur mit solchen Colonen, da der mit Kirchengut ausgestattete Adel im Lehnsverbande mit den Bischöfen und Aebten zu stehen pflegte, doch kamen gewiß auch hier, wie in Tuscien, noch bisweilen Erbpachtsverträge zwischen dem Adel und den Kirchen zum großen Nachtheile der letzteren vor.

Die Synode beschloß nun und der Kaiser veröffentlichte den Beschluß, daß fortan alle Pachtverträge in Italien über Kirchengut höchstens so lange Geltung haben sollten, als der Bischof oder Abt, der sie abgeschlossen habe, am Leben sei, sein Nachfolger aber mit vollkommener Freiheit über das Kircheneigenthum verfügen könne, indem jeder aus der Auflösung des Verhältnisses erwachsende Nachtheil lediglich dem Pächter zur Last falle. „Denn da selbst den Kaisern und Königen," sagt Otto in dem Edikt, „nur für ihre Lebenszeit erlaubt ist Reichsgut zu vergeben, es sei denn an Kirchen, wie kann den Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigenthum auch für die Zeit ihrer Nachfolger gültig zu verfügen? Vielmehr ist jedes Gesetz und Recht, jeder Vertrag und jedes Herkommen, das dem Nutzen der Kirche widerstreitet, für nichtig zu halten, und nimmer darf durch unsere Autorität bekräftigt werden, was klärlich gegen Gott, den Urheber und Mehrer unserer Herrschaft, gerichtet ist." Nur allein in dem Falle könne, bestimmt das Edikt, ein solcher Pachtvertrag Gültigkeit behalten, daß er einer Kirche unbestrittenen Vortheil gewähre, während bei dem bisherigen Verfahren der Klerus schweren Schaden erlitten habe und weder für die Instandhaltung der Gotteshäuser habe sorgen, noch den Reichsdienst gehörig leisten können.

Die lombardischen Bischöfe, obwohl sie von diesen Pachtverhältnissen mit dem Adel weniger litten als die Bischöfe der Romagna und Tusciens, befanden sich doch auch nicht selten in sehr bedrängter Lage. Um den Reichs- und Hofdienst zu leisten, um sich selbst gegen mächtige Widersacher zu schützen und die weltlichen Gerechtsame, welche ihnen die Kaiser übertragen, auszuüben, hatten sie einen großen Theil des Adels gegen Belehnung mit Kirchengut in ihre Dienste genommen. Unter

diesem Vasallenstand unterschied man zwei Klassen: die höheren und die niederen Vasallen; die ersteren, unmittelbar von den Bischöfen und Aebten abhängend, meist das Vogteirecht übend und das Aufgebot des Stifts führend; die anderen, nur mit kleineren Gütern beliehen, dem Aufgebot der ersteren folgend und gewöhnlich deren Aftervasallen. Das Streben beider Klassen ging auf die Erblichkeit ihrer Lehngüter, und die höheren Vasallen brachten es bald dahin, daß ihnen die Erblichkeit, wenn nicht gesetzlich, doch thatsächlich zuerkannt wurde. Die Bischöfe hatten kein Mittel ihnen diese auf die Dauer zu verweigern, da ihnen gegenüber die überlegene Gewalt war und ihr gutes Recht während der Abwesenheit der Kaiser meist schutzlos dastand. Sobald sich aber die höheren Vasallen in dem erblichen Besitz ihrer Lehen befestigten, drängten die niederen Vasallen, die überdies die Lasten der Kriegs- und Hofdienste hauptsächlich tragen mußten, ebendahin, und es entstanden zwischen diesem Stande und den Lehnsherren endlose Streitigkeiten, die noch dadurch genährt wurden, daß die weltlichen Fürsten Italiens, die Markgrafen und Grafen, aus Unmuth über die ihnen entzogenen und den Bischöfen übertragenen Rechte die niederen Vasallen der Kirche gegen die geistlichen Herren und ihre großen Lehnsträger zu unterstützen geneigt waren. Viele Kirchen der Lombardei litten schwer unter diesen Streitigkeiten mit ihren Vasallen und dieser unter einander, so daß die reichsten Bisthümer und Abteien ungeachtet aller Gunstbeweise der Kaiser und alles äußeren Glanzes nur zu oft in der größten Bedrängniß waren. Auch diese Verhältnisse kamen in Pavia zur Sprache und traten dem Kaiser vor die Seele. Es erhob sich nämlich dort der Bischof Warmund von Ivrea als Ankläger gegen den Pfalzgrafen Arduin, welcher die Zwistigkeiten der niederen Vasallen mit ihren Lehnsherren benutzt hatte, um der Macht der Bischöfe entgegenzutreten.

Dieser Arduin, der Sohn eines Grafen Dado, nahm unter den Großen Italiens eine der ersten Stellen ein und hatte durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den angesehensten Häusern des Landes eine ungewöhnliche Macht gewonnen. Seinen ältesten Sohn Ardicin hatte er mit Willa, einer Tochter des Markgrafen Hugo, vermählt, seine Tochter Ichilde an Kuno, König Berengars Sohn, der, wie es scheint, bald nach dem Tode Ottos I. in die Heimat zurückgekehrt war, zur Ehe gegeben. Wahrscheinlich durch Hugo der Gunst der Theophano empfohlen, war Arduin mit der Markgrafschaft Ivrea, aus der

einst Berengars königliche Macht erwachsen war, belehnt worden und hatte mit derselben dann auch die Pfalzgrafschaft in der Lombardei verbunden. Diese Macht suchte er aber, wie die Folge zeigte, nur dazu zu benutzen, sich eine dauernde Gewalt auf nationaler Grundlage in Italien zu gründen, und zwar waren seine Pläne zunächst gegen die Bischöfe der Lombardei gerichtet, in denen das sächsische Haus recht eigentlich seine Stütze fand. Um sie zu bekämpfen, verband er sich mit den niederen Vasallen der Kirche und verleitete sie die ihren Lehnsherren geschworene Treue zu brechen. Nachdem der Kaiser im Jahre 996 Italien verlassen hatte, überfiel Arduin den Bischof Peter von Vercelli, plünderte dessen Kirche und steckte sie in Brand; der Bischof selbst fand seinen Tod in den Flammen. Da es Arduin gelang in Vercelli die Wahl des Archidiakonen Raginfred, eines ihm ergebenen Mannes, durchzusetzen, blieb sein Vergehen ungestraft. Ermuthigt durch die Straflosigkeit, griff er dann den Bischof Warmund von Ivrea an, verjagte ihn von seinem bischöflichen Sitze und plünderte die Güter seiner Kirche. Warmund sprach über Arduin den Bann aus; dasselbe thaten die vereinten lombardischen Bischöfe, die in Warmunds Sache schon ihre eigene sahen, aber der Bann blieb wirkungslos, so lange nicht Kaiser und Papst ihm Nachdruck gaben. Deshalb klagten die lombardischen Bischöfe zu Pavia Arduin vor dem Kaiser an, der jedoch in Abwesenheit des Papstes und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf Markgraf Hugo keinen Beschluß in dieser Sache fassen ließ, sondern die Entscheidung auf eine spätere Zeit verschob. Die Bischöfe wandten sich darauf an den Papst, und dieser ermahnte Arduin ernstlich von seinen Gewaltthaten gegen die Kirche abzustehen und Buße zu thun, indem er ihn im Falle der Weigerung ebenfalls mit der Strafe des Banns bedrohte.

Kaiser Otto kehrte, nachdem er die Verhältnisse der Lombardei geordnet hatte, im November nach Rom zurück, wo gegen Ende des Jahres 998 in seiner Gegenwart ein allgemeines Concil vom Papste abgehalten wurde. Besonders zog man die Angelegenheiten der französischen Kirche hier abermals in Betracht. Die Reimser Sache war zwar im Wesentlichen erledigt und Erzbischof Arnulf wieder vorläufig in seine Rechte eingesetzt, aber König Robert hatte, da er noch in der Ehe mit Bertha lebte, den Forderungen des Papstes nicht völlig entsprochen. Das königliche Paar wurde nun zu einer siebenjährigen Buße verurtheilt

und ihm, wofern es noch länger dem Gebote Roms widerstrebte, mit dem Banne gedroht; der Erzbischof von Tours, der die Ehe eingesegnet hatte, und alle Bischöfe, die der Trauung assistirt hatten, wurden ihres Amtes enthoben. Siebenundzwanzig Bischöfe unterschrieben die Verhandlungen des Concils, unter ihnen in erster Stelle Gerbert, der seinem Schüler, der überdies ihm lange ein gnädiger Herr gewesen war, so mit dem Banne drohte. Die Verhandlungen dieses Concils waren insofern auch für die deutsche Kirche von Wichtigkeit, als die Herstellung des Merseburgers Bisthums definitiv ausgesprochen wurde. Gisiler, wurde bestimmt, solle das bischöfliche Amt verlieren, wenn er aus Ehrgeiz oder Habsucht die Merseburger Kirche verlassen habe; wäre dies nicht der Fall, so solle er in Magdeburg bleiben, wofern er auf kanonische Weise d. h. mit Genehmigung des Klerus und des Volkes zum dortigen Erzbisthum gelangt sei; könne er aber diese Genehmigung nicht nachweisen, so müsse er auf den bischöflichen Stuhl von Merseburg zurückkehren.

Die Wirkung, welche diese Beschlüsse übten, erlebte Gregor nicht mehr. Nach nennenswerthen Erfolgen, mitten in größeren Entwürfen, starb er in der Blüthe der Jugend — er scheint kaum das dreißigste Jahr erreicht zu haben — am 18. Februar 999 zu Rom eines unerwarteten Todes; wie Manche meinten, durch Gift. In dem Vorhofe der Peterskirche, nicht weit vom Grabe Ottos II., zur Seite des Grabmals Gregors I. wurden in einem Marmorsarge seine Gebeine beigesetzt. Folgende Inschrift gab man dem Grabe des ersten deutschen Papstes:

Papst Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Auges war er, stattlich und schön von Gestalt.
Einst hieß Brun er, entstammt dem Königsgeschlechte der Franken;
Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugete ihn.
Deutscher nach Sprach' und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
Saß er in Jugendkraft auf apostolischem Stuhl
Fast zwei Jahr' und acht Monde; da dreimal sechs man der Tage
Zählte des Februar, ward er entrissen der Welt.
Reich, war mild er dem Volk und vertheilte an jeglichem Sabbath
An der Apostel Zahl Kleider mit sorglichem Fleiß.
Fränkisch war ihm vertraut, Romanisch und Latiumszunge;
In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
Ward von des Blutsfreunds Hand selbst dann zum Kaiser gesalbt,

Und als die Bande gelöst des sterblichen Fleisches, zur Rechten
Jenes ersten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.

Wie das Grab des deutschen Kaisers, ist auch das des deutschen Papstes längst zerstört; der Marmorsarg, der seine Gebeine umfing, hat in der unterirdischen Kirche von St. Peter seine Stelle gefunden.

So kurz der Pontificat Gregors war, ist er doch überaus merkwürdig und nicht ohne nachhaltige Folgen geblieben. Dieser junge deutsche Kleriker ist der Erste gewesen, der nach einer langen Zeit tiefen Verfalls dem Papstthum wieder ein Gefühl seiner Bedeutung zu geben wußte; er war es, der die schismatische Kirche Frankreichs durch Strenge Rom von Neuem unterwarf. Das Meiste von dem, was er angebahnt, ging freilich nach ihm unter oder wurde doch erst durch einen größeren Gregor fast hundert Jahre später in die Erinnerung gerufen, aber nichtsdestoweniger blieben manche Nachwirkungen seiner Thätigkeit, und selbst sein nächster Nachfolger suchte, obwohl er einst sein Gegner gewesen war, nun seinen Fußstapfen zu folgen.

Gerbert als Silvester II.

Es war Gerbert, den nach Gregors Tode der Kaiser auf den Stuhl Petri berief und der willig dem Rufe folgte. Es bezeichnet die universellen Tendenzen Ottos, daß er nach einem Deutschen einen Franzosen auf den apostolischen Stuhl erhob. Aber doch waren es persönliche Beweggründe, welche die Wahl des Kaisers hauptsächlich bestimmten; Gerbert war der Vertraute seiner geheimsten Pläne, und von den vorgerückteren Jahren seines Lehrers mochte er mehr Besonnenheit erwarten, als man dem jungen Gregor nachgerühmt hatte. Im Anfange des Monats April 999 wurde Gerbert in Rom als Silvester II., ohne daß auch nur die Form der Wahl beobachtet zu sein scheint, zum Papst geweiht und eingesetzt. So war denn sein Weg von Reims über Ravenna nach Rom gegangen; das wunderbare Spiel des Buchstaben R in seinen Lebensschicksalen war schon den Zeitgenossen auffällig.

Gerbert hatte sich trotz der Auszeichnungen und Gaben seines Zöglings in der letzten Zeit zu Ravenna übel genug befunden. Er war der erste Fremde, der den alten und ehrwürdigen Bischofsstuhl einnahm; man kann sich denken, daß er nicht die beste Aufnahme fand, zumal es nicht seine Art war allzu rücksichtsvoll aufzutreten. So brachen bald in

der Stadt und Umgegend Unruhen aus, die er nicht zu unterdrücken vermochte. Ueberdies war er körperlich leidend; in einem Briefe an die Kaiserin Adelheid aus jener Zeit schildert er seine Lage auf das Kläglichste. „Meine Tage sind dahin,“ schreibt er, damals ein Mann von etwa funfzig Jahren, „der Tod steht mir vor Augen, Seitenstechen peinigt mich, die Ohren sausen, die Augen triefen, am ganzen Leibe fühle ich Schmerzen, das letzte Jahr hindurch habe ich das Bett gehütet, und nun ich mich kaum erholt habe, kehren die Schmerzen zurück und werfen mich wieder danieder.“ Sobald er aber zur höchsten geistlichen Würde der Christenheit emporgestiegen und damit zu einem Ziele gelangt war, das er wohl nie zu erreichen gehofft hatte, fühlte er neue Kräfte in sich. Mit fast jugendlicher Lebendigkeit ergriff er die Herrschaft, und bald sah man ihn eifrig beschäftigt die Besitzungen der römischen Kirche zu ordnen, das Zerstreute zu sammeln, abgekommene Rechte zur Geltung zu bringen; selbst die Waffen ergriff er und belagerte ungehorsame Städte. Sehr merkwürdig ist, daß er unseres Wissens der Erste war, der das Lehnswesen in das römische Gebiet einzuführen suchte; er gab einem Grafen Dauferius mit der Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdiensten die Stadt und das Gebiet von Terracina zu Lehen, wobei er zugleich einen jährlichen Zins von drei Goldgulden festsetzte. In der darüber ausgestellten Urkunde hebt er ausdrücklich die Nachtheile der bisher üblichen Pachtverträge hervor und stellt die Vortheile des neuen Verfahrens für die Kirche Petri in ein günstiges Licht; durch eine sonderbare Vermischung von Pacht- und Lehnsverhältniß suchte er die Nachtheile beider zu umgehen und aus beiden Vortheil zu ziehen. Wo es Eigenthum der römischen Kirche galt, gerieth der Papst selbst mit dem Kaiser nicht selten in Streit und wohl mochten diesem die Anforderungen des alten nimmer befriedigten Lehrers oft lästig genug sein. Bald haderte der Papst mit ihm um Besitzungen im Sabinerlande, bald um acht Grafschaften in der Romagna, und der überaus freigebige Schüler war zuletzt meist doch zur Nachgiebigkeit zu bestimmen.

In den rein kirchlichen Sachen blieb Silvester durchaus auf dem Wege, den Gregor eingeschlagen hatte; in Nichts ließ er von der strengen Anwendung der kanonischen Bestimmungen unter seinem Vorgänger nach. Die Sache, die er einst selbst zu Reims in das Leben gerufen hatte, verurtheilte er jetzt, indem er Erzbischof Arnulf, seinen erbittertsten Feind, in dem erzbischöflichen Amte bestätigte und seine In-

vestitur mit Ring und Stab auf eigenthümliche Weise erneute. Es geschähe, sagte er, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, was keine menschliche Macht vermöge. Noch im ersten Jahre der Amtsführung Silvesters erschien dann Arnulf persönlich in Rom und fand die ehrenvollste Aufnahme. Auch König Robert mußte sich jetzt dem Gebote Roms fügen und sich von Bertha trennen. Nicht minder entschieden trat Silvester in den deutschen Sachen auf. Erzbischof Gisiler von Magdeburg wurde, da er immer noch nicht die verlangte Rechenschaft geleistet hatte, vorläufig seines Amtes enthoben und nach Rom citirt; als er hier angeblich wegen einer schweren Krankheit nicht erschien und einen seiner Kleriker sandte, um seine Rechtfertigung zu führen, brachte dieser es nur dahin, daß das Urtheil über ihn verschoben und einem deutschen Nationalconcil übertragen wurde.

Mit besonderer Strenge aber verfuhr Silvester gegen Arduin, gegen den sich ein gewaltiges Unwetter zusammenzog, als das Bisthum Vercelli einem dem Papste und Kaiser gleich vertrauten Manne übergeben wurde. Es war Leo, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnissen, ein Klosterbruder, der aber längere Zeit am kaiserlichen Hofe gelebt hatte und den Titel eines „Hofbischofs" führte, ehe er zu dem Bisthum Vercelli befördert wurde. Er, der Mitwisser der Absichten des Kaisers, eben so thätig und verschlagen, als herrisch und gewinnsüchtig, war nicht der Mann, der Arduins Treiben in der Stille ansah; er brachte sogleich alle Gräuel, die der verwegene Feind der Bischöfe gegen seinen Vorgänger und die Kirche von Vercelli verübt hatte, vor Kaiser und Papst zur Sprache. Arduin wurde vor eine römische Synode beschieden und, obwohl sich ergab, daß er keinen unmittelbaren Antheil an dem Tode des Bischofs von Vercelli gehabt hatte, mit den furchtbarsten Strafen des Bannes belegt. Er solle, hieß es, seine Waffen ablegen, kein Fleisch essen, weder Mann noch Weib küssen, kein leinenes Kleid tragen, niemals länger als zwei Nächte an einem Orte weilen, den Leib des Herrn nicht empfangen, es sei denn im Todeskampfe, entweder fern von der Welt, wo er Niemand durch seinen Anblick verletze, solle er solche Buße thun oder als Mönch sogleich in ein Kloster treten. Der Kaiser sprach überdies die Acht über Arduin aus, entsetzte ihn seiner Aemter und zog seine Güter ein, die er der Kirche von Vercelli schenkte. Ardicin, Arduins Sohn, wurde ebenfalls vor das Gericht

des Papstes und Kaisers beschieden und kam nach Rom, entzog sich aber durch nächtliche Flucht dem Urtheilsspruch; auch seine Güter fielen der Kirche von Vercelli zu, wie die eingezogenen Besitzungen anderer Anhänger Arduins.

Augenscheinlich wandelte Gerbert als Papst auf ganz anderen Wegen, als die waren, die er einst zu Reims eingeschlagen hatte. In Allem suchte er zu vollenden, was Gregor V. begonnen hatte. Es war keine leere Form, wenn er den Cluniacensern schrieb, so lange er in der Macht stände, solle ihre Congregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.

Unverkennbar waren die hierarchischen Ideen, welche der Verfall des Karolingischen Kaiserthums hervorgerufen hatte, wieder aufgelebt, und es stand in Frage, ob sie sich jetzt nicht mit leichterer Mühe durchkämpfen würden. Obgleich zum Theil durch das Kaiserthum selbst wiedererweckt und von demselben mannigfach unterstützt, mußten sie doch nothwendig in ihrer Entwicklung der kaiserlichen Macht über kurz oder lang abermals gefährlich werden, und zwar um so eher, wenn sich diese in eine schwächliche Abhängigkeit von den geistlichen Gewalten zu setzen geneigt war. Und allerdings lag damals die Besorgniß nicht fern, daß es der Geistlichkeit gelingen könnte, das erregbare Gemüth des jungen Kaisers völlig für sich zu gewinnen und jene andächtigen Stimmungen, denen er sich mit Vorliebe hingab, für ihre Zwecke zu nutzen; das deutsche Kaiserthum hätte dann schnell ein ähnliches Ende nehmen müssen, wie die kaiserliche Macht der Karolinger.

Die Eindrücke, welche der Böhme Adalbert auf das Gemüth des Kaisers gemacht hatte, waren nicht flüchtiger Art gewesen, sondern hatten, wie ihnen die innerste Natur Ottos entgegenkam, dauernd das Gemüth desselben ergriffen. Die Erinnerungen an Adalbert und sein Märtyrertod standen unablässig vor der Seele des Jünglings und beherrschten sein Denken und Thun. Sie ohne Frage mehr, als die Furcht vor dem nahen Weltende, die ohnehin in Deutschland und Italien weniger verbreitet gewesen zu sein scheint als in Frankreich, mehr auch als die Drohungen des alten Nilus und die Ermahnungen des heiligen Ro-

muald, riefen jene merkwürdigen Bußübungen hervor, denen sich der Kaiser im Jahre 999 hingab.

Im Februar, als Papst Gregor starb, war Otto nicht in Rom anwesend, sondern auf einer Wallfahrt nach dem Süden begriffen; er pilgerte zu den heiligen Stätten, die einst Adalberts Fuß betreten hatte, erst nach Monte Cassino, dann über Capua und Benevent nach dem gefeierten Kloster des heiligen Michael am Monte Gargano. Barfuß nahte er sich dem Kloster und verlebte hier mehrere Tage in frommen Uebungen. Auf dem Rückwege kam er im März abermals nach Benevent, wo er nach dem Glauben der Zeit die Reliquien des heiligen Apostels Bartholomäus ruhten; nach ihnen stand der Sinn des Kaisers, denn er wünschte durch diesen Schatz der Kirche zu Rom, die er zu Ehren Adalberts auf der Tiberinsel erbauen ließ, eine besondere Auszeichnung zu geben. Der Kaiser bat die Beneventaner um dieses ihr kostbarstes Heiligthum, und sie wagten die Bitte ihm nicht offen abzuschlagen, spielten ihm aber einen frommen Betrug, indem sie ihm statt der Gebeine des Apostels die Reliquien des heiligen Paulinus, eines Bischofs von Nola, übergaben.

Auf der Rückkehr nach Rom berührte der Kaiser Gaeta, um den heiligen Nilus aufzusuchen, der mit seinen Brüdern nahe bei der Stadt in ärmlichen Hütten wohnte. Als der Kaiser diese Klausnerzellen erblickte, rief er aus: „Das sind die Hütten Israels in der Wüste; diese Menschen weilen wie Pilgrimme hienieden und wissen, daß sie hier keine bleibende Stätte haben.“ Der alte Nilus zog mit seinen Mönchen dem Kaiser entgegen und unterließ kein Zeichen der Ehrerbietung gegen ihn, aber der Jüngling beugte sich demüthig vor dem heiligen Manne, führte ihn stützend in seine Einsiedelei zurück und betete dort mit ihm am Altare. Dringend bat er Nilus sich mit den Mönchen auf sein Gebiet überzusiedeln und versprach dem Kloster, das er begründen würde, die reichste Ausstattung, aber zu großem Verdruß der Brüder wies Nilus dies Anerbieten zurück. Noch einmal, als er schied, wiederholte der Kaiser sein Verlangen und sprach: „Begehre von mir, wie von einem Sohne, was du willst, und ich werde es dir gewähren.“ „Um Nichts bitte ich dich,“ erwiederte Nilus, „als um das Heil deiner Seele, denn auch du mußt sterben und Rechenschaft geben von deinem Thun.“ Der Kaiser brach in Thränen aus, nahm seine Krone vom Haupte und legte sie in die Hände des Alten, dessen Segen er scheidend empfing.

So zog er nach Rom zurück, wo er in den letzten Tagen des März eintraf.

Auch in Rom setzte Otto seine Bußübungen fort. Mit einem ihm vertrauten jungen Manne, dem Bischof Franko von Worms, zog er sich im Geheimen in eine Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens zurück und blieb hier vierzehn Tage unter unablässigem Beten und Fasten. Im Sommer begab er sich dann mit dem Papste in das Gebirge; er verweilte im Juli abermals einige Tage in Benevent, dann ließ er sich auf längere Zeit in jenen Gegenden von Subiaco nieder, wo der heilige Benedict zuerst sich in einer Höhle von der Welt abgesondert und in Dornsträuchen die Lüste des Fleisches ertödtet hatte, um ganz seine Gedanken den göttlichen Dingen zuzuwenden. In dem merkwürdigen Kloster, über jener Höhle in und auf dem Felsen erbaut, unter dem unten die tosenden Wogen des Teverone sich Bahn brechen, nahm der Kaiser seine Wohnung, und diese wilde und doch zugleich überaus reizende Gegend fesselte ihn so, daß er sein Andenken hier durch den Bau einer Kirche zu verewigen beschloß; sie sollte dem Erzengel Michael und neben ihm abermals dem heiligen Adalbert geweiht werden.

In dieser Zeit begann Otto seinem kaiserlichen Titel den Zusatz „Knecht der Apostel" und dann „Knecht Jesu Christi" beizusetzen. Auch in der Folge stellte er die Wallfahrten und Bußübungen nicht ein und es sind uns einige Urkunden aus dem Jahre 1000 erhalten, ausgestellt in der „Kloster-Pfalz"; sie vergegenwärtigen recht deutlich das eigenthümliche Treiben dieses phantastischen Jünglings, der Mönch und Kaiser in einer Person war.

Schien nun ein solcher Fürst nicht wie geschaffen, um der aufstrebenden Hierarchie als Werkzeug zu dienen? Die Sache derselben schien so gut wie gewonnen, zumal sie an Silvester einen Führer hatte, dem an Geist, Kenntnissen und Umsicht kein anderer Sterblicher damals von fern zu vergleichen war. Aber es schien doch nur so. Denn in der That wurzelten jene religiösen Erregungen des Kaisers weit mehr in der mystischen Richtung des Nilus, Romuald und der Mönche des Bonifaciusklosters, als in den hierarchischen Bestrebungen der Cluniacenser. Und daneben erfüllten die Seele Ottos Ideen ganz anderer Art, welche der Entwicklung einer starken hierarchischen Gewalt nichts weniger als günstig waren. Sein Auge war den irdischen Dingen mehr zugewandt,

als man nach diesen Andachtsübungen glauben sollte. Wir haben Beweise genug, daß Otto sich gerade damals mit den größten Plänen zur Ausdehnung seiner Herrschaft und Erhöhung seines kaiserlichen Ansehens trug, daß er mit leidenschaftlichem Eifer dahin trachtete, eine Universal-Monarchie im Sinne der späteren Römerzeit herzustellen.

17.

Ottos III. phantastische Pläne.

Wir wissen, wie lose bisher der Verband der abendländischen Welt im Kaiserreiche war, wie selbst die unmittelbar vom Kaiser beherrschten Reiche kaum einen anderen Zusammenhalt hatten, als in seiner Person. Die Absichten Ottos II., die ihm hinterlassenen Reiche diesseits und jenseits der Alpen enger zu verbinden, waren durch seinen frühen Tod vereitelt worden. Daß ein junger ehrliebender Fürst gern das Werk des Vaters aufnimmt, liegt in der Natur der Dinge, und in der That sehen wir nach jener Richtung hin Otto III. während seines zweiten Aufenthalts in Italien unablässig streben. Noch immer war Italien gespalten, die langobardischen Gegenden von den römischen geschieden: in dem Edikt von Pavia wird zuerst ganz Italien als ein einiges Reich behandelt. Es entspricht dann weiter dieser Richtung, daß Otto Heribert, einen ihm nahe befreundeten Kleriker, aus einer vornehmen fränkischen Familie geboren, zu seinem Kanzler in Italien ernannte und demselben nach dem Tode des Bischofs Hildibald von Worms im Jahre 998 auch die Geschäfte der deutschen Kanzlei übertrug. Bei der Bedeutung der Kanzleien, in denen die ganze regelmäßige Geschäftsführung der Reiche zusammenlief, mußte es von erheblichen Folgen sein, daß beide jetzt in die Hand eines Mannes gegeben wurden. Es kam dies fast einer Vereinigung des italischen und deutschen Reiches gleich, und es begreift sich, weshalb Heribert, selbst als er im Jahre 999 zum Erzbischof von Köln erhoben war, gegen die Sitte in seiner Stellung als Kanzler verblieb. Auch das lag in der naturgemäßen Entwicklung der Dinge, daß der Sproß der Ottonen neben der Befestigung der Reichseinheit nach einer namhaften Erhöhung seiner kaiserlichen Stellung

trachtete, daß er, der Sohn einer griechischen Fürstin, einen größeren Glanz um seinen Thron zu verbreiten suchte, als sich seine Ahnen erlaubt hatten.

Nach dieser Seite hin trieben Otto die Natur seiner Stellung und die in den Dingen selbst liegende Entwicklung, aber ein eigenthümliches Unglück war es für das deutsche Volk, daß dieser reichbegabte Fürst, sobald er zum Bewußtsein erwachte, sich mehr als Grieche und Römer denn als Deutscher fühlte, daß er auf die sächsische Rohheit herabsah und auf die entwickeltere, aber absterbende Kultur von Byzanz als sein Ideal hinblickte. Alle seine Pläne lösten sich damit von dem nationalen Boden, auf dem das Werk seiner Väter erwachsen war; er meinte als Kaiser vor Allem ein römischer Fürst zu sein, wie er denn auch gegen den Brauch seiner Vorfahren in den Urkunden statt des schlichten Kaisertitels ausdrücklich den volleren: „Kaiser der Römer" zu gebrauchen pflegte. „Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht," erhob er sich zu den universellsten Anschauungen über die Natur seines Reichs und seiner kaiserlichen Stellung. Nicht einmal bei der Monarchie Karls des Großen blieben seine Gedanken stehen; in phantastischem Fluge über weite Zeiträume hinwegschwebend, weilten sie nur bei dem Weltreich der alten Imperatoren Roms und bei dem großen Fragment ihrer Herrschaft, das sich in dem byzantinischen Reich erhalten hatte. „Herstellung des Römerreichs im Abendlande": in diesem einen Gedanken faßten sich bald alle Absichten des Kaisers als in ihrer letzten Spitze zusammen.

Wer vermag in die Seele eines Menschen so tief einzudringen, daß er die Entwicklung der Gedanken dort von ihren ersten Keimen verfolgen könnte? Aber keinem Zweifel unterliegt, daß der Franzose Gerbert wesentlich dazu beitrug, jene Idee einer Herstellung des alten Römerreichs in Otto zu nähren und zu zeitigen. Niemand hat lange vor Gerbert und lange nach seiner Zeit gelebt, der sich in gleicher Weise mit den Ideen des römischen Alterthums erfüllt hätte; es giebt Briefe von ihm, dessen Schreiber man eher in der Toga der alten Römer als in der Kutte eines Mönches vermuthete. Daß sich trotzdem die Ideen der klassischen Zeit mit christlichen Anschauungen, die Vorstellungen von dem Imperium der heidnischen Kaiser mit den Traditionen der fränkischen Theokratie Karls des Großen bei dem Mönche von Aurillac vermischten, liegt in der Natur des Jahrhunderts. Mit dem, was seine

Seele erfüllte, nährte Gerbert das Gemüth seines kaiserlichen Zöglings, das sich so willig ihm hingab. Wie oft mag er sich als der Aristoteles dieses neuen Alexander erschienen sein! Und nicht minder gewiß ist, daß Otto am liebsten mit diesem selbstgewählten Lehrer seiner Jünglingsjahre seine Gedanken über die Zukunft des Reichs austauschte. Hier liegt das Geheimniß ihrer innigen Verbindung, die selbst entgegengesetzte Interessen in der Folge nicht zu lösen vermochten.

Schon im Sommer 997, als Gerbert zuerst in Sachsen einen dauernden Aufenthalt in der Nähe des Kaisers nahm, schrieb er ihm, der im Wendenkriege lag, von Dingen, „die, von großen Geistern erdacht, große Entschlüsse nöthig machten.“ Wohin das zielte, zeigte der längere Aufenthalt Ottos im Herbste desselben Jahres zu Aachen; der junge Kaiser richtete sich in der Kaiserpfalz Karls des Großen gleichsam häuslich ein. Dann brach Otto im Winter gegen Rom auf, und als er die Stadt einnahm und Crescentius Haupt fiel, wurde die Herstellung des Römerreichs laut der Welt verkündet. Wir besitzen noch Urkunden mit Bleibullen aus jenen Tagen, die das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Herstellung des Römerreichs“ zeigen, und gleiche Bullen mit derselben Umschrift finden sich auch von Karl dem Großen.

Gerbert war auf diesem Zuge der unzertrennliche Begleiter des Kaisers gewesen. Mit welchen Gedanken er seinen Geist erfüllte, sehen wir aus der Widmung einer damals ihm überreichten Schrift. „Ich habe dies geschrieben,“ sagte er, „damit Italien nicht meine, die Kaiserburg sei ausgestorben und daß Griechenland sich nicht allein mit kaiserlicher Bildung und römischer Macht brüste. Unser, unser ist das römische Reich; wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriegerische Gallien und Germanien, uns dienen die streitbaren Reiche der Scythen, und wir haben vor Allem dich, erhabener Kaiser, der du, von griechischem Blut entsprossen, die Macht der Griechen überragst, der du nach Erbrecht Rom beherrschest und Römern und Griechen an Geist und Beredsamkeit überlegen bist.“

Das Streben, den Siegesruhm Roms zu erneuern, mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaiserthums seinen Thron zu umgeben, zugleich ein christliches Weltreich nach der Weise Karls des Großen herzustellen, erfüllte seitdem vor Allem die Seele des Kaisers; es waren

ebenso großartige als unklare und phantastische Anschauungen, in denen er lebte. Der Senat des alten Roms mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten seiner Bußübungen kaum einen Ausweg fand. Auch glaube man nicht, daß jene Wallfahrten allein um der Andacht willen unternommen wurden; sobald man etwas näher zusieht, findet man bei ihnen zugleich naheliegende politische Zwecke. Jene Pilgerreise nach dem Monte Gargano führte den Kaiser nach Capua und Benevent, den wichtigsten Städten seiner Herrschaft im Süden, die sein Fuß vordem niemals betreten hatte; sie führte ihn unmittelbar an die Grenze des griechischen Reichs, und es war an der Zeit, in der Nähe zu beobachten, was in Apulien vorging.

Von Neuem hatten die Araber ihren Blick auf Italien gerichtet. Der Emirat Siciliens war in dem Geschlechte Dschafars gleichsam erblich geworden; Abulfotuh Jusuf, dessen Oheim Hasan beim Chalifen Hakem Biamrillah das größte Ansehen genoß, war wieder über die Meerenge gezogen und hatte das Gebiet der Griechen angegriffen. Obwohl von den Langobarden unterstützt, hatten die Griechen bei Tarent im Jahre 991 eine große Niederlage erlitten. Seitdem kehrten die Angriffe der Araber regelmäßig wieder, und als Jusuf im Jahre 998 schwer erkrankt den Emirat seinem Sohne Dschafar überließ, ging auch dieser sogleich nach Italien hinüber. Noch in demselben Jahre griffen die Araber Bari an, von einem Griechen herbeigerufen, der ihnen die Stadt zu überliefern versprach. Der Hof zu Constantinopel sah die drohende Gefahr, alle seine Besitzungen in Italien zu verlieren, endlich ein und sandte nach Bari einen Befehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten unter dem neuen Namen eines Katapan. Dieser Beamte, der mit einer fast diktatorischen Gewalt bekleidet war und dem die ganze Verwaltung der griechischen Besitzungen in Italien untergeben wurde, wandte sofort alle ihm zu Gebote stehenden Hülfskräfte gegen die Araber, während der Chalif zu Kairo dem Dschafar unter dem Titel eines 'Aid-ed-Daulet d. h. eines Oberfeldherrn ebenfalls ungewöhnliche Vollmachten ertheilte und ihn zu neuen Eroberungen aufforderte. So rüsteten sich Griechen und Araber hier zu einem entscheidenden Kampfe, dem

auch Otto nicht theilnahmlos zusehen konnte. Wollte er, durch das Beispiel seines Vaters belehrt, sich vielleicht auch nicht selbst an dem Kriege betheiligen, so mußte ihm doch Alles daran liegen, seinem Reiche die langobardischen Fürstenthümer zu erhalten.

Unter diesen Umständen erschien Otto in den südlichsten Gegenden seiner Herrschaft, und die Folgen seiner Reise machten sich bald genug bemerklich. Der Fürst Laidulf von Capua hatte zwar ihn ehrenvoll aufgenommen, aber doch kein rechtes Vertrauen zu seiner Gesinnung erweckt. Kaum hatte Otto nun Capua verlassen, so sandte er einen gewissen Ademar, den Sohn eines capuanischen Klerikers, der am deutschen Hofe erzogen und dem Kaiser durch Freundschaft verbunden war, mit einem Heere nach Campanien. Ademar ließ in Capua Otto aufs Neue huldigen und Geiseln stellen, dann wandte er sich gegen Neapel und auch diese Stadt, die einst Otto II. gehuldigt, nach dessen Tode aber die Hoheit des griechischen Kaisers anerkannt hatte, mußte jetzt abermals dem Kaiser des Westens sich unterwerfen und Bürgschaften geben. Als Otto bald darauf neue Zweifel an der Treue Capuas und Neapels aufstiegen, sandte er zum zweiten Mal Ademar in jene Gegenden; mit Unterstützung von Capua nahm dieser Neapel und schleppte den griechischen Beamten der Stadt als Gefangenen fort. Dann begab er sich nach Capua, nahm Laidulf, der ihm so eben noch hülfreiche Hand geleistet hatte, mit List gefangen und schickte ihn nach Rom zum Kaiser, der ihn seines Fürstenthums entkleidete, angeblich weil er einst an der Ermordung seines Bruders Landenulf Antheil gehabt haben sollte. Ademar selbst wurde zum Fürsten von Capua eingesetzt; Laidulf, seine Gemahlin, mehrere vornehme Capuaner, jener griechische Beamte in Neapel mußten nach Deutschland in das Exil gehen. Und inzwischen war der Kaiser selbst zweimal nach Benevent gezogen und hatte wohl dadurch hauptsächlich den Fürsten Pandulf II. in der Treue erhalten; auch Waimar III. von Salerno, der bisher als ein selbstständiger Fürst aufgetreten war, erkannte für den Augenblick die Oberherrschaft des Westreichs an. Es ist erzählt worden, wie der Kaiser den heiligen Nilus bei Gaeta aufsuchte; diese Stadt hatte sich damals von der Hoheit des abendländischen Reichs losgesagt, aber schon wenige Wochen nach dem Besuche Ottos hielt der Bischof Notker von Lüttich als dessen Sendbote in Gaeta Gericht. Gewiß, es war Plan und Absicht in den Bußfahrten des Kaisers.

Und gerade im Sommer des Jahres 999, während Otto theils n

der Höhle bei S. Clemente in Rom, theils zu Subiaco wie ein Einsiedler lebte, beschäftigte er sich viel und anhaltend mit seinen politischen Entwürfen, ja seine frommen Uebungen selbst standen in nahen Beziehungen zu ihnen. Er spricht es damals selbst in den Urkunden aus, wie er hoffe, daß seine kirchlichen Werke dazu beitragen würden, „daß sein Reich blühe, sein Heer triumphire, die Macht des römischen Volkes ausgebreitet und die Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser fremden Welt leben, ruhmvoller sich aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel aufschwingen und im höchsten Ruhm jenseits mit dem Herrn einst herrschen könne.“ Gleich nach den Bußübungen in Subiaco begab sich der Kaiser mit dem Papste nach dem Kloster Farfa, wo sie eine merkwürdige Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hugo von Tuscien hielten; ihre Besprechungen betrafen, wie der Kaiser selbst in einer Urkunde sagt, „die Herstellung der Republik“. Wir kennen die dort gefaßten Beschlüsse nicht, aber wir vermögen doch in den Grundzügen zu erkennen, was Otto unter der Herstellung der römischen Republik verstand und wie er sein Kaiserreich einzurichten gedachte.

Vor Allem sollte das „goldene Rom“ wieder die erste Stadt des Reichs, der Sitz des Kaisers, der Mittelpunkt der Welt werden. Nicht in den Trümmern des alten Kaiserpalastes auf dem Palatin, obwohl er bei festlichen Gelegenheiten noch benutzt wurde, nahm der Kaiser seinen Herrschersitz, sondern auf dem Aventin, der, sich steil über dem Tiber erhebend, einen freien Blick über die Stadt gewährt, wie sie sich weit an beiden Seiten des Flusses ausbreitet. Jetzt bildet der Aventin das Bild der traurigsten Oede, nur einige Klöster, weite Ruinen und ausgedehnte Gärten bedecken seine Anhöhe, auf dessen Straßen man selten einem menschlichen Antlitz begegnet. Aber im zehnten Jahrhundert lag hier der bewohnteste Theil der Stadt; feste Burgen standen hier neben geweihten Kloster- und Kirchengebäuden; hier hatte Alberich seine Burg gehabt; hier war das Bonifaciuskloster, und neben demselben erwählte sich Otto die Residenz.

So groß gewiß der Abstand zwischen der alten Kaiserburg am Bosporus und dem verfallenen und in der Eile eingerichteten Palast auf dem Aventin war, so umgab sich der Kaiser doch hier mit demselben steifen Prunk und demselben althergebrachten Ceremoniell, das am Hofe der morgenländischen Kaiser herrschte. In wunderbarer und auffälliger

46*

Tracht trat er auf: bald umfing ihn ein weiter Mantel, den bildliche Darstellungen aus der Apokalypse zierten, bald ein Gewand, auf welches die Bilder des Thierkreises gestickt waren; bis zu den Handschuhen hinab war Alles fest bestimmt und geordnet. Er speiste, abgesondert von seinen Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Empfang bei ihm erfolgte in feierlicher Weise; er beanspruchte die tiefste Devotion von seinen Völkern und wurde mit solennen Worten begrüßt, die fast aller Bedeutung entbehrten. „Kaiser aller Kaiser" ließ er sich anreden und legte sich nach der Sitte der alten Imperatoren volltönende Beinamen von den seinem Scepter unterworfenen Völkern bei; Saxonicus, Romanus und Italicus wurde er genannt und nannte sich selbst so. Eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römischen Consuln und des römischen Senats wurden aus der Nacht der Vergessenheit wieder an das Tageslicht beschworen. Die militärische Rangordnung, welche zu Constantinopel herrschte, ward auch zu Rom eingeführt. Magistri und comites imperialis militiae und palatii imperialis (Generale des kaiserlichen Kriegsvolkes und der kaiserlichen Leibwache), protospatharii (kaiserliche Obersten), ein praefectus navalis (der Admiral einer Flotte, die es in Wahrheit nicht gab) werden am Hofe des Kaisers genannt. Daneben wurden altherkömmliche Bezeichnungen vom Hofe der fränkischen Könige mit neuen, von Constantinopel entlehnten vertauscht: kaiserliche Kämmerer erscheinen als Vestiarier und Protovestiarier, dem Kaiser nahestehende Bischöfe als Logotheten. Der sächsische Hof ist wie zu einem Maskenfest aufgeputzt, und schnell gleich der Fastnachtslust verrauschte die ganze Herrlichkeit wieder.

Dauernder war, was Otto für die Ordnung der städtischen Verhältnisse Roms that, die ihm bei der für die Weltstadt jetzt beanspruchten Bedeutung von besonderer Wichtigkeit sein mußten. Zuerst stellte er hier den Patriciat wieder her, doch sollte der Patricius nichts Anderes sein, als der Gehülfe und Stellvertreter des Kaisers. Der Patricius wurde der erste kaiserliche Beamte in der Stadt und deren Gebiete; die Insignien seiner Würde waren ein goldener Reif um das Haupt, Fingerring und Mantel. Neben dem Patricius blieb der Präfect bestehen, der vom Kaiser mit dem gezogenen Schwert seine Gewalt empfing. Er hatte den Landfrieden im römischen Gebiete zu erhalten, in dem alle Burgen und Festen unter seiner Aufsicht standen; er übte hier den Blutbann,

wie überhaupt eine sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit aus. Obgleich des Kaisers Mann, war er doch zugleich der Vogt der römischen Kirche und huldigte als solcher dem Papste; es lag ihm ob alle Gerechtsame der römischen Kirche zu wahren und dieselbe in ihren Rechtsansprüchen zu schützen, wie er auch im Namen des Papstes über dessen Leute zu Gericht saß. Sehr angesehene Beamte waren schon seit geraumer Zeit zu Rom die sieben sogenannten Pfalzrichter, ursprünglich Hofbeamte des Papstes, mit denen er sich nach dem Muster des Hofes von Constantinopel umgeben hatte. Kleriker niederen Grades, denen die Ehe erlaubt war, wußten sie meist auch ihre Nachkommen in diese Stellen zu bringen, die so eine Art von Erbämtern wurden. Mit der weltlichen Macht des Papstes war auch der Umfang ihrer Geschäfte und ihr Einfluß ungemein gewachsen. In allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten — denn vom Blutgericht waren sie als Kleriker ausgeschlossen — galten sie als die ordentlichen Richter; unter ihnen standen die niederen Richter und der sehr ausgedehnte Schreiberstand, auch die Finanzen des Papstes und die Armenpflege der Stadt waren ihrer Obhut anvertraut. Diese Pfalzrichter wurden jetzt ebenfalls neben päpstlichen kaiserliche Beamte; sie bildeten gewissermaßen einen Staatsrath des Kaisers und urtheilten als Schöffen in den kaiserlichen Gerichten.

Die Schöffenverfassung hatte sich in Rom bereits völlig eingebürgert. In den Gerichten, die vom Patricius, Präfecten, oder wem sonst Papst oder Kaiser den Vorsitz übertragen hatte, abgehalten wurden, fanden rechtskundige Männer, gewöhnlich sieben an der Zahl, das Urtheil, für dessen Vollstreckung dann der Präfect Sorge trug. Die Urtheiler waren neben den erwähnten Pfalzrichtern, die man auch schlechthin als die ordentlichen Richter bezeichnete, Wahlrichter, die von dem ersten Pfalzrichter erwählt und vom Kaiser eingesetzt wurden, indem er sie mit dem Richtermantel umhüllte und ihnen das Gesetzbuch Kaiser Justinians überreichte. Die Gerichte wurden bald im Namen des Kaisers, bald des Papstes, bald in Beider Namen abgehalten; die Berufung von der Entscheidung des Papstes an den Kaiser war zulässig.

Obwohl so das germanische Rechtsverfahren in Rom selbst und dem römischen Gebiet, wo jetzt überall Grafen hervortreten, vollständig die Oberhand gewann, obwohl zugleich mit Nothwendigkeit auch einzelne germanische Rechtsideen zur Geltung kamen, war doch die Herrschaft des römischen Reichs selbst mit Nichten gebrochen. Noch folgten

die Römer den Gesetzen des Justinian, und es galt als Ausnahme und besonderes Privilegium, nach germanischem, vornehmlich nach langobardischem Recht leben zu dürfen. Hatte man in dieser Ausnahmsstellung bisher einen Vorzug gesehen, so suchte im Gegensatz Otto III. das römische Recht über das germanische zu erheben; er nahm unter bestimmten Feierlichkeiten durch besondere Vergünstigungen solche, die nach fremdem Rechte lebten in das römische Bürgerrecht auf, und indem er sich selbst mit römischen Richtern umgab, dachte er sogar daran, dem römischen Rechte abermals eine allgemeine Bedeutung als Kaiserrecht zu gewinnen. Wenn er das Gesetzbuch des Justinian den römischen Richtern bei ihrer Einsetzung übergab, that er es mit der Formel: „Nach diesem Buche richte Rom, die Leostadt und den gesammten Erdkreis!"

Wäre es Otto gelungen seine Absichten durchzuführen, so wäre in der That aus dem deutschen Kaiserthum ein römisches nach dem Muster des byzantinischen geworden; die Stadt Rom wäre noch einmal der Herrschersitz für die abendländische Welt, das römische Recht Kaiserrecht geworden und so in Erfüllung gegangen, was ein Vers ausspricht, der damals in Umlauf gekommen zu sein scheint und später als Umschrift auf den Majestätsbullen der deutschen Kaiser diente:

Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds.

Ottos Pläne bedrohten das deutsche Volk mit der Gefahr in eine abhängige Stellung von Italien zu gerathen und von den Römern, mit denen sich der Kaiser umgab, regiert zu werden.

Die Männer, auf welche der Kaiser vorzugsweise bei der Durchführung seiner Absichten zählte und mit denen er seine Pläne erwog, waren der Markgraf Hugo von Tuscien, die Grafen von Tusculum, die sich vom alten julischen Geschlecht abzustammen rühmten und denen der Kaiser die geehrtesten Stellen an seinem Hofe übertrug, sein Kanzler und „Archilogothet" Heribert, der auch zum Erzbischof von Köln erhoben wurde, sein Lehrer und „Primiscrinius" Bischof Bernward von Hildesheim, der Bischof Leo von Vercelli und vor Allem Papst Silvester, der jetzt wohl widerwillig genug die Hand bieten mußte, um hochfahrende Gedanken, die er einst selbst in der Seele des Kaisers genährt hatte, in das Leben zu führen.

Denn indem Otto seine kaiserliche Gewalt so hoch wie möglich faßte, indem er sie zugleich vorzüglich auf Rom und Italien zu begründen suchte, konnte nicht fehlen, daß er mit dem Stuhle Petri in mannig-

sache Streitigkeiten gerieth. Es liegen Beweise vor, daß schon mit seinem zum Papstthum erhobenen Vetter der junge Kaiser keineswegs immer eines Sinnes war; noch stärker wurden die Reibungen mit seinem alten Lehrer, wie wir unter Anderem aus einer merkwürdigen, dem päpstlichen Archive entnommenen Urkunde sehen, deren Echtheit vielfach angezweifelt ist, doch unseres Erachtens nicht mit stichhaltigen Gründen. Acht Grafschaften in der Romagna waren seit längerer Zeit zwischen dem Stuhle Petri und dem Reiche streitig; schon Gregor hatte auf sie Ansprüche erhoben, der Kaiser aber die Verwaltung derselben vorläufig seinem Beamten in Spoleto und Camerino übertragen. Als Silvester diese Grafschaften aufs Neue verlangte, ließ sich der Kaiser zur Schenkung derselben herbei, welche er durch die in Rede stehende Urkunde beglaubigt. Er tadelt in ihr zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und Unwissenheit der früheren Päpste, durch die fast das ganze alte Besitzthum des Stuhls Petri verschleudert sei; dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an sich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Fiktionen zu verhüllen gesucht; so sei die Schenkungsurkunde Constantins, die ein römischer Diakon Namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergeschobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antrieb schenke er, was ihm selbst und nicht dem heiligen Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß dieser etwas habe, was er im Namen seines Schülers dem heiligen Petrus darbringen könne. Es herrscht die keckste Sprache, die jemals ein Kaiser den Päpsten gegenüber geführt hat, in dieser Urkunde; man sieht aus ihr, wie sich Otto völlig als Herr des Papstthums ansah.

Welche Spannungen aber auch immer zwischen dem Kaiser und Papst eintreten mochten, sie waren doch nimmermehr im Stande ihre Verbindung zu lösen. Silvester bedurfte des kaiserlichen Schutzes; der Kaiser dagegen konnte der Kenntnisse und der Umsicht des Papstes bei seinen Plänen in keinem Augenblick entrathen. Ueberdies begegneten sich ihre Bestrebungen trotz ihres inneren Gegensatzes doch auf die mannigfachste Weise. Die Herrschaft Roms über alle Welt zu erhöhen, blieb ihr gemeinsames Ziel, mochten ihre Ansichten über die Wege, die dahin

führten, noch so sehr abweichen. Dazu kam, daß damals Kirche und Reich keineswegs in jenem ausgesprochenen Gegensatz standen, wie ihn die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts gekannt hatte und ihn spätere Zeiten noch schärfen sollten; vielmehr galten die Eroberungen des Reichs damals für eben so viele Eroberungen der christlichen Kirche und des Stuhls Petri, wie andererseits jeder Zuwachs an Macht für den römischen Oberpriester zugleich eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt in sich schloß, vor der sich Rom und der Papst beugten. So arbeiteten denn doch zuletzt Otto und Silvester Hand in Hand an einem Werk, und dieses Werk nahm, wie sie zu den allgemeinsten Vorstellungen einer Weltherrschaft sich aufgeschwungen hatten, im Entwurf die kolossalsten Dimensionen an.

Es ist gewiß, daß der Gedanke durch einen Kreuzzug das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, wie er hundert Jahre später in das Leben trat, schon in Gerberts Seele aufgetaucht ist. Ein solcher Plan, der tief in alle Verhältnisse des Morgenlandes eingreifen mußte, konnte nur vorübergehend die Phantasie dieser Männer beschäftigen; an eine wirkliche Ausführung desselben war nicht von fern zu denken. Aber im Abendlande hoffte man es allerdings zu einer Herrschaft zu bringen, wie sie die Welt kaum jemals gesehen hatte. Schon hatte man im südlichen Italien das Ansehen des abendländischen Reichs hergestellt; der Graf von Barcelona hatte Roms geistliche und weltliche Obermacht anerkannt; dem neuerrichteten Capetingischen Königthum war seine Auflehnung gegen Rom übel gerathen. Und zugleich brach im Nordosten Europas das Heidenthum mehr und mehr zusammen, so daß es ein Leichtes schien, hier die Herrschaft des Kaiserthums und des Stuhls Petri dauernd zu befestigen. Auf diese Gegenden richtete jetzt Otto und Silvester vor Allem den Blick und verfolgten hier ihre Pläne mit lebhaftem Eifer. Zuerst faßten sie Polen in das Auge, wohin Adalbert durch seinen Märtyrertod ihnen gleichsam den Weg gewiesen hatte und wo der heldenmüthige Herzog Boleslaw ganz der Mann schien, um Roms kühnste Wünsche zu verwirklichen.

Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, und der Priester Benedict, die einzigen Zeugen vom Tode Adalberts, waren nach Rom zurückgekehrt und wurden nun zu Werkzeugen ersehen, um Polen in eine römische Provinz zu verwandeln. Gaudentius wurde vom Papste zum Erzbischof geweiht; sein Bisthum sollte die Mutterkirche für Polen und dem hei-

ligen Adalbert geweiht werden. Zu derselben Zeit wurde im Kloster des heiligen Bonifacius von Johannes Canaparius, einem Freunde Adalberts, dessen Lebensbeschreibung nach dem Willen des Kaisers aufgeschrieben und dieser Schrift durch den Papst kirchliches Ansehen verliehen. Erst damals fing Rom an Heiligsprechungen vorzunehmen, die Geltung für die gesammte Kirche beanspruchten. Der deutsche Bischof Ulrich von Augsburg ist so zuerst im Jahre 993 kanonisirt worden, der zweite war der Böhme Adalbert. Zugleich betrieb der Kaiser eifrig den Bau der Adalbertskirche auf der Tiberinsel, und schon rüstete er sich selbst über die Alpen zu ziehen, um zum Grabe Adalberts zu wallfahrten und das neue Erzbisthum für Polen aufzurichten.

Gegen die Mitte des December 999 verließ Otto Rom und begab sich zunächst nach Ravenna. Von dem römischen Patricius Ziazo, vielen anderen Großen Roms, dem Archidiakonus des Papstes und mehreren Cardinälen begleitet, betrat er um Weihnachten wieder den deutschen Boden.

Die letzte Reise Ottos III. nach Deutschland.

Es war nicht allein die Devotion vor dem neuen Heiligen der römischen Kirche, seinem Freunde Adalbert, die den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland vermochte: seine Reise war nicht minder bedingt durch wichtige Todesfälle, die in der letzten Zeit die kaiserliche Familie betroffen hatten.

Schon am 7. Februar 999 war die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg plötzlich am Fieber gestorben. Wir wissen, welches Vertrauen der Kaiser auf diese Fürstin, die einzige rechte Schwester seines Vaters, gesetzt und wie er ihr die Reichsgeschäfte in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen hatte. Mit der von ihrem großen Vater ererbten Umsicht und Entschiedenheit hatte Mathilde die Verwaltung des Reichs geführt, und namentlich war ihr gelungen die Wenden mehr zu beruhigen und dadurch einen friedlicheren Zustand an den Ostgrenzen des Reichs herbeizuführen; noch in ihren letzten Tagen hatte sie einen großen Hoftag zu Magdeburg gehalten und durch die Sicherheit und Würde, mit der sie die schwierigsten Geschäfte leitete, alle Welt in Verwunderung gesetzt. Ihre Nichte Adelheid, des Kaisers älteste Schwester, folgte ihr, wie sie es sterbend gewünscht hatte, als Aebtissin zu

Quedlinburg, aber Mathildens Tod ließ zugleich eine große Lücke in den Reichsgeschäften, die nicht wieder ausgefüllt wurde.

Am tiefsten mußte Mathildens frühes Abscheiden das Herz ihrer Mutter bewegen, die ihr auch schnell in das Grab folgte. Bald nach dem Tode ihrer Tochter unternahm die Kaiserin Adelheid ihre letzte Reise nach ihrem Heimathslande Burgund, um Streitigkeiten zwischen König Rudolf, ihrem Neffen, und dessen Vasallen zu schlichten. Auf dieser Reise erreichte sie die Nachricht, daß der Bischof Franko von Worms, jener Freund des Kaisers, mit dem er sich in die Grotte bei S. Clemente eingeschlossen hatte, zu Rom gestorben sei. Franko war der Kaiserin lieb gewesen, und da kurz vorher auch ein anderer ihr sehr vertrauter Bischof, Widerold von Straßburg, zu Benevent in der Nähe des Kaisers ein plötzliches Ende gefunden hatte, erfüllten diese Todesnachrichten ihre Phantasie mit den schwärzesten Bildern. Sie gegerieth in die heftigste Aufregung und rief wie von Sinnen aus: „So werden noch Viele in Italien in der Umgebung meines Enkels sterben, und zuletzt er selbst! Schutzlos und verlassen werde ich sein! Herr des Himmels, laß mich das nicht erleben!“ Das Wort schien prophetisch. Der Kaiser ernannte einen ihm befreundeten jungen Kleriker zu Frankos Nachfolger, aber schon am vierten Tage starb auch dieser zu Rom; ein anderer wurde in seine Stelle gewählt, und auch er verschied, ehe er noch die Alpen erreicht hatte. So wüthete in der nächsten Umgebung des jungen Kaisers unaufhaltsam das Verderben. Dennoch erreichte Adelheid ihren Wunsch, sie starb vor ihrem Enkel. Am 17. December 999 endete sie ihr Leben zu Selz im Elsaß und wurde in dem dort von ihr gestifteten Kloster begraben.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte Adelheid mit den Cluniacensern in ununterbrochener Verbindung gestanden, und der Abt Odilo selbst sorgte für das Gedächtniß der frommen Kaiserin durch eine Lebensbeschreibung, in der er vornehmlich ihre kirchlichen Werke hervorgehoben hat. Aber es hatte eine Zeit gegeben, wo Adelheids Herz für die Dinge der Welt nichts weniger als unempfänglich war und wo sie nicht verschmähte mit ihrer zarten Hand in das Gewirr der menschlichen Verhältnisse einzugreifen. Deutschlands Geschick ist auf lange Zeit hin durch die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Fürstin bestimmt worden: sie hat die Deutschen nach Italien geführt und die Länder diesseits und jenseits der Alpen auf Jahrhunderte verbunden; sie hat unter der Re-

gierung dreier Kaiser einen großen, ja oft den größten Einfluß auf die Leitung aller Geschäfte gehabt. Es gab eine Zeit, wo ihr einer Enkel Deutschland und Italien, der andere Frankreich beherrschte: da nannte man sie „die Mutter der Könige.“ Im Palast der burgundischen Herrscher geboren, in zarter Jugend nach Italien geführt und dort auf den Thron erhoben, dann in das tiefste Elend hinabgeschleudert, aber nur um bald desto glänzender aufzusteigen und Deutschlands Krone mit der italischen zu verbinden, endlich als Kaiserin Roms auf die Spitze menschlicher Herrlichkeit gestellt, fand sie als eine christliche Büßerin in einem deutschen Kloster ihr Ende, nachdem sie ihr Leben bis nahe an siebenzig Jahre gebracht hatte.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Großmutter erschien der junge Kaiser nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Deutschland und wurde mit der größten Freude und ungemeinem Glanze empfangen. Seine Schwestern Adelheid und Sophie, die eine jetzt Aebtissin von Quedlinburg, die andere Nonne im Kloster Gandersheim, eilten ihm entgegen, mit ihnen die Fürsten und Herren aus Sachsen und Thüringen, auch die Lothringer, Schwaben und Franken zogen herbei, ihn zu bewillkommnen. Zu Regensburg fand die Begrüßung Statt, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Januar vom Bischof Gebhard prachtvoll empfangen wurde. Auch Erzbischof Gisiler war erschienen, noch immer seines Amtes enthoben und eifrig bemüht sich der Gunst des Kaisers zu versichern.

Nach einem längeren Aufenthalt zu Regensburg brach der Kaiser auf, um das Grab Adalberts zu besuchen. Durch den Nordgau nahm er, von Gisiler begleitet, seinen Weg nach Thüringen, dann über Zeiz und Meißen durch die Mark des tapferen Eckard bis nach Eilau am Bober, wo die Grenze der Polen war. Hier wartete Herzog Boleslaw schon des Kaisers und geleitete ihn mit großen Ehrenbezeugungen nach der Kirche zu Gnesen, wo der den Preußen mit Gold aufgewogene Leichnam des heiligen Adalbert beigesetzt war.

Als der Kaiser Gnesen sich nahte — es war in der Mitte des März — stieg er vom Pferde und betrat barfuß als Pilger die Stadt. Dort empfing ihn der Bischof Unger von Posen und geleitete ihn zur Kirche; unter einem Strom von Thränen betete hier Otto am Grabe des Märtyrers. Dann betrieb er sofort die Gründung des neuen Erzstifts für Polen, welches sich an Adalberts Grabe erheben sollte und zu

dessen Erzbischof bereits Gaudentius geweiht war. Eine Synode wurde schleunigst gehalten, und hier nach dem Willen des Kaisers und dem Wunsche Herzog Boleslaws Polen und die ihm unterworfenen Länder kirchlich abgegrenzt. Sieben Bisthümer sollten unter dem Erzbisthum Gnesen stehen, und von ihnen Polen und die von Boleslaw eroberten Länder kirchliche Gesetze und christliche Ordnungen erhalten. Für Pommern, das bereits von Boleslaw abhängig war, wurde Kolberg zum Bischofssitz erwählt und Reinbern zum ersten Bischof ernannt. Chrobatien hatte der Pole den Böhmen abgenommen; es erhielt jetzt in Krakau sein eigenes Bisthum und den ersten Bischof in Poppo. Für Schlesien, erst kurz vorher nach dem Tode Boleslaws II. den Böhmen entrissen, wurde eine bischöfliche Kirche in Breslau errichtet und fiel dem Johannes zu. Die vier anderen Bisthümer, deren Sprengel wohl in den östlichen Theilen Polens lagen, werden uns nicht näher bezeichnet. Durch diese Einrichtungen wurden die Rechte der früher schon bestehenden Bisthümer vielfach angetastet und ihre Sprengel beschränkt. Vor Allem wurde Magdeburgs Bedeutung herabgedrückt, und wenn Gisiler nicht entschiedener den Plänen des jungen Kaisers entgegentrat, geschah es wohl nur aus Besorgniß für seine ohnehin so gefährdete Stellung. Auch der Bischof Thieddag von Prag schwieg zu dem Beginnen des Kaisers, da er schutzlos auf seinem Bischofsstuhle sich kaum zu erhalten wußte. Nur der Bischof Unger von Posen, der mit seinem verkürzten Sprengel unter dem Magdeburger Erzstift verblieb und nicht von Gnesen abhängig wurde, versagte seine Zustimmung zu der Gründung der neuen Bisthümer. Unwillig sah man in Deutschland, was hier geschah, und zweifelte laut an dem Rechte Ottos zu solchen Anordnungen.

Mit staunenswerther Pracht feierte Herzog Boleslaw die Anwesenheit des Kaisers, der sich, wie es scheint, dafür äußerst dankbar bewies und ihm wesentliche Herrschaftsrechte einräumte. „Gott mag es dem Kaiser vergeben," schrieb wenig später Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Es scheint hiernach kaum zu bezweifeln, daß Otto dem Polenherzog den dem deutschen Reiche gezahlten Tribut erließ. Glaublich erscheint auch, was spätere Quellen berichten, daß Otto dem Herzog die Ehrennamen „eines Bruders und Mitarbeiters am Reiche, eines Freundes und

Bundesgenossen des römischen Volkes“ gegeben habe, da dies durchaus der Denkungsart und Ausdrucksweise des phantastischen Kaisers entspricht. Wenn aber in jenen Quellen weiter berichtet wird, daß Otto dem Herzog seine Krone auf das Haupt gesetzt, ihm königliche Rechte ertheilt und damit aus der Abhängigkeit vom Kaiserthum völlig entlassen habe, so sind dies eitele Märchen. Otto nahm als römischer Kaiser die Oberherrschaft über Polen und alle von Boleslaw eroberten Länder unfraglich in Anspruch, und dieser sah sich, welches auch sein Verhältniß zu Deutschland fortan sein mochte, nach wie vor als einen Vasall des Kaisers an. Er stellte ihm damals dreihundert geharnischte Ritter und folgte ihm selbst nach Magdeburg, wo er am Palmsonntage (am 24. März) am Hofe des Kaisers nicht anders auftrat, als vordem sein Vater Mesko vor Otto I. und II.

Zu Magdeburg betrieb der Kaiser, den Wünschen des Papstes folgend, die Herstellung des Bisthums Merseburg. Schon am Tage nach dem Palmsonntag wurde Gisiler befragt, ob er freiwillig Magdeburg entsagen und nach Merseburg zurückkehren wolle. Aber der schlaue Mann wußte es dahin zu bringen, daß ihm während der Leidenswoche Bedenkzeit gewährt wurde; zu Ostern versprach er eine bestimmte Erklärung zu geben. Die heiligen Tage verlebte Otto in strenger Abgeschiedenheit mit seiner Schwester Adelheid an den Gräbern ihrer Ahnen auf der Höhe des Klosterberges zu Quedlinburg; erst am Ostermontage kam er nach der kaiserlichen Pfalz am Fuße des Berges herab. Ein glänzender Hofstaat hatte sich um ihn versammelt; die deutschen Fürsten waren vor dem Kaiser erschienen, und wichtige Reichsangelegenheiten wurden hier ohne Frage verhandelt; zugleich berieth eine Synode die Angelegenheit Gisilers und die Herstellung des Bisthums Merseburg. Gisiler war, angeblich schwer erkrankt, auch diesmal nicht erschienen, doch führten seine Abgeordneten Manches zu seiner Vertheidigung an und erwirkten ihm einen neuen Aufschub. Bald nach Ostern trennte sich die Versammlung. Der Kaiser begab sich, von seiner Lieblingsschwester Adelheid und Herzog Boleslaw geleitet, über Mainz und Köln nach Aachen, wo er sich bis nach dem Pfingstfeste aufhielt.

Aachen, die Pfalz Karls des Großen, schon von Otto dem Großen als erster Sitz des Reichs ausdrücklich anerkannt, suchte der junge Kaiser auf alle Weise zu heben. Auf seine Veranlassung hatte Papst Gregor V. dem dortigen Münster große Ehrenrechte ertheilt: sieben Cardinal-Dia-

kone und Cardinal-Priester waren zum Dienst dieser Kirche bestimmt, der mit gleicher Pracht wie in Sanct Peter zu Rom abgehalten werden sollte. Zur Herstellung und Erweiterung des alten Baues machte er selbst dann große Schenkungen, die aber meist nicht von langem Bestand waren; die Wände des Münsters ließ er durch einen Italiener, mit Namen Johannes, ausmalen. Auch eine Adalbertskirche durfte nun hier nicht fehlen; er begann den Bau, den erst sein Nachfolger im Jahre 1005 vollendete. Dies Stift besteht noch heute und hat den Namen des Heiligen bewahrt, während die Adalbertskirche auf der Tiberinsel zu Rom längst nach dem heiligen Bartholomäus umgetauft ist. Herzog Boleslaw schenkte für die neuen Adalbertskirchen Reliquien des böhmischen Märtyrers, für welche er reiche Gegengeschenke empfing.

Wie sehr die Erinnerungen an Karl den Großen den Kaiser beschäftigten, zeigt ein merkwürdiger Vorgang, der in diese Zeit gehört. Es gelüstete ihn die Gebeine des großen Weltherrschers zu sehen, dessen Zeiten er in jugendlicher Eitelkeit heraufzuführen gedachte. Er ließ die Gruft im Münster öffnen und stieg mit dem Grafen Otto von Lomello, seinem Protospatharius, in dieselbe hinab. „Kaiser Karl lag nicht" — so erzählte Graf Otto — „im Grabe, sondern er saß aufrecht, wie ein Lebender, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Ueber dem Grabe war eine Decke von Marmor und Kalk. Da wir an dieselbe kamen, durchbrachen wir sie. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir eintraten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Kniee zum Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein und ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das Fehlende ergänzen. Von den Gliedern selbst war keines durch Verwesung zerstört mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen." Die Deutschen mißbilligten, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, Karl sei Otto im Traume erschienen, habe ihm sein nahes Ende vorhergesagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Inzwischen versammelte sich zu Aachen, um in Gisilers Sache zu richten, abermals ein Concil der deutschen Bischöfe, auf dem der Archi-

diakonus des Papstes den Vorsitz führte. Gisiler stellte sich diesmal persönlich, berief sich aber auf ein allgemeines Concil und wußte es in der That dahin zu bringen, daß die Entscheidung von Neuem aufgeschoben wurde. So trat das Merseburger Bisthum trotz aller Beschlüsse zu Rom doch nicht in das Leben. Der Fluch des heiligen Laurentius blieb ungelöst, und die wendischen Bisthümer, die Stiftungen Ottos des Großen, gediehen nicht wieder zu frischem Leben. Was war doch in den letzten beiden Jahrzehnten aus diesen Stiftungen geworden? Magdeburg war zerstückt und beschnitten; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten außerhalb ihrer Sprengel; in Oldenburg fristete die Kirche ein kümmerliches Dasein. Nur in Meißen schaltete Bischof Eid mit Eifer, da ihn die tapfere Faust des Markgrafen Eckard schützte. Predigend, taufend, firmelnd zog er mit den Seinen unter den Wenden umher, häufig barfuß; Mühen und Entbehrungen, selbst die strenge Kälte des Winters hinderten ihn nicht in seinem schweren Berufe; Kirchen zu weihen war seine Freude, Heiden bekehren seine Lust. Doch auch er lebte in beständiger Furcht, sein Bisthum werde alsbald verwüstet werden, und bat ihn dereinst nicht in Meißen zu bestatten, damit sein Leib nicht von den wilden Heiden in seiner Ruhe gestört werde. Und wie in den wendischen Bisthümern war es in den dänischen; die deutschen Bischöfe waren dort vertrieben und weilten auf sächsischem Boden.

Aber um diese Dinge scheint Otto damals wenig bekümmert gewesen zu sein; er begnügte sich dem deutschen Klerus seine Theilnahme durch reiche Schenkungen zu bezeugen, wie sie namentlich die bischöflichen Kirchen von Worms und Würzburg erhielten. Auch Heribert, der neue Erzbischof von Köln, erfuhr in hohem Maße die kaiserliche Gunst. Mit besonderer Freude hatte es der Kaiser gesehen, als im Jahre zuvor der Klerus und die Gemeinde von Köln diesen seinen Kanzler und vertrauten Rath zum Erzbischof erwählten. Otto hatte die Nachricht erhalten, als er gerade zu Benevent mit dem Papste verweilte, und sie sofort durch ein eigenhändiges Schreiben an Heribert gemeldet, der sich zu Ravenna aufhielt, um die dortigen Unruhen zu stillen. Der Brief trug die humoristische Aufschrift: „Otto, allein durch Gottes Gnade Kaiser, an den Archilogotheten Heribert seinen Gruß und Köln und ein Stück Pallium.“ Heribert eilte nach Benevent und wurde hier vom Kaiser in Gegenwart des Papstes mit dem Bischofsstabe des heiligen Petrus investirt. Erst nach Monaten ging er mit dem Pallium über die

Alpen und trat sein Erzbisthum an, indem er die Kanzlei niemals aus den Händen gab und stets einer der vertrautesten Rathgeber des Kaisers blieb.

In Aachen sah Otto auch seine Schwester Mathilde wieder, die sich wider seinen Willen an Ehrenfried, den Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, vermählt hatte. Er verzieh nicht allein der Schwester, welche das Klosterleben verschmäht hatte, dem alle Kaiserstöchter bestimmt schienen, sondern machte ihr auch die reichsten Geschenke, damit sie ihrer hohen Abkunft würdig leben könne. Bald nach Pfingsten trennte er sich von ihr und Adelheid: schon verlangte es ihn nach dem Boden Italiens zurück. Er verweilte kurze Zeit in den Maingegenden, zog dann den Rhein hinauf und stieg, wahrscheinlich seinen Weg über den Septimer nehmend, von den Alpen zum See von Como hinab. Zu Como empfingen ihn die lombardischen Fürsten (Ende Juni). Nur ein halbes Jahr hatte der Kaiser in den deutschen Gegenden ausgedauert, nur im Fluge die Länder diesseits der Alpen durchzogen.

Der Papst ließ nicht ab in den Kaiser zu dringen, seine Rückkehr nach Rom zu beschleunigen. Bald sandte er den Grafen Gregorius von Tusculum an ihn ab, um ihn besorgliche Gerüchte zu melden und zur Vorsicht aufzufordern; bald meldete er brieflich, wie er jüngst nach Orta gekommen und dort ein Aufstand ausgebrochen sei, so daß er nur durch eilige Flucht seinen Feinden habe entrinnen können. Trotz dieser Mahnungen hielt sich der Kaiser während des Sommers und Herbstes in der Lombardei auf, meist zu Pavia, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine Gesundheit; erst zum Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder seinen Sitz im Palast auf dem Aventin. Deutsche Kriegsschaaren hatten ihn über die Alpen begleitet, andere waren ihm nachgefolgt. Die Herzoge Heinrich von Baiern und Otto von Niederlothringen, die Bischöfe von Lüttich, Augsburg, Würzburg und Zeiz waren zu Rom um den Kaiser; mit ihnen beging er hier das Weihnachtsfest. In den ersten Tagen des Jahres 1001 gesellte sich zu ihnen der Bischof Bernward von Hildesheim, und so hoch ehrte der Kaiser seinen früheren Lehrer, daß er ihm vom Aventin bis zur Peterskirche entgegenkam. Als er am folgenden Tage den Besuch Bernwards erwartete, beschied er den Papst zu sich, und Kaiser und Papst empfingen den Bischof schon in dem Vorhof des Palastes. Bernward erhielt dann

in der Nähe des Kaiserpalastes eine glänzende Wohnung, damit Otto in jedem Augenblick seines Umgangs genießen könne.

Die Erhebung des polnischen und ungarischen Reichs.

Die letzte Reise Ottos über die Alpen ist nicht ohne nachhaltige Wirkungen geblieben, aber sie sind den Völkern des Ostens, nicht den Deutschen zu gut gekommen.

So groß die Macht des kriegerischen Polenfürsten auch war, der von Anfang seines Regiments an im Kampfe gegen die Russen, Böhmen, Preußen und Pommern seine Herrschaft nach allen Seiten ausgedehnt hatte, so blieb sie doch unselbstständig, so lange er den Deutschen zinspflichtig war, so lange die Geistlichkeit seines Landes von einem deutschen Erzbischof in Abhängigkeit stand. Von der Zinspflicht entbunden und Herr seines Klerus, der jetzt in dem Erzbischof von Gnesen sein eigenes Haupt erhielt, trat er bald genug als ein entschiedener Widersacher des deutschen Reichs auf, dem er bis dahin willig gedient und dem sich beugend er seine fürstliche Macht begründet hatte. Schon vorher hatte er seine deutsche Gemahlin, eine Tochter des Markgrafen Rikdag, verstoßen und erst ein ungarisches Weib, dann eine Tochter seines Landes zur Ehe genommen: fortan suchte er sich auch der deutschen Missionare zu entledigen, zog böhmische und italienische Priester in sein Reich und sandte einen seiner Söhne nach Italien in die Schule des heiligen Romuald. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß er die Einrichtungen des deutschen Reichs vielfach bei den neuen Institutionen, die er seinem Lande gab, zum Muster nahm, namentlich hatte er die Verfassung, welche Heinrich I. den wendischen Marken gab, in weitem Umfang nachgebildet: aber doch wußte er in eigenthümlicher Weise seine Gewalt auf die ursprünglichen Institutionen der Polen zu gründen. Eine freie monarchische Gewalt, auf nationaler Grundlage ruhend, erhob sich jetzt unter den Polen; es gestaltete sich ein polnisches Reich, das in seinen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch keine Provinz Deutschlands oder Roms war, sondern der Entwicklung der Nationalität Raum ließ. Es hat in der Folge nicht an Reaktionen gegen das Werk des Boleslaw gefehlt: bald trat ein Rückfall in das Heidenthum ein, bald regte sich wieder die alte Volks-

freiheit; zeitweise wußte sich auch die deutsche Oberherrschaft wieder geltend zu machen. Aber auf die Länge konnten solche Bestrebungen doch nichts mehr erreichen, und Boleslaws Werk überdauerte Jahrhunderte. Das polnische Reich war der erste große und selbstständige Staat, in dem slawische Stämme dauernd in die Gemeinschaft der abendländischen Welt eintraten.

Mit ungemeiner Schnelligkeit wirkte, was in Polen geschah, auf Ungarn zurück. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Macht der Magyaren in der bedenklichsten Auflösung. Im Abendlande, wie dann auch im Morgenlande, hatten sie überall empfindliche Niederlagen erlitten, so daß sie endlich von ihren Plünderungszügen abstanden. Aber das wilde Volk, an das Kriegsleben gewöhnt, konnte sich in friedliche Zustände nicht sogleich finden, und ihr Reich, noch nicht durch ein starkes Königthum zusammengehalten, lief Gefahr in inneren Kämpfen der Volkshäuptlinge unter einander mit eilenden Schritten dem Verfall entgegenzugehen, zumal es gleichzeitig von den umwohnenden Völkern mannigfache Angriffe zu erfahren hatte. Da versuchte es zuerst Geisa und mit ihm seine Gemahlin — Saroltḫ nennen sie spätere Quellen — durch Aufrichtung einer umfassenden fürstlichen Gewalt die Herrschaft der Magyaren zu sichern. Die Demüthigung der Häuptlinge unter ihre Macht, zugleich die Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den abendländischen Staaten durch Begünstigung des Christenthums waren die nächsten Zielpunkte Geisas und der Saroltḫ, die ihren Gemahl und mit ihm das Land beherrscht haben soll. So ergriffen sie denn entschlossen die Waffen gegen die inneren Feinde und riefen christliche Priester aus Baiern und Böhmen in das Land, indem sie zugleich friedliche Verbindungen mit dem deutschen Reich anknüpften. Aber sie konnten nicht zu dem Ziel ihres Strebens gelangen, da sie selbst noch von barbarischer Rohheit erfüllt waren. Das spärlich angepflanzte, laue Christenthum blieb ohne Wirkung unter dem wilden Volke.

Auf Geisa folgte in der Herrschaft sein Sohn Waik (995), ein junger Mann, den die Natur mit den ausgezeichnetsten Gaben ausgestattet hatte. Er nahm das Werk seiner Eltern auf und wußte es durch Ernst und Beharrlichkeit durchzuführen. Es gelang ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die letzten unabhängigen Häuptlinge in Ungarn zu überwinden und so die monarchische Gewalt für alle Zeit festzustellen; zugleich aber setzte er seine ganze Kraft daran, der christlichen Kirche

unter den Magyaren eine bleibende Stätte zu bereiten, und auch diese Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht von der abendländischen Kirche allein, sondern auch von der morgenländischen waren bereits mehrfache Versuche zur Bekehrung Ungarns gemacht worden; Waik wandte sich, obgleich er fern davon war die Bekenner der griechischen Kirche zu verfolgen, Rom und nicht Constantinopel zu. Nicht ohne Einfluß hierauf wird gewesen sein, daß Waik sich mit Gisela, der Schwester des Herzogs Heinrich von Baiern, vermählte; erst damals scheint er selbst sich völlig dem Christenthum hingegeben und den christlichen Namen Stephan angenommen zu haben. Obwohl er durch Deutsche erweckt scheint, waren es doch nicht vorzugsweise Deutsche, welche die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche begründen halfen, sondern Böhmen. Schon der heilige Adalbert hatte unter den Magyaren gepredigt und als er seinem Märtyrertode entgegenging, trat ihm der Gedanke noch einmal entgegen, zu dem wilden Volke seine Schritte zu lenken, wo damals sein vertrauter Jugendfreund, der Mönch Radla, wirkte, aber nicht mit dem heiligen Eifer, der ihn selbst beseelte. Erst Adalberts Tod erweckte Radla; erst jetzt fing er an seiner selbst zu vergessen und Alles für das Haus des Herrn zu leiden und zu wagen; „wie der Durstige nach einem kalten Trunk," sagt die jüngere Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, „so sehnte sich jetzt in inbrünstiger Liebe Radla nach Adalbert." Zu ihm gesellte sich Askrik*), ein anderer Adalbert befreundeter Kleriker und Mönch, und theilte mit ihm die Arbeit. Radla und Askrik wurden nun die Werkzeuge Stephans, um geordnete kirchliche Zustände in Ungarn einzuführen. Noch gab es kein Bisthum daselbst, und nur ein einziges Kloster soll auf dem Martinsberge bestanden haben. Kaum aber war das polnische Erzbisthum mit seinen Suffraganen geordnet worden, so legte auch Stephan Hand an das Werk: Bisthümer und Abteien wurden begründet, die Kirche von Gran zum Erzbisthum für das ganze ungarische Reich ersehen. Stephan schickte dann sofort Askrik nach Rom an den Kaiser und Papst, damit sie das begonnene Werk in ihren Schutz nähmen und förderten. Stephan bat, der Papst möchte die Gründung der bereits bestehenden Bisthümer ge-

*) Er wird auch Anastasius genannt, was nur die Uebersetzung des böhmischen Namens sein soll. Adalbert hatte ihn zum Abt des neugestifteten Klosters Meseritz in Polen bestellt.

nehmigen, ihm die Vollmacht ertheilen neue Bisthümer und Abteien zu begründen, Gran als Erzbisthum anerkennen und ihm die Königskrone verleihen. Otto, hocherfreut über diese erfolgreiche Ausdehnung der christlichen Kirche, die ihm als ein Verdienst Adalberts erscheinen mochte, unterstützte die Bitten Stephans auf das Wärmste, obwohl dadurch schöne Hoffnungen, die lange der deutsche Klerus gehegt und für deren Erfüllung er Mühe und Arbeit nicht gescheut hatte, für immer vereitelt wurden. Silvester soll in die Worte ausgebrochen sein: „Ich bin der apostolische Vater, aber ein Apostel verdient der mit Recht genannt zu werden, der ein so großes Volk bekehrt hat!" Er gewährte Stephans Bitten und übersandte ihm eine Krone*), mit der der Ungarnfürst sich dann feierlich zum Könige krönen ließ. Das geschah im Jahre 1001, nicht lange nachdem Otto zum Grabe des heiligen Adalbert gewallfahrt war und das Erzbisthum Gnesen errichtet hatte.

Wie Polen, hatte jetzt auch Ungarn seine eigene Metropole; wie dem Erzbisthum Magdeburg sein ausgedehnter Missionssprengel genommen war, so verlor Passau sein bestes Arbeitsfeld. Wie Boleslaw nicht deutsche Prediger in sein Land rief, sondern seinen Blick nach Italien richtete, so auch Stephan, der sich in ununterbrochener Verbindung mit diesem Lande erhielt. Er gründete ein Pilgerhaus und eine Kirche zu Rom, mit der eine Schule für ungarische Kleriker verbunden war, ein zweites Pilgerhaus zu Ravenna; seine Schwester vermählte er nach Venedig. Nicht als gewaltiger Eroberer gleich Boleslaw hat sich Stephan einen Namen gewonnen, durch Thaten des Friedens hat er sich einen bleibenderen Ruhm gesichert. Das Christenthum diente ihm zum Mittel, den Zustand seines Volkes von Grund aus umzubilden und über der alten Stammesverfassung neue staatliche Ordnungen zu erheben, in denen sich erst ein ungarisches Reich entwickeln konnte, das als vollberechtigt in den Kreis der abendländischen Staaten aufzunehmen war. Wie in Polen, waren es auch hier die Einrichtungen des deutschen Reichs, die als Vorbild dienten, ja noch in weit höherem Maße. Die ganze staatliche und kirchliche Organisation, wie sie damals in Deutschland bestand, ist auf Ungarn übertragen wor-

*) Die vielberufene ungarische Königskrone besteht aus zwei Stücken; der Obersatz ist wahrscheinlich die damals von Silvester II. an Stephan geschickte Krone; der Untersatz ist byzantinischen Ursprungs und scheint im Jahre 1075 vom Kaiser Michael Dukas an König Geisa gesandt zu sein.

den; die Bestimmungen fränkischer Capitularien und die Beschlüsse Mainzer Synoden lassen sich in den Gesetzen verfolgen, die Stephans Namen tragen. Das ungarische Reich wurde von vorn herein auf den Lehnsverband begründet. Bemerkenswerth ist auch die bevorzugte Stellung, die Stephan dem Klerus gab; Grundsätze des Pseudoisidor wurden von Anfang an der ungarischen Kirche eingepflanzt. Aber wie abhängig so auch Stephan von den Ideen seiner Zeit erscheint, er erhob sich zu einer Freiheit der Anschauung, wie sie damals selten genug war. Nicht allein mit dem abendländischen Reich stand er in freundschaftlicher Beziehung, sondern nicht minder mit dem griechischen Hofe. Zu Constantinopel ließ er eine Kirche bauen, wie in Rom; selbst zu Jerusalem begründete er eine Kirche, was auf ein gutes Vernehmen mit dem Fatimidischen Chalifen schließen läßt. Zu Stuhl-Weißenburg, in seiner Königsstadt, errichtete er einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; es werden griechische Bauleute gewesen sein, die das Werk ausführten. Stephan zog neben italienischen Mönchen deutsche Kolonisten in das Land; er sah, wie man sagt, das Wesen des Königthums darin über Menschen verschiedenen Stammes zu herrschen. In keinem Reiche der Welt wohnten damals Bekenner des römisch-katholischen Glaubens gleichberechtigt neben Christen, die der morgenländischen Kirche angehörten, als in dem noch vor Kurzem ganz barbarischen Ungarn.

Als das deutsche Volk dem jungen Kaiser bei seiner Rückkehr von Rom jubelnd entgegengezogen war, da hatte es erwartet, daß er die Kriege gegen die Dänen und Wenden aufnehmen und die erschütterte Herrschaft der Deutschen im Norden und Osten befestigen würde. Aber dieser Kaiser, der sich gern „den Friedfertigen" nennen ließ, zeigte keine Neigung, gegen die alten Feinde seines Volkes das Schwert zu zücken; statt dessen wallfahrtete er zu den Gebeinen der Todten und suchte mit dem Gedächtniß eines böhmischen Mannes die Welt zu erfüllen. Indem er den Wirkungskreis, den sein Großvater der deutschen Kirche eröffnet hatte, für alle Folgezeit einschränkte, legte er zugleich zu der freien politischen Entwicklung der Völker des Ostens den Grund. Wohl mochte er von der luftigen Höhe seines Kaiserthums auf den Polenherzog und

den Ungarnkönig als unterworfene Fürsten herabsehen, sie als „Freunde und Bundesgenossen“ seiner neuen römischen Republik betrachten: aber was sahen diese Fürsten selbst Anderes in Rom als die Kirche des heiligen Petrus? Während der Kaiser durch sein Ideal einer römischen Republik die Völker des Abendlandes zu verbinden meinte, löste er die realen Grundlagen der deutschen Herrschaft, so viel an ihm war, auf. Kein deutscher König hat mehr Gewicht darauf gelegt, ein römischer Kaiser zu sein als dieser Otto, aber keiner hat weniger begriffen, auf welcher Grundlage sich die Macht der alten Imperatoren erhob. Die Herstellung der römischen Republik, wie er sie herbeizuführen suchte, war und blieb eine ideale Fiktion; in der That diente sein Regiment nur dazu, die Entwicklung der Nationen, die sich dem Reiche unterworfen hatten, zu kirchlicher und staatlicher Selbstständigkeit mächtig zu fördern und diese Nationen aus Unterworfenen zu gefährlichen Feinden des deutschen Volkes zu machen. Ottos Nachfolger hat die Saat aufgehen sehen, die damals ausgestreut ist.

Man findet noch jetzt in Hildesheim eine in Erz gegossene Säule, die damals Bischof Bernward anfertigen ließ und die später in der Michaelskirche aufgestellt wurde, ein Nachbild der Trajanssäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln ist, unmittelbar nach diesem klassischen Muster gearbeitet. Auf einem spiralförmig um den Säulenschaft herumlaufenden Bande sind hier, wie dort, figurenreiche Reliefs, die dort den römischen Kaiser in seinen Siegen und seinem Triumphe, hier Begebenheiten aus der Geschichte des Heilands in ähnlicher Anordnung darstellen. Der Gedanke ist der Trajanssäule entnommen, aber die Ausführung im Einzelnen entspricht ihr nicht von fern: der Stil ist naturalistisch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung plump, die kurzen, stämmigen und derben Gestalten scheinen eher sächsischen Bauern anzugehören, als dem Vorbild der Antike entlehnt zu sein, und auch die Tracht erinnert an Bernwards Umgebung. Diese Säule ist ein Gleichniß jener römischen Republik, die Otto herzustellen gedachte. So verschieden das Werk seines Lehrers von der Trajanssäule, so verschieden war Ottos Herrschaft von der des Trajan.

18.

Die letzten Zeiten Ottos III.

Allgemeiner Abfall.

Kein Sterblicher, der sich von dem heimischen Boden losreißt und in dünkelvollem Eigensinn über die Art seines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am wenigsten der Herrscher, dessen Werk nur gedeiht, indem er die eigenthümlichen Kräfte seines Volkes erkennt und fördert, sie zusammenfaßt und gesammelt zu bestimmt in das Auge gefaßten großen Zielen leitet, dessen eigene Macht lediglich auf der Kraft seiner Nation beruht. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verläßt — sei er selbst der wohlmeinendste und mit den seltensten Anlagen ausgestattet — hat Niemand unter bitteren Schmerzen erfahren als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen und von einer Höhe der Macht zur anderen zu erheben glaubte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen wähnte, verließ ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen, und in einem abgelegenen, ausgehungerten Felsenneſt beschloß er seine Tage. Wohl mochte er den Irrthum seiner hoffärtigen Jugend erkennen, aber Körper und Geist brachen hinfällig in frühen Jahren zusammen, und es blieb ihm nicht Raum, den großen Fehl zu verbessern. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger waren die letzten Tage seines Sohnes.

Als der Kaiser nach Rom zurückkehrte, stand das südliche Italien schon in offener Empörung. Es ist erzählt worden, wie er seine Macht in den langobardischen Fürstenthümern, wie in Neapel und Gaeta zu sichern suchte, wie er namentlich seinen Freund Ademar in Capua zum Fürsten einsetzte. Aber nur vier Monate konnte sich Ademar in seinem Fürstenthum behaupten, da vertrieben die Einwohner ihn mit der deutschen Besatzung der Stadt und erwählten Landulf, den Bruder des Fürsten Pandulf von Benevent, einen Sprößling des alten langobardischen Fürstenhauses, zu ihrem Herrn. Damit hatte Ottos Herrschaft über Capua und Benevent ihr Ende erreicht, und gleichzeitig entzogen sich auch Salerno, Neapel und Gaeta wieder seiner Hoheit. Schon zeigte

sich selbst in den römischen Gegenden gegen Otto und seinen Papst der Geist der Empörung. Wie trieb nicht Silvester den Kaiser zur Rückkehr nach Rom, und kaum war dieser angelangt, so mußte er schon ein Heer absenden, um das empörte Tibur zu belagern. Die kleine Stadt, das jetzige Tivoli, trotzte im Vertrauen auf ihre feste Lage am Fuße des Sabinergebirges der Macht des Kaisers, der sie vergeblich längere Zeit umschließen ließ. Endlich versuchte man es, sie durch Güte zur Unterwerfung zu bringen. Der Papst, der Bischof Bernward von Hildesheim und der heilige Romuald, der eben damals die Leitung der Abtei Classe in die Hände des Kaisers zurückgab, traten als Vermittler auf und ihre vereinten Bemühungen brachten die Einwohner der Stadt zur Unterwerfung. Gnade flehend erschienen die ersten Männer der Stadt in kläglichem Aufzug vor dem kaiserlichen Palast und erhielten Verzeihung.

Schon lange sahen die Römer voll Mißgunst auf die kleineren Städte, die sich neben ihnen erhoben. Mit Unwillen vernahmen sie daher, daß Tibur dem Zorn des Kaisers entgangen sei, und im Februar 1001 erhob sich in Rom selbst der Aufstand. An die Spitze desselben stellte sich ein vornehmer Römer, mit Namen Gregorius, dem der Kaiser früher große Ehren hatte zu Theil werden lassen; mit ihm wird als Rädelsführer ein gewisser Benilo genannt. Der Aufstand ergriff schnell die ganze Stadt, und man sperrte die Thore derselben, damit Herzog Heinrich von Baiern und Hugo von Tuscien, die mit einem Heere in der Nähe lagerten, dem Kaiser nicht zur Hülfe eilen könnten; zugleich umschloß man den Aventin und den kaiserlichen Palast. Drei Tage wird Otto hier mit den Seinen belagert, endlich beschließt er einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen. Er selbst und die Seinen empfangen aus den Händen Bischofs Bernward das Sakrament; dann ergreift der Bischof die heilige Lanze, um die Mannen des Kaisers in den Kampf zu führen. Aber schon waren Heinrich und Hugo, von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, aus dem Lager herbeigeeilt und suchten durch friedliche Anerbietungen den Aufstand zu bewältigen. Ihre Bemühungen hatten Erfolg. Man öffnete ihnen die Thore der Stadt, und sie gelangten ungehemmt zum Kaiser. So unterblieb der drohende Kampf; die Waffen sanken in dem Augenblick, als man sie erheben wollte.

Die Römer versprachen von den Waffen zu lassen und am folgen-

den Tage dem Kaiser aufs Neue zu huldigen. In der That erschienen sie vor dem Papste und erneuerten ihren Eid. Der Kaiser aber bestieg einen Thurm seiner Hofburg und redete von hier zu dem Volke. „Höret auf die Worte eures Vaters" — so soll er nach dem Biographen des heiligen Bernward gesprochen haben — „und bewahret sie in euren Herzen. Seid ihr meine Römer, um derenwillen ich mein Vaterland und mein Geschlecht verlassen, denen zu Liebe ich meine Sachsen und die Deutschen allzumal, mein Blut, hintenan gesetzt habe? In die fernsten Länder meiner Herrschaft, wohin eure Väter niemals, als sie sich den Erdkreis unterworfen hatten, ihren Fuß setzten, habe ich euch geführt und um euretwillen, weil ihr die Ersten in meiner Gunst waret, den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und nun zum Dank für das Alles wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen: grausam erschluget ihr meine theuersten Freunde und wehret mir den Zugang zu euch. Doch ihr vermögt es nicht; denn die mein Herz umfaßt, lasse ich nicht von mir. Ich kenne die Urheber der Empörung und bezeichne sie mit dem Wink meiner Augen; Aller Blicke richten sich auf sie, und doch zagen sie nicht. Aber fürwahr, ich werde nicht dulden, daß meine Getreuen, über deren Unschuld ich froh bin, länger durch die Berührung mit diesen Frevlern befleckt werden und sich nicht von ihnen zu sondern vermögen." Die Worte des Kaisers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt. Man ergriff Benilo und einen anderen Rädelsführer; nackend, an den Beinen schleifte man sie die Treppen des Thurms hinauf und warf sie hier halbtodt zu den Füßen des Kaisers nieder.

Die Eintracht zwischen Otto und den Römern schien hergestellt; dennoch riethen Heinrich und Hugo dem Kaiser dem wetterwendischen Volke nicht zu trauen, sondern so bald wie möglich Rom zu verlassen. Am 16. Februar entfernte sich Otto, vom Papste und Bernward begleitet, aus Rom und ist niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derselben und entsandte Bernward mit Aufträgen an die Bischöfe und Grafen der Lombardei, die diese zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den Leo von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutschland zurück. Otto ging mit dem Papste erst nach Tuscien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd seine Residenz aufschlug. In dem Kloster Classe nahm er mit dem Papste Wohnung und feierte

hier das Osterfest (13. April). Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach seinem Herzogthum zurück.

Die Fastenzeit hatte der Kaiser in strengen Bußübungen zugebracht. In seiner Nähe befanden sich der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der so eben von einer Wallfahrt nach Monte Cassino zurückgekehrt war; diese beiden Heroen des mönchisch-ascetischen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des jungen Kaisers ganz den himmlischen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten doch bald zurück, denn seine Pläne für Roms Weltherrschaft hatte Otto keineswegs aufgegeben. Seine Absichten waren zunächst darauf gerichtet, seine erschütterte Herrschaft in den langobardischen Fürstenthümern und in Rom mit Waffengewalt herzustellen, und schon sammelte er zu dem Ende ein Heer aus Italien und Deutschland; zugleich aber ging er damit um, die verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Hofe von Constantinopel herzustellen und sich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin aufs Neue zu bewerben. In beiden Beziehungen konnte ihm die Unterstützung des Dogen Peter Orseolo von dem größten Nutzen sein, und gleich nach dem Osterfeste machte er diesem einen denkwürdigen Besuch in dessen eigener Stadt.

Mit Recht hegte der Kaiser gegen den Dogen von Venedig große Verehrung. Denn mit ungemeiner Klugheit hatte dieser Fürst, vielleicht das größte Herrschtalent seiner Zeit, das Wohl seines kleinen Inselstaates zu fördern gewußt; wie ein kluger Seemann hatte er das Fahrzeug zwischen den drohenden Klippen rechts und links hindurchgesteuert. Mit dem Hofe von Constantinopel in gleich gutem Vernehmen, wie mit dem Kaiser des Abendlandes, hatte er nicht nur Venedigs Freiheit gesichert, sondern auch dem Handel der Venetianer überall offene Straßen und die größten Vergünstigungen gewonnen. Er war der einzige Fürst jener Zeit, der aus seinem Vermögen eine bedeutende Stiftung zu gemeinnützigen Zwecken begründete, deren Verwaltung er nicht der Kirche, sondern rechtschaffenen Bürgern der Republik übertrug. Als an den croatischen und dalmatischen Küsten Seeräuber die Schiffe der Venetianer überfielen, brach er mit einer Flotte auf und brachte es durch einen glänzenden Kriegszug im Jahre 1000 dahin, daß die Dalmatier ihn als ihren Herrn und Herzog anerkannten und die Croaten gedemüthigt Frieden schlossen; es war die erste große Eroberung der Venetianer. So oft Otto III. nach Italien kam, hatte ihm der Doge Gesandte mit

seinem Sohne entgegengeschickt und keine Gelegenheit unterlassen ihn zu ehren: daher war längst in dem Kaiser der Wunsch erregt, den merkwürdigen Mann inmitten seiner Bürger zu sehen, und dieser Wunsch sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Die Reise des Kaisers wurde ganz im Geheimen betrieben; wie es scheint, weil der Doge vor den auf ihre Freiheit eifersüchtigen Venetianern Besorgniß hegte. Der Kaiser verließ daher Ravenna unter dem Vorwande, daß er um seiner Gesundheit willen einige Tage in dem Kloster S. Maria di Pomposia zubringen wolle, welches auf einer Insel an der Pomündung an der Grenze des venetianischen Gebietes lag. Er begab sich auch hierhin, bestieg aber sogleich bei Einbruch der Nacht, vom Grafen Hezelin, dem Schwager Herzog Heinrichs von Baiern, dem Grafen Reimbald von Treviso, einem seiner Vasallen, Teupern mit Namen, seinen beiden Kämmerern Rainard und Tammo, einem Kapellan und dem Cardinal Friedrich begleitet, ein heimlich von Venedig herübergesandtes Schiff. Das Meer war unruhig, und erst in der folgenden Nacht konnte der Kaiser bei S. Servolo landen, wo ihn der Doge im Geheimen bewillkommnete. Der Kaiser begab sich zunächst nach dem Kloster S. Zaccaria in der Nähe des Dogenpalastes, dann in unscheinbarer Tracht nur mit geringer Begleitung nach diesem selbst. Er nahm das damals schon merkwürdige Bauwerk in Augenschein und ließ sich darauf in einen Thurm des Palastes einschließen. Inzwischen brach der Morgen an, und als der Doge nach dem Morgengebet aus S Marco trat, begrüßte ihn öffentlich der Graf Hezelin als Gesandter des Kaisers, dessen Anwesenheit in der Stadt man hierdurch verbergen wollte. Der Doge erkundigte sich nach dem Ergehen des Kaisers; Hezelin gab zur Antwort, der Kaiser befinde sich wohl und sei zu Pomposia. Darauf wurde Hezelin in der Nähe des Palastes gastlich bewirthet, der Doge aber begab sich im Geheimen abermals zum Kaiser und verweilte lange bei ihm, kehrte auch zum Mittagsmahle zurück und speiste mit dem Kaiser und seiner Umgebung.

Am Abende fanden sich die beiden Herrscher wiederum zu vertrauter Unterhaltung zusammen. Vieles von Wichtigkeit wurde hier unter ihnen verhandelt. Wir wissen, daß bei dieser Gelegenheit der Kaiser Venedig die Uebersendung des Mantels erließ, in der man ein Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit über die Stadt sah: vermuthen läßt sich, daß er dagegen die Unterstützung des Dogen beim Kriege in Unter-

italien und bei den Verhandlungen mit Constantinopel beansprucht haben wird. Der Kaiser hob damals auch eine Tochter des Dogen aus der Taufe, wie er früher der Firmelung des zweiten herzoglichen Sohnes beigewohnt hatte. Nur eine Nacht verweilte er in Venedig; in der zweiten Nacht verließ er, reich vom Dogen beschenkt, heimlich, wie er gekommen war, wieder die Stadt; nur zwei seiner Begleiter traten mit ihm die Rückreise an, die anderen reisten am folgenden Tage mit Hezelin öffentlich von Venedig ab. Als Otto in Ravenna wieder eintraf, enthüllte er das Geheimniß seiner Reise. Da versammelte auch der Doge das Volk von Venedig und erklärte öffentlich, welchen hohen Gast die Stadt beherbergt habe; auch die Vortheile, welche ihr daraus erwachsen seien, ließ er nicht unbemerkt, und das Volk pries die Klugheit seines Fürsten und die Güte des Kaisers.

Bis tief in den Monat Mai hinein hielt sich Otto zu Ravenna auf, während sich inzwischen sein Heer sammelte. Vorzüglich scheinen ihm Lombarden zugezogen zu sein, doch waren auch Schwaben und Sachsen erschienen. Der Kaiser brach dann mit dem Heere gegen Rom auf, und stand um die Pfingstzeit vor den Thoren der Stadt bei der alten Paulskirche (4. Juni). Die Römer entließen die bis dahin noch in der Stadt eingeschlossene Mannschaft des Kaisers und suchten durch mancherlei Versprechungen den Zorn desselben zu begütigen. Aber Otto traute ihren Worten nicht mehr und scheint ihnen so harte Bedingungen gestellt zu haben, daß sie darauf nicht eingehen konnten. Da die Thore Roms ihm geschlossen blieben, wurde die Campagna von seinem Heere schonungslos verwüstet. Während des Juni und Juli verweilte der Kaiser in der Nähe der Stadt, ohne jedoch einen ernsten Angriff auf die Mauern zu wagen; seinen Sitz nahm er gewöhnlich in der kleinen Burg Paterno am Fuß des Soracte, von dessen hochragendem Kegel man nach allen Seiten eines freien Umblicks genießt und Rom zu Füßen liegen sieht. Endlich brach der Kaiser mit dem Heere gegen Benevent auf und ließ Paterno mit einer starken Besatzung in der Hand des tapferen Grafen Tammo, des Bruders des Bischofs Bernward von Hildesheim. Benevent wurde vom Kaiser belagert; es ergab sich schnell, wie es scheint, so daß das kaiserliche Heer nach kurzer Frist abziehen konnte. In der Mitte des September war der Kaiser bereits nach Ravenna zurückgekehrt. Als er im Oktober zu Pavia residirte, beschäftigte ihn bereits ein neues Unternehmen, um seine kaiserliche

Hauptstadt wiederzugewinnen. Von hier sandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere gegen Rom; er selbst fuhr den Po hinab und begab sich nach Ravenna, neue Streitkräfte erwartend, welche er aus Deutschland entboten hatte.

Mehr als je wandte sich der Kaiser jetzt anhaltenden Bußübungen zu. Oefters fastete er ganze Wochen mit Ausnahme des Donnerstags; die Nächte brachte er wachend und unter Gebet hin und beweinte in heißen Thränenströmen seine Sünden. Niemals hat ihm Romuald näher gestanden; besonders legte er für eine neue Stiftung des heiligen Mannes die lebhafteste Theilnahme an den Tag. Einige Mönche des Bonifaciusklosters hatten sich Romuald auf seiner Wallfahrt nach Monte Cassino angeschlossen und wollten auch ferner, um durch den Umgang mit ihm in der Heiligkeit zu wachsen, in seiner Nähe bleiben. Als er daher nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo er früher schon einmal ein Eremitenleben geführt, sich begab, begleiteten sie ihn auch hierhin. Es waren unter Anderen Brun, der aus Liebe zu Romuald sein Kloster auf dem Aventin verlassen hatte, und zwei andere Mönche desselben Klosters, Benedict und Johannes, auch ein Sohn des Polenherzogs schloß sich ihnen an; sie Alle ein Herz und eine Seele in der Verehrung Romualds und des heiligen Adalbert, dessen Sterben ihnen Vorbild und Leuchte war. Dem Andenken Adalberts wurde deshalb auch auf Pereum ein Kloster errichtet, zu dem der Kaiser die Mittel hergab und dem Romuald einen Abt setzte. Der heilige Mann selbst aber und seine nächsten Gefährten lebten nicht in klösterlicher Gemeinschaft, sondern in abgesonderten Klausen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäftigt; denn obschon sie meist von vornehmem Geschlecht und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbsterarbeitetes Brot essen.

Der Gedanke, gleich Adalbert hinauszuziehen unter die Heiden, erfüllte in Pereum manches Herz, und bald zeigte sich hierzu die erwünschte Gelegenheit. Polen und Ungarn verlangten dringend Prediger des göttlichen Worts, und das Pereum schien recht eigentlich dazu ersehen, das Werk Adalberts fortzusetzen und eine Pflanzschule für die Mission des östlichen Europa zu werden. Als die ersten Mahnungen des Polenfürsten Boleslaw an den Kaiser ergingen, ihm Heidenboten zu senden, wandte sich Otto daher sogleich an die Männer auf Pereum. Romuald wollte keinem der Brüder gebieten, was nach seiner Meinung aus freiem

Drange des Herzens hervorgehen mußte, aber freiwillig erboten sich Benedict und Johannes sogleich nach Polen zu gehen, um zunächst die Sprache zu erlernen, in der sie das Evangelium vom Gottessohn predigen sollten, Brun wollte ihnen später folgen. Auch Romuald selbst ergriff einmal der Gedanke zu den Heiden hinauszuziehen; er brach mit vierundzwanzig Brüdern auf, um sich nach Ungarn zu begeben, aber ein Wink des Herrn hielt ihn von der Fortsetzung der Reise ab.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr das eigenthümliche Streben in Pereum dem schwärmerischen Geist des jungen Kaisers zusagte, und Romuald soll ernstlich daran gedacht haben, ihn für dieses einsiedlerische Leben zu gewinnen. Es schmerzte ihn tief, wenn er den Jüngling, der sich den himmlischen Dingen mit solcher Inbrunst hingab, immer von Neuem in das wirre Treiben der Welt gezogen sah. Früher schon, wird erzählt, hatte Otto an Romuald einmal das Versprechen gegeben der Welt zu entsagen; heftiger drang jetzt der alte Eremit in ihn, und Otto, der wohl jenes Versprechen nie ernstlich gemeint hatte und der zu derselben Zeit für sich den Erzbischof Arnulf von Mailand um die Hand einer Kaisertochter zu Constantinopel werben ließ, entzog sich nur mit Mühe dem Drängen des gewaltigen Mannes. „Erst will ich nach Rom ziehen," soll er zu Romuald gesagt haben, „und im Triumphe nach Ravenna heimkehren." „Wenn du nach Rom ziehst," erwiederte Romuald, „dann siehst du Ravenna nie wieder." Ein prophetisches Wort, dem ähnlich, das einst der heilige Majolus an den Vater des Kaisers gerichtet hatte.

In der Mitte des December verließ der Kaiser Ravenna; zu derselben Zeit stiegen deutsche Kriegsschaaren auf verschiedenen Wegen von den Alpen herab und eilten dem Süden zu. Die Reihen der Kämpfer waren aber nicht so dicht, als sie der Kaiser erwartete, der alle verfügbaren Streitkräfte ihm zuzuführen befohlen und namentlich sämmtliche deutsche Bischöfe mit ihren Vasallen zu sich entboten hatte, so gerüstet, daß sie überall ihm folgen könnten. Ottos Gebot hatte jedoch in Deutschland nicht dieselbe Aufnahme gefunden, wie einst der Waffenruf seines Vaters nach der Unglücksschlacht in Calabrien. Schmerzlicher Unmuth über das undeutsche Auftreten des Kaisers, über die offenkundige Zurücksetzung des eigenen Volkes, über die Schwächung des Reichs, die trotz alles äußeren Schimmers klar an den Tag trat, griff immer mehr um sich und machte sich in bitteren Worten Luft. Aufrührische

Reden führten zu hochverrätherischen Plänen. Schon war ein großer Theil der Herzoge und Grafen in eine Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt; selbst Heinrich von Baiern, den nächsten Verwandten des Kaisers, suchte man in dieselbe zu ziehen, aber eingedenk der letzten Ermahnungen seines Vaters wies er alle Zumuthungen mit Entschiedenheit zurück.

Die kaiserliche Macht ruhte zum guten Theil auf der Ergebenheit der deutschen Bischöfe, aber auch von ihnen liehen trotz der großen Freigebigkeit des Kaisers gegen die Kirche manche den Worten der Verführung ihr Ohr; selbst Erzbischof Willigis, der Mann, dem Otto vornehmlich seine königliche und kaiserliche Gewalt dankte, war in seinen Gesinnungen gegen ihn keineswegs der alte. Zuverlässig hatten schon früher die neuen hierarchischen Bestrebungen Roms und die Stiftung des Erzbisthums Gnesen seinen Unmuth erweckt, doch trat der Zwiespalt zwischen ihm und dem neuen Römerthum erst in einem an sich geringfügigen Handel hervor, der aber durch die Bedeutung des Mannes in der ganzen abendländischen Christenheit das größte Aufsehen erregte und eine ungewöhnliche Bedeutsamkeit gewann. Es war der Gandersheimer Streit, der, nachdem kaum die von Seiten der gallischen Kirche drohende Spaltung beseitigt war, aufs Neue Besorgnisse wegen eines Schisma hervorrief. Wie der Hergang der Sache uns berichtet wird, erscheint allerdings Willigis nicht in dem allergünstigsten Lichte, aber man hat nicht zu vergessen, daß der einzige uns erhaltene ausführlichere Bericht von Thankmar, dem Lehrer und Biographen des Bischofs Bernward, des Hauptwidersachers des Erzbischofs, herrührt und daß dieser Thankmar selbst mehrfach als Advokat Bernwards in diesem Streite gedient hat.

Der Gandersheimer Streit.

Das Frauenkloster Gandersheim war von dem Großvater Ottos I. gestiftet und als Familienstiftung von dem sächsischen Herrscherhause immer besonders geehrt, sogar die Aebtissin meist aus diesem Hause selbst bestellt worden. Es lag auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels; aber die Bischöfe von Hildesheim hatten, wie es scheint, seit geraumer Zeit unbestritten die geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster geübt, mindestens hatte die Aebtissin Gerberge, die Tochter Herzog Hein-

richs I. von Baiern, die seit dem Jahre 960 dem Kloster vorstand, willig das Aufsichtsrecht des Hildesheimer Bischofs anerkannt. Willigis, der nicht der Mann war, irgend einen Anspruch dem Mainzer Erzstift zu vergeben, glaubte indessen ein Recht auf die geistliche Jurisdiction über Gandersheim zu haben, und als Sophie, die Schwester Ottos III., hier als Nonne eingekleidet werden sollte, beanspruchte er die Einweihung der jungen Fürstin. Der Bischof Osdag von Hildesheim erhob jedoch Einspruch, und durch Vermittelung der Kaiserin Theophano wurde der Streit damals so ausgeglichen, daß Willigis und Osdag zusammen die Weihe vornahmen.

Auf Osdag folgte im Bisthum Hildesheim Bernward, der Lehrer Ottos III., und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Willigis selbst, dem Bernward überhaupt seine Laufbahn zu danken hatte. Die ersten Jahre lebten Beide in gutem Vernehmen; Bernward blieb unangefochten in seinen Rechten über Gandersheim, obwohl sich Sophie, welche für die altersschwache Aebtissin schon bei deren Lebzeiten das Regiment führte, offenkundig mehr an Willigis anschloß. Zum Ausbruch kamen die Streitigkeiten erst wieder, als die neugebaute Kirche des Klosters im Spätsommer des Jahres 1000 eingeweiht werden sollte. Sophie forderte Willigis dazu auf; dieser sträubte sich zwar Anfangs, gab aber endlich doch ihren dringenden Bitten nach. Seit dem letzten Aufenthalt ihres kaiserlichen Bruders in Deutschland, wo sich Sophie, ohnehin nicht ohne Scheelsucht gegen ihre Schwester Adelheid, die Aebtissin von Quedlinburg, hinter dieselbe bei Hofe zurückgesetzt glaubte, hatte sie gegen Bischof Bernward, in dem sie einen entschiedenen Günstling des Kaisers sah, eine tiefe Abneigung gewonnen; nicht minder war Willigis gereizt worden, der seine großen Verdienste um das kaiserliche Haus wenig anerkannt fand und sich vernachlässigt fühlte gegen Männer, wie Bernward und Heribert, die in die weitaussehenden Ideen des Kaisers und Papstes bereitwillig eingingen. Schon die hitzigen Bestrebungen für Hebung der päpstlichen Gewalt von Seiten Gregors V. hatten, obschon Willigis zur Wahl dieses deutschen Nachfolgers Petri doch hauptsächlich mitgewirkt hatte, bei ihm nur geringe Unterstützung gefunden: zum päpstlichen Vikar ernannt und aufgefordert gegen Gisiler einzuschreiten, hatte er wenig oder nichts in dieser Sache gethan. Noch viel weniger war er Silvester II., dessen Charakter ihm wenig Vertrauen einflößen mochte, geneigt; mehr und mehr trat er vielmehr

jenen römischen Ideen von Papstthum und Reich gegenüber als der Vertreter der deutschen Interessen hervor, während Bernward die überschwänglichen Entwürfe seines Zöglings und die ehrgeizigen Pläne Silvesters auf alle Weise zu fördern suchte. Als nun der Rechtsstreit über Gandersheim von Neuem ausbrach, nahm er hierdurch sofort einen äußerst gereizten persönlichen Charakter an.

Die Kirchweihe war auf den 14. September anberaumt und Bernward von der Aebtissin eingeladen worden bei derselben zu erscheinen, während die Weihe selbst der Erzbischof vollziehen sollte. Willigis aber änderte den bestimmten Termin ab — wir kennen nicht den Grund — und verlegte die Kirchweihe auf den 21. September; er unterließ nicht hiervon Bernward zu benachrichtigen, der indessen Behinderungen vorgab und sein Erscheinen ablehnte. Unerwarteter Weise erschien jedoch Bernward am 14. als dem zuerst angesetzten Termin zu Gandersheim und wollte nun selbst die Kirche weihen; er fand aber nicht nur keine Vorbereitungen zum Feste getroffen, sondern die Nonnen vielmehr auf das Entschiedenste zum Widerstande gegen jedes Vorschreiten von seiner Seite gerüstet. Dennoch hielt Bernward in dem Kloster Gottesdienst ab, beschwerte sich in einer Anrede an die Gemeinde über das ihm angethane Unrecht und untersagte kraft seines bischöflichen Amtes jedem Andern die Ausübung des ihm zustehenden Rechts der Kirchweihe. Nach ärgerlichen Streitigkeiten verließ er alsdann das Kloster. Am 20. September erschien Willigis, wie er verheißen hatte, in Gandersheim; mit ihm kamen der Herzog Bernhard von Sachsen und die Bischöfe von Paderborn und Verden; am folgenden Tage stellte sich auch für Bernward der Bischof Eckard von Schleswig mit mehreren Domherren von Hildesheim ein. Eckard, aus seinem Sprengel vertrieben, hielt sich damals in Hildesheim auf und betrachtete sich als diesem Stifte zugehörig; er ergriff jetzt das Wort für Bernward, entschuldigte dessen Ausbleiben mit kaiserlichem Dienst und protestirte zugleich feierlich gegen die Kirchweihe, zu der Bernward allein befugt sei: vermeine Willigis durch irgend ein Privilegium ein Recht darauf zu haben, so möge er dies zuvor ordnungsmäßig vor einer Synode darthun. Der Erzbischof erklärte zornig, er werde am folgenden Tage die Kirche weihen, ob Bernward erschiene oder nicht. Bernward erschien auch am anderen Tage nicht, wohl aber trat abermals Bischof Eckard mit den Hildesheimer Domherren auf und widersetzte sich der Weihung der

Kirche. Willigis stand nun zwar von seinem Vorhaben ab, hielt aber im Kloster Gottesdienst ab und kündigte bei demselben an, daß er am 28. November an Ort und Stelle diese Sache vor eine Synode zur Entscheidung bringen würde; zugleich verlas er, um das Kloster vor Bernward zu schützen, einen Freibrief für dasselbe, der vorher unbekannt gewesen sein soll und der Jeden, der die Zehnten, Güter und Gerechtsame des Klosters angreifen würde, mit dem Bann bedrohte.

Bernward begab sich, ohne die Synode abzuwarten, nach Rom, wo er, wie erzählt ist, auf das Ehrenvollste von Kaiser und Papst empfangen wurde; Willigis aber kam am 28. November nach Gandersheim, wo sich zu der Synode die meisten Bischöfe seiner Kirchenprovinz eingefunden hatten. Für Bernward war abermals Eckard erschienen, jedoch nur um Einsprache dagegen zu erheben, daß Willigis im Hildesheimer Sprengel ohne des Bischofs Genehmigung und in dessen Abwesenheit eine Synode abhielte. Willigis brauste heftig auf, gebot Eckard zu schweigen; diese Sache gehe ihn nicht an, er solle nach seinem dänischen Bischofssitz gehen, wohin er gehöre. Eckard erwiederte: seine bischöfliche Kirche sei zerstört, er diene jetzt dem Bisthum Hildesheim und werde dessen Vortheil aus allen Kräften wahrnehmen. Trotz der Einsprache Eckards wollte Willigis zu den Synodalverhandlungen vorschreiten und Zeugen darüber vernehmen, daß das Kloster in früheren Zeiten unter Mainz gestanden habe; da verließ Eckard die Versammlung und forderte Alle, die zu Hildesheim und Gandersheim gehörten, auf ihm zu folgen, damit er mit ihnen im Auftrage Bernwards die Sache verhandle. So wurden zwei Synoden neben einander gehalten; die eine that, was Willigis verlangte, die andere folgte den Hildesheimern. Nachdem Willigis unter Androhung des Bannes jeden Eingriff in seine Rechte auf das Kloster untersagt hatte, verließ er Gandersheim. Die Hildesheimer meldeten an Bernward nach Rom, was geschehen war, und beschwerten sich zugleich nachdrücklich bei Kaiser und Papst über Willigis Verfahren.

Diese Vorgänge waren zu Rom schon bekannt, als dort um den 1. Februar 1001 Bernwards Angelegenheit auf einer Synode von zwanzig Bischöfen in Gegenwart des Papstes, des Kaisers und des Herzogs von Baiern in der Kirche des heiligen Sebastian zur Sprache kam. Der Papst legte den versammelten Bischöfen zuerst die Frage vor, ob jene Versammlung, die Willigis gegen den Willen des recht-

mäßigen Bischofs gehalten habe, eine Synode zu nennen sei. Nur die Bischöfe, die unmittelbar unter Rom standen, ließen sich auf die Frage ein und verneinten sie. Darauf vernichtete Silvester die Beschlüsse der Synode, sprach auf Bernwards Verlangen noch einmal diesem feierlich Gandersheim zu und gab ihm die Investitur mit seinem eigenen Stabe. Zugleich wurde beschlossen, Kaiser und Papst sollten Willigis ernstliche Vorhaltungen über sein verwegenes Auftreten machen und ihn von weiteren unbesonnenen Schritten abmahnen, überdies sollte eine Synode der sächsischen Bischöfe zum 22. Juni nach Pöhlde ausgeschrieben und der römische Cardinalpriester Friedrich als Vikar des Papstes abgesandt werden, um den Vorsitz in der Synode zu führen. Dieser Cardinal war ein junger sächsischer Kleriker, der sich schnell die Gunst des Papstes und Kaisers gewonnen hatte. Indem Rom gerade ihn zum Richter eines Mannes, wie Willigis, bestellte, schien es geflissentlich ihm und seiner Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen und es auf eine tiefe Demüthigung des ersten deutschen Erzstifts abgesehen zu haben. In einen Kampf der gefährlichsten Art stürzten sich Kaiser und Papst in Deutschland, während schon der Boden in Rom selbst unter ihren Füßen zu schwanken anfing: zwei Wochen nachher verließen sie flüchtig die Stadt.

Bald nach Ostern begab sich der Cardinal Friedrich nach den deutschen Gegenden, wo er mit allen päpstlichen Insignien als Abgeordneter des Papstes auftrat. Auf einem prächtig aufgezäumten Zelter mit purpurnem Sattel reitend, erschien er zu Pöhlde, wo sich in der That Erzbischof Willigis und die sächsischen Bischöfe zu der bestimmten Zeit einfanden. Von ihnen verlangte jetzt dieser junge Kleriker, jedem sowohl bekannt, für seine Person ungewöhnliche Ehren und Auszeichnungen, aber nur Erzbischof Libentius von Bremen, von Geburt ein Italiener, Bischof Bernward und einige ihrer Freunde erwiesen ihm die Achtung, die ein päpstlicher Legat und Vikar beanspruchen konnte. Als am 22. Juni die Synode eröffnet wurde, kam es sogleich zu den ärgerlichsten Auftritten. Tumult und Verwünschungen empfingen den Vertreter des Papstes; nicht einmal einen Ehrensitz wollte man ihm einräumen, so daß ihn Libentius und Bernward endlich in ihre Mitte nehmen mußten. Der Cardinal erklärte, er komme im Auftrage des Papstes, man möge ihm mindestens so viel Ruhe gönnen, daß er seinen Auftrag ausrichten könne. So stillte sich das Getümmel. Mit milden Worten sprach dar-

48*

auf der Cardinal zum Frieden und wollte Willigis ein päpstliches Schreiben überreichen, aber der Erzbischof weigerte sich dasselbe anzunehmen oder es verlesen zu lassen. Dennoch erlangte der Legat die Mittheilung des Schreibens an die Versammlung; es enthielt neben deutlichen Zurechtweisungen die Ermahnung zum Frieden und zum Gehorsam. Der Cardinal suchte nun Willigis zu bestimmen, sich der Entscheidung der von ihm als Legaten des Papstes geleiteten Synode zu fügen. Willigis wollte die Meinung seiner Amtsbrüder hierüber befragen; aber kaum hatte sich Erzbischof Libentius im Sinne des Legaten ausgesprochen, so wurden die Thüren der Kirche, wo die Berathung stattfand, unter wildem Getümmel erbrochen. Laien stürzen herein; die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Legaten und Bernward werden ausgestoßen; man hört den Ruf nach Waffen. Zum guten Glück bewahren die Angegriffenen die größte Ruhe; weit entfernt der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, wissen sie mit Güte das Getümmel zu beschwichtigen. Nach diesem Auftritte wollen mehrere Bischöfe die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag verschieben, aber Willigis verläßt wuthentflammt die Kirche, während der Legat ihm entgegentritt und ihm im Namen des Papstes sich am folgenden Tage vor der Synode zu stellen gebietet. Willigis achtete das Gebot des Legaten nicht; schon in der Frühe des folgenden Tages reiste er mit seinen Anhängern ab. Als der Legat dies erfuhr, versammelte er noch einmal die zurückgebliebenen Bischöfe und erklärte in ihrer Mitte den Erzbischof, bis er sich dem Richterspruche des Papstes stelle, seines Amtes für enthoben; zugleich beschied er ihn und alle sächsischen Bischöfe auf Weihnachten nach Italien zu einem vom Papste abzuhaltenden Concil. Nachdem er schriftlich noch Willigis die Amtsenthebung und Vorladung mitgetheilt hatte, begab er sich nach Hildesheim und trat dann die Rückreise an. Kaiser und Papst waren über die Vorgänge in Pöhlde auf das Höchste erzürnt und ließen sofort nicht allein die sächsischen, sondern alle Bischöfe Deutschlands zu dem angekündigten Concil entbieten.

Doch wohin meinte man mit solchen Dingen zu kommen? Wollten Willigis und die deutschen Bischöfe sich wirklich jetzt in dieselbe Stellung gegen Rom begeben, welche noch kurz zuvor die französischen Bischöfe mit so geringem Erfolge einzunehmen gewagt hatten? Nichts lag gewiß Willigis ferner, wie er denn selbst bald genug zum Frieden geneigt war. Auf seine Veranstaltung trat am 20. August eine Synode der deutschen

Bischöfe zusammen, auf der außer vielen sächsischen und rheinischen Bischöfen auch die Erzbischöfe von Trier und Köln erschienen. Bernward hatte sich nicht in Person eingestellt, aber wiederum den Bischof Eckard und seinen Lehrer Thankmar zu seiner Vertretung abgesendet. Allerdings zeigte sich nun Willigis über das Ausbleiben des Bischofs sehr entrüstet und wollte der Versicherung seiner Gesandten, daß ihn schwere Krankheit vom Erscheinen abgehalten habe, keinen Glauben schenken, aber sonst fand man Willigis unerwarteter Weise ziemlich nachgiebig. Auch die Gesandten Bernwards spannten mildere Saiten auf, obschon sie nicht unterließen darauf hinzuweisen, daß die Beschlüsse dieser Synode, nachdem man sich einmal an den Papst gewendet, in der Sache Nichts entscheiden könnten. In der That kam man auch zu keiner Entscheidung, sondern vertagte dieselbe bis auf einen Tag zu Fritzlar, der erst acht Tage nach Pfingsten des nächsten Jahres abgehalten werden sollte; es ist klar, daß man die Beschlüsse des päpstlichen Concils abzuwarten gedachte.

Indessen kam die Zeit heran, zu der die Bischöfe mit ihren Vasallen zum Concil und zum Heere des Kaisers entboten waren. Nicht Alle leisteten dem Gebote Folge; es wußten Manche um jene hochverrätherischen Pläne, die damals von deutschen Fürsten gegen das Regiment des Kaisers geschmiedet wurden, aber im Ganzen zeigten sich die Bischöfe doch immer noch williger als die weltlichen Herren. So machte sich Heribert von Köln auf, wie auch sein Bruder Heinrich von Würzburg, obwohl Letzterer vor Kurzem erst über die Alpen gekommen war, so Burchard von Worms und Lambert von Konstanz; auch der Abt von Fulda brach auf. Selbst Willigis schickte seine Vasallen über die Alpen; der Dienstpflicht gegen den Kaiser wollte er sich nicht entziehen, obschon er nicht gesonnen war sich vor dem römischen Concil zu stellen. Auch Bernward begab sich, durch Krankheit zurückgehalten, nicht selbst nach Italien, aber er schickte Thankmar mit Briefen an den Kaiser und Papst ab.

Thankmar eilte mit seiner Botschaft den Bischöfen voraus, die durch mancherlei Noth auf der Reise aufgehalten wurden. Er fand Kaiser und Papst auf dem Wege nach Rom im Gebiet von Spoleto; das Weihnachtsfest wollten sie in Todi feiern, und dort sollte auch das anberaumte Concil abgehalten werden. Aber zur festgesetzten Zeit konnten die erwarteten Bischöfe nicht erscheinen. Als man dennoch am 27. December das Concil zu Todi eröffnete, waren nur einige Bischöfe aus

der Romagna, aus Tuscien und der Lombardei zugegen; außer ihnen drei deutsche Bischöfe, die von Lüttich, Augsburg und Zeiz. Thankmar erhob in der Versammlung die bittersten Klagen über Willigis Ungehorsam und Trotz; Friedrich, seit Kurzem zum Erzbischof von Ravenna erhoben, unterstützte diese Beschwerden und erzählte alle Unbill, die ihm auf seiner Legation in Deutschland widerfahren. Dennoch wagten der Kaiser und Papst nicht durchgreifende Beschlüsse fassen zu lassen; man entschloß sich vielmehr die Ankunft der übrigen deutschen Bischöfe, die auf den 6. Januar verkündigt war, abzuwarten. Als auch diese Frist verstrich, ohne daß die Bischöfe ankamen, ging das Concil auseinander. Das war das klägliche Ende einer Versammlung, die mit solchem Pomp angekündigt war. Der Tag zu Fritzlar trat nicht zusammen; als die Zeit kam, zu der er anberaumt war, ruhte Otto III. schon in der Gruft zu Aachen. Willigis setzte seinen Streit mit Bernward über dem Grabe des unglücklichen Kaisers nicht mehr mit gleicher Hartnäckigkeit fort, obwohl er erst im Jahre 1007 öffentlich seinen Rechten über Gandersheim entsagte.

Ottos III. Tod.

Der Kaiser vernahm von den Anschlägen, die seine Gegner in Deutschland gegen ihn schmiedeten; er sah, wie wenig man seinen dringenden Aufforderungen und beweglichen Bitten, ihn in der Noth nicht zu verlassen, entsprochen hatte. Aber mit großer Fassung trug er sein Geschick, wie tief es ihn auch im Herzen beugen mochte. Schon verließen ihn auch die körperlichen Kräfte; ein Siechthum, durch die verderbliche Luft Italiens seit geraumer Zeit in ihm genährt, nahm immer mehr überhand und drohte seinem jungen Leben Gefahr.

Otto begab sich gleich nach Auflösung des Concils von Todi nach Paterno, jener Burg am Soracte, die der Graf Tammo das ganze Jahr hindurch tapfer behauptet hatte. Otto war hier Rom nahe, er sah es vor seinen Augen liegen: aber die Stadt und die ganze Umgegend verharrte noch immer im Aufstand. Gleichsam von seinen Feinden eingeschlossen lag er in Paterno, und schon fingen den Seinen an die Lebensmittel zu fehlen. Thankmar hatte Otto nach Paterno begleitet, doch der Mangel in der Burg zwang ihn sie alsbald zu verlassen. Als er am 13. Januar sich von dem Kaiser verabschiedete, gestand ihm dieser, er leide am Fieber, doch ahnte Thankmar noch nicht, eine wie schlimme Wen-

dung die Krankheit in kürzester Frist nehmen werde. Ein Hautausschlag brach aus, und das Fieber wurde hitziger. Erzbischof Heribert, der langersehnte, traf endlich mit einem zahlreichen Gefolge ein; der Kaiser sah ihn noch, es war seine letzte Freude. Wenige Tage nachher, am 23. Januar des Jahres 1002, hauchte Otto, im Glauben ausharrend und in sein Schicksal ergeben, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Athem aus. Die Reichsinsignien hatte er sterbend dem Erzbischof Heribert übergeben. Er hatte sein Alter noch nicht auf zweiundzwanzig Jahre gebracht; er starb unvermählt, nachdem eben Erzbischof Arnulf seinen Bewerbungen um die Hand einer Kaisertochter in Constantinopel Gehör verschafft hatte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm Ottos des Großen.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaisers erschütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Niemand wurde zunächst schwerer durch den Tod des Kaisers betroffen als Papst Silvester; noch einmal schien er von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends hinabgeschleudert. Aber der gewandte Mann machte alsbald seinen Frieden mit den Römern und kehrte unbehindert nach dem Lateran zurück. Er starb am 12. Mai 1003, nachdem er um ein thaten- und freudenloses Jahr den Kaiser überlebt hatte, und wurde in dem Vorhofe der Kirche des Laterans begraben. Das Grab Silvesters ist jetzt zerstört; die alte Inschrift, die ihm Papst Sergius IV. setzte, sieht man im Inneren der Kirche. Das Grab und das ganze Leben des wunderbaren Mannes umspielen Sagen mannigfacher Art; als ein Zauberer erschien er dem späteren Mittelalter, der mit Hülfe böser Geister Kenntnisse und Kräfte gewann, die sonst den Sterblichen versagt sind. Uns erscheint er in einem anderen Lichte: wir erkennen in ihm nur die Macht eines hellen, glänzenden Geistes und einer durch vielfachen Schicksalswechsel gewonnenen reichen Erfahrung; aber mit magischer Gewalt umstrickte er das Gemüth unseres jungen Kaisers und war nicht die letzte Ursache seines Verderbens.

Heribert, Bernward und ihre Gesinnungsgenossen hatten gleich dem Papst den Tod eines Fürsten, mit dessen Plänen alle ihre Absichten und Wünsche zusammenhingen und von dem sie so reiche Beweise der Gunst erfahren hatten, auf das Tiefste zu beklagen. Doch nicht sie allein trauerten, das ganze Deutschland durchzog die Klage. Man vergaß die Schwächen Ottos schnell und gedachte nur seiner liebenswürdigen Eigen-

schaften: seiner anmuthigen Erscheinung, seines feingebildeten und hochstrebenden Geistes, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Frömmigkeit, seiner Milde und Güte. Unsere Vorfahren ertheilten diesem Kaiser, der an Wissen es allen seinen Landsleuten zuvorthat, der trotz seiner Jugend an geistiger Bildung weit seiner Zeit vorauseilte, den Beinamen „das Wunder der Welt." Anders war es in Italien, in dem Lande, das der Kaiser Deutschland mit so großer Unbilligkeit vorgezogen hatte. Auf die Nachricht von seinem Tode erhob sich hier sofort der Aufstand, der um so leichter um sich griff, als auch Hugo von Tuscien, die mächtigste Stütze hier der kaiserlichen Gewalt, kurz zuvor gestorben war (21. December 1001). Der Kaiser soll in der letzten Zeit auch von ihm Verrath gefürchtet haben und, als er seinen Tod vernahm, in die Worte des Psalmisten ausgebrochen sein: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind los!" Der geächtete Arduin erschien sofort wieder auf dem Schauplatz und trachtete nun offen nach der Königskrone. Sein Anhang wuchs mit jedem Tage; nur die lombardischen Bischöfe, Arduins alte Widersacher, schlossen sich ihm nicht an.

Otto hatte sterbend den Wunsch ausgesprochen, zu Aachen neben den Gebeinen Karls des Großen sein Grab zu finden. Heribert von Köln, Notker von Lüttich, die Bischöfe von Augsburg und Konstanz, Herzog Otto von Niederlothringen, die Grafen Heinrich und Wichmann und die anderen deutschen Herren, die beim Tode des Kaisers zugegen gewesen waren, nahmen es über sich seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Sie sammelten die um Paterno zerstreuten deutschen Heereshaufen und traten mit den Kaiserlichen den Rückweg nach der Heimath an. Aber schon stand das Land ringsum unter Waffen. Man griff den Leichenzug an; mit dem Schwert in der Faust mußten die Deutschen ihm Bahn brechen. Sieben Tage vergingen in unausgesetzten Kämpfen; nicht eher fühlte man sich völlig sicher, als bis man nach Verona gekommen war. Auf einem anderen Wege, doch unter nicht geringeren Schwierigkeiten kehrten die Schaaren zurück, die mit den Bischöfen von Worms und Würzburg und mit dem Abte von Fulda gekommen waren und in Tuscien den Tod des Kaisers vernommen hatten; erst zu Verona scheinen sie sich mit dem Trauergeleite vereinigt zu haben. Der Leichenzug ging alsdann über den Brenner; zu Polling unweit des Ammersees kam ihm Herzog Heinrich, der nächste Verwandte des Kaisers, entgegen und geleitete die Leiche bis nach Augsburg, wo die Ein-

geweide in dem Kloster der heiligen Afra beigesetzt wurden. Heinrich folgte dem Zuge bis nach Neuburg an der Donau; dann trennte er sich von Heribert, der mit der Leiche dem Rhein zueilte. Am Montag nach Palmsonntag kam man nach Köln, hier wurde die Leiche in den Hauptkirchen herumgetragen und ausgestellt: am Tage vor Ostern brachte man sie endlich nach Aachen, wo sie am Ostertage selbst — es war der 5. April — mitten im Chor der Münsterkirche beigesetzt wurde. Das Grab wurde später verlegt und Churfürst Friedrich der Weise bezeichnete es im Jahre 1513 durch ein Marmordenkmal; im Jahre 1803, als die alte Kaiserstadt unter französischer Herrschaft stand, wurde dieses Denkmal beseitigt, und Nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des dritten Otto ihre Ruhestätte gefunden haben.

Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten länger unter dem Volke sein Gedächtniß als die nüchterne Kunde der Geschichte. Man erzählte, daß Otto durch Verrath der Liebe den Untergang gefunden habe; man konnte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Wittwe, — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen den Kaiser, und als er sich ganz ihr ergab, tödtete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling.

Rückblick.

Das wichtigste Ereigniß des zehnten Jahrhunderts ist die Herstellung des abendländischen Kaiserthums. Hier liegt der große Wendepunkt jener Zeit: vor demselben Auflösung, Zersplitterung, Verwilderung aller Orten im Abendlande, die christliche Welt in unglücklichen oder

mindestens zweifelhaften Kämpfen mit den heidnischen Völkern; nach demselben Herstellung staatlicher und kirchlicher Ordnungen, Zusammenschluß, Kräftigung der Sitte und frischaufkeimendes Geistesleben, der Sieg des Christenthums über das Heidenthum wird im Occident für alle Zeiten entschieden, und mit dem Christenthum zugleich beginnt die Kultur bei den Nationen des östlichen und des nordischen Europa.

Der Ruhm, diesen Umschwung der Dinge herbeigeführt zu haben, gebührte den deutschen Stämmen, die trotzdem, daß sie Karl der Große mit den romanischen Ländern auf längere Zeit verbunden, ihre Muttersprache, ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und die Reinheit ihrer ursprünglichen Sitte bewahrt hatten oder doch von der Fäulniß der Zeit mindestens nicht im tiefsten Inneren ihrer kräftigen Natur berührt waren. Den hochherzigen Sachsenkönigen gelang es diese Stämme zu einem großen und gewaltigen Kriegsvolke im Herzen Europas zu verbinden und mit der frischen Heereskraft dieses Volkes die Macht der erbittertsten Feinde der christlichen Welt — der Dänen, Slawen und Ungarn — niederzuwerfen. Nach solchen Siegen, die nicht allein Deutschlands, sondern des ganzen Abendlandes Zukunft sicherten, konnten die romanisirten Völker den Vorrang unter den Nationen Europas nicht mehr behaupten; mit innerer Nothwendigkeit traten die Deutschen in die erste Stelle und wußten sich in derselben zu halten.

Der erste Heinrich hatte den Deutschen zur Freiheit und Selbstständigkeit geholfen, Otto der Große führte sie zur Herrschaft. Mit dem Instinkt derselben, der ihm wie wenigen Menschen eigen war, schwang er sich zum höchsten Schiedsrichter in den Reichen der Westfranken und Burgunder auf, machte die Völker des Nordens und Ostens von sich abhängig, eroberte Italien, unterwarf Rom, gewann die Kaiserkrone und beugte den Papst, das einzige allgemein anerkannte Oberhaupt der romanischen Welt, seinem Willen. Seitdem herrschte er mit einer Macht, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Fürst des Abendlandes nur von fern besessen hatte, und suchte die Aufgaben, welche der gewaltige Kaiser seinen Nachkommen hinterlassen, die sie aber nicht zu lösen vermocht hatten, auf seine Weise und nach den Forderungen seiner Zeit zu lösen. Das christliche Abendland durch feste Ordnungen in Kirche und Staat zu verbinden und die heidnischen Völker in dieses christliche Gemeinwesen hineinzuziehen: das war das Ziel, dem er zustrebte und

mit Riesenschritten entgegenging. „Stolz gleich Libanons Cedern,“ sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar.“ Und ein Dichter jener Zeit sang:

„Hochbeglückt war die Welt, als Otto führte das Scepter.“

Das durch die glückreichsten Thaten hergestellte Kaiserthum des Abendlandes hinterließ Otto seinen Nachkommen und seinem Volke; beiden gleichsam nach natürlichem Erbrecht.

Hochherzigkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Große erstarben in Ottos Geschlecht nicht, aber es fehlte seinen Nachkommen die starre Kraft und die unwiderstehliche Energie des Alten; auch war das Glück, gleich als ob es seine Gaben an dem Liebling erschöpft habe, überaus karg gegen die Epigonen.

Mit jugendlicher Kraft warf der zweite Otto die Empörung im Inneren nieder, besiegte die Feinde überall an den Grenzen des Reichs und stürzte sich in den Kampf gegen die großen Weltmächte der Zeit, gegen das morgenländische Kaiserthum und den Islam: aber in diesem Kampf unterlag er und endete sein Leben, ehe er noch die Mannesjahre erreicht hatte. Wenn dann doch seinem Sohne, dem Knäblein, das Reich erhalten blieb und er wie nach Erbrecht Kaiser wurde, so dankte er es mehr den Thaten seines Großvaters als des Vaters. Zwölf Jahre haben Andere für den dritten Otto geherrscht und mit Umsicht das Reich in gefahrvollen Zeiten erhalten; dann ergriff er selbst mit jugendlicher Frische und weitaussehenden Plänen die Zügel der Regierung, und die Welt jubelte ihm entgegen. Fast noch ein Knabe an Jahren, war er an geistiger Bildung Männern vorangeeilt; Alles, was im Himmel und auf Erden ist, beschäftigte seinen Geist; sein Blick flog über die Weite der Welt hin und wandte sich zu der entferntesten Vergangenheit zurück. Dieses Wunder der Welt schien größer als der große Otto, und doch fehlte wenig daran, daß der dritte Otto in wenigen Jahren zerstörte, was der erste so fest in einem langen, reichgesegneten Leben begründet zu haben schien.

Wie unähnlich war der Enkel dem Großvater! Durch die Tapferkeit und ungebrochene Kraft der deutschen Stämme war, wie Otto I. wußte, das neue Kaiserreich gegründet worden; deshalb lebte er auch als römischer Kaiser unter und mit den Deutschen nach deutscher Sitte, er machte sie zu Herren der umwohnenden Völker und deren Fürsten ihnen zinspflichtig, die neugestifteten Kirchen unter den bekehrten Heiden stellte

er in Abhängigkeit von der deutschen Krone und den deutschen Erzstiften. Wenn Otto sein Herzogthum, aus dem vor allem noch sein Vater die Quellen seiner Macht geschöpft hatte, zuletzt den Billingern überließ, so geschah es, weil er das Fundament seiner kaiserlichen Stellung in der königlichen Gewalt über das gesammte Deutschland besser begründet glaubte; obwohl er immer die treue Anhänglichkeit an sein Sachsenland bewahrte, gab er es doch im gewissen Sinne auf, um voll und ganz ein deutscher König zu sein. Otto III. dagegen schätzte die Sachsen und Deutschen zusammt gering und wollte vor Allem ein Römer heißen; er gab nicht allein Sachsen, er gab Deutschland auf, indem er den Sitz seiner Macht nach Rom verlegte. So viel an ihm war, löste er die Abhängigkeit der neubegründeten Bisthümer von den deutschen Metropolen, den zinspflichtigen Polenfürsten befreite er von dem Tribut, dem Ungarnfürsten schickte er die Königskrone, dem Dogen von Venedig erließ er mit der Uebersendung des Mantels das Anerkenntniß der Abhängigkeit: überall brach er die Herrschaft der Deutschen, um ein neues ideales Römerreich zu errichten, dessen Spitze wer weiß in welche luftige Höhe hineinragte, das jedoch nirgends auf Erden eine feste Basis hatte. Aber die Welt, die ihm jubelnd entgegengekommen war, wandte sich bald von ihm ab; das vielgeliebte Rom empörte sich, das mißachtete deutsche Volk verließ ihn, und in den ersten Jünglingsjahren starb er ohne Macht und ohne Erben.

Doch das Erbe Ottos war deshalb nicht herrenlos; das deutsche Volk trat in dasselbe ein und hat es, wie heiß es ihm bestritten wurde, Jahrhunderte lang mit tapferem Muthe und hohem Sinne behauptet. In welcher Zerrüttung sich auch das Reich befand, als Otto III. starb, es bedurfte nur, daß die deutschen Fürsten einen thätigen, wehrhaften und nüchternen Mann, wie Heinrich der II. war, auf ihren Thron erhoben, um das Kaiserthum herzustellen und die Keime neuen Wachsthums in dasselbe zu legen. Das römische Reich deutscher Nation erhielt sich, die Herrschaft über Italien wurde behauptet, das deutsche Reich blieb Stern und Kern der abendländischen Welt; auch die Herrschaft über die Völker des Ostens wurde nach und nach wiedergewonnen, ja zeitweise selbst über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Das römische Reich deutscher Nation war eine vollendete Thatsache geworden; eine Macht war begründet, welche der flüchtige Wechsel vorübergehender Verhältnisse nicht leicht mehr in Frage zu stellen vermochte.

Und was hat unser Volk bei dem Kaiserthum, welches ihm reiche Ströme des edelsten Blutes gekostet, schließlich gewonnen? Diese Frage ist oft genug von solchen aufgeworfen worden, die Otto seine größte That höchlich verargt haben und überhaupt den gewaltigen Gang der Geschichte lieber nach vorgefaßten Ansichten meistern, als der Nothwendigkeit der Dinge nachdenken und sie begreifen wollen.

Vor Allem war das der Deutschen Gewinn aus der unvergleichlichen Stellung, welche ihre Könige erlangt, daß sich die verschiedenen Stämme, so uneins und voll Eifersucht sie seit jeher waren, dauernd nun einer einigen Königsherrschaft beugten und hierdurch unauflöslich zu einem Volke verwuchsen. Man kann sagen, das ganze Jahrhundert hat ununterbrochen im Stillen daran gearbeitet, ein gemeinsames Volksbewußtsein in den deutschen Stämmen zu wecken, ein deutsches Volk zu schaffen. Schon bei der Wahl Konrads I. zeigt sich freilich das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen, aber gleich darauf traten sie doch wieder auseinander; nur an der Spitze eines Heeres konnte sich Heinrich I. die Anerkennung der Alamannen und Baiern gewinnen. Dem großen Vater folgte ein größerer Sohn: doch von Neuem trennten sich unter seiner Herrschaft die Stämme; zweimal hatte das Königthum gegen eine allgemeine Empörung zu kämpfen, die das kaum begründete Reich zu zerreißen drohte. Erst die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiserlichen Namens sicherten endlich den Bestand des Reichs und mit ihm die Einheit des deutschen Volkes. Die Zeitgenossen haben es wohl gefühlt, daß nur der Thatenruhm Ottos I. Reich und Volk verband und beider Zukunft verbürgte. Das war es, weshalb die deutschen Fürsten Otto II., als ihn der Westfranke überfiel, „alle aus Treue gegen seinen Vater wie aus einem Munde“ Beistand gelobten; das war es, weshalb sie insgesammt nach der traurigen Niederlage in Calabrien Nichts sehnlicher wünschten als den Kaiser zu sehen und in seinen Leiden zu trösten; das endlich, was es während einer langen vormundschaftlichen Regierung trotz der fortlebenden Spaltung der Stämme doch nicht mehr zu einer Trennung des Reichs kommen ließ. „O Germanien!“ — heißt es in dem älteren Leben der Königin Mathilde — „früher unter das Joch fremder Völker gebeugt, erst vor Kurzem durch den Glanz des Kaiserthums erhöht, diene mit Treue deinem Könige, liebe und unterstütze ihn, wie du nur vermagst! Lasse nicht ab zu beten, daß niemals

ein Fürst aus diesem Stamme fehle, du möchtest sonst deiner Ehre beraubt werden und wieder der Knechtschaft verfallen, der du entrissen bist!"

Wie langsam das nationale Bewußtsein in unserem Volke erstarkte, zeigt sich deutlich an der sehr allmählichen Gewöhnung an den gemeinsamen Volksnamen. Von der deutschen Sprache, von deutschredenden Menschen sprach man freilich schon früher, aber von den Deutschen als einem Volke, von einem deutschen Lande und deutschen Reiche war noch im Anfange des zehnten Jahrhunderts nicht die Rede. Die ersten Urkunden, in denen die Gesammtheit der deutschredenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksstämme als Deutsche bezeichnet werden, gehören der Kanzlei Ottos I. an und zwar der Zeit, da er auszog die Kaiserkrone zu gewinnen. Aber der Volksname „Deutsche" kam doch während des ganzen Jahrhunderts diesseits der Alpen kaum recht in Gebrauch; weder bei Widukind noch bei Roswitha findet er sich, ja es scheint fast, als ließe er sich überhaupt nicht bei deutschen Schriftstellern dieses Jahrhunderts nachweisen. Ehe sich die Deutschen als solche zu benennen pflegten, thaten dies die Italiener, denen sich die Unterschiede der einzelnen deutschredenden Stämme zuerst zu verwischen anfingen. Schon um das Jahr 1000 kennen die Schriftsteller Italiens nicht nur den Namen der Deutschen, sondern beginnen auch die Bezeichnungen: „Deutschland", „deutsches Reich", „deutscher König" zu gebrauchen, während erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts bei uns der allgemeine Volksname neben den einzelnen Stammnamen vollständige Anerkennung gewinnt. Wie nur durch die stete Verbindung mit den andersgearteten Italienern die Deutschen allmählich zu einer tieferen Einsicht in die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit ihrer Natur und ihres Wesens gelangt zu sein scheinen, so werden sie auch erst im Verkehr mit ihnen sich an ihren Volksnamen gewöhnt haben.

In wie hellem Licht leuchten die weltbewegenden Thaten Ottos des Großen, wenn wir sie als die im Verborgenen wirkende Macht erkennen, die das nationale Bewußtsein in unserem Volke zeitigte und dauernd befestigte! Aber mehr als das: die Wege, die Otto einschlug, wiesen dem deutschen Volke zugleich für alle Zeiten die Aufgabe zu, die es in der Weltgeschichte zu lösen berufen ist. Das aber ist seine Aufgabe, sich mit der gesammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neu zu beleben, die

erstarrte Regel durch die ihm innewohnende individualisirende Kraft zu einem Gesetz der Freiheit zu erheben, welches sich für alle Verhältnisse, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der überlieferten Bildung in sich aufzunehmen, sie nach der Natur seines Geistes durchzuarbeiten und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das ist die Art unseres Volkes, wie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat. Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als wir Deutsche sind, und darin liegt zum guten Theil unsere welthistorische Mission. Es ist bemerkenswerth, daß unser Volk, sobald es sich nur als eine große Nation erkannte, diese seine Aufgabe begriff und angriff. Aber nur dadurch wurde die Lösung derselben ermöglicht, daß die Thaten Ottos I. die Deutschen in die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen mit Italien und Rom selbst, dem Mittelpunkte der alten Kultur, versetzten. So ungebildet Rom damals war, es umschloß nichtsdestominder den Kern der gesammten Tradition, welche für jene Zeit Bedeutung hatte. Wenn der Mund der Weisheit schwieg, sprachen die Steine; das Grab des heiligen Petrus war beredter als die Männer, die sich die Nachfolger des Apostelfürsten nannten.

Es wäre eine schöne Aufgabe, bis in das Kleinste hinein zu zeigen, wie sich die Verhältnisse des deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts umgestalteten, indem man alle Kulturelemente, welche sich aus dem Alterthum erhalten hatten, aufnahm und bei sich einbürgerte. Wir müssen es uns versagen hierauf näher einzugehen und können nur einzelne Punkte im Fluge berühren.

Erst in dieser Zeit entstanden in dem inneren Deutschland Ortschaften, die sich als Städte bezeichnen lassen; sie erwuchsen theils aus Burgen, die zur Vertheidigung des Landes errichtet waren, theils um Bischofssitze und Klöster, theils aus besuchten Handelsplätzen. Die Karolingische Zeit hatte nur bis zum Rhein und zur Donau hin städtisches Leben gekannt, und auch dort wurden in den Dänen- und Ungarnstürmen die Mauern gebrochen, die Städte zerstört und zu Einöden umgeschaffen; erst die Ottonenzeit hat sie von Neuem belebt. Im Anfang des elften Jahrhunderts waren dann Köln, Mainz, Frankfurt, Worms, Straßburg, Regensburg, Augsburg, Magdeburg schon dicht bevölkerte Plätze, in denen sich der ganze von dem städtischen Leben unzertrennliche

Verkehr entfaltete, obwohl sie noch von königlichen oder bischöflichen Beamten verwaltet wurden und sich erst später zu bürgerlicher Freiheit aufschwangen. In diesen Städten und vielen anderen von geringerer Bedeutung erhoben sich Kirchen und Klöster, meist nur aus Holz gebaut, doch begann man auch bereits mit dem Steinbau. Jenen eigenthümlichen Baustil, der in den folgenden Jahrhunderten Europa beherrschte und den man früher den byzantinischen, jetzt den romanischen zu nennen pflegt, verfolgt man zu seinen ersten Ursprüngen an den Abhängen des Harzes, und gerade in jenen Baudenkmalen, welche die Ottonen und ihre Zeitgenossen uns hinterlassen haben; bei aller Rohheit durchbricht doch in ihnen ein freierer Geist, ein mehr individuelles Gefühl die aus dem römischen Alterthum überlieferten Gesetze der Architektur. Wie geringfügig sind die Reste von Bauwerken, welche die Karolingische Zeit in Deutschland zurückgelassen hat; wie viel lebendiger spricht zu uns die Ottonenzeit aus diesen alten Mauerwerken, mit denen die Geschichte der deutschen Baukunst beginnt!

Gleich dem städtischen Leben hob sich, nachdem die inneren Kriege und die Einfälle der Ungarn, Dänen und Wenden Deutschland lange fast zu einer Wüstenei gemacht hatten, in staunenswerther Weise der Anbau des Landes; Heinrich II. nannte Sachsen wegen seiner Fruchtbarkeit einen Vorhof des Paradieses. Wie die Fortschritte in der Baukunst, ging auch die bessere Bodenkultur vor Allem von den Kirchen und Klöstern aus, die das ihnen von den Königen übertragene Gut trefflich zu nutzen wußten. Mit eigenthümlicher Befriedigung sieht man auf jene schönen Pergamenturkunden der Ottonen, wie sie fast noch überall in den deutschen Archiven sich finden; es sind meist Verleihungen von einzelnen Weilern und verödeten Feldmarken an Kirchen und Klöster, aber welches reiche Leben ist diesen todten Schenkungsbriefen erwachsen! Sie haben zahllose Ortschaften in das Leben gerufen, fruchtbare Landschaften geschaffen, Deutschland geradezu umgewandelt.

Zu derselben Zeit gewannen auch Wissenschaft und Kunst unter uns eine bleibende Stätte. Wie dürftig die Literatur vor Ottos Kaiserkrönung ist, so schnell entfaltet sie sich nachher zu einer bemerkenswerthen Höhe. Widukind, Ruotger und Roswitha schreiben unter dem ersten lebendigen Eindruck, daß ein sächsischer Fürst an die Spitze der Welt gestellt ist; ihre Werke sind ganz von dem Stolz auf ihren großen Fürsten und ihr mächtiges Volk durchdrungen. Von da an wurde der

kaiserliche Hof der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes, und selbst ein Gerbert spricht es aus, daß sein Genie nur durch die Ottonen geweckt sei; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals am deutschen Hofe und durchdrang von hier aus zuerst und zumeist die deutschen Länder. Es war diese Bildung nicht eine originale, frei aus dem Geiste des Volkes geboren; auch hier war es die Tradition, die man aufnahm und der man sich anschloß. Jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Literatur der alten Römer. Aber Allem, was die Deutschen empfingen, gaben sie doch das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geistes. Sie schrieben in römischer Sprache, aber aus deutscher Anschauung, und sie schrieben von deutschen Dingen. Nicht vorzugsweise mit theologischen Werken, wie sie die Karolingerzeit hervorgebracht hatte, beschäftigten sie sich, sondern mit der Geschichte ihrer Zeit, ihres Landes und besangen die Thaten ihrer alten Helden in lateinischen Versen; zu keiner Zeit ist wohl weniger in deutscher Sprache und doch mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Und nicht anders war es mit den bildenden Künsten, die vornehmlich unter Otto II. und III. nach Deutschland verpflanzt wurden. Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim haben sich in der Kunstgeschichte nicht minder ein bleibendes Andenken gesichert als in der Reichsgeschichte. Die Eindrücke, die sie in Italien empfingen, sind von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen; von diesen Eindrücken nahmen die bildenden Künste bei uns ihren Ursprung, erhielten sie Anstoß und Richtung.

Wie das Kulturleben unseres Volkes von den Traditionen der römischen Kirche ausging und durch sie befruchtet wurde, so sehen wir zugleich die ganze geistige Existenz desselben durch diese Traditionen bestimmt. Sie sind es, an denen sich das Glaubensleben des deutschen Volkes heranbildet, doch auch sie empfangen neues Leben durch den deutschen Geist und ihre verknöcherten Formen werden gebrochen. Ein lebendiges praktisches Christenthum ersteht wieder; eine freiere Weise des kirchlichen Lebens bricht sich Bahn; der Glaube zeigt sich von Neuem als die Kraft, welche die Welt überwindet. Die spätere Karolingerzeit gefiel sich in der Aufrichtung neuer kirchlicher Satzungen, suchte die schroffste Trennung zwischen Kirche und Staat, Klerus und Laienwelt durchzuführen, ihr Werk sind die pseudoisidorischen Decretalien; die Otto-

nenzeit belebt die Mission, baut Kirchen und Klöster daheim und in den Ländern der Heiden, sie bestrebt sich Staat und Kirche wieder durch das Leben selbst zu verbinden. Die Bischöfe werden die einflußreichsten Beamten des Reichs, die Mönche dienen am Hofe der Könige: so mildert sich der schroffe Gegensatz zwischen Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum, Geistlichkeit und Laienthum und tritt nur selten in ganzer Schärfe hervor. Es scheint da wohl, als sei die Kirche von dem weltlichen Leben unterdrückt, aber in der That ist sie die treibende, Alles bewegende Macht der Zeit, und wenn nicht die Kirche, doch der christliche Glaube. Otto I. war es, der sich das Papstthum unterwarf und ihm nicht ohne Härte seinen Willen aufzwang, aber die Kirche verkannte doch nicht, wie viel sie ihm dankte. „Mit Seufzen," sagt Brun von Querfurt, „gedenkt die Kirche der goldenen Zeiten jenes frommen, jenes starren Otto, der die unruhigen Elemente zu bannen wußte, während sie jetzt nirgends Frieden findet; sein Andenken lebt in ihr fort, aber der beiden anderen Ottonen hat sie vergessen." Das Kaiserthum, mit allen Ueberlieferungen der römisch-katholischen Kirche verwachsen, prägte diese so tief der deutschen Nation ein, daß sie auf Jahrhunderte hin das Leben derselben beherrschten; doch Roms Traditionen hielten deshalb den nationalen Geist keineswegs ganz gebunden, und der christliche Glaube, dem deutschen Freiheitssinn so entsprechend, war zuletzt doch mächtiger in unserem Volke als alle Formen der römischen Kirche. Waren auch die Menschen jener Zeit vielfach in äußerer Werkheiligkeit befangen, der Glaube in ihnen war kein todter, sondern Fülle persönlichen Lebens, Kraft und Zuversicht. Was die Deutschen damals gewirkt haben, in Allem hat der Glaube mitgewirkt.

Danken wir so der Erneuerung des Kaiserthums durch die Sachsenfürsten, daß unsere Nationalität erstarkte, daß sie mitten in das Kulturleben der Welt eintrat und die Aufgabe erfaßte, die ihr in demselben beschieden, so hat dieses Ereigniß zugleich auch über die gesammte abendländische Welt mannigfachen Segen verbreitet. Erst jetzt gewannen hier die christlichen Völker für immer den heidnischen Feinden den Vorrang ab; die Kirche erhielt neues Leben und breitete sich über die bisherigen Grenzen aus; die geistige Bildung lebte auf, wo sie erstorben schien, und drang allmählich weiter vor; die Völker hatten wieder einen Mittelpunkt gefunden, um den sie sich sammeln konnten, — welcher Gewinn! welcher Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit!

Allerdings lag in der Errichtung dieses neuen Kaiserthums die Gefahr, daß das kaum erwachte nationale Leben der europäischen Völker gewaltsam unterdrückt werden könnte. Denn wer will leugnen, daß auch dieses Imperium Gewaltthaten übte und sein Joch oft hart war? „Rottet das Volk der Redarier aus!" schrieb Otto der Große den sächsischen Fürsten. Auch hat es weder damals an Versuchen gefehlt, ein die freie Entwickelung der Nationen hemmendes Weltreich, dem römischen ähnlich, von Neuem zu gründen, noch in der Folge. Aber wir haben bereits gesehen, wohin solche Versuche führten, wie wenig Aussicht auf dauernden Erfolg sie hatten. Das deutsche Kaiserthum war nicht das römische, nicht das Karolingische, es konnte dauernd keinen Zwang üben, der dem deutschen Geiste zuwider ist; in Wahrheit förderte es, wenn auch wider Absicht und Willen, die Entwicklung der Nationalitäten mehr, als es sie hemmte.

Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sich gerade zur Zeit der ersten Kraftentwicklung dieses Kaiserthums neben ihm und zum Theil unter seinem Schutze über das ganze Abendland hin neue Staaten auf nationaler Grundlage erhoben, daß die meisten Völker Europas die Anfänge ihres selbstständigen staatlichen Lebens gerade in demselben Jahrhundert finden, das die Erneuerung des Kaiserthums sah? In der Anlehnung an die Ottonische Macht gewannen Mesco und Boleslaw die Möglichkeit ein polnisches Reich zu errichten. In der Verbindung mit der baierischen Gisela sah Waik ein Mittel zur Aufrichtung des Königthums unter den Ungarn, und Otto III. war es, der ihm die Königskrone senden ließ. Harald Blauzahn, der Verbündete Ottos I., legte die Grundlage eines Reichs, welches zuerst das ganze Dänemark umschloß. Damals erst bildete sich in den Tagen Edwards des Aeltern, des wackeren Athelstan und Edgar des Glücklichen die Einheit des englischen Reichs durch, zu spät freilich, um dauernd das erschlaffte Geschlecht der Angelsachsen zu kräftigen. Damals ergriffen die Capetinger das Scepter, die erste Dynastie jenseits des Rheins, welche ihren Thron auf nationaler Grundlage errichtete, mit der eigentlich erst ein französisches Reich beginnt; der Begründer desselben war ein Neffe Ottos des Großen, ein Enkel des sächsischen Heinrich. Welches Land hat das Joch der deutschen Herrschaft schwerer empfunden als Italien! Und doch fangen jetzt die Italiener selbst an zu bekennen, daß die Entwicklung ihrer Nationalität durch die Macht der Ottonen weit mehr gehoben als

niedergehalten ist. Das deutsche Kaiserthum war kein Regiment, das die Freiheit der Völker in Banden schlug.

Und endlich noch eine Frage: Wie hat sich überhaupt das Gesammtleben Europas seit jener Zeit entwickelt? Unfehlbar giebt es eine große gemeinsame Grundlage in Kirche, Staat und Bildung, auf der alles Kulturleben der abendländischen Welt ruht und die sich schon in den frühesten Berührungen zwischen den Germanen und Römern bildete, dann im Karolingischen Reich erweitert und befestigt wurde. Auf dieser gemeinsamen Grundlage haben sich verschiedenartige, besondere Staaten erbaut, mehr oder minder alle durch die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten bestimmt. Jedes kraftvolle Volk hat sich seine staatliche Existenz zum Theil frei nach seinen Bedürfnissen, zum Theil dem Zwange gebietender Umstände nachgebend, geschaffen und seine eigene Geschichte gewonnen. In bunter Mannigfaltigkeit laufen nun Interessen und Bestrebungen der verschiedensten Art in der historischen Bewegung neben und durch einander: aber die Bewegung wird doch immer geleitet von einem einzigen oder einigen wenigen Völkern, die sich durch große eigenthümliche Verdienste um die Welt den Principat errungen haben. Diese Entwicklung, die den Anfang einer neuen Zeit bezeichnet, die folgenreichste vielleicht, welche die Menschheit erfahren hat, beginnt mit der Zeit der Ottonen; das deutsche Volk war das erste, welches jenen Principat errang und ihn durch Jahrhunderte ruhmvoll allein zu behaupten wußte. In diesem Principat liegt die Bedeutung des deutschen Kaiserthums; die Continuität der weiteren Entwicklung des europäischen Lebens ist von demselben ausgegangen, hat sich an dasselbe angeschlossen. Kaum war ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen verflossen, als alle staatlichen Verhältnisse im Abendlande aufgelöst wurden, die Zukunft der Kirche auf das Aeußerste bedroht war. Nie ist seit Ottos Kaiserkrönung eine ähnliche Zerstörung über Europa gekommen; die großen Dinge gewannen seit jener Zeit einen gleichmäßigeren, stätigeren, nie mehr ganz unterbrochenen Gang; selbst die gewaltigsten Umwälzungen vermochten diesen im Ganzen nicht mehr aufzuhalten.

So liegen im zehnten Jahrhundert die Anfänge unseres deutschen Volkslebens, wie jener großen europäischen Entwicklung, in der wir noch heutigen Tages stehen: aber es sind Anfänge, und man suche bei ihnen nicht, was der Mitte oder dem Ende angehört. Leicht ist zu zeigen, worin jene Zeit arm und dürftig war; nicht allein die moderne

Welt, sondern selbst die späteren Jahrhunderte des Mittelalters haben sie an Reichthum der Lebensgestaltungen, wie an tieferen Strömungen geistigen Lebens weit übertroffen. Aber Kraft und Saft, eine Fülle ursprünglicher Triebe durchdringen dieselbe, und deshalb wendet sich das Auge, das sich einmal in sie vertieft hat, nur ungern von ihr ab. Wir sehen nicht den Herbst mit seinen Früchten, nicht den Sommer mit seinen Blüthen, noch den Lenz mit seinem frischen Blätterschmuck; es ist gleichsam die Zeit, wo die erste Saat sprießt und der Wald dem fernen Beschauer noch die dürren Aeste zeigt, der spähende Blick aber in der Nähe schon die vollen Blattknospen wahrnimmt, die um aufzubrechen nur eines warmen Sonenblicks harren.

Quellen und Beweise

zum

zweiten und dritten Buch.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel.[1])

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber.

Die Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts in den deutschen Ländern giebt ein treues Abbild der Zeitverhältnisse. Die Annalen, welche eine so reiche Quelle der Reichsgeschichte in der Karolingerzeit darbieten, hören mit dem Verfall derselben auf oder werden ganz dürftig. Die letzte Fortsetzung der Annalen von Fulda endet mit dem Jahre 901; ihr Verfasser ist ein Baier (M. G. I. 395—415)[2]). Die Chronik des Regino läuft mit dem Jahre 905 aus (M. G. I. 537—612. Uebersetzung von Dümmler in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. IX. Jahrh. 14. Band). Für die nächste Zeit haben wir nur sehr aphoristische Aufzeichnungen in einigen Klosterannalen, die sich überdies fast ganz auf die Provinzial-Geschichte beschränken. Am meisten verdanken wir Schwaben: eine Fortsetzung der Alamannischen Annalen, die im Kloster S. Gallen entstanden ist, führt bis zum Jahre 926 (M. G. I. 52—56), die kurzen Annalen von Weingarten bis zum Jahre 936 (M. G. I. 65—67). In Franken wurden unseres Wissens allein im Kloster Hersfeld damals annalistische Aufzeichnungen gemacht; sie sind in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr erhalten, doch ist ihr Inhalt dadurch aufbewahrt, daß sie mit geringen Aenderungen in spätere Annalen aufgenommen sind, namentlich in die Hildesheimer, Quedlinburger, Weißenburger, Ottobeuernschen und Altaicher Annalen, wie in das Geschichtswerk des Lambert von Hersfeld (M. G. III. 50—63 und V. 4). In Sachsen wurden nur die dürftigen Notizen der Korveier Annalen fortgeführt (M. G. III. 4). In ähnlicher Weise wurden in Baiern die älteren Salzburger Annalen fortgesetzt, doch sind auch ihre Nachrichten nur in späteren abgeleiteten Quellen erhalten, namentlich in den Annalen des Klosters Garsten und von S. Rudbert in Salzburg (M. G. IX. 565—567. 771. 772); andere kurze Aufzeichnungen sind in Regensburg gemacht, aber ebenfalls nicht in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen (Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores in dem M. G.

---

1) Die Uebersichten der Quellen und Hülfsmittel für den ersten und zweiten Band sind niedergeschrieben worden, ehe Wattenbach sein Werk „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" veröffentlichte. Später würden sie eine andere Gestalt erhalten haben; sie jetzt im Wesentlichen zu ändern, wäre um so bedenklicher, als Wattenbach selbst vielfach auf sie Bezug genommen hat.

2) Die große Sammlung unserer Geschichtsquellen von Pertz: Monumenta Germaniae historica ist so citirt, daß mit M. G. stets der betreffende Band der Geschichtsschreiber gemeint ist; die Bände der Gesetzsammlung sind bezeichnet mit M. G. Legg.

I. 94). Auch in Lothringen müssen einzelne Annalen noch unbedeutende Fortsetzungen erhalten haben, wie eine in den **Annalen des Klosters S. Maximin zu Trier** vorliegt (M. G. IV. 6. 7); auf solchen älteren Aufzeichnungen beruhen zum Theil die späteren lothringischen Annalen, besonders die um 960 begonnenen des **Klosters Lobbes**, die manche wichtige Notizen enthalten (M. G. II. 209—211), und eine um das Jahr 1000 gemachte Zusammenstellung, welche in die **Lütticher Annalen** (M. G. IV. 16) und ihnen verwandte Quellen übergegangen ist. Waitz, Göttinger Nachrichten 1870. S. 302—309. Die späteren Jahrbücher des Klosters Lobbes (M. G. IV. 16) sind nur eine Compilation von Lütticher und Weißenburger Annalen.

Die Geschichtsschreibung bleibt während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Deutschland die dürftigste, welche man sich vorstellen kann, aber gleich nach der Mitte desselben gewinnt sie mehr Leben. Dies giebt sich zuerst zu erkennen in **Reichenauer Annalen**, welche die älteren Alamannischen Annalen fortführen, jedoch schon über das provinzielle Interesse hinausgehen und wieder das ganze Reich in das Auge fassen. Wilhelm, der natürliche Sohn Ottos des Großen, hat sie entweder selbst aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen; sie enden mit dem Jahre 954, wo Wilhelm zum Erzbischofe von Mainz erhoben wurde (M. G. I. 68. 69 und Jaffé Bibl. III. 702—706). Etwa um dieselbe Zeit wurden in ähnlicher Weise die sogenannten **größeren Annalen von S. Gallen** angelegt, die sich ebenfalls an die Alamannischen anschließen und über ein Jahrhundert von verschiedenen Verfassern fortgesetzt sind (M. G. I. 78—85); auch entstanden die kurzen **Annalen von Köln** (M. G. I. 97—99).

Die Reichenauer und S. Galler Annalen überbietet dann weit **der Fortsetzer des Regino**, der erst um das Jahr 960 seine Jahrbücher begann, aber die frühere Zeit vom Jahre 907 nachholte (M. G. I. 614—629. VI. 620. Uebersetzung von Büdinger in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 1. Band). Die Person des Verfassers ist nicht bekannt, doch muß er Mönch im Kloster S. Maximin zu Trier gewesen sein; er stand dem nachherigen Erzbischof Adalbert von Magdeburg sehr nahe und durch diesen auch dem Erzbischof Wilhelm. Das Werk wurde nur bis zum Ende des Jahres 967 fortgeführt; da im Jahre 968 Adalbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde und auch sonst manche Zeichen auf ihn hinweisen, wäre es nicht unmöglich, daß er selbst unmittelbar an dem Werke betheiligt war [1]). Bis zum Jahre 938 beruhen die Aufzeichnungen fast allein auf den Reichenauer und Hersfelder Annalen, wie auf den älteren Jahrbüchern von S. Maximin. Auch später noch kann man diese Quellen verfolgen, aber die Erzählung wird ausführlicher und eingehender, besonders vom Jahre 961 an, wo sie bereits ganz original ist. Der Verfasser ist über die gleichzeitigen Vorgänge vortrefflich unterrichtet, selbst über die italischen Angelegenheiten, und erzählt wohl Vieles als Augenzeuge; die Sprache ist einfach und würdig. Ueber die besonders werthvolle Münchener Handschrift siehe Waitz, Göttinger Nachrichten 1871 S. 367—373.

Gleichzeitig entstanden in den außerdeutschen Ländern einige bemerkenswerthe

---

1) „Machinatione et consilio Wilhelmi archiepiscopi, licet meliora in eum confisus fuerit et nihil unquam in eum deliquerit" zum Jahr 961. Vergl. zum Jahr 962. Wer konnte leicht so in Adalberts Herz sehen? Dazu kommt die häufige Erwähnung der Abtei Weißenburg, der Adalbert eine Zeit lang als Abt vorstand, obgleich er eigentlich dem Kloster S. Maximin angehörte.

historische Werke, die auch für die Geschichte des deutschen Reichs nicht geringes Interesse darbieten. Der Domherr Flodoard von Reims schrieb seine Annalen, die vom Jahre 919 bis zum Jahre 966 reichen; sie verbreiten sich vielfach über die Verhältnisse des Westfrankenreichs zu der Herrschaft der Sachsen und sind besonders für die lothringischen Angelegenheiten eine ergiebige Quelle (M. G. III. 368—407). Flodoard giebt eine große Menge von Notizen, aber ohne den Zusammenhang der Dinge zu erklären: deshalb bleibt er oft dunkel und unverständlich; er ist jedoch ein zuverlässiger Gewährsmann und für die Chronologie jener Zeiten unentbehrlich. Ueberdies schrieb Flodoard eine Geschichte des Erzbisthums Reims, die an manchen Stellen die Geschichte des deutschen Reichs berührt; sie ist zum großen Theil gedruckt bei Bouquet, Recueil des historiens des Gaules et de la France. VIII. 154—175, vollständig in der Bibliotheca Patrum Lugd. XVII. 500 seq.

Wie die Bücher dieses gelehrten Franzosen der deutschen Geschichte zu Gute kamen, so das bald nachher entstandene Hauptwerk des gebildeten Italieners Liudprand, dem Otto an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte eröffnete und den er dann im Jahre 962 auf den Bischofsstuhl von Cremona erhob. Liudprand nannte sein Werk, das zum Theil in Frankfurt und in stetem Hinblick auf die eben sich glanzvoll erhebende Macht Ottos geschrieben ist, Buch der Vergeltung (Antapodosis), denn er wollte mit demselben für alles Leid, das ihm König Berengar und dessen Gemahlin zugefügt hatten, eine bittere Rache üben; abgefaßt ist es zwischen den Jahren 958—962. Liudprands Erzählungen berühren besonders die Geschichte Italiens, geben aber zugleich allgemeine Zeitgeschichte: sie bieten auch manche wichtige Nachrichten zur deutschen Geschichte dar, doch sind gerade diese mit besonderer Vorsicht zu benutzen, da Liudprand von den deutschen Dingen nur nach dem berichtet, was er zufällig an Ottos Hofe erzählen hörte, ohne näher mit den Verhältnissen vertraut zu sein. In sechs Büchern stellt Liudprand die Zustände vom Jahre 887 bis zum Jahre 950 dar, in den späteren Büchern meist seine eigenen Erlebnisse. Das Werk ist anziehend geschrieben, durchaus original und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers doch in dem rein Thatsächlichen meist zuverlässig. Es bleibt bei allen seinen Fehlern eine der bedeutendsten Geschichtsquellen des zehnten Jahrhunderts. Eine vortreffliche Ausgabe nach Liudprands eigener Handschrift besitzen wir von Pertz in seiner großen Sammlung (M. G. III. 273—339), nach der auch eine Handausgabe veranstaltet ist [1]). Uebersetzt ist die Antapodosis im Auszuge in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit (X. Jahrh. 2. Band) vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken; die Einleitung zur Uebersetzung rührt von Wattenbach her, der sich auch an der Bearbeitung betheiligt hat. Für die Kritik ist besonders wichtig: R. A. Köpke, de vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis (Berolini 1842). Eingehende kritische Untersuchungen geben E. Dändliker und J. J. Müller in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte Bd. I. (Leipzig 1871). Die Glaubwürdigkeit Liudprands ist besonders von Jos. Düret in den Geschichtsblättern aus der Schweiz I. 214 ff. 290 ff. und Fr. Liverani, Giovanni da Tossignano (Macerata 1859) angefochten worden.

Unter den frischen Eindrücken der Herstellung des abendländischen Kaiserthums nahm dann die Geschichtsschreibung in Deutschland den erfreulichsten Aufschwung. Gleichzeitig schrieben Widukind von Korvei, Hrotsvitha von Gandersheim und Ruotger von Köln; um das Jahr 968 sind Widukinds Sächsische Geschichten, Hrots-

1) Die zweite vermehrte Auflage der Handausgabe ist von Dümmler bearbeitet.

vithas Heldenlied von den Thaten Ottos, Ruotgers Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Brun beendigt worden.

Widukinds Werk, betitelt Res gestae Saxonicae, iſt für die deutſche Geſchichte des zehnten Jahrhunderts ohne alle Frage die vorzüglichſte Quellenſchrift. Nicht allein daß Widukind in den meiſten Fällen ſich wohlunterrichtet zeigt, er verſteht auch ſeine Zeit im Großen aufzufaſſen und ſtellt den chriſtlich-heroiſchen Charakter derſelben am treueſten dar. Seine Hauptaufgabe ſieht er in den Erzählungen von Ottos I. Thaten, denen das ganze zweite und dritte Buch ſeines Werkes gewidmet iſt, wie ein Anhang zum dritten Buche, den er bald nach dem Tode des Kaiſers hinzufügte. Aber er geht zugleich in die früheren Zeiten zurück, und wie er in Otto beſonders den Landsmann erblickt, der das Sachſenvolk auf den höchſten Gipfel der Ehre erhob, ſchickt er im erſten Buche die ältere Geſchichte der Sachſen und die Geſchichte König Heinrichs I. voran. Was er da erzählt, gehört, obwohl er mit älteren Geſchichtsquellen nicht unbekannt iſt, doch zum großen Theil der Sage an; erſt im zweiten Buch gewinnt die Darſtellung mehr und mehr einen ſtreng hiſtoriſchen Charakter; im dritten Buch iſt Widukind ein durchaus zuverläſſiger Gewährsmann. Obgleich er als Mönch in ſeinem Kloſter lebte, ſtand er den Dingen, die er erzählte, doch nicht ganz fern; er ſah zeitweiſe den Hof der Ottonen und widmete Mathilde, der Tochter Ottos des Großen, ſein Buch. Seine Darſtellung iſt anſchaulich, lebendig und warm, ohne daß er ſich jemals zu leidenſchaftlichen Urtheilen hinreißen ließe; ſein Vorbild iſt Salluſt, dem auch die Sprache mehr als dem Ausdruck der Vulgata nachgebildet iſt. Die Kürze, der er nachſtrebt, macht die Diktion oft dunkel, oder erſchwert mindeſtens die Uebertragung des Werks in eine andere Sprache. Leider beſitzen wir keine gleichzeitigen Handſchriften des Buchs, und der Text deſſelben erregt noch hier und da Anſtoß. Nach allen bekannten Hülfsmitteln hat Waitz Widukinds Werk in den M. G. III. 416—467 herausgegeben; von dieſem Text iſt auch eine Handausgabe veranſtaltet. Eine Ueberſetzung hat R. Schottin in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit. X. Jahrh. 6. Band geliefert; die Einleitung zu derſelben iſt von Wattenbach. Seine langjährigen Forſchungen über Widukind hat R. Köpke im erſten Bande ſeiner Ottoniſchen Studien (Berlin 1867) veröffentlicht; gegen die Annahme deſſelben, daß Widukinds Werk früher mehrfache Redactionen und dann eine durchgreifende Ueberarbeitung erfahren habe, richtet ſich J. Raaſe in ſeiner Inaugural-Diſſertation: Widukind von Korvei (Roſtock 1880).

Hrotsvitha dichtete, nachdem ſie ſich ſchon durch lateiniſche Kirchenlieder und ihre chriſtlichen Komödien einen Namen gemacht hatte, von dem jungen Otto II. aufgefordert, ihr Heldengedicht über die Thaten Kaiſer Ottos I. (Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris). Den Stoff gaben ihr Erzbiſchof Wilhelm, ihre Aebtiſſin Gerberge, die Tochter Heinrichs von Baiern und Nichte Ottos des Großen, nebſt anderen wohlunterrichteten Perſonen; die Form bildete ſie dem lateiniſchen Epos, beſonders den Werken des Virgil, jedoch in ziemlich freier Weiſe nach. Die poetiſche Form hat dem hiſtoriſchen Gehalt des Gedichts wenig geſchadet, mehr der Einfluß des Hofes. Hrotsvitha ſagt nicht Alles, was ſie weiß, und läßt abſichtlich Manches im Dunkeln. Aber nichtsdeſtoweniger iſt ihr Gedicht von großem Nutzen für die Geſchichte jener Zeit, und es muß ſehr bedauert werden, daß durch zwei große Lücken in der einzigen Handſchrift faſt die Hälfte des Werks untergegangen iſt. Das Erhaltene umfaßt die Geſchichte bis zum Anfange des Jahres 953; zwei Bruchſtücke beziehen ſich dann noch auf einzelne Begebenheiten der Jahre 957 und 962

und berühren summarisch die Geschichte bis zum Schluß des Jahres 967, d. h. bis zur Kaiserkrönung Ottos II. Ein etwas späteres Gedicht der Hrotsvitha über die Anfänge des Klosters Gandersheim (Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis) hat dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es sich über die frühere Familiengeschichte des Ottonischen Hauses beiläufig verbreitet. Beide Gedichte hat Pertz in den M. G. IV. 306–335 herausgegeben und nach diesem Text Th. G. Pfund übersetzt (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 5. Band); eine neue Ausgabe sämmtlicher Werke der Hrotsvitha ist von K. A. Barak (Nürnberg 1858) veranstaltet worden. Man vergl. Franz Löher, Hrotsvitha und ihre Zeit in den Wissenschaftlichen Vorträgen, gehalten zu München im Winter 1858. S. 467 ff. und R. Köpkes vortreffliche Arbeiten über Hrotsvitha in dem zweiten Band der Ottonischen Studien (Berlin 1869). Gegen Köpkes Ansicht, daß Widukind bereits das Gedicht der Gandersheimer Nonne auf Otto I. benutzt habe, trat Waitz in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. IX. 335–342 auf. Bruno Zint, Ueber Roswithas Carmen de gestis Oddonis (Königsberg 1875) sucht nachzuweisen, daß in demselben die Antapodosis des Liudprand benutzt sei.

Ruotger betrat gleichzeitig die schon zur Karolingerzeit eröffnete Bahn biographischer Darstellungen in seinem Leben des Erzbischofs Brun von Köln. Er schrieb auf den Wunsch von Bruns Nachfolger Folkmar, der seinem ausgezeichneten Vorgänger keinen besseren Biographen wählen konnte. Denn Ruotger hatte in vertrauter Freundschaft mit Brun gestanden und die ganze Bedeutung des Mannes erfaßt. Zugleich besaß er die nothwendige Bildung, um in würdiger Weise seinem großen Freunde ein Denkmal zu errichten. Ruotger kennt die Alten, aber er schließt sich mehr an die kirchliche Sprache an, ohne jedoch dabei in eine salbungsvolle Breite zu verfallen; man möchte vielmehr seinem Ausdruck oft größere Deutlichkeit und Ausführlichkeit wünschen. Das Werk ist für die Kirchen- und Reichsgeschichte, wie für die Sittengeschichte Deutschlands gleich wichtig. Man vergleiche J. Dierauer, Ruotger und der Aufstand von 963 in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte Bd. II. (Leipzig 1871) S. 1—50. Leider besitzen wir keine gleichzeitige Handschrift, und der Text ist an manchen Stellen verderbt. Pertz hat Ruotgers Werk in den M. G. III. 254–275 [1]) herausgegeben und auch eine Handausgabe veranstaltet; übersetzt ist dasselbe von J. v. Jasmund in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 3. Band.

Indessen hatte auch Liudprand ganz seine Feder dem großen Kaiser gewidmet und sein Buch von den Thaten Kaiser Ottos des Großen abgefaßt (Liber de rebus gestis Ottonis Magni imperatoris). Es umfaßt die Geschichte vom Jahre 960 bis zum Juni 964 und ist unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten, in die Liudprand selbst handelnd eingriff, geschrieben; vollendet ist es nicht, mitten im Satze bricht die Darstellung ab in der eigenen Handschrift des Verfassers, die wir noch in München besitzen. Die Höhe des Gegenstandes erhebt hier Liudprand fast über sich selbst; dieses Buch ist leidenschaftsloser und würdiger abgefaßt, als Alles, was sonst aus seiner Feder geflossen ist. Die letzte Schrift Liudprands, der Bericht über seine Gesandtschaft nach Constantinopel an den Kaiser

1) Varianten mitgetheilt von B. Simson im Archiv für Geschichte des Niederrheins VII. 167–172. Entlehnungen Ruotgers aus alten Dichtern weist Dümmler nach in den Forschungen zur deutschen Geschichte XII. S. 445. 446. Man vergleiche auch J. P. Peiffer, Historisch-kritische Beiträge zur Geschichte Bruns I. (Aachen 1870) S. 8–13.

(Relatio de legatione Constantinopolitana), wurde noch auf der Rückreise im Anfange des Jahres 970 niedergeschrieben; sie ist voll von den anziehendsten Einzelnheiten, aber zeigt den alten Liudprand noch ebenso jähzornig und schmähsüchtig, als er vordem war. Leider liegt auch diese Schrift, von der wir keine Handschrift haben, uns nicht ganz vollendet vor, und der Text ist sehr verderbt. Beide Bücher Liudprands sind für die deutsche Geschichte von dem höchsten Werthe; herausgegeben sind sie von Pertz in den M. G. III. 340—363, auch in die Handausgabe [1]) aufgenommen und vollständig übersetzt vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 2. Band.

An Liudprand schließen sich zunächst zwei italische Chroniken an, die mittelbar die Geschichte Ottos des Großen berühren. Es ist die zuerst von Pertz entdeckte und herausgegebene Chronik des Benedict, eines Mönchs aus dem Andreaskloster auf dem Soracte bei Rom, und die Chronik von Salerno. Die Chronik des Benedict (M. G. III. 695—722) giebt die wichtigsten Aufschlüsse über die Stadtgeschichte Roms im zehnten Jahrhundert; was über die früheren Zeiten anderen Quellen nacherzählt wird, ist im Ganzen werthlos. Benutzt ist bereits eine sehr wichtige kleine Schrift über die Kaiserrechte in Rom, die um das Jahr 950 geschrieben ist (De imperatoria potestate in urbe Roma libellus. M. G. III. 719—722; über dieselbe vergleiche Wilmans in Rankes Jahrbüchern II. 2. S. 238 und J. Jung in den Forschungen zur deutschen Geschichte XIV. 409—456 [2]), wie eine zu Rom damals angelegte Fortsetzung jener Sammlung von Papstleben, die man dem Bibliothekar Anastasius zuzuschreiben pflegt [3]). Was Benedict aus eigener Kenntniß hinzufügt, verdient im Allgemeinen Glauben, wie die Vergleichung mit Liudprand erweist. Die Form der Schrift verräth eine unglaubliche geistige Rohheit und zeigt zugleich den Kampf des Lateinischen mit der sich ausbildenden italischen Vulgärsprache. Benedict schrieb um das Jahr 970; wenige Jahre später der uns unbekannte Verfasser der Chronik von Salerno, dessen Werk bis zum Jahre 974 reicht. Wir verdanken dem Salernitaner viele nützliche Nachrichten, besonders über die unteritalischen Kriege Ottos I.; seine Darstellungskunst erhebt sich allerdings über die des Benedict, doch nicht allzu hoch. Die Chronik von Salerno ist von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 467—571; übersetzt sind einzelne Bruchstücke aus ihr und dem Benedict von Otto Abel in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. VIII. Jahrh. 4. Band (zweite Auflage, besorgt von R. Jacobi).

Inzwischen wurden in Deutschland die begonnenen Korveier, S. Galler und Hersfelder Annalen fortgesetzt, von denen namentlich die letzten reichhaltiger werden. Am ausführlichsten geben den Text der Hersfeldenses von 972—983 die Altaicher Annalen wieder (G. M. XX. 787—789). Auch einige neue Annalen entstanden damals, wie die Annalen von Kloster Einsiedeln, deren

1) In der zweiten Auflage der Handausgabe, von Dümmler besorgt, sind mehrere verderbte Stellen emendirt.

2) Jung nimmt an, daß die Schrift besonders auf Ravennatischer Ueberlieferung beruhe und der Verfasser die Herstellung eines Einheitstaates in Italien vor Augen gehabt habe.

3) Die allmähliche Entstehung der Fortsetzung des Liber pontificalis, die sich im Codex Vaticanus Nr. 3762 findet, ist durch eine florentinische Handschrift, die schon mit Johann XIII. endet, dann durch den Papstkatalog bei Eckhart (Corp. hist. II. 1639. 1640) und den Codex Estensis (Muratori Script. rer. Ital. III, 2. p. 328. 529) erwiesen. Eine Zusammenstellung des Materials findet sich bei Watterich, Pontificum Romanorum Vitae (Lipsiae 1862) T. I. p. 27 seq.

erster originaler Theil um das Jahr 966 geschrieben ist (M. G. III. 142. 143). Eine Fortsetzung der Annalen des Floboard ist für die lothringische Geschichte der Jahre 976–978 wichtig (M. G. III. 407. 408).

Die Thaten Ottos II. waren zu wenig von dauernden Erfolgen begleitet, als daß sie der Geschichtsschreibung hätten erheblichen Stoff bieten können; sie lebte noch in den Tagen Ottos des Großen und wandte sich jetzt mit Vorliebe der Biographie zu. Es sind die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, des Abts Johann von Gorze und des Bischofs Ulrich von Augsburg, die hier vorzugsweise Aufmerksamkeit verdienen.

Die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, welche Köpke in einer Göttinger Handschrift des vorigen Jahrhunderts entdeckt und in den M. G. X. 575–582 herausgegeben hat, weist er selbst der Zeit Ottos III. zu, doch sprechen überwiegende Gründe dafür, daß sie bereits im Jahre 974 unter Otto II. geschrieben ist. Köpke stützt sich vornehmlich darauf, daß die an einen Kaiser Otto gerichtete Dedikation des Werks diesem eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung nachrühmt und daß in einer Stelle (cap. 4) der Wunsch ausgedrückt wird, der Kaiser möchte nicht ohne einen männlichen Erben bleiben. Aber dieser Wunsch findet in gleicher Weise, wenn man die Schrift in das Jahr 974 setzt, bei Otto II. seine naheliegende Erklärung, dem erst nach längerer Ehe im Jahre 980 ein Sohn geboren wurde; ingleichen wird Ottos II. wissenschaftliche Bildung von allen Zeitgenossen gepriesen, vor Allem von Hrotsvitha und Gerbert. Nun gewinnt aber die schöne Stelle im vierten Kapitel erst in Beziehung auf die Streitigkeiten zwischen Otto II. und seinem Vetter Heinrich von Baiern ihr volles Licht. Ferner findet sich im zehnten Kapitel eine Weissagung der Mathilde, die sich auf Otto II. bezieht und in der späteren Umarbeitung absichtlich unterdrückt ist. Endlich spricht die Dedikation eigentlich nicht sowohl von einem Leben der Mathilde, als von einer Geschichte der Vorfahren des Kaisers überhaupt: das Buch geht aber bis auf den Tod Ottos I. und die Thronbesteigung Ottos II. und schließt mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß dieser Vater und Großvater nicht unähnlich sei (quem paternae avitaeque non imparem *credimus* virtutis). Hiernach scheint das Buch schon in der ersten Zeit Ottos II. entstanden zu sein, bis in welche es unmittelbar hinabreicht; offenbar gewinnt es nur an Bedeutung, wenn es schon sechs Jahre nach dem Tode der Königin geschrieben wurde. Obwohl Köpke seine Ansicht in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI. 147—171 noch einmal zu begründen gesucht hat, wird das Buch doch meist jetzt in die Zeit Ottos II. versetzt. Daß es in Nordhausen entstanden ist, zeigt die Erzählung cap. 14—16 und die öftere Erwähnung der Aebtissin Rikburg, die das wichtigste Material dargeboten haben wird; es wäre auch nicht unmöglich, daß eine Nordhäuser Nonne die Schrift abgefaßt hätte. Sollte dies der Fall sein, so müßte die Verfasserin freilich ihrer Bildung nach tief unter einer Hrotsvitha gestanden haben; denn so interessant der Inhalt, so ungeschickt ist die Form des Buches. Jaffé hat nachgewiesen, daß es zum großen Theil ein Cento aus Virgil, Sulpicius Severus und Venantius Fortunatus und deshalb für die Geschichte nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Aesthetische und vorzüglich höfische Rücksichten führten unter Heinrich II. um 1010 zu einer vollständigen Umarbeitung dieser Lebensbeschreibung. Denn daß die jüngere Biographie der Mathilde nicht unmittelbar aus der oben erwähnten, sondern beide gemeinsam aus älteren gereimten Berichten geflossen seien, wie Fr. v. Löher in den Gelehrten Anzeigen der K. baierischen Akademie der Wissenschaften 1857 Nr. 49. 50 zu zeigen versucht hat, ist schwerlich anzunehmen.

Der unbekannte Verfasser der Umarbeitung hat nicht nur stilistisch das ältere Werk völlig umgestaltet, sondern auch manche neue anziehende Nachricht hinzugefügt. Er zeigt sich gut unterrichtet und muß mit dem Kloster in Nordhausen in naher Verbindung gestanden haben, doch erfüllt das sichtliche Bestreben, die Person Heinrichs von Baiern, die in der älteren Arbeit ganz zurücktritt, mehr in den Vordergrund zu stellen, mit Mißtrauen. Das literarische Verdienst dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht gering anzuschlagen. Herausgegeben ist sie von Pertz in den M. G. IV. 283—302. Eine Uebersetzung der älteren Biographie mit den wichtigsten Zusätzen der späteren hat Jaffé in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 4. Band geliefert und mit einer gehaltreichen Einleitung begleitet. Man vergl. auch E. G. Förstemann, de vita Mathildis (1838) und Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1852. Nr. 13[1]).

Das Leben des Abts Johann von Gorze ist die sehr ausführliche Arbeit eines seiner jüngeren Freunde, des Abts Johann vom Arnulfskloster zu Metz. Schon im Jahre 978 war ein erheblicher Theil der Arbeit vollendet, der Verfasser ließ sie aber dann liegen und nahm sie erst auf den Zuspruch des bekannten Bischofs Dietrich von Metz und des Bischofs Folkmar von Utrecht wieder auf. Der größte Theil ist um das Jahr 980, wie es scheint, geschrieben und das Ganze wahrscheinlich nie vollendet worden, wenigstens fehlt uns der Schluß des Buchs; das Erhaltene reicht nur bis zum Jahre 956. Für Kirchen- und Sittengeschichte der Zeit ist diese Arbeit eine ergiebige Fundgrube; für die Reichsgeschichte hat sie besonders Interesse durch den aufgenommenen Bericht über die Gesandtschaftsreise Johanns von Gorze nach Cordova. Die Darstellung ist der des Ruotger verwandt. Nach der einzigen, sehr verletzten Handschrift hat Pertz die Ausgabe in den M. G. IV. 337—377 besorgt.

Das Leben des heiligen Ulrich von Augsburg ist von einem seiner Kleriker, dem Priester Gerhard, geschrieben, der dem trefflichen Manne ziemlich nahe gestanden zu haben scheint und sich überall gut unterrichtet zeigt. Gerhard schrieb bald nach dem Jahre 982 und hat auch das Leben von Ulrichs Nachfolger Heinrich in sein Werk hineingezogen, so daß die ganze Arbeit den Zeitraum von 890—982 umfaßt, sie ist reich an Beiträgen zur Kirchen- und Sittengeschichte, enthält aber auch für die Reichsgeschichte sehr brauchbares Material, z. B. manches sonst unbekannte Detail über den Krieg Ottos I. mit seinen Söhnen, die Ungarnschlacht im Jahre 955 und die inneren Kriege unter Otto II. Die Darstellung besitzt gerade nicht hervorstechende Vorzüge, ist aber doch klar und verständlich. Herausgegeben ist Gerhards Arbeit von Waitz in den M. G. IV. 381—419. Noch in demselben Jahrhundert begann Bischof Gebhard von Augsburg ein neues Leben Ulrichs, welches unvollendet blieb und im folgenden Jahrhundert unternahm ein drittes der Reichenauer Abt Berno; Arbeiten, die nur aus Gerhards Buch geschöpft und historisch werthlos sind. Vergl. J. Koch, Geschichte und Cult des heiligen Ulrich (Halle 1875) S. 6 ff.

In der Zeit Ottos III. kamen die Hersfelder Annalen zum Abschluß; das

1) Heerwagen hat in einem interessanten Aufsatz in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. 369—384 zahlreiche Entlehnungen der beiden Biographen aus älteren Schriftwerken nachgewiesen und Emendationen zu der älteren Biographie gemacht; Nachträge bei Jaffé a. a. O. IX. 343—345. Varianten zur jüngeren Biographie theilt B. Simson im Archiv für Geschichte des Niederrheins VII. 159—162 mit.

Werk wurde aber bald in Hildesheim aufgenommen und fortgesetzt. Bis zum Jahre 994 sind die Hildesheimer Annalen von einer Hand geschrieben; eine andere Hand setzte sie fort bis zum Jahre 997, eine dritte fügte Notizen zum Jahre 998 hinzu.[1]) Gleichfalls im Anschluß an die Hersfelder Arbeit entstanden gleichzeitig die Quedlinburger Annalen, eine der ergiebigsten und zuverlässigsten Geschichtsquellen für die Regierung Ottos III. Der Verfasser derselben — bis zum Jahre 1016 scheint das Werk von einer Hand herzurühren[2]) — spricht bereits im Jahre 993 als Zeitgenosse. Quedlinburg war damals so oft der Sitz des kaiserlichen Hofs, daß es nicht schwer fallen konnte ein reiches Material dort zu sammeln: das hat der Verfasser gethan und es zugleich verständig verarbeitet. Er schreibt lebendig und mit warmem Interesse für die kaiserliche Familie, doch ist der Stil oft gesucht.[3]) Die Quedlinburger Annalen, von denen keine alte Handschrift erhalten ist, haben vom Jahre 961 bis z. J. 983 eine Lücke, die sich indessen größtentheils aus einem späteren Werke, welches wörtlich diese Annalen auszuschreiben pflegt, herstellen läßt. Es sind die gegen Ende des zwölften Jahrhunderts abgefaßten Magdeburger Annalen (M. G. XVI. 105—196), deren Verfasser ein Mönch im Kloster Bergen war und früher mit dem Namen des Chronographus Saxo bezeichnet wurde. Die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen sind von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 62—93. Eine besondere Handausgabe der Hildesheimer Annalen verdankt man Waitz (1878). Eine Uebersetzung der Quedlinburger Quellen hat E. Winkelmann in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. Band 9 veröffentlicht. Etwa gleichzeitig mit den Quedlinburger Annalen entstand auch eine Gründungsgeschichte von Magdeburg, aus der wir größere Stücke in der späteren Magdeburger Chronik und den eben genannten Magdeburger Annalen besitzen.[4]) Vergl. L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten III. 304; van Hout, de chronico Magdeburgensi (Bonnae 1867); C. Günther, Chronik des Magdeburger Erzbisthums (Göttingen 1871).

Die sächsische Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts schloß gleichsam die Chronik des Thietmar ab. Thietmar, von väterlicher Seite dem Geschlechte der Grafen von Walbeck, durch seine Mutter dem Hause der Stader Grafen angehörend, durch beide der kaiserlichen Familie und den sächsischen Herzogen verwandt, wurde im Jahre 976 geboren und verlebte seine Jugend theils zu Quedlinburg, theils in Magdeburg, wo er unter die Domherren des Morizstifts aufgenommen wurde. Im Jahre 1002 wurde er zum Probst in dem von seiner Familie gestifteten Kloster Walbeck eingesetzt, dann im Jahre 1009 von Heinrich II. zum Bischof von Merseburg erhoben und stand der dortigen Kirche bis zu seinem Tode im Jahre 1019 vor. Erst als Bischof begann er sein Geschichtswerk, dessen erste vier Bücher, die hier allein in Betracht kommen, vor dem Jahr 1012 beendigt sind. Heinrich I. und die drei Ottonen sind jeder in einem besonderen Buche behandelt. Die drei ersten Bücher beruhen großentheils auf noch jetzt zugänglichem Material, namentlich

1) Die weiter folgenden Stücke in der Pariser Handschrift sind nicht Original, sondern aus späteren Annalen des Klosters entnommen. Die Geschichte der letzten Jahre Ottos III. gehört bereits einem größeren Abschnitte an, welcher erst in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts niedergeschrieben ist, wie Breßlau im Neuen Archiv II. S. 541 ff. gezeigt hat.

2) Vergl. Usinger in den Forschungen zur deutschen Geschichte IX. 346—360.

3) Ueber die Quellen der Quedlinburger Annalen bis zum Jahre 973 handelt H. Detmer, Otto II. bis zum Tode seines Vaters (Leipzig 1878) S. 77 folg.

4) Soviel scheint allgemein angenommen, darüber hinaus ist viel Widerspruch der Meinungen.

auf Widukind, Ruotger, den Hersfelder Annalen, dem Leben der Mathilde und des Bischofs Ulrich von Augsburg; Einiges hat Thietmar aus seiner reichen Familientradition und aus Urkunden hinzugefügt, aber der Gewinn ist doch im Ganzen nicht erheblich. Bei weitem wichtiger ist das vierte, der Regierung Ottos III. gewidmete Buch, wo Thietmar freilich auch noch zum Theil uns bekannten Quellen folgt, wie den Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, aber doch auch viel Neues giebt, indem er theils nach den Erzählungen von Augenzeugen berichtet, theils eigene Jugenderlebnisse mittheilt. Thietmar war ein fleißiger Sammler, aber er verstand es nicht einmal den reichen Stoff chronologisch zu ordnen, geschweige denn ihn verständig zu bearbeiten; seine Darstellung, die auch nach Seiten der Diktion hin vielfachen Anstoß gewährt, empfiehlt sich allein durch die Wärme seines Gefühls für die vaterländische Geschichte und die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, die überall durchscheint. Thietmar hat nirgends absichtlich die Geschichte entstellt, aber sehr oft aus Unkenntniß und Flüchtigkeit gefehlt, so daß man ihm nur mit Vorsicht folgen darf. Dies gilt besonders von der ersten Hälfte seines Werks; von der zweiten, wo er die Ereignisse seiner Zeit als ein wohlunterrichteter und meist unbefangener Zeuge fast mit der Ausführlichkeit eines Tagebuchs berichtet, ist im zweiten Bande zu sprechen. Wir besitzen Thietmars Chronik in einer von ihm selbst corrigirten Handschrift, die aber leider mehrere Lücken hat; nach diesem Exemplar hat Lappenberg die Herausgabe in den M. G. III. 733—871 besorgt und an den lückenhaften Stellen eine jüngere Handschrift hinzugezogen. Uebersetzt ist die Chronik von Laurent in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. XI. Jahrh. Band 1 und diese Uebersetzung von einem Vorwort Lappenbergs begleitet; die zweite Auflage ist besorgt von J. Strzebitzki. Ueber die Quellen Thietmars handelt J. Strzebitzki: Thietmarus, quibus fontibus usus sit (Regimonti 1870). Man vergleiche auch einen Aufsatz desselben Verfassers: Zur Kritik Thietmars von Merseburg in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XIV. S. 349 ff.

Während die Geschichtsschreibung in den sächsischen Klöstern und Stiften selten bei den lokalen Ereignissen stehen bleibt, sondern sich meist unmittelbar auf Kaiser und Reich wendet, tragen die gleichzeitigen Versuche lothringischer Mönche in der Geschichtsschreibung überwiegend einen provinziellen Charakter. Besonders tritt das Kloster Lobbes vor. Schon vor 980 begann hier der spätere Abt Heriger eine Geschichte der Bisthümer Tongern, Mastricht und Lüttich, die er aber nicht bis auf seine Zeit fortführen konnte und die erst nach 1050 in dem Mönch Anselm ihren Vollender fand (Gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium M. G. VII. 161—234). Um 980 entstand daselbst die Geschichte der Aebte des Klosters Lobbes, von dem damaligen Abt Folkuin geschrieben, eine vielfach interessante Schrift, obwohl sie die Kaisergeschichte kaum berührt (Folcuini Gesta abbatum Lobiensium. M. G. IV. 54—74). Bis 982 wurden die alten Annales Lobienses fortgesetzt (M. G. II. 209—211) und um d. J. 1000 in Lüttich aus älteren lothringischen Quellen Annalen zusammengestellt [1]), die nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorliegen, aber in späteren Ableitungen vorhanden sind. Vergleiche oben S. 778. Dann tritt uns in dem Kloster des h. Symphorian bei Metz eine verwandte Richtung auf historische Arbeiten entgegen. Um das Jahr 1015 schrieb der dortige Abt Constantin eine Lebensbeschreibung des Bischofs Adalbero II. von Metz, die manches Nützliche für die lothrin-

1) Vergl. Annales Leodienses zum Jahre 866 und 872 und Annales Laubienses zum Jahre 867.

gische Geschichte des zehnten Jahrhunderts enthält (M. G. IV. 659–672); in gleichem Sinne und ähnlicher Weise faßte Alpert, ein Mönch desselben Klosters, im nächsten Jahrzehent zwei Geschichtswerke ab. Das erste, eine Geschichte der Metzer Bischöfe, widmete er dem Abte Constantin; von demselben ist indessen nur ein Bruchstück erhalten, welches die Geschichte des Bischofs Dietrich betrifft und für die Ottonische Zeit von einigem Belang ist (M. G. IV. 697–700). Das andere Werk Alperts, das er dem Bischof Burchard von Worms widmete und „de diversitate temporum“ betitelte, hat fast nur für die lothringische Geschichte Bedeutung. Nach der Ausgabe in den M. G. IV. 700–723 ist der Text dieses Buchs abermals bearbeitet und mit einer Uebersetzung und einem geschichtlichen Commentar herausgegeben von A. Dederich (Münster 1859).

Das letzte Decennium des zehnten Jahrhunderts und die beiden ersten des folgenden sind arm an biographischen Darstellungen, die von Deutschen herrühren und auf deutsche Verhältnisse Bezug haben. Erst in der Zeit von 1020–1030 wurden wieder zwei Biographien geschrieben, die an sich von großer Bedeutung sind und zugleich für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts noch wichtige Beiträge liefern. Es sind die Biographien des Bischofs Bernward von Hildesheim und des Bischofs Burchard von Worms. Bernwards Leben rührt von dessen Lehrer Thankmar her, der ihn von Jugend auf mit großer Aufmerksamkeit und Treue begleitet und ihm in den wichtigsten Geschäften gedient hatte. Thankmar ist daher vortrefflich unterrichtet, und da er nun überdies seinen Stoff gut darzustellen weiß, hat er ein Werk geliefert, das man recht wohl dem des Ruotger an die Seite setzen kann. Der sehr gut erhaltene Text ist von Pertz in den M. G. IV. 757–781 herausgegeben; eine Uebersetzung hat H. Hüffer in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. Band 2 geliefert und eine unterrichtende Einleitung hinzugefügt. Das Leben des Bischofs Burchard von Worms ist etwas später entstanden; der Verfasser, dessen Name uns unbekannt geblieben ist, war ein Kleriker, der Burchard nahe gestanden hatte und mindestens von dessen späteren Jahren gute Kunde besaß. An die Bedeutung von Thankmars Werk reicht diese Biographie nicht hinan, aber sie enthält doch viele gute Nachrichten, und die neue Ausgabe derselben in den M. G. IV. 830–846 von Waitz ist um so dankenswerther, als es bis dahin nur einen sehr seltenen Druck gab; es ist zu bedauern, daß sich keine einzige Handschrift des nützlichen Buchs mehr hat auffinden lassen.

Bei den universellen Tendenzen, die Otto III. verfolgte, und dem gewaltigen Einfluß, den Ausländer auf ihn übten, muß die außerdeutsche Literatur auch für die Geschichte Deutschlands zu dieser Zeit ein besonderes Interesse gewinnen. Vor Allem sind es zwei Gruppen von literarischen Erzeugnissen, die hier bedeutsam hervortreten: 1) die Schriften, die von Gerbert ausgehen und sich an seine Person anschließen; 2) die Lebensbeschreibungen des h. Nilus und des von seinem Geiste berührten h. Adalbert.

Die Schriften Gerberts sind 1867 von A. Olleris in einer Gesammtausgabe[1]) publicirt worden (Clermont und Paris). Unter denselben bieten für die Geschichte der deutschen Kaiserzeit besonders die Briefe, etwa 220 an der Zahl, In-

1) Olleris giebt auch die Gerbert beigelegte Schrift de informatione episcoporum, aber er erhebt mit gutem Grund Zweifel an der Echtheit derselben (p. CLXIV); ich habe mich deshalb nicht mehr, wie früher, auf diese Schrift berufen. Sie ist dem heiligen Ambrosius untergeschoben und scheint aus den Kreisen der Cluniacenser zu stammen; um die Mitte des zehnten Jahrhunderts wird sie entstanden sein. Man vergl. jetzt auch J. Harttung im Neuen Archiv I. 587 ff.

teresse. Leider ist das zehnte Jahrhunderte arm an ähnlichen Briefsammlungen[1], die für spätere Zeiten Hauptquellen werden; um so größer ist für uns Werth und Bedeutung dieser Gerbertschen Sammlung. Durch sie erlangen wir nicht allein für die Geschichte vom Jahre 980 an bis zum Jahre 1002 äußerst wichtige, meist ganz unbekannte Nachrichten, sondern es gelingt uns auch unmittelbar in das innere Treiben der handelnden Personen einen Blick zu werfen; wir treten dem Werden der Ereignisse hier näher, als es uns sonst meist vergönnt ist. Eine im Ganzen vollständige Ausgabe der Gerbertschen Briefe veranstaltete zuerst Du Chesne (Historiae Francorum scriptores II. 789–844); sie umfaßt die Hauptsammlung von 161 Stücken, der Mehrzahl nach aus der Zeit vor Gerberts Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims, und einem Anhang von 55 Briefen, meist der späteren Zeit angehörig. Den sehr wichtigen Brief an den Bischof Widerold von Straßburg hat dann Mansi (Collectio conciliorum XIX. 153—166) und zwei früher unbekannte Briefe Höfler (Die deutschen Päpste I. 330) aus der Bamberger Handschrift des Richer hinzugefügt. Olleris hat alle diese Stücke vereinigt[2]) und mit zwei neuen aus einer Leydener Handschrift vermehrt, deren Vergleichung auch manche Verbesserungen des früheren Textes ergab. Die Erklärung und chronologische Bestimmung der einzelnen Stücke der Sammlung bietet große Schwierigkeiten dar; viel ist dafür von Mabillon geschehen, bei weitem mehr von Wilmans in seinem ausgezeichneten Excurs in Rankes Jahrbüchern des deutschen Reichs II. 2 S. 141—175; Olleris hat eine neue chronologische Anordnung der Briefe unternommen, bei der er sich aber von willkürlichen Annahmen nicht frei erhalten hat. Ich citire deshalb nach der Ausgabe von Du Chesne, dessen Bezeichnungen der einzelnen Stücke auch bei Olleris p. 597 leicht aufzufinden sind. Von nicht geringer Bedeutung sind ferner die Geschichte der Synode von S. Bâle bei Reims im Jahre 991, aus Gerberts Feder geflossen, der durch das Auftreten der französischen Bischöfe veranlaßte Brief des päpstlichen Legaten Leo an König Hugo Capet und seinen Sohn Robert, die von Gerbert aufgezeichneten Verhandlungen der Synode von Mouzon im Jahre 995 und seine Vertheidigungsrede auf der Synode von Causejum; diese Schriften sind sämmtlich von Pertz in den M. G. III. 658—693 herausgegeben und auch bei Olleris aufgenommen. Gerbert zugeeignet und auf seine Veranlassung entstanden ist ferner das Geschichtswerk des Richer, das Pertz im Jahre 1833 in der Originalhandschrift zu Bamberg aufgefunden und in den M. G. III. 568—657 zuerst herausgegeben hat. Richer, ein Mönch von S. Remy und Schüler Gerberts, schrieb in der Zeit von 995—998 sein Buch, mit dem die nationale Geschichtsschreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt. Er sieht nämlich in dem gallischen Lande und Volke bereits eine politisch und kirchlich in sich abgeschlossene Einheit, und die Richtung seines Buchs berührt sich wesentlich mit den Bestrebungen, welche das Königthum der Capetinger hervorriefen. Richer hat seine Arbeit nur bis zum Jahre 995 fortgeführt: wir besitzen aber am Schluß noch einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 998, die wahrscheinlich ihm als

1) Die Briefe des Bischofs Atto von Vercelli (Attonis opera ed. Burontius. Vercellis 1768) und die Briefe des Bischofs Rather von Verona (Ratherii opera edd. fratres Ballerinii. Veronae 1765) haben überwiegend ein theologisches Interesse, doch geben auch sie einige wichtige Beiträge zur Geschichte der Zeit, namentlich in Bezug auf die lombardischen Angelegenheiten.

2) Nicht eingeordnet hat Olleris drei Briefe, welche Bignier in der Bibliothèque historiale (Paris 1687) publicirte, weil er dieselben, gewiß mit Unrecht, für apokryph hält; sie finden sich aber in seinen Noten p. 543, 546, 547.

Material zu einer weiteren Fortsetzung dienen sollten. Das Werk knüpft an die Annalen des Hinkmar an, benutzt die Jahrbücher des Flodoard und die Schriften Gerberts über die französischen Kirchenversammlungen der Zeit; im Uebrigen ist es selbstständig und zum Theil von großem Werthe. Richer besaß einen scharfen und durchdringenden Blick in die allgemeinen Zeitverhältnisse, er war durch Gerbert mit den wichtigsten Dingen bekannt und hatte eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Ausbildung für die historische Darstellung gewonnen. Den Werth seines Buchs verringern aber Ruhmredigkeit, Nationalstolz, Flüchtigkeit in der Benutzung seiner Quellen, ja selbst absichtliche Entstellung der Wahrheit; auch ist seine Darstellung von Künstelei und Effekthascherei nicht freizusprechen. Von dem Text der M. G. ist eine Handausgabe veranstaltet, deren zweite, mehrfach verbesserte Auflage (1877) Waitz besorgt hat; übersetzt ist Richer vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrhundert 10. Band und diese Uebersetzung von einer Einleitung Wattenbachs begleitet. Zur Kritik Richers findet sich gutes Material bei Reimann, de Richeri vita et scriptis (Olsnae 1845). Vergl. auch K. Wittich in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. III. S. 107 ff.

Die zweite Gruppe führt nach Italien. Das Leben des h. Nilus ist von einem seiner Schüler und Zeitgenossen in griechischer Sprache geschrieben; das Werk, für die Sitten- und Kirchengeschichte Italiens voll der anziehendsten Einzelnheiten, bietet auch zu der Charakteristik Ottos III. wichtige Beiträge. Vollständig und von einer lateinischen Uebersetzung begleitet, enthalten es die Acta sanctorum. Sept. VII. 336; Auszüge finden sich in den M. G. IV. 616—618. Noch bedeutender für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind die drei Lebensbeschreibungen des h. Adalbert, die bald nach seinem Märtyrertode entstanden. Die älteste und kürzeste, die nur den Tod Adalberts ausführlicher erzählt, ist von einem slawischen Verfasser, wahrscheinlich einem Mönch im Kloster Meseritz geschrieben; sie ist nach der einzigen Münchener Handschrift von mir 1860 in den Neuen Preußischen Provinzialblättern (3. Folge Band V. Heft 1) herausgegeben und mit einer kritischen Einleitung begleitet worden. Nach meiner Ausgabe ist diese Lebensbeschreibung in der Scriptores rerum Prussicarum T. I. 235—237 wieder abgedruckt; einige Verbesserungen des Textes nach der Handschrift II. 412. Unabhängig von jener Ausgabe ist dagegen die von A. Bielowski in der Monumenta Poloniae historica I. 153—156 im Jahre 1864 veranstaltete; ihr liegt dieselbe Handschrift zu Grunde, welche Bielowski schon vor mir benutzt hatte, ohne daß ich davon Kenntniß besaß. W. v. Ketrzynski hat darzuthun gesucht, daß die Passio in ihrer jetzigen Gestalt nur ein Auszug eines größeren Werkes sei (Altpreußische Monatsschrift Bd. VI. S. 46 ff.) und K. Lohmeyer hat ihm beigestimmt (Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. 1872 Januarheft), aber es bleiben dabei doch manche Zweifel. Man vergleiche auch H. Zeißberg, Polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters (Leipzig 1873) S. 19 ff. Wenig später als der Verfasser der Passio und ohne Kenntniß derselben schrieb Johannes Canaparius, Adalberts Freund im Alexiuskloster und später Abt desselben, eine andere Lebensbeschreibung, einen Aufsatz des Domprobsts Willico von Prag benutzend. Das Werk des Canaparius, schon dadurch interessant, daß es das einzige namhafte literarische Erzeugniß eines Römers jener Zeit ist, gehört zu den wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte. Benutzt wurde es bereits von dem h. Brun von Querfurt, der ebenfalls ein Mönch dieses Klosters war und im Jahre 1004 während seines Aufenthalts in Ungarn eine neue Lebensbeschreibung Adalberts abfaßte, die er wenig später einer Umarbeitung unterwarf. Außer der

Arbeit des Canaparius schöpfte Brun vornehmlich aus Erzählungen Radlas, des Landsmannes und vertrauten Freundes Adalberts, wie aus Mittheilungen des Gaudentius, des Bruders des Märtyrers, der Zeuge seines Todes gewesen war. Auch Bruns Lebensbeschreibung ist nach Stoff und Darstellung im höchsten Maße anziehend. Man vergleiche meinen Vortrag: Erzbischof Brun-Bonifacius, der erste deutsche Missionar in Preußen, abgedruckt in den Neuen Preußischen Provinzialblättern. 3. Folge. Bd. III. Heft 1 und in den Deutschen Reden (Leipzig 1871. 29 ff.). Herausgegeben sind die beiden jüngeren Lebensbeschreibungen in den M. G. IV. 581—612 und in den Mon. pol. hist. I. 157—222 mit Benutzung eines größeren handschriftlichen Apparats. Die Arbeit des Canaparius hat H. Hüffer in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. Band 7 übersetzt und Auszüge aus Bruns Lebensbeschreibung hinzugefügt.

Außer den genannten Lebensbeschreibungen berühren gelegentlich auch die der Cluniacenseräbte Odo, Majolus und Odilo die Kaisergeschichte, wie sie zugleich für die Kulturgeschichte von großem Interesse sind. Vollständig sind sie herausgegeben in den Acta ss. ord. s. Ben. T. V. VI.; einige Auszüge aus dem Leben des Majolus M. G. IV. 650—655. Unmittelbar auf die deutsche Geschichte bezieht sich von der Literatur der Cluniacenser nur die Schrift des Abts Odilo über die Kaiserin Adelheid, die er gleich nach ihrem Tode abfaßte. Odilo stand Adelheid nahe genug in ihren späteren Jahren und wußte wohl mehr, als er der Welt übergab; er zeigte ihr die mächtige Frau vor Allem als die fromme Büßerin und die eifrige Freundin seines Ordens. Wir erhalten durch Odilo einige nützliche Nachrichten, namentlich über die abenteuerreiche Jugend und die letzte Zeit der Kaiserin; im Ganzen ist die Schrift aber ziemlich unbedeutend. Herausgegeben ist das Epitaphium Adalheidae in dem M. G. IV. 633—645, übersetzt von H. Hüffer in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. Bd. 8.

In letzter Stelle haben wir noch eine überaus wichtige Quelle für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts aufzuführen: die älteste Chronik von Venedig, um 1010 abgefaßt. (Vergl. Kohlschütter, Venedig unter dem Herzog Peter II. Orseolo [Göttingen 1868] S. 62 und H. Simonsfeld, Andreas Dandolo und seine Geschichtswerke [München 1876] S. 62.) Diese Chronik ist das erste Glied in der langen Kette ausgezeichneter Geschichtsquellen, die wir den Venetianern verdanken. Der Verfasser ist ohne Zweifel der Diakon Johannes, der wiederholentlich als Gesandter der Republik an die Kaiser Otto III. und Heinrich II. geschickt wurde und den Heinrich II. in einer Urkunde vom 16. November 1002 „seinen geliebten“ Johannes nennt und als Kapellan des Dogen Peter Orseolo II. bezeichnet. Den rühmlichen Thaten dieses Dogen ist vor Allem die Schrift gewidmet, in welcher der Verfasser vielleicht zugleich den Ruhm seines eigenen Geschlechts feierte. Denn in einer Urkunde Ottos III. vom 19. Juli 992 werden als Gesandte der Republik der Diakon Marinus und Johannes Orseolo erwähnt, und der Letztere möchte wohl eine Person mit dem Verfasser unserer Chronik sein, die auch dieser Gesandtschaft gedenkt. Das Werk zeichnet sich durch einen Reichthum sonst völlig unbekannter Nachrichten aus, beruht auf einer klaren und ruhigen Ansicht der Zeitverhältnisse und empfiehlt sich durch angemessene Darstellung; das Latein ist durch Einmischung des Venetianischen Dialekts alterirt, ohne daß jedoch dadurch das Verständniß der Sprache wesentlich leidet. Die einzige zuverlässige Ausgabe ist die von Pertz in den M. G. VII. 4—38, durch welche die frühere von Zanetti völlig unbrauchbar gemacht wird; ich hatte die Freude, die Originalhandschrift in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom für die Ausgabe in

den M. G. benutzen zu können. — Die Geschichte Ottos III. berühren gelegentlich auch die beiden um das Jahr 1000 geschriebenen Fortsetzungen der Chronica s. Benedicti (M. G. III. 206. 207), doch beziehen sie sich fast allein auf capuanische Verhältnisse.

---

2. Annalen und Geschichtsschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts.

Die Geschichtsschreibung des elften und zwölften Jahrhunderts sah sich genöthigt vielfach auf die Zeit der Ottonen zurückzugreifen, und obwohl sie zum großen Theil nur das oben dargelegte Material auf ihre Weise verarbeitete, vermehrte sie dasselbe doch auch durch neue Nachrichten, die zum Theil von wesentlicher Bedeutung sind. Deshalb können diese Quellen für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts von der Betrachtung nicht ganz ausgeschlossen werden, obwohl sie nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Wir berühren sie jetzt nur kurz, da wir auf die meisten derselben in den folgenden Bänden ausführlicher zurückkommen müssen. So weit sie hier in Betracht kommen, lassen sie sich in vier Gruppen zusammenfassen: es sind 1) Heiligenleben, 2) Geschichten von Bisthümern und Klöstern, 3) die sogenannten großen Annalen und 4) Nationalchroniken der östlichen Völker.

1) Der Strom der Biographien ergoß sich in den folgenden Jahrhunderten breiter, aber darum nicht tiefer und anmuthiger. Auf die Zeit der Ottonen ging zurück Widerich, Abt von S. Evre (um 1040), in seinem Leben des h. Gerhard, Bischofs von Toul, das nur geringe Bedeutung hat (M. G. IV. 490–509). Noch dürftiger an historischem Gehalt ist ein Elogium b. Willegisi, welches von einem Schüler des großen Erzbischofs geschrieben ist, doch nur wenig von ihm zu berichten weiß; als man um 1150 den Versuch machte ein kirchliches Fest zu Ehren des Willigis in Mainz einzuführen, ließ der Dompropst Hartmann ein Officium für dasselbe verfassen, aber auch dies ist arm an geschichtlichem Stoff [1]). Bei weitem wichtiger ist das Leben des heiligen Romuald von Petrus Damiani (um 1040); es enthält reiches Material, das aber nur mit Vorsicht zu benutzen ist (Petri Damiani opera ed. Const. Caetanus II. 255; Auszüge in den M. G. IV. 848–854.) Von untergeordneterem Interesse sind wieder die Lebensbeschreibungen des Bischofs Wolfgang von Regensburg, von Othlon abgefaßt, und des Erzbischofs Heribert von Köln, ein Werk des Mönchs Lantbert von Deutz, beide um das Jahr 1050 entstanden; Lantberts Arbeit dann noch von einem gewissen Rupert überarbeitet (M. G. IV. 525—542 und 720–753). Die Lebensbeschreibung des Bischofs Godehard von Hildesheim, vom Domherrn Wolfhere verfaßt, besitzen wir in zwei Recensionen; die ältere ausführlichere ist um 1040 entstanden,

1) Elogium b. Willegisi und Officium et miracula s. Willegisi, beide zuerst herausgegeben von Volusius zu Mainz im Jahre 1675 und danach wieder abgedruckt von F. Falk im Katholik 1869. I. 219–231. Man sehe die Bemerkungen C. Wills in derselben Zeitschrift 1873 II. 715–734. W. Guerrier hat aus einer nach Moskau gelangten, interessanten Handschrift des 12. Jahrhunderts das Officium aufs Neue herausgegeben (Moskau und Leipzig 1869). Vergl. C. Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe I. p. XLII.

die jüngere abbreviirte um 1054; beide schöpfen für das zehnte Jahrhundert fast nur aus dem Leben des heiligen Bernward und den Hildesheimer Annalen (M. G. XI. 167—218). Dasselbe gilt vom Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn, das erst gegen das Jahr 1166 von einem Mönch des Klosters Abdinghofen verfaßt ist (M. G. XI. 105—161). Um 1050 schrieb Siegbert von Gembloux die nicht uninteressante Lebensbeschreibung des unter den Ottonen so einflußreichen Bischofs Dietrich von Metz, die zwar ihren Gegenstand in keiner Weise erschöpft, aber doch manche wichtige Notizen bietet (M. G. IV. 461—483). Endlich entstanden noch im zwölften Jahrhundert zwei für die Geschichte fast unbrauchbare Biographien Konstanzer Bischöfe des zehnten Jahrhunderts, die des Bischofs Konrad und des Bischofs Gebhard I. (M. G. IV. 430—436 und X. 583—594).

2) Die Geschichten der Bisthümer und Klöster sind von sehr verschiedenartigem Werthe, je nach der Bedeutung jedes einzelnen Stifts oder nach dem Talent seines Geschichtsschreibers. Diese Gattung historischer Schriften beginnt bereits im zehnten, erreicht aber ihre Blüthe erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Von besonderer Wichtigkeit für Sagen-, Sitten- und Kunstgeschichte ist zunächst die Fortsetzung der von Radpert begonnenen Chronik S. Gallens; der Fortsetzer ist der Mönch Eckehard IV., der um das Jahr 1030 seine Arbeit unternahm, die in großer Ausführlichkeit die Geschichte von 890—972 behandelt, aber in Bezug auf die politischen Verhältnisse nur mit größter Vorsicht zu benutzen ist[1] (M. G. II. 77—147. und S. Gallische Geschichtsquellen III.). Auch die spätere Fortsetzung dieser Klostergeschichte, die erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstand, giebt noch einige sonst unbekannte Nachrichten über Otto III. (M. G. II. 149—155 und S. Gallische Geschichtsquellen IV.). Vor Allem zeigte sich nach dieser Richtung der historischen Literatur hin die lothringische Geistlichkeit thätig. Die Werke des Folkuin und Heriger über Lobbes und Lüttichs Geschichte, wie Alperts Buch über die Bischöfe von Metz, sind bereits oben erwähnt; jetzt erhielt Herigers Werk durch Anselm um das Jahr 1050 seine Fortsetzung. Etwa gleichzeitig entstand die Geschichte des Klosters S. Mihiel bei Verdun, (M. G. IV. 79-86[2]), und die Chronik des Bisthums Verdun, bereits um das Jahr 920 von Bertar begonnen, wurde von einem anonymen Verfasser fortgesetzt (M. G. IV. 39—51); auch die unbedeutende Chronik von Moyenmoutier (M. G. IV. 87—92) ist damals abgefaßt. Etwas später (um 1070) entstand die Geschichte des Klosters Brauweiler, die für die Familiengeschichte der Ottonen nicht unwichtig ist (M. G. XI. 396—408)[3]), und Siegberts Geschichte der Aebte von Gembloux (M. G. VIII. 523—563). Einen viel höheren Werth als die genannten Geschichten der lothringischen Bisthümer und Klöster

---

1) Zur Kritik Eckehards finden sich beherzigungswerthe Bemerkungen bei Dümmler, Formelbuch des Bischofs Salomo von Konstanz S. 114. 115 und an anderen Orten, ferner in einem Aufsatz in Haupts Zeitschrift XIV. 1—73. Eine sehr scharfe Beurtheilung erfährt Eckehards Werk in dem Aufsatz von J. Heidemann: Studien zu Eckehards IV. Casus St. Galli (Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 93—116). Eingehende Erläuterungen giebt G. Meyer von Knonau in seiner oben angeführten Ausgabe der S. Gallischen Geschichtsquellen (St. Gallen 1870—1879).

2) Nach der früher für verloren gehaltenen Urschrift neu herausgegeben von L. Troß (Hamm 1857).

3) In einer sehr erweiterten Fassung gab Harleß 1862 auf Grund dreier Handschriften im Archiv für die Geschichte des Niederrheins IV. Heft I. S. 174—212 die Fundatio heraus. Nachdem Waitz in den Göttinger Nachrichten 1863 S. 1—13 gezeigt hatte, daß diese ausführlichere Fassung die ursprüngliche sei, hat dann H. Papst die Brauweiler Geschichtsquellen einer sehr eingehenden Untersuchung unterzogen und auf Grund derselben die Fundatio noch einmal im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. XII. S. 147—192 herausgegeben.

hat die Chronik der Bischöfe von Cambray, der wir für die Geschichte Otto II. und III. unschätzbare Nachrichten verdanken; sie ist in ihrem ersten Theile zwischen den Jahren 1041 und 1043 von einem anonymen Verfasser geschrieben (M. G. VII. 402—489), der ältere Aufzeichnungen und die Urkunden des Stifts benutzte. Aber weit über alle diese Geschichten lothringischer Stifte[1]) erhebt sich das ausgezeichnete Werk des Meister Adam von Bremen über die Geschichte der Hamburger Erzbischöfe; das große Interesse des Gegenstandes, die tüchtige Gesinnung des Verfassers und dessen für jene Zeit hervorragende wissenschaftliche Bildung machen das Buch zu einer der ausgezeichnetsten Geschichtsquellen des gesammten Mittelalters. Auch für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts ist der Gewinn aus Adams Buch nicht gering, obschon sich schriftliche und mündliche Traditionen, Geschichte und Sage hier noch mannigfach kreuzen; besonders wichtig ist es uns für die nordische Geschichte, wo Adams Nachrichten sich zum großen Theil auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Estrithson gründen. Adam schrieb um das Jahr 1075 als Domherr und Scholasticus zu Bremen. Ausgabe von Lappenberg in den M. G. VII. 280—389 und Handausgabe; Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. XI. Jahrh. 7. Bd. von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Im elften Jahrhundert gewann auch in Baiern die Geschichtsschreibung mehr Leben. Aus dieser Zeit besitzen wir in den Büchern des Arnold über den h. Emmeram, die um 1035 entstanden und schon von Othlon in seinem Leben des Wolfgang benutzt wurden, eine Art von Klosterchronik (im Auszuge M. G. IV. 546—574); bald darauf erhielt auch das Kloster Ebersberg in Oberbaiern seine älteste Chronik (M. G. XX. 16—18[2]), die manche die frühere Reichsgeschichte berührende Nachrichten von sehr zweifelhaftem Werth enthält, aber für die Sittengeschichte anziehende Beiträge liefert; der Verfasser ist unbekannt. Um das Jahr 1080 entstand eine Geschichte des Bisthums Eichstädt durch einen Mönch von Herrieden, dessen Name uns verborgen geblieben ist. Ein bedeutendes Fragment des Werks wurde neuerdings durch Bethmann entdeckt und in den M. G. VII. 254—267 herausgegeben; es ist namentlich für die Sittengeschichte des zehnten Jahrhunderts wichtig.

Gleichzeitig erheben sich die Kloster- und Stiftschroniken auch in Italien zu größerer Bedeutung. Für die Geschichte des Klosters Farfa im Sabinerlande lieferte der Abt Hugo mehrere Beiträge, unter denen für Kirchen- und Sittengeschichte sein bald nach dem Jahre 1000 geschriebenes Buch über die Zerstörung des Klosters am brauchbarsten ist; Hugos Arbeiten setzte der Mönch Gregorius von Catino gegen Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts in zwei großen Urkundenbänden und der Chronik von Farfa fort. Die vielfach wichtigen Farfensischen Quellen hat Bethmann nach den zum Theil erhaltenen Originalien in den M. G. XI. 520—590 bearbeitet. Von verwandter Natur mit der oben erwähnten Klostergeschichte von S. Gallen ist die Chronik des Klosters Novalese unweit Turin, eine Hauptquelle für Sitten- und Kirchengeschichte, geschrieben zwischen den Jahren 1025—1030. Sie ist ebenfalls von Bethmann nach dem Original in den M. G. VII. 79—128 herausgegeben und von dem Text auch eine Handausgabe veranstaltet. Noch bei weitem wichtiger für die Reichsgeschichte sind die Geschichts-

1) Der älteste Theil der Gesta Treverorum, der um 1100 geschrieben ist, und die Gesta episcoporum Tullensium haben für die Geschichte dieser Zeit wenig Interesse (M. G. VIII. 130—174. 632—648).

2) Früher von Oefele, Scriptores rerum Boicarum II. 11—14 herausgegeben und irrig als Chronicon Ebersbergense posterius bezeichnet.

ſchreiber des Mailänder Erzbisthums: Arnulf, der ſein Werk bis 1077 fortſetzte, und Landulf, der ſeine Geſchichte bis 1085 führte, namentlich Arnulf, der ſich mehr an die geſchichtliche Wahrheit hält, während Landulf ſich leichtgläubig zeigt und mit eigenen Erfindungen ſein Werk ausſchmückt (M. G. VIII. 8—100). Nicht minderen Werth hat die große Geſchichte von Monte Caſſino, die um das Jahr 1100 Leo von Oſtia ſchrieb. Sie iſt in mehreren Bearbeitungen vorhanden, deren älteſte noch von Leos eigener Hand exiſtirt; nach einem ſehr vollſtändigen Apparat hat Wattenbach die Ausgabe in den M. G. VII. 574—727 beſorgt. Die älteren Annalen von M. Caſſino, die bis zum Jahre 1042 reichen, ſind unbedeutend (M. G. III. 171. 172). Wir ſchließen hier die Annalen von Bari an, die für die Geſchichte Unteritaliens manche brauchbare Nachrichten aufbehalten haben. Wir beſitzen ſie in drei Bearbeitungen: die älteſte, die bis zum Jahre 1043 reicht, die zweite, die man dem Lupus Protoſpatharius beizulegen pflegt (M. G. V. 52—63), und die jüngſte, den ſogenannten Anonymus Barensis (Muratori, Scriptores V. 147—156).

3) Die großen Annalen, gleichſam die Univerſalgeſchichten jener Zeit, ſind für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts nichts Anderes als gelehrte Compilationen, die ihren Stoff meiſt aus noch jetzt zugänglichen Quellen ſchöpfen, indem ſie ſich zugleich häufig unter einander ſelbſt ausſchreiben. Wir haben ſolche Annalen aus allen deutſchen Stammländern, und dieſe provinzielle Verſchiedenheit iſt es, die ihnen beſonders für die frühere Geſchichte Werth verleiht, während die allgemeinen Reichs- und Kirchenangelegenheiten mehr gleichmäßig und in hergebrachter Weiſe behandelt werden. Den Reigen eröffnet die Chronik Hermanns von Reichenau, die bis zum Jahre 1054 fortgeſetzt iſt (M. G. V. 74—133); ihnen ſchließen ſich die bis zum Jahre 1073 geführten großen Annalen des Kloſters Nieder-Altaich (M. G. XX. 782—824) an, die in dieſem Theile faſt allein auf den alten Hersfelder Annalen beruhen. Aus derſelben Quelle ſchöpfte ſeine Nachrichten für unſere Zeit Lambert von Hersfeld, der ſeine Annalen dann bis zum Jahre 1077 führte (M. G. III. 22—102 und V. 152—263). Dann folgte der Irländer Marianus, der ſeine vielgebrauchte Chronik zu Mainz ſchrieb und bis zum Jahre 1082 fortſetzte (M. G. V. 495—562). Das Werk des Marianus benutzte bereits die Chronik des Siegbert von Gembloux, die bis zum Jahre 1111 reicht (M. G. VI. 300—374); Hermann und Siegberts Chronik des Abt Eckehard von Aura in ſeiner bis zum Jahre 1125 fortgeführten Weltchronik (M. G. VI. 33—265). Bis zum Jahre 1139 gedeiht das Werk des ſogenannten Annalista Saxo, eine weitſchichtige Compilation ſpäterer Zeit, die hauptſächlich dadurch Intereſſe gewinnt, daß ſie einzelne Fragmente verloren gegangener Quellen aufbewahrt hat (M. G. VI. 553 bis 777)[1]. Endlich gehören hierin die ſchon oben S. 785 berührten Magdeburger Annalen, die größtentheils aus denſelben Quellen mit dem Annalista Saxo ſchöpfen. So wichtig in allen dieſen Annalen und Chroniken Einzelnes für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts iſt, ſo geringe Bedeutung haben ſie für dieſe

1) Dazu gehört beſonders ein umfaſſenderes, ſelbſt ſchon compilirtes Annalenwerk, welches auch in den Annales Magdeburgenses benutzt wurde und wahrſcheinlich im Kloſter Nienburg um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entſtanden iſt. E. Günther, Chronik der Magdeburger Erzbiſchöfe S. 63—72 und P. Scheffer-Boichorſt in den Forſchungen zur deutſchen Geſchichte Bd. XI. S. 485 bis 489. Scheffer-Boichorſt weiſt am angeführten Orte S. 498—506 auch nach, daß eine ältere Halberſtädter Quelle vom ſächſiſchen Annaliſten in größerem Umfange, in geringerem von dem Verfaſſer der Annales Magdeburgenses verarbeitet iſt.

Zeit im Ganzen. Eine neue Behandlung der Universalgeschichte beginnt mit der Chronik Ottos von Freising; aber wenn auch das im Jahre 1146 beendete Werk einen wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnet, der Ertrag neuer Nachrichten, den man für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts aus demselben gewinnt, bleibt sehr unerheblich (M. G. XX. 116—301). Während Ottos Werk und seine wesentlich durch die kirchlichen Vorstellungen der Zeit beeinflußte Auffassung der Weltgeschichte große Verbreitung fanden und auf viele spätere historische Werke einwirkten, drang zugleich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Sage, wie sie im Stillen die Thaten unserer Kaiser umsponnen hatte, auch in die Literatur ein und begann der Geschichte des zehnten Jahrhunderts eine von der wahren Tradition abweichende Gestalt zu geben. So hat schon in der gereimten deutschen Kaiserchronik, welche bald nach 1146 in Regensburg oder der Umgegend zum Abschluß kam, die Geschichte der sächsischen Kaiser eine höchst märchenhafte Färbung gewonnen, so daß zwischen echter Ueberlieferung, Volkssage und willkürlicher Erfindung des Verfassers schwer zu unterscheiden ist. Ausgaben von Maßmann (Quedlinburg 1849) und Diemer (Wien 1849). Wenigstens so viel ist klar, daß die Volkssage im oberen Deutschland dieser Zeit ihr Gepräge noch nicht fest aufgedrückt hatte. Anders in Sachsen, wo ohnehin die Theilnahme für die Thaten der großen einheimischen Fürsten weit lebendiger war. Was man sich im Volksmunde von Heinrich I. und den Ottonen erzählte, wurde hier etwa um dieselbe Zeit, wo jene deutsche Kaiserchronik entstand, in lateinischer Sprache aufgezeichnet; vielleicht waren die Aufzeichnungen Zusätze zu der in Sachsen viel benutzten Chronik des Eckehard. Schon der sächsische Annalist hat diese sagenhaften Aufzeichnungen mehrfach benutzt, aber in bei weitem größeren Umfang der Verfasser einer im Kloster zu Pöhlde um 1180 entstandenen Weltchronik, die von Pertz zum erstenmale unter dem Namen Annales Palidenses (M. G. XVI. 48—98) veröffentlich ist. Ob der Verfasser Theodorus hieß, wie Pertz annimmt, kann zweifelhaft sein, da beide Stellen, in denen der Name erscheint, eher auf einen älteren vom Verfasser citirten Gewährsmann, als auf ihn selbst zu deuten sein möchten und eine Verderbung der Namen Isidorus möglich ist. Jedenfalls ist die Arbeit für die früheren Zeiten nur eine Compilation, die für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts nur durch die mitgetheilten Kaisersagen Interesse hat. Diese Sagen sind dann aus den Pöhlder Annalen in die niederdeutsche Sachsenchronik (M. G. Deutsche Chroniken II. 65—258) übergegangen.

4) Die Nationalchroniken der östlichen Völker beginnen erst im zwölften Jahrhundert und sind dann meist noch von Fremden geschrieben. Die älteste ist die Chronik der Polen, die man früher einem Martinus Gallus zugeschrieben hat; sie ist in den Jahren 1109—1113 entstanden und jedenfalls das Werk eines Fremden, vielleicht eines Italieners. (Man sehe H. Zeißberg, Polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters S. 26—29.) Der Verfasser schöpfte vorzugsweise aus mündlicher Tradition, aus geschichtlicher und noch mehr aus sagenhafter (M. G. IX. 423—478. M. Pol. I. 389—484). Die älteste Chronik Böhmens schrieb fast gleichzeitig der Böhme Cosmas, Dombechant bei St. Veit in Prag; er führte das Werk bis zu seinem Todesjahr (1125). Cosmas handelt über die früheren Zeiten theils nach älteren Quellen und Urkunden, theils nach Volkssagen und glaubwürdiger Tradition. Die Chronik ist in den M. G. IX. 31—132 von Köpke nach einem sehr reichen Apparat herausgegeben. Endlich verfaßte auch der deutsche Priester Helmold in den Jahren 1160—1170 eine Chronik der Wenden, unter denen er lebte; sie geht auf die früheren Zeiten zurück, indem

ſie bald ſich an Adam von Bremen, bald an urkundliches Material, bald auch an alte Lieder und Sagen anſchließt [1]). Die neueſte Ausgabe Helmolds iſt aus dem Nachlaß Lappenbergs in den M. G. XXI. 11—99 erſchienen und davon auch eine Handausgabe veranſtaltet; Ueberſetzung in den Geſchichtsſchreibern der deutſchen Vorzeit XII. Jahrg. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Die Anfänge der Geſchichtsſchreibung für Ungarn ſind in drei Lebensbeſchreibungen des heiligen Stephan gegeben, die ſämmtlich zwiſchen 1095 und 1114 entſtanden ſind. Mit Endlicher hält Wattenbach, der ſie in den M. G. XI. 226—242 herausgegeben hat, das kürzeſte Werk für das älteſte, für etwas jünger die ausführlichere Lebensbeſchreibung; beide benutzte dann Hartwich, der Verfaſſer der dritten Lebensbeſchreibung, wahrſcheinlich eine Perſon mit dem gleichzeitigen Biſchof von Regensburg, zu einer Compilation, die er noch mit einigen Zuſätzen bereicherte.

---

3. Untergeſchobene Quellenſchriften.

Es ſind hauptſächlich zwei untergeſchobene Quellenſchriften, die nach einander auf die Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß geübt haben und nachher von der Kritik als Werke des Betrugs enthüllt ſind. Zuerſt das Chronicon Corbeiense, das Wedekind in ſeinen Noten zu einigen Geſchichtsſchreibern des deutſchen Mittelalters B. I. 374—399 herausgab. Der Beweis der Unechtheit wurde von Hirſch und Waitz in Rankes Jahrbüchern des deutſchen Reichs III. 1 mit unwiderleglichen Gründen geführt; über den Urheber der Fälſchung allein iſt man nicht völlig im Klaren, indem Waitz und Hirſch den Paſtor Joh. Friedr. Falke (geſtorben 1752) als ſolchen nachzuweiſen ſuchten, Wigand aber in einer 1841 erſchienenen Schrift (Die Korveiſchen Geſchichtsquellen) den Betrug dem bekannten Hiſtoriker Paulini (geſtorben 1712) aufbürden wollte. Zu derſelben Zeit, wo das Chronicon Corbeiense beſeitigt wurde, kam zu nicht geringem Anſehen ein untergeſchobenes Chronicon Cavense, das im Jahre 1753 Franc. Maria Pratilli, Canonicus zu Capua, in ſeiner Ausgabe der Historia principum Longobardorum des Pellegrino (T. IV. 386—431) veröffentlichte. Der Betrug wurde zuerſt von Pertz entdeckt, der auch ſogleich den Verdacht der Fälſchung auf Pratilli ſelbſt lenkte. Durch die Unterſuchung der Chronik bis in die geringſten Einzelheiten hat dann Köpke dieſen Verdacht über allen Zweifel erhoben und bewieſen, daß es mit mehreren anderen von Pratilli veröffentlichten Quellen, die bis dahin unbefangen benutzt waren [2]), gleiche Bewandtniß habe, wie mit der Chronik von Cava. Zu derſelben Zeit enthüllte Mommſen Pratilli auch als Inſchriftenfälſcher. Pertz, Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtkunde IX. S. 1—239.

---

1) Eine ſcharfe, doch nach meiner Meinung zu abſichtliche Kritik hat C. Schirren in ſeinen Beiträgen zur Kritik älterer holſteiniſcher Geſchichtsquellen (Leipzig 1876) an Helmold geübt.

2) Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni, Chronicon comitum Capuae, Arnulfi Chronicon Sarracenico-Calabrum, Ubaldi Chronicon Neapolitanum und ein angeblicher Codex der Annales Beneventani.

4. Actenstücke und Urkunden.

Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind neben den Geschichtsschreibern die Gesetze und Synodalbeschlüsse, wie die kaiserlichen und päpstlichen Urkunden. Die Gesetze sind gesammelt in den M. G. Legg. T. I. und II., auch die Synodalbeschlüsse finden sich meist dort und außerdem in der großen Conciliensammlung von Mansi Bd. XVIII. und XIX. Die päpstlichen und kaiserlichen Urkunden liegen dagegen, soweit sie gedruckt sind, durch die gesammte historische Literatur zerstreut; doch findet man die wichtigsten bei Leibniz (Annales imperii occidentis T. II. und III.) bei einander. Ein vortreffliches Repertorium der Kaiserurkunden besitzen wir in Fr. Böhmers berühmtem Werke: Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII. (Frankfurt a. M. 1831.) Vielfache Zusätze ergeben sich aus den zahlreichen seit jener Zeit erschienenen Urkundensammlungen; aus Böhmers eigenem Nachlaß hat J. Ficker eine größere Sammlung unter dem Titel Acta imperii selecta (Innsbruck 1870) herausgegeben. Der ganze bekannte Vorrath der Kaiserurkunde ist neugeordnet in dem überaus fleißigen Werke: K. F. Stumpf, die Reichskanzler vornehmlich des X., XI. und XII. Jahrhunderts (Innsbruck 1865 ff.), wo sich Bd. II. Abth. 1 die Urkunden der sächsischen Kaiser verzeichnet finden; eine große Zahl bisher ungedruckter Urkunden hat Stumpf in dem dritten Bande des genannten Werkes unter dem Titel: Acta imperii adhuc inedita beigegeben. Es genügt meist nach diesem unentbehrlichen Hülfsmittel die Kaiserurkunden anzuführen, zumal sich dort alle erforderlichen Hinweise auf Böhmer und die andern in Rede kommenden Werke finden; die Verweisungen auf Stumpfs Werk sind mit St. R. und der Nummer in den folgenden Anmerkungen bezeichnet. Eine gleich wichtige Arbeit, wie Böhmer und Stumpf für die kaiserlichen Urkunden, hat Ph. Jaffé für die päpstlichen geliefert in seinen Regesta pontificum Romanorum (Berolini 1851); die päpstlichen Urkunden sind hiernach mit J. R. und der Nummer in unseren Anmerkungen citirt.

Mit der lange vorbereiteten Ausgabe der deutschen Kaiserurkunden in den M. G. ist 1879 der Anfang gemacht. Th. Sickel, dem die Bearbeitung derselben übertragen, hat unter dem Titel: Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser im ersten Hefte des ersten Bandes die Urkunden Konrads I. und Heinrichs I. mit allen jetzt der diplomatischen Wissenschaft gebotenen Hülfsmitteln herausgegeben, denen sich dann weiter im ersten Bande die Urkunden Ottos I. anschließen sollen. Die Zahl der Kaiserurkunden ist groß, und sie sind für die Kenntniß der Kaiserzeit von der höchsten Bedeutung. Aber zu ihrer richtigen Verwendung bedarf es eindringender Forschungen in die Einrichtungen und in den Geschäftsgang der kaiserlichen Kanzlei. Ausgezeichnetes hat in dieser Beziehung J. Ficker in seinen Beiträgen zur Urkundenlehre (Zwei Bände. Innsbruck 1877. 1878) für die gesammte Kaiserzeit geleistet. Die kaiserliche Kanzlei im zehnten Jahrhundert hat Th. Sickel in seinen Beiträgen zur Diplomatik VI. VII. (Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften Bd. 85 und 93) zum Gegenstande der speciellsten Untersuchung gemacht.

Eine große Zahl von Urkundenbüchern und Regestenarbeiten ist für einzelne Länder, geistliche Stifte, Städte, Fürstengeschlechter u. s. w. vorhanden; die

wichtigeren ſind von Waitz in Dahlmanns Quellenkunde der deutſchen Geſchichte (4. Auflage. Göttingen 1875) S. 26—33 verzeichnet. Von beſonderem Intereſſe für die allgemeine deutſche Geſchichte des Mittelalters ſind die von Corn. Will mit Benutzung des Nachlaſſes von Fr. Böhmer bearbeiteten und herausgegebenen Regeſten zur Geſchichte der Mainzer Erzbiſchöfe, deren erſter Band bis zum Jahre 1160 reicht (Innsbruck 1877).

---

5. Hülfsmittel [1]).

a) Reichs- und Kaiſergeſchichten.

G. W. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses ed. G. H. Pertz. T. II. III. Hannoverae 1843. Leibniz faßte als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig den Plan, Annalen des deutſchen Reichs von Karl dem Großen an bis auf ſeine Zeit mit ſteter Berückſichtigung des Braunſchweigiſchen Hauſes und Landes zu ſchreiben. Nach großen Reiſen, die er für dieſe Arbeit unternahm, und nach Anſammlung eines gewaltigen Apparats ſchritt er zu der Ausarbeitung des Werks, die mehrfach unterbrochen ihn vom Jahre 1692 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1716 beſchäftigt hat. Im Jahre 1707 ſah er die Unmöglichkeit ſein Werk nach dem erſten Plane zu beendigen und beſchloß daſſelbe nur bis zum Tode Kaiſer Ottos IV. zu führen; 1716 war es ihm ſchon genug bis zum Tode Kaiſer Heinrichs II. zu gelangen, d. h. bis zum Ende des letzten Kaiſers des „alten Hauſes Braunſchweig". Auch dieſe Zeit erreichte Leibniz nicht; die Geſchichte war nur bis zum Jahre 1005 vollendet, als der Tod ihn ereilte. Das Werk blieb ungedruckt in der königlichen Bibliothek zu Hannover, bis Pertz es neuerdings der Oeffentlichkeit übergab. Die früheſte unſerer großen Reichsgeſchichten iſt ſomit am ſpäteſten an das Licht getreten, gewiß zum großen Nachtheil der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, die einen anderen Gang gewonnen oder mindeſtens manche Schwierigkeiten leichter überwunden hätte, wenn ſie an Leibnizs Werk ſich hätte anſchließen können. Von beſonderer Wichtigkeit ſind für uns auch jetzt noch Leibnizs Annalen durch die ungemein reichhaltige Sammlung urkundlichen Stoffs, wie durch die ſcharfe und eindringende Kritik, die ſich faſt durchgängig geltend macht.

S. Fr. Hahn, Vollſtändige Einleitung zu der Teutſchen Staats- Reichs- und Kayſer-Hiſtorie. Th. 1—4. Halle und Leipzig 1721—1724. Dieſes durch fleißige Sammlung des quellenmäßigen Materials und bequeme Gruppirung des Stoffs verdienſtliche Werk iſt noch jetzt für die Kaiſergeſchichte brauchbar.

J. J. Mascovii Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1747. Neue und verbeſſerte Ausgabe 1757. Ein durch Forſchung und Darſtellung ſehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgende Behandlungen der Geſchichte dieſer Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen ſeinen Werth behält.

1) Hülfsmittel, die ſich nur auf einzelne Theile der in dieſem Bande behandelten Geſchichte beziehen, ſind ſpäter vor den Anmerkungen zu den einzelnen Abſchnitten angegeben.

H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1825—1837. Band 1—12. Ludens Arbeit empfiehlt sich durch Wärme der Darstellung und hat auf die Quellenforschung anregend gewirkt, obwohl es selbst in derselben große Schwächen darbietet. Man wird über diese leichter wegsehen, als über die Tendenz des Ganzen. Dem Buch, worin er die Gründung des deutschen Kaiserthums erzählt, giebt Luden die Ueberschrift: „Des teutschen Reichs eitele Größe und gebrechliche Herrlichkeit."

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, herausgegeben von L. Ranke. Berlin 1837—1840. Erster Band. Erste Abth. Heinrich I. von G. Waitz. Zweite Abth. Otto I. bis 951 von R. Köpke. Dritte Abth. Otto I. bis 973 von W. Dönniges. Zweiter Band. Erste Abth. Otto II. von W. Giesebrecht. Zweite Abth. Otto III. von R. Wilmans. Dritter Band. Erste Abth. Kritische Prüfung des Chronicon Corbeiense von S. Hirsch und G. Waitz. Annalistische Behandlung des Gegenstandes auf der breitesten Grundlage des vorhandenen Materials mit Anwendung aller Hülfsmittel der neueren Kritik. Die hier niedergelegten Forschungen bilden den Ausgangspunkt aller späteren Bearbeitungen dieser Periode.

Eine Erweiterung und Umarbeitung des zuletzt genannten Werkes hat auf Anregung und unter Leitung L. v. Rankes die historische Commission bei der k. baier. Akademie der Wissenschaften in den seit dem Jahre 1862 erscheinenden Jahrbüchern der deutschen Geschichte unternommen. Von den bisher erschienenen Bänden dieses auf einen sehr großen Umfang berechneten Werks sind für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts wichtig: Geschichte des ostfränkischen Reichs von E. Dümmler. Zweiter Band. Die letzten Karolinger. Konrad I. Berlin 1865; Jahrbücher des deutschen Reichs unter K. Heinrich I. von G. Waitz (Durchgreifende Umarbeitung des vorhin genannten Werks.) Berlin 1863; Kaiser Otto der Große, begonnen von R. Köpke, vollendet von E. Dümmler. Leipzig 1876; Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. von S. Hirsch. Bd. 1. Berlin 1862. Bd. 2, vollendet von H. Papst. Berlin 1864. Bd. 3, herausgegeben und vollendet von H. Breßlau. Leipzig 1875. Die Neubearbeitung der Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto II. und Otto III. steht noch aus [1]).

H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. 1—5. Halle 1854—1867. Durch übersichtliche und lebendige Darstellung, die aber mehr auf Hülfsmitteln als auf den Quellen ruht, ziehen diese Vorlesungen an: die gewagten Combinationen Leos wird man mit gleicher Ruhe prüfen müssen, wie sein oft schroffes Urtheil über Personen und Zeiten.

E. F. Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Bd. 1—4. Frankfurt am Main 1861. 1862. Eine für das größere Publikum berechnete Darstellung, bei der mehr neueren Hülfsmitteln als den Quellen gefolgt ist, obwohl der Verfasser mit diesen nicht unbekannt ist. Begeistert für seinen Stoff, sucht er auch den Leser zu erwärmen; das Urtheil über die Thatsachen ist unbefangen, und man wird ihm in den meisten Fällen beipflichten können. Die Forschung zu fördern lag weniger in der Absicht.

S. Sugenheim, Geschichte des deutschen Volks und seiner Kultur. Bd. 1—3. Leipzig 1866. 1867. Auch diese Darstellung ist für das größere Publikum

1) Die Rankeschen Jahrbücher sind in den Anmerkungen als Jahrbücher [1] citirt, die von der historischen Commission herausgegebenen als Jahrbücher [2].

berechnet. Wegen der fleißigen Sammlung des Materials nach den neuesten Forschungen und klarer Anordnung des Stoffs verdient sie beachtet zu werden. Der römisch-katholischen Kirche gegenüber nimmt der Verfasser eine sehr entschiedene Parteistellung ein.

Ein auch das Studium der Kaiserzeit sehr erleichterndes Werk sind: C. A. Cohns Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten und der Niederlande. Braunschweig 1871.

b) Rechts- und Verfassungsgeschichten.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4 Theile. Göttingen 1808. Der ersten Ausgabe sind vier andere gefolgt, die das Werk in stets verbesserter Gestalt geben: die fünfte ist vom Jahre 1844. Grundlage fast aller späteren Behandlungen der deutschen Rechtsgeschichte; obwohl im Einzelnen Eichhorns Resultate vielfach bestritten sind, hat man später doch die Grundzüge des von ihm aufgestellten Systems festgehalten.

J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. Die Ausgabe von 1854 ist ein unveränderter Abdruck. Ungemein reiche Sammlung, die tiefe Blicke in das Rechtsleben des deutschen Volkes werfen läßt.

W. Dönniges, Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Erster Theil. Berlin 1842. Das Werk behandelt das Staatsrecht vom neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts und zeichnet sich durch reichhaltiges Material und lebendige Auffassung der Verhältnisse aus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Bonn 1853. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Bonn 1857. Empfiehlt sich durch übersichtliche und klare Darstellung.

J. F. von Schulte, Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Dritte Auflage. Stuttgart 1875.

O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Zwei Abtheilungen. Braunschweig 1860. 1864.

G. Waitz, Die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Bd. 1—4 (zugleich Bd. 5—8 der deutschen Verfassungsgeschichte desselben Verfassers)[1]. Kiel 1874—1878. Reichste Sammlung des Materials aus den Autoren und Urkunden, wie gründlichste Kritik dieses Materials und aller früheren Arbeiten auf dem Gebiete der Verfassungsgeschichte sichern dem Werke eine epochemachende Bedeutung.

c) Kirchengeschichten.

Neben Neanders und Gieselers bekannten Werken, von denen sich das erste durch Tiefe der Auffassung, das andere durch zweckmäßige Concentrirung und Anordnung des Stoffs auszeichnet, sind zu nennen:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeschichte. Dritter Band. Dritte Abtheilung. Stuttgart 1844. So wenig wir mit der Tendenz des Buches, das im Wesentlichen die Gründung des deutschen Reichs nur den Bischöfen beimißt,

1) In den Anmerkungen unter dem Titel und nach der Bändezahl des Gesammtwerks citir

einverstanden sind und so entschiedener Widerspruch gegen viele ganz willkürliche Hypothesen einzulegen ist, so bereitwillig haben wir die große Belesenheit des Verfassers und seine eigenthümliche Auffassung des Gegenstandes anzuerkennen. Es ist ein nicht geringes Verdienst, daß er die Kirchengeschichte jener Zeit mit der Reichsgeschichte in die unmittelbarste Verbindung gebracht hat, wenn auch der Zusammenhang der Dinge oft ein anderer ist, als er ihm erscheint. Manche der in diesem Buche behandelten Partien der Geschichte hat Gfrörer in seinem letzten großen Werke: Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter (7 Bände. Schaffhausen 1859 bis 1861) einer abermaligen Bearbeitung unterworfen; die Methode der Forschung ist wesentlich auch hier dieselbe, und die Resultate derselben sind kaum gesicherter. Namentlich berühren die Ottonische Zeit die Entwicklungen über die Bildung des römischen Kirchenstaats im fünften und die Erhebung des städtischen Lebens in Deutschland im letzten Bande.

J. F. Damberger, Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter, kritisch und aus den Quellen dargestellt. Vierter und fünfter Band. Regensburg 1852. Die Darstellung beruht auf den Quellen, die Kritik derselben kann aber nur als eine überaus willkürliche bezeichnet werden. Wenn die sämmtlichen Schriften des Liudprand als untergeschoben, alle Briefe Gerberts als verfälscht ausgegeben werden, ohne daß jemals ein Beweis angetreten ist, wenn der Verfasser sich dagegen auf entschieden gefälschte Zeugnisse, wie den Aloldus von Pechlarn und die Schenkungsurkunde Ottos I. für Rom, bezieht, so kann unmöglich eine gesicherte Grundlage für die Darstellung gewonnen werden, zumal sich mit dieser willkürlichen Kritik eine sehr eigenmächtige Interpretation auch der nicht angezweifelten Quellen verbindet. Für die Größe der sächsischen Kaiser und Heinrichs II. hat der Verfasser einen offenen Blick, und die aufrichtige Anerkennung ihrer Verdienste um die Kirche und die Welt wird auch den versöhnlicher stimmen, den die stark hervortretenden klerikalen Tendenzen des Werks abstoßen.

A. Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. 2 Theile. Jena 1854. Eine fleißige und gründliche Monographie, die mehrfach über ihren ursprünglichen Gegenstand hinaus Licht verbreitet.

C. J. v. Hefele, Conciliengeschichte, nach den Quellen bearbeitet. Bd. 1 bis 7. Freiburg im Breisgau 1855—1874.

d) Zur Literatur- und Kunstgeschichte.

W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum dreißigjährigen Kriege. Basel 1872. Eine auf der ausgebreitetsten Kenntniß beruhende übersichtliche Darstellung der Geschichte unserer Nationalliteratur, die nach allen Seiten hin leichten Zugang zu Specialstudien eröffnet, ein unentbehrliches Handbuch für die Bearbeitung deutscher Geschichte.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage. Bd. 1—3. Leipzig 1871—1873. Diese letzte Bearbeitung der früheren Partien des berühmten Werks hat durch die sorgfältige Benutzung aller neueren Detailforschungen einen ganz besonderen Werth.

K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8—12. Jahrhundert. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin 1873.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert. Straßburg 1875.

W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Bd. 1. 2. Vierte umgearbeitete Auflage. Berlin 1877. 1878. Vollständigkeit, Gründlichkeit, klare und zweckmäßige Darstellung empfehlen dieses Buch auf gleiche Weise, welches zum erstenmal die Geschichtsschreibung unserer Kaiserzeit nach allen Seiten in das rechte Licht gestellt hat; in den späteren Auflagen sind die neuesten den Gegenstand des Buchs betreffenden Publicationen stets vollständig nachgetragen und auf Grund derselben vielfache Verbesserungen vorgenommen.

A. Potthast, Bibliotheca historica modii aevi, Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 375–1500. Berlin 1862. Supplement 1868. Ein sehr bequemes literarisches Hülfsbuch, mit Fleiß und Umsicht bearbeitet.

C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bd. 1—6 (zugleich Bd. 3—8 der Geschichte der bildenden Künste desselben Verfassers). Düsseldorf 1869–1876.

e) Specialgeschichten deutscher Länder.

Von den zahllosen Arbeiten über die Geschichte einzelner deutscher Landschaften, Fürstenthümer und Städte berühren viele die Geschichte der Kaiserzeit nur vorübergehend und gewähren deshalb für unseren Gegenstand keine erhebliche Ausbeute. Indem wir deshalb im Allgemeinen auf die von Waitz in Dahlmann's Quellenkunde, S. 52—60 gegebene Literatur der Specialgeschichten verweisen, begnügen wir uns nur auf einzelne für die von uns behandelte Periode besonders wichtige Werke hinzuweisen.

Ch. Fr. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Bd. 1—4. Stuttgart 1841—1873. Das in großer Vollständigkeit angesammelte Material ist in der übersichtlichsten Weise verarbeitet, so daß die Arbeit allen verwandten zum Muster dienen sollte.

L. Giesebrecht, Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1152. Drei Bände. Berlin 1843. Das Werk giebt die Geschichte der gesammten wendischen Marken mit steter Beziehung auf die Geschichte des Reichs sowohl, wie auf die Verhältnisse der im Norden und Osten mit dem Reiche grenzenden Völker. Nicht allein die deutschen, böhmischen und polnischen Quellen sind in ihrem ganzen Umfange kritisch benutzt, sondern auch die nordische Literatur; so erhebt sich die Darstellung auf der breitesten Grundlage. Wo die Kaisergeschichte die wendischen Geschichten berührt, ist von uns hauptsächlich auf dieses Werk zurückgegangen, dem wir auch vorzugsweise in der Darstellung der dänischen Verhältnisse jener Zeit gefolgt sind.

M. Büdinger, Oesterreichische Geschichte bis zum Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts. Erster Band. Leipzig 1858. Mit kritischer Benutzung aller Quellen und Hülfsmittel ist hier eine Darstellung nicht allein der Anfänge der Mark Oesterreich, sondern auch des böhmischen und ungarischen Reichs geliefert, wie man sie lange schmerzlich entbehrte.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Theil 1–3. Arnsberg 1860–1864.

Th. Knochenhauer, Geschichte Thüringens in der Karolingischen und Sächsischen Zeit. Gotha 1863. Desselben Verfassers Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses. Herausgegeben von K. Menzel. Gotha 1871.

S. Riezler, Geschichte Baierns, Bd. 1. 2. Gotha 1878. 1880. Das Werk sucht für Baiern Aehnliches zu leisten, wie Stälin's Buch für die schwäbischen Gegenden, und füllt in sehr befriedigender Weise eine lange empfundene Lücke aus.

l) Geschichten dauernd oder zeitweise vom deutschen Reiche abhängiger Länder und Städte.

L. Ant. Muratori, Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' anno 1749. Milano 1744—1749. Dann oft neu aufgelegt. Die Uebersetzung, die in Leipzig in 9 Bänden von 1745 bis 1750 erschien, hat Berichtigungen und manche wichtige Zusätze; der fünfte Band derselben umfaßt die Geschichte des zehnten Jahrhunderts. Muratoris Werk ist die Grundlage aller späteren italienischen Arbeiten und im Ganzen und Großen noch jetzt unübertroffen.

J. F. Le Bret, Geschichte von Italien (enthalten in der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie Band 40 f.). Halle 1778. Auf Muratoris Material fußend, stellt das Werk die Ereignisse klar und übersichtlich dar; auch die nach Muratori in Italien erschienene historische Literatur ist vielfach berücksichtigt.

H. Leo, Geschichte von Italien. Band 1. Hamburg 1829. Einzelne Theile sind mit scharfer Kritik behandelt und dadurch Resultate gewonnen, die allgemeine Annahme gefunden; im Ganzen giebt das Buch eine geistreiche und übersichtliche Darstellung der behandelten Zeiten.

J. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens. Drei Bände. Innsbruck 1868—1872. Der vierte Band (1874) enthält Urkunden. Ein Werk bewunderungswürdigen Fleißes und der gründlichsten Forschung, welches die Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens im Mittelalter nach allen Seiten aufgeklärt hat. Die Studien des Verfassers sind besonders der staufenschen Zeit zugewandt, doch werden vielfach auch die früheren Perioden in Betracht gezogen.

F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 8 Bände. Dritte verbesserte Auflage. Stuttgart 1875—1880. Ein Werk ausdauernder Arbeit, welches eine wesentliche Lücke in unserer historischen Literatur füllt. Der Verfasser verbindet mit einer genauen Kenntniß des römischen Bodens eine Belesenheit in der seinen Gegenstand berührenden italienischen und deutschen Literatur, wie sie sich selten findet, und hat auch die italienischen Archive fleißig benutzt. Papencordts Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, wie sie aus dem Nachlasse des Verfassers von C. Höfler herausgegeben ist, trägt in den meisten Theilen das Ansehen eines übersichtlichen Entwurfs, der noch zu weiterer Ausführung und Durcharbeitung bestimmt war. Uebersichtlich, aber auf der Basis eingehender Studien werden die hier in Betracht kommenden Verhältnisse der Kaiserstadt dargestellt auch in dem großen Werke von A. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom. 3 Bände. Berlin 1867—1870.

Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen. Band 1—5. Prag 1836—1868.

R. Röpell, Geschichte Polens. Band 1. Hamburg 1840.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark. Band 1—3. Hamburg 1840 bis 1843.

II. Anmerkungen.

Buch II. Kapitel 1. Geschichte Ludwigs des Kindes.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Fuldenses bis zum Jahre 901. Reginonis Chronicon bis z. J. 906. Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Die Zustände der Zeit berühren gelegentlich die Gedichte des Bischofs Salomo von Konstanz (Ausgabe von Dümmler in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich XII. 6. S. 230—247). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 1—6. Widukind L. I. c. 16. Hrotsvitha de primordiis coenobii Gandersh. und Eckehardi IV. Casus s. Galli (M. G. II. p. 83. 84). -- Die von Ludwig dem Kinde erhaltenen Urkunden sind verzeichnet von Böhmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833. S. 114—118.

Hülfsmittel. K. Rintelen, Geschichte Ludwigs des Kindes und Konrads I. in den Forschungen zur deutschen Geschichte III. S. 313—362. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 491—570. Man vergleiche auch Phillips, König Ludwig das Kind in den Vermischten Schriften (Wien 1856) I. S. 269 ff.; F. L. Dammert, Hatto I. Erzbischof von Mainz und seine Zeit in den Programmen des Lyceums von Freiburg i. Br. 1864. 1865; J. Heidemann, Hatto I. Erzbischof von Mainz im Programm des grauen Klosters zu Berlin 1865; F. W. v. Raczeck, Salomo III. Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen im Programm des Gymnasiums zu Glogau 1853.

S. 167. — Auf den angeblichen Brief Hattos an Papst Johann IX. (Boczek Cod. diplom. Moraviae I. p. 64) mag ich mich für die Umstände bei Ludwigs Wahl nicht mehr berufen, nachdem E. Dümmler in seiner Abhandlung über die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern (Aus dem Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Band 10) S. 78 Zweifel an der Echtheit des Schreibens erhoben und Büdinger (Oesterreichische Geschichte I. 279. 280) die Unechtheit positiv behauptet hat. In der That scheint mir eine Fälschung unzweifelhaft, bei welcher der Brief Theotmars von Salzburg und seiner Suffragane (Boczek I. p. 60) zu Grunde gelegen hat. Auffällig ist mir unter Anderem die Wendung in dem ersten Briefe: velint, nolint, Francorum principibus colla submittent, welcher

in Theotmars Briefe die Worte entsprechen: sive velint, sive nolint, regno nostro subacti erunt. Auch Waitz, Verfassungsgeschichte V. S. 32 hält das Schreiben für unecht, wenn auch, meint er, die in denselben enthaltenen Nachrichten vielleicht nicht ganz werthlos sein könnten. Unter Anderen hat R. Usinger zu Hirschs Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter Heinrich II. S. 430 jenes verdächtige Schreiben benutzt, ohne die Gründe anzugeben, welche ihm für die Echtheit desselben sprechen; Stein in seiner Geschichte Konrads I. S. 128—130 sucht die erhobenen Bedenken zu beseitigen, aber ohne vollkommen durchschlagende Gründe.

S. 169—174. — Ueber den ersten Einbruch der Ungarn in das Reich und ihre frühesten Züge handelt am gründlichsten nach den Quellen E. Dümmler in seiner Schrift: de Arnulfo Francorum rege, p. 78 ff., in der angeführten Abhandlung über die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern und in seiner Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 437 ff. 543 ff. Diese sich ergänzenden trefflichen Darstellungen liegen der unsrigen zu Grunde. Man vergleiche auch Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. S. 209 ff. Das Datum der großen Niederlage der Baiern, über welches früher die Angaben schwankten, ist jetzt durch ein altes Freisinger Todtenbuch auf den 5. Juli 907 sicher festgestellt. Dümmler in den Forschungen zur deutschen Geschichte XV. S. 164. Von dem Siege Herzog Arnulfs an der Rott am 11. August 909 haben wir erst durch ein anderes Freisinger Necrologium Nachricht erhalten. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte VII. 451 und 454 und Jaffés Bemerkungen ebendaselbst S. 480. 481. Interessant ist auch die Notiz der Annalen Altahenses maiores z. J. 911: Proelium cum Ungariis ad Liubhinga (Loiching an der Isar).

S. 178—188. — Die Entstehung der Herzogthümer ist Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen. Leibniz leitete die herzogliche Gewalt aus der Stellung der Karolingischen Missi ab, und diese Meinung herrschte ziemlich allgemein, bis Stenzel darauf hinwies, daß das Herzogthum meist aus der Markgrafschaft hervorgegangen sei. Die Einseitigkeit dieser wie jener Ansicht zeigte Waitz in den Jahrbüchern[1] I. 1. S. 125 ff. Das Material hat dann Dönniges (Deutsches Staatsrecht S. 291—366) vollständig gesammelt und zu einer neuen Untersuchung benutzt, bei der er nach der Bedeutung, die er dem Ducat schon zu Karls des Großen Zeiten beilegte, auch hier mehr auf den Karolingischen Ducat zurückging. Sehr eigenthümliche Ansichten hat Leo zweimal über diesen Punkt vorgetragen. In seiner im Jahre 1827 erschienenen Schrift: Von der Entstehung der deutschen Herzogsämter leitete er die Herzogthümer aus Apanagirungen jüngerer Prinzen des Karolingischen Hauses her. Diese Ansicht hat er in den 1854 herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs selbst aufgegeben. Denn hier (Band I. S. 570 ff.) suchte er zu zeigen, daß die Reichsverfassung des zehnten Jahrhunderts nur ein Nachbild und Abbild der deutschen Kirchenverfassung gewesen und durch die politischen Ideen und Pläne des Erzbischofs Hatto und seiner Freunde in das Leben gerufen sei. Wie die deutsche Kirche unter einem Primas und vier anderen Erzbischöfen stand, sollte das Reich fortan vom Könige mit vier Herzogen regiert werden, die eine ähnliche Stellung unter ihm einnähmen, wie die Erzbischöfe unter dem Primas. Die Zeit unter Ludwig dem Kinde „benutzte Hatto, seinen Verfassungsplan für Deutschland durchzuführen und in den einzelnen Stämmen die mächtigsten Familien dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihnen in einer neugebildeten herzoglichen Gewalt eine höhere Stellung verschaffte" (S. 582); „Hatto ist es also, der die Herzogthümer formirte" (S. 583). Leo hat dieser seiner neuen Ansicht nicht eine quellenmäßige

Grundlage zu geben versucht; dies wäre aber um so mehr erforderlich gewesen, als die Quellen Hatto und seine Freunde gerade als unversöhnliche Gegner aller derer erscheinen lassen, die nach einer herzoglichen Gewalt trachteten. Indessen hat neuerdings Stein in seiner Geschichte Konrads I. S. 137 ff. eine Ansicht vorgetragen, welche der früheren Leos nahe steht, indem er das Herzogthum aus einer bevorzugten Stellung ableitet, die von den Karolingischen Königen Anverwandten ihres Hauses in den einzelnen Stammländern eingeräumt sein soll. Waitz hat schon in den Jahrbüchern[1] nach meiner Ansicht das Richtige getroffen, obschon ich noch weit weniger, als er es thut, auf die Deduction einer allmählichen Entwicklung des Herzogthums aus Karolingischen Einrichtungen eingehen möchte. Auch mit den letzten Ausführungen von Waitz in seiner Verfassungsgeschichte V. S. 34 ff. stehe ich in den Hauptpunkten in Uebereinstimmung; nur spricht er von einer Anerkennung des Herzogthums von Seiten des Karolingischen Königthums, die ich weder in den Quellen finden, noch an sich für wahrscheinlich halten kann. Mehr oder minder erhob sich das Herzogthum als eine revolutionäre Gewalt, die nur in dem Drang der Zeitumstände ihre Berechtigung fand; will man für dieselbe einen historischen Anhaltspunkt gewinnen, so scheint er allein in den Nationalherzogen der Merovingerzeit gegeben. Ob übrigens der Inhaber dieser neuen Gewalt früher Missus, Markgraf oder Herzog im Sinne der Karolingischen Zeit gewesen war, machte im Grunde keinen erheblichen Unterschied. Auch ist die Bezeichnung dux Anfangs keineswegs entscheidend, um Jemand eine herzogliche Gewalt nach der Auffassung der späteren Zeit beizulegen; vielmehr kommt es bei der ganzen Untersuchung nur auf den Nachweis an, daß sich in irgend einem Theile des Reichs eine weltliche Gewalt erhebt, welche wesentliche Rechte der Krone gewinnt und sich mit einer selbstständigen fürstlichen Macht gegenüber dem Königthum zu behaupten sucht. Löhers Ansicht (König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen S. 1—13) scheint, sofern ich anders sie richtig verstanden habe, wesentlich mit meiner Auffassung übereinzustimmen, doch weiß ich dies auf der andern Seite mit seiner Darstellung der Entstehung des sächsischen Herzogthums nicht ganz zu vereinbaren. Dümmler (Ostfränk. Reich II. S. 560 ff.) schließt sich im Allgemeinen meiner Ansicht an.

S. 179. 180. — Die Lieder und Sagen über den Kampf der Herzoge gegen die Krone und Geistlichkeit lassen sich durch Franken, Sachsen, Schwaben und Lothringen bei Liudprand, Widukind und Eckehard verfolgen. Auch Arnulf von Baiern wurde Held der Sage. Ob Reginar von Lothringen das Urbild des Reineke Fuchs ist, wurde Gegenstand vieler Erörterungen. Nach früheren Vorgängen hat es Mone in seinem Reinardus vulpes wieder behauptet, Grimm es dagegen im Reinhart Fuchs p. CCL ff. nachdrücklich bestritten. Gervinus, früher Grimm beistimmend, hat sich später in seiner Literaturgeschichte schwankend ausgesprochen. Das wenigstens ist Grimm nicht zugegeben, daß dieser Reginar nur ein unbedeutender Mann in der lothringischen Geschichte sei, an den sich kein eingreifendes Ereigniß knüpfe; gewichtiger erscheint der Einwand, daß die lateinische Form für Reinhart (Renard) Reginardus, dagegen Reginarius dem Reinher (Renier) entspreche.

S. 183. 184. — Für die Personen des Reginar und Giselbert, die für die Geschichte der herzoglichen Gewalt in Lothringen von hervorragender Bedeutung sind, bieten die Urkunden der Abteien Stablo und Malmedy, die in einem Chartular des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt sind, nicht unerhebliche Aufschlüsse, da Reginar und Giselbert Laienäbte dieser Klöster waren. Auf diese Urkunden und das übrige quellenmäßige Material gründet sich die fleißige, tief in den Gegenstand eindringende

Abhandlung von K. Wittich: Die Entstehung des Herzogthums Lothringen (Göttingen 1862).

S. 185—187. — Nach Dümmler hat über die Anfänge des bairischen Herzogthums K. Schottmüller, Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgang der Karolingischen Periode (Berlin 1868) geschrieben; über Markgraf Liutpold und seine Abkunft handelt Riezler in der Geschichte Baierns I. S. 245 und in den Forschungen zur deutschen Geschichte XVIII. S. 529 ff. Die Herkunft und die Besitzungen des Liudolfingischen Geschlechts hat Waitz in den Jahrbüchern[2] S. 185—195 eingehend erörtert und ist zu wesentlich neuen Resultaten gelangt. Man vergleiche auch H. Böttger, die Brunonen (Hannover 1865).

S. 188. — Als Todestag Ludwigs des Kindes findet man öfters den 20. August angegeben; dies beruht auf eine Vermuthung Böhmers (Regesta Karolorum S. 118). Aber die Notiz in dem Lorscher Nekrolog, auf welche die Conjectur sich stützt, bezieht sich auf Ludwig III.; man vergleiche Böhmers eigene Bemerkung darüber (a. a. O. S. 93). Der 24. September ist als Todestag eines Königs Ludwig im Necrologium Angiense (Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich VI. 2. S. 40) bezeichnet, und es kann hier wohl nur an Ludwig das Kind gedacht werden. Vergleiche Dümmler Ostfränk. Reich II. 556.

Buch II. Kapitel 2. Geschichte Konrads I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Annalen. Das wichtigste Aktenstück bilden die Verhandlungen der Altheimer Synode (M. G. Legg. II. 534—560). Spätere Quellen: Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae (M. G. XVII. 570). Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 17—20. Widukind L. I. c. 15—25. Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. Vita Mathildis antiquior c. 1—4; danach die jüngere Lebensbeschreibung. Thietmar L. I. c. 4. 5. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 84—91. 103). — Konrads I. Urkunden sind herausgegeben von Böhmer, Acta Conradi (Frankfurt a. M. 1859), registrirt in den Regesta Karolorum S. 118—120 und in den Kaiserregesten S. 1. 2; neue und vollständige Ausgabe der Urkunden Konrads I. von Sickel in den M. G. Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. I. S. 1—36.

Hülfsmittel. Die Geschichte Konrads I. ist neuerdings mehrfach behandelt worden: von K. Schwarz in dem Programm des Gymnasiums zu Fulda 1850, von K. Rintelen am bereits angeführten Orte, von E. Dümmler in der Geschichte des ostfränkischen Reichs II. S. 570—617, endlich in einer größeren Schrift von Friedrich Stein, Geschichte des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses (Nördlingen 1872). Der Verfasser des letztgenannten Buchs hat mit großem Fleiß nach den Quellen gearbeitet, aber ich vermag seiner Auffassung der Kämpfe Konrads mit den Herzogen und dem Resultat derselben nicht beizustimmen. Vielfach ist Waitz in

seiner Geschichte Heinrichs I. (Neue Bearbeitung in den Jahrbüchern[2]) auf die Geschichte Konrads zurückgegangen. Man vergleiche auch Phillips, König Konrad I. in den Vermischten Schriften I. S. 278 ff.; ferner Franz Löher, König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen, ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte (München 1858).

S. 190—192. — Ueber Konrads I. Wahl verbreitet sich Phillips, Die Fortdauer der Karolingischen Verfassung in Deutschland in der Zeit von 887 bis 1024. (Vermischte Schriften I. S. 208 ff.). Er sucht S. 210 bis 212 zu zeigen, daß Konrad nur von den Franken gewählt sei, aber so leicht läßt sich die Autorität der Annales Alamannici und des Widukind nicht abweisen. Ueberdies sind urkundliche Zeugnisse vorhanden, daß Konrad in Schwaben und Baiern Anfangs Anerkennung fand, namentlich bei der Geistlichkeit. In der Urkunde vom 25. September 912 in v. Mohrs Codex diplom. zur Geschichte von Graubünden I. S. 57 erscheinen auch Erchanger, Pfalzgraf genannt, und Berchthold bei Konrad. Die Kritik, welche Löher a. a. O. S. 40 Widukinds Erzählung angedeihen läßt, scheint mir nicht evident. Man vergleiche auch Waitz in den Jahrbüchern[2] S. 195 ff.

S. 190. — Widukind sagt I. c. 15: Ob id, qui olim socii et amici erant Francorum, iam fratres et quasi una gens ex christiana fide, veluti modo videmus, facta est. Er hatte meines Erachtens Einhard (Vita Karoli c. 7) vor Augen, wie gleichfalls der Poeta Saxo (M. G. I. p. 261) in der sehr verwandten Stelle. Sollte Agius, wie Pertz vermuthet, der Poeta Saxo sein, so würden dessen Worte für die Auffassung dieser Stammesverhältnisse in der Familie der Ludolfinger ein besonderes Interesse haben.

S. 194. — Von einer besonderen Herzogswahl Heinrichs spricht die ältere Vita Mathildis c. 4, aber in sehr unklaren Wendungen.

S. 195. — Daß der 15. Mai Hattos Todestag ist, unterliegt nach den Merseburger und Reichenauer Nekrologien keinem Zweifel. Die Hersfelder Annalen setzen Hattos Tod in das Jahr 912, nach ihnen mehrere abgeleitete Annalen: aber Hatto kann erst im Jahre 913 gestorben sein. Wäre eine angebliche Urkunde Hattos vom 10. August 913, die sich in v. Mohrs Codex diplomaticus I. S. 58 findet, für echt zu halten, so wäre Hattos Tod sogar auf das Jahr 914 hinauszuschieben; die Urkunde ist jedoch auch abgesehen davon, daß sie Hattos Leben gegen das Zeugniß der besseren Quellen bis in dieses Jahr verlängert, nach Inhalt und Form im höchsten Grade verdächtig. Bei der Fälschung ist wahrscheinlich eine Stelle in den Casus s. Galli (M. G. II. 89) zu Grunde gelegt worden.

S. 198—204. — In der Darstellung der baierischen Verhältnisse unter Konrad I. bin ich mit Büdinger den aus den alten Salzburger Annalen abgeleiteten, leider sehr fragmentarischen Nachrichten gefolgt und habe auch deren chronologische Angaben beibehalten, obwohl Jaffé (M. G. XVII. 570. Note 14) und Hirsch, Heinrich II. Band I. 24. 25 die Glaubwürdigkeit derselben bezweifelt haben. Der Beachtung werth ist das Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae, zuletzt von Jaffé a. a. O. edirt und erklärt. So vieldeutig es ist, kann ich nicht mit Löher daraus folgern, daß Heinrich schon bei Konrads Lebzeiten einen Zug nach Baiern unternommen habe. Die Abfassung des Fragments, wenn auch die erhaltene Handschrift

erst dem zwölften Jahrhundert angehört, fällt in Herzog Arnulfs Zeit oder spätestens in das kurze Regiment seines Sohnes; später hatten sich sowohl über Arnulfs Verfahren gegen die Kirchen, wie über die königliche Autorität ganz andere Ansichten in Baiern befestigt. Der Verfasser ist ein Anhänger Arnulfs und das Fragment zunächst eine Invective gegen einen dem baierischen Herzogshause feindlichen Bischof. Es ist meines Erachtens nicht ein baierischer Bischof, wie Jaffé annimmt, sondern ein fremder gemeint (provinciam illam hostiliter intrasse), doch nicht Salomo von Konstanz, der bereits 919 starb; ich denke an Thiedo von Würzburg, der bei Konrad und Heinrich nach Ausweis der Urkunden sehr angesehen war und überdies an den baierischen Angelegenheiten ein nahes Interesse hatte. Er wäre über Arnulfs Reich und dessen Thron gekommen, wenn er die Gelegenheit gefunden hätte, sagt der Verfasser; auf seinen Rath, wie Viele bezeugten, sei Heinrich nach Baiern gekommen, und schon früher habe er (der Bischof) mit König Konrad einen feindlichen Angriff auf Baiern gemacht, Regensburg erobert und geplündert, dann aber weichen müssen, während Arnulf glänzend aus den Gefahren hervorgegangen sei. Dies scheint mir mindestens die einfachste Auffassung des Fragments. Die erwähnte Eroberung Regensburgs setze ich in das Jahr 916, wo nach einer Urkunde vom 29. Juni der König in dieser Stadt war. Hierauf beziehe ich auch die Erzählung des Arnold, de miraculis b. Emmerammi I. c. 6 (M. G. IV. 551). Wenn ich mit Anderen früher noch einen späteren Zug Konrads nach Baiern angenommen habe, so finde ich jetzt, daß dies weder bei Widukind I. c. 25, auf den man sich besonders berufen, noch in anderen Quellen einen Anhalt hat. Uebrigens hat auch Widukinds Nachricht, Konrad sei an einer in Baiern empfangenen Wunde gestorben, welche er überdies nur auf die Autorität Anderer mittheilt, wenig Gewicht; nach Arnold soll Konrad an der Ruhr gestorben sein.

S. 203. — Die villa Adinga – denn dies scheint mir bei Hermannus Contractus zum Jahre 917 die echte Lesart (M. G. V. 112) — erkläre ich aus der im Codex Laureshamensis genannten Adininger marca in pago Neckargowe. Vergl. Stälin, Wirtembergische Geschichte I. S. 304 und 271. Note 2.

S. 205. — Die angeführten Worte eines sächsischen Chronisten finden sich beim Annalista Saxo (M. G. VI. 594) und in den Annales Palidenses (M. G. XVI. 61).

S. 205. — Schwartz zeigt in dem obenerwähnten Programm S. 32 und 33, daß Konrad I. nicht zu Weilburg, wie Widukind angiebt, sondern zu Fulda begraben ist. Das Grab ist wahrscheinlich durch den Brand, der 1286 die Domkirche zerstörte, vernichtet worden. Vergl. Marianus Scotus zum Jahre 918 (M. G. V. 553). Marianus ist in Bezug auf Fuldaische und Mainzer Sachen verläßlich; auch sein Zeugniß für den Todestag Konrads fällt ins Gewicht.

Buch II. Kapitel 3—5. Geschichte Heinrichs I.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici bis zum Jahre 926. Annales Weingartenses b. z. J. 936. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. Annales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigste Aktenstück für die Regierung Heinrichs I.

ist sein Vertrag mit König Karl III. (M. G. Legg. I. 567). Außerdem sind erhalten die Beschlüsse der Synode zu Koblenz im Jahre 922, der zu Erfurt im Jahre 932 und von der Synode zu Duisburg im Jahre 929 mindestens die Ueberschriften der Satzungen (M. G. Legg. II 16—18. Die Beschlüsse der Synoden zu Erfurt und Dingolfing in den Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte I. S. 408—413). Spätere Quellen: Fragmentum de Arnulfo duce Bavariae. Annales Augienses. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses mit den Annales Leodienses auf einer älteren gemeinsamen Quelle beruhend. Vita Brunonis c. 2—4. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 21—31. L. III. c. 48—50. L. IV. c. 14—16. 24. Widukind L. I. c. 26—41. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 1—124. Vita Mathildis prior (et posterior) c. 4—8. Folcuini Gesta abbatum Lobiensium c. 19. Richer I. c. 20—25. 34—39 (was bei Richer über Flodoard hier hinausgeht, verdient keinen Glauben). Thietmar L. I. c. 5—17 (meist nach Widukind). Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 105—111). Adamus Brem. L. I. c. 56—65. Cosmas Pragensis I. c. 17—19. — Die Urkunden Heinrichs I. sind vollständig herausgegeben von Sickel in den M. G. Urkunden der deutschen Könige und Kaiser I. S. 37—79; Regesten derselben sind von Stumpf, Reichskanzler II. S. 1—7 gegeben.

Hülfsmittel: G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. (Jahrbüchern[1] I. 1.) Neue Bearbeitung in den Jahrbüchern[2]. Man vergleiche Phillips, König Heinrich I. der Sachse in den Vermischten Schriften I. S. 288 ff.; Löher, Die deutsche Politik König Heinrichs I. (München 1857); Vollmar, Heinrich I., der Gründer des deutschen Reichs (Programm des Gymnasiums zu Blankenburg. 1862), eine übersichtliche populäre Darstellung.

S. 206. — Daß Heinrichs Wahl auch die Baiern und Schwaben mitvollzogen haben, scheint unglaublich, wenn auch der Continuator Reginonis, aus einer späteren Zeit zurückschließend, dies angiebt. Was Phillips in der angeführten Abhandlung S. 216 hierüber sagt, halte ich für durchaus begründet, und selbst der Wahlort (Fritzlar) möchte dafür sprechen, daß Heinrich zunächst nur von den Sachsen und Franken gewählt wurde. Widukinds Ausdruck (I. c. 26): exercitus Francorum — designavit eum regem coram omni populo Francorum atque Saxonum kann freilich allein nichts entscheiden, da Franken und Sachsen bei ihm ganz Deutschland bezeichnen. Ueber die Zeit der Wahl handelt Waitz eingehend in den Jahrbüchern[2] S. 205—212.

S. 209. — Der Zug Heinrichs gegen Herzog Burchard wurde früher in die erste Hälfte des Jahres 920 gesetzt. Ist die merkwürdige Urkunde vom 8. März 920 über eine Gerichtshandlung vor Herzog Burchard, die v. Mohr im Codex diplomaticus von Graubünden I. S. 58 hat abdrucken lassen, wirklich echt, und ich finde keinen Grund ihre Echtheit zu bestreiten, so wird Heinrichs Zug schon in das Jahr 919 zu setzen sein, denn die Urkunde rechnet bereits nach Jahren seiner Regierung. Auch Waitz hat sich in den Jahrbüchern[2] S. 47 jetzt für diese Zeitbestimmung entschieden. Ob ein Ungarneinfall in Sachsen im Jahre 919 stattgefunden hat, ist zweifelhaft, weil desselben, worauf mich Wattenbach aufmerksam gemacht hat, nur in den Annales Corbeienses gedacht wird, die den Einfall von 924 dann unerwähnt

lassen; wahrscheinlich ist die Notiz in eine unrichtige Zeile gekommen, wofür auch sprechen möchte, daß Widukind I. c. 32 den ersten Einfall unter Heinrichs Regierung erst nach der Beendigung der innern Kämpfe setzt. Unmöglich wäre freilich nicht, daß der Einfall schon in dem Anfang des Jahres vor Heinrichs Wahl stattgefunden hätte.

S. 210. — Ueber Herzog Arnulfs Säcularisation der geistlichen Güter in Baiern siehe Riezler, Geschichte Baierns S. 322 ff. Ein doppelter Angriff Heinrichs auf Baiern ist mir nach dem Fragmentum de Arnulfo wahrscheinlich. Es heißt dort: Dei nutu primo ingressu ab incolis unius civitatis est superatus et de sua parte multis (amissis) victus abscessit. Auch bei Jaffés Auffassung des primo wüßte ich die Stelle nicht auf den glücklichen Ausgang der Verhältnisse zwischen Heinrich und Arnulf zu deuten.

S. 211. — Daß die Ernennung der Bischöfe damals als ein ausschließliches Recht der Könige angesehen wurde, sagt ausdrücklich Johann X. in einem Schreiben an den Erzbischof Hermann von Köln im Jahre 921. Er tadelt es hierin auf das Nachdrücklichste, daß Herzogs Giselbert über das Bisthum Tongern verfügt habe, cum prisca consuetudo vigeat, qualiter nullus alicui clerico episcopatum conferre debeat, nisi rex. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum No. 2731.

S. 213. — Mit Unrecht wirft Wittich, Die Entstehung des Herzogthums Lothringen S. 103. 104 mir vor, daß ich in dem Bonner Vertrag einen ausdrücklichen Verzicht Heinrichs auf Lothringen gesehen habe; lediglich das habe ich gesagt, daß in dem Vertrage Heinrich seine Absichten auf Lothringen noch nicht erreicht habe, und daran ist doch kein Zweifel.

S. 215. — Daß die Stellung Herzog Eberhards auch in Lothringen, nachdem es wieder dem Ostreiche verbunden, eine sehr angesehene war, geht unter Anderem aus Flodoards Worten hervor: Ebrardus quidam Transrhenensis in regnum Lotharii mittitur ab Heinrico iusticiam faciendi causa, et Lotharienses inter se pace consociat. Siegbert von Gembloux bezeichnet ihn z. J. 938 als Pfalzgrafen; ob mit Recht, darüber ist Verschiedenheit der Ansichten. Vergl. Waitzs Excurs in den Jahrbüchern[2] über die Stellung Eberhards in Franken und Lothringen.

S. 222—224. — Die Burgengründungen Heinrichs I. hat schon Lappenberg in der Geschichte von England I. S. 356 mit den kurz zuvor von König Edward dem Aeltern gegen die Dänen und Waliser errichteten Grenzfesten zusammengestellt. Die Worte des Widukind (I. c. 35) scheinen mir unmittelbar einem Gesetze entnommen, das dem bekannten Gesetze Edwards verwandt war und etwa folgende Fassung haben mochte:

1) Ut ex agrariis militibus nonus quisque in urbibus habitet et caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstruat frugumque omnium tertiam partem excipiat servetque, caeteri vero octo seminent et metant frugesque colligant nono et suis eas locis recondant.

2) Ut concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus celebrentur.

Die folgenden Worte Widukinds selbst: tali lege scheinen auf ein solches Gesetz hinzudeuten; auch wissen wir aus der interessanten, von Waitz in den Jahrbüchern[2] S. 98 zuerst geltend gemachten Stelle über den Bau der Hersfelder Mauern (Miracula s. Wigberti M. G. IV. 225), daß solche Maßregeln durch ein Gesetz bestimmt wurden. (Regali consensu regaliumque principum decreto sancitum est et iussum etc.). Die vielbestrittenen Worte Widukinds: vilia aut nulla extra urbes fuere moenia halte ich jetzt für eine Randglosse, die in den Text eingedrungen und ihn

verwirrt hat. Aehnliches habe ich auch sonst mehrfach bei Widukind bemerkt.[1]) So sind I. 14 die Worte: Acta sunt. — Kal. Octobris in einer völlig sinnstörenden Weise in den Text eingeschaltet; desgleichen am Schlusse von I. 36 die Worte: Captivi omnes — obtruncati, II. 7 die Worte: Eodem tempore — urbem, II. 16: Simili modo — corrupisse. Uebrigens setzen die Burganlagen, welche Widukind schildert, voraus, daß die Bevölkerung des Landes in der Masse aus milites agrarii bestand. Dies waren königliche Ministerialen, unter die Kronland gegen die Verpflichtung zu stetem Kriegsdienst vertheilt war. Nur in den Marken bildeten sie den Hauptstamm der herrschenden Bevölkerung, und deshalb können auch Widukinds Worte zunächst nur auf die Marken bezogen werden. Vergl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. S. 144—166. Ausführlich hat Waitz über die Städtegründungen Heinrichs gehandelt in den Jahrbüchern[2] S. 229—234. Wie Edwards Einrichtungen als Heinrichs Muster anzusehen sind, so wurde Heinrichs Burg- und Markverfassung wieder ein Vorbild für den Polen Boleslaw Chabry. Vergl. was Röpell hierüber in der Geschichte Polens I. S. 156 ff. nach der Chronik des Boguphal beibringt. Einige Vergleichungspunkte bietet auch, was nach Herbords Vita Ottonis Bamb. II. 30 (M. G. XX. 739) Boleslaw III. den Pommern schrieb: Si bellum ingruerit ei, hoc modo eum iuvabunt: novem patres familias decimum in expeditionem armis et impensis habunde procurabunt et eiusdem familiae interim domi fideliter providebunt.

S. 225. — Heinrichs militärische Einrichtungen bestanden, wie Widukind L. I. c. 38 ausdrücklich angiebt, besonders darin, daß er die milites im Reiterkampfe übte, und unter der milites können wohl nur Vasallen und Ministerialen verstanden werden. Die Franken kämpften bereits früher fast nur zu Pferde, wie aus den Vorgängen in der Schlacht an der Dyle hinreichend bekannt ist und die Annales Fuldenses z. J. 891 (M. G. I. p. 407) ausdrücklich bezeugen; Heinrichs Einrichtungen werden also auch hier sich vornehmlich auf Sachsen bezogen haben. Liudprand (II. c. 3 und 25) berichtet, wie der Heerbann damals nur durch Androhung von Todesstrafen zusammengebracht werden konnte, bezeugt aber zugleich, daß die allgemeine Dienstverpflichtung nach vollendetem dreizehnten Jahre noch bestand. Ueber den letzten Punkt ist die Beilage in Stenzels Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands (S. 323) zu vergleichen. Daß Heinrich I. auch noch den Heerbann aufgeboten hat, läßt sich in keiner Weise bezweifeln, und an manchen Stellen des Widukind läßt sich unter exercitus kaum etwas Anderes verstehen, aber für neue Anordnungen in Betreff des Heerbanns durch Heinrich sprechen weder innere noch äußere Gründe.

S. 228. — Wattenbach hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Worten des Widukind I. c. 36: sacramentoque accepto nicht, wo es bisher geschehen ist, an eine Abendmahlsfeier gedacht werden könne. Die Vergleichung mit III. c. 44 scheint mir auch keinen Zweifel zu lassen, daß jene Worte nur ein anderer Ausdruck für das pace data et accepta an der letztgenannten Stelle sind. Waitz erklärt sich in den Jahrbüchern[2] S. 131 hiermit in der Sache einverstanden, nimmt aber an meiner Anwendung des Wortes „Urfehde" Anstoß.

S. 231—233. Ueber die Orte, wo die beiden Schlachten des Jahres 933 gegen die Ungarn geschlagen wurden, sind in alter wie in neuer Zeit der Ver-

---

1) Diese Randglossen werden von Widukind selbst herrühren, da sie in allen Handschriften sich finden. Wattenbach, Geschichtsquellen[4] I. S. 271.

muthungen genug aufgestellt, deren aber keine zur Evidenz gebracht ist. Vergl. Waitz, Jahrbücher [2] S. 156—159. Für die erste Schlacht fehlt es an allem sicheren Anhalt. Leibniz in den Annales Imperii (II. p. 426) vermuthet, der Kampf habe bei der Burg Gleichen in Thüringen stattgefunden, und sieht diese in der Jechaburg und dem oppidum Lychen der späteren sagenhaften Chroniken, von denen aber die zweite Schlacht nach der Jechaburg bei Sondershausen, die erste dagegen in den Elm verlegt wird. Vergl. die Pöhlder Annalen (M. G. XVII. 62). Für die Localität der zweiten Schlacht stehen sich die Autoritäten Widukinds und Liudprands gegenüber. Der letztere nennt Merseburg, der erstere einen Ort Riade oder Riede, den man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, nach dem ganzen Zusammenhange der Erzählung aber kaum bei Merseburg suchen darf. Leibniz (a. a. O. S. 430) scheint geneigt hier Liudprand zu folgen, doch zeigt sich Letzterer im Allgemeinen in den deutschen Angelegenheiten dieser Zeit nur so oberflächlich unterrichtet, daß man seine Autorität nicht hoch anschlagen kann. Waitz erkennt dies an, doch erklärt er sich bei Verbindungen der Nachrichten Liudprands mit denen anderer Quellen für die überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß die Schlacht nicht zu fern von Merseburg stattfand (S. 159). Des Merseburger Chronisten Brotuff Ansicht, daß der Kampfplatz nicht allein bei Merseburg, sondern noch bestimmter in der unmittelbaren Nähe des Dorfs Keuschberg gewesen sei, hat neuerdings, auf Kenntniß des Lokals gestützt, besonders A. Fraustadt (Die Wahlstatt von Keuschberg. Leipzig 1858) wiederum zu befestigen gesucht; die Gründe sind nicht zwingend und beruhen zum Theil auf nicht stichhaltiger Auslegung der späteren sagenhaften Quellen. Bei dem Riade oder Riede Widukinds ist zunächst an Riede zu denken, welches Otto III. im Jahre 1000 an Magdeburg schenkte: civitatem nostrae proprietatis nomine Riede intra Thuringiam sitam (St. R. Nr. 1210). Dort stellte Otto II. am 9. Januar 979 eine Urkunde aus (St. R. Nr. 751) und auch das Riot, wo Heinrich I. im Jahre 932 urkundete (St. R. 37), ist wohl identisch. Daß dies Riede dem jetzigen Dorf Rietheburg am Zusammenfluß der Unstrut und Helme den Namen gegeben, unterliegt kaum einem Zweifel, und deshalb hat v. Wersebe Widukinds Angabe auf Riethebnrg bezogen. Ich habe mich dieser Ansicht angeschlossen, ebenso Funkhänel in den Forschungen zur deutschen Geschichte VI. S. 627. Eingehend hat dann noch einmal A. Kirchhoff in den Forschungen VII. S. 577—592 über den Kampfplatz gehandelt; er kommt zu der Alternative, daß derselbe entweder bei dem Nägelstedter oder bei dem Arterner Ried (d. h. bei Rietheburg), jedenfalls aber in Thüringen und an der Unstrut zu suchen sei.

S. 233. 234. — Nach Waitzs Erörterungen in den Jahrbüchern [2] S. 261—268 glaube auch ich jetzt, daß nur ein Dänenkrieg Heinrichs I. anzunehmen sei und habe mich ihm hier angeschlossen.

S. 236. — Die bekannte Stelle des Widukind I. 41 über Heinrichs beabsichtigte Reise nach Rom hat Waitz, wie schon früher, so auch in seiner zweiten Bearbeitung der Geschichte Heinrichs S. 172 ff. mit dem Plane das Kaiserthum herzustellen in Verbindung gebracht. Es beruht dies im Grunde auf der Ansicht, daß Heinrich sich unmittelbarer an die Karolingische Politik angeschlossen habe, als es mir erscheint. In der Auffassung der Bestrebungen Heinrichs stehe ich im Wesentlichen mit v. Sybel (Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit S. 15 ff. Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 28 ff.) in Uebereinstimmung.

S. 239. — Heinrichs Todestag wird irrthümlich öfters als ein Sonntag angegeben. Er und seine Gemahlin Mathilde starben nach den beiden Lebensbeschreibungen

der Letzteren am Sabbath, d. h. am Sonnabend; der 2. Juli 936 und 14. März 968, die als die Todestage Beider feststehen, fielen überdies auf diesen Wochentag. So jetzt auch Waitz in den Jahrbüchern[2] S. 180.

S. 239. 240. — Die schöne Stelle aus Ruotger findet sich in der Vita Brunonis c. 3. Ein merkwürdiges Zeugniß, daß Heinrich schon mit Venedig in Verbindung stand, giebt der Brief des Dogen Petrus Candianus II., den Dümmler in den Gest. Bereng. p. 156. 157 veröffentlicht hat.

Buch II. Kapitel 6—12. Geschichte Ottos I. — 951.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Salisburgenses in den abgeleiteten Quellen. Annales s. Maximini Trevirensis. Das wichtigste Acteustück sind die Verhandlungen der großen Ingelheimer Synode im Jahre 948, die nach mehreren Recensionen in den M. G. Legg. II. 19—26 abgedruckt sind; ebendaselbst finden sich auch einige Bestimmungen eines Frankfurter Convents. Quellen aus der späteren Zeit Ottos I.: Annales Augienses. Annales Sangallenses maiores. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Lobienses (Annales Leodienses). Annales Einsidlenses. Liudprandi Antapodosis IV. c. 17—34. V. c. 1. 12. 13. 26. Ruotgeri Vita Brunonis c. 5—10. Widukind L. II. L. III. c. 1—8. Hrotsvithae Gesta Oddonis. v. 125—466. Spätere Quellen: Vita Mathildis prior c. 8. 9. (posterior c. 9—15). Vita Johannis abbatis Gorziensis. Gerhardi vita Udalrici c. 1—9. Richer II. c. 17—19. 29—31. 49—93. Thietmar II. c. 1. 2. 22. Eckehardi Casus s. Galli (M. G. II. 112. 113). Hermannus Contractus. Annales s. Emmerammi Ratisponensis minores, auf älteren Annalen beruhend. Adam. Brem. II. c. 1—5. Helmold. I. c. 12. — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet bei Stumpf, Reichskanzler II. S. 8—19.

Hülfsmittel: R. A. Köpke, Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft König Ottos I. 936—951. (Jahrbücher[1] I. 2). — Kaiser Otto der Große, begonnen von R. Köpke, vollendet von E. Dümmler (Jahrbücher[2]). Nach dieser sehr sorgsamen Darstellung der Regierung Ottos des Großen, die erst nach der vierten Auflage dieses Bandes erschienen ist, habe ich meine Angaben mehrfach berichtigt. — G. Maurenbrecher, De historicis decimi seculi scriptoribus, qui res ab Ottone Magno gestas memoriae tradiderunt (Bonnae 1862). Der Verfasser sucht den politischen Standpunkt der Schriftsteller aus Ottos I. Zeiten zu ermitteln und beurtheilt nach ihm die Glaubwürdigkeit ihrer Werke; diese Betrachtungsweise der Quellenschriften ist an sich durchaus gerechtfertigt, erfordert aber eine weniger parteiische Stellung zu den Quellenschriften selbst, als sie uns der Verfasser hier einzunehmen scheint.

---

image
not
available

mehreren Stellen in den Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters (Zehn Hefte in drei Bänden. Hamburg 1821—1837). — Köpke zeigt in einer eingehenden Untersuchung (Jahrbücher[2] S. 571 ff.), daß Hermann erst in dem um 1230 verfaßten Chronicon s. Michaelis als ein Sohn Billings bezeichnet wird und zieht deshalb überhaupt die billingische Abkunft desselben in Zweifel, aber nicht unerheblich scheint mir doch, daß sie gerade in Lüneburg anerkannt war. Ich glaube deshalb an der hergebrachten Genealogie festhalten zu müssen.

S. 250. — Die Burg Brunings wird bei Widukind II. c. 6. Elmeri genannt. In den M. G. ist dies auf Helmershausen an der Diemel bezogen. Andere haben mit größerem Recht an Helmern im alten Nethegau, einem Theile des sächsischen Hessens, gedacht. So Landau (Hessengau S. 29), Stein (Konrad I. S. 297) und Dümmler (Jahrbücher[2] S. 63).

S. 252. — Ueber Gero besitzen wir eine gründliche und ausführliche Biographie von Leutsch (Markgraf Gero. Leipzig 1828); nach ihm hat Köpke in den Jahrbüchern[1] S. 120 ff. in einem eigenen Excurse über Gero gehandelt und v. Heinemann auf Grund der neueren Forschungen in dankenswerther Weise das Leben des großen Markgrafen beschrieben (Markgraf Gero. Braunschweig 1860). Dieses Buch ist übersichtlich und empfiehlt sich der abstoßenden Form der Leutschschen Arbeit gegenüber durch klare Darstellung. Ueber Geros Geschlecht und dessen Besitzungen vergleiche man dort S. 12 ff.

S. 253. — Die Unterwerfung Baierns durch Ottos zweiten Zug fällt erst in das Spätjahr 938. Vergl. Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 78. Ueber die Veränderungen in dem bairischen Herzogthum siehe Riezler, Geschichte Baierns I. S. 336 ff. Daß die Pfalzgrafschaft damals in Baiern errichtet oder hergestellt ist, bleibt doch sehr wahrscheinlich, wenn auch Arnulf erst 953 als Pfalzgraf erscheint. Vergl. P. Wittmann, Die Pfalzgrafen in Baiern (München 1877) S. 5 ff.

S. 271. 272. — Aschbach hat in seiner Abhandlung: Hat Franken im zehnten Jahrhundert Landesherzoge gehabt? (Archiv für Geschichte und Literatur II. S. 166 ff.) diese Frage im Allgemeinen verneint; dagegen haben Waitz und Andere mit Recht für Konrad und Eberhard die Stellung von fränkischen Landesherzogen in Anspruch genommen. Daß aber mit Eberhards Tode das fränkische Herzogthum erlosch und nicht auf Konrad den Rothen überging, zeigte Köpke in den Jahrbüchern[1] S. 93 ff., und was Dönniges (Deutsches Staatsrecht II. S. 344. 345) dagegen einwendete, scheint mir nicht haltbar. Unklar ist, wie sich die Verhältnisse Frankens damals im Einzelnen gestalteten. Ich habe in den Jahrbüchern Ottos II. S. 133 früher angenommen, daß die fränkischen Gegenden um den oberen Main damals an das bairische Herzogthum gekommen, welches sich unfraglich über den ausgedehnten Nordgau erstreckte und mit der Markgrafschaft gegen die Böhmen verbunden war. Von einer fränkischen Markgrafschaft gegen die Sorben, welche die alten Babenberger bekleidet haben sollten, wird man nach dem, was Waitz in den Forschungen III. S. 154 ff. bemerkt hat, nicht mehr reden können und deshalb auch die Markgrafschaft Eberhards, die urkundlich feststeht, nicht in diesen östlichen Gegenden Frankens zu suchen haben. Aber wenn man Eberhard eine herzogliche Gewalt in Franken beimißt, so ist gar kein Grund vorhanden, diese Gegenden bereits von derselben auszuschließen, wie es Hirsch (Heinrich II. Bd. I. S. 16) gethan hat. Andere sind freilich der Meinung, daß sich das bairische Herzogthum niemals so weit nach Norden erstreckt habe und suchen die von mir angeführten Beweisstellen zu entkräften. So Stein in den Forschungen XII. 125 ff. und Waitz ebendaselbst S. 447 ff. Mir

image
not
available

offenbar nie ganz das geworden, was sie ihrer Anlage nach werden sollte; sie bildete sich vielmehr früh zu einer Territorialgewalt neben den anderen Territorialgewalten aus, so daß man ihre besondere Bedeutung nur mühsam in den Quellen entdeckt. Daher ist auch das Urtheil über die Natur dieser Aemter so schwankend, und auch die Erörterungen von Waitz (V. G. VII. S. 167) und Dümmler (Jahrbücher[2] S. 537 ff.) führen nicht zu sicheren Resultaten. Darüber wird kaum ein Zweifel sein können, daß der Pfalzgraf mit den königlichen Gütern zu thun hatte, daß ihm finanzielle und richterliche Befugnisse hier zustanden; gewiß ist überdies, daß seine Rechte sich nicht auf eine einzelne Grafschaft beschränkten, sondern auf den ganzen Umfang von Herzogthümern. Diese Punkte scheinen mir hinreichend darzuthun, daß die wesentliche Bedeutung der Aemter, wie es sich anknüpfend an die Pfalzgrafschaft der Karolinger jetzt gestaltete, keine andere sein konnte, als gegenüber der Concentrirung der provinziellen Interessen im Herzogthum die besonderen Reichsinteressen in der Hand eines ständigen Beamten zusammenzufassen. War dem so, dann schloß die Pfalzgrafschaft naturgemäß auch eine gewisse Beschränkung der herzoglichen Gewalt in sich. Wie weit mit solcher Beschränkung auch zugleich eine Ueberwachung des Herzogthums beabsichtigt war, darüber wird sich streiten, der Streit aber nicht entscheiden lassen. Franken hat keinen eigenen Pfalzgrafen gehabt; die niederrheinischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Aachen hatten, waren Pfalzgrafen von Lothringen und wurden nur deshalb, weil sie später in Rheinfranken Besitzungen hatten, seit dem zwölften Jahrhundert auch als fränkische Pfalzgrafen bezeichnet.

S. 288. — Ueber den Tag der Schlacht an der Traun sehe man die Mittheilungen v. Rudharts und Jaffés aus einem Freisinger Necrologium (Quellen und Erörterungen. VII. S. 455. 480), über das Jahr Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 130.

S. 288. — Heinrichs Vermählung mit der baierischen Judith fällt nach dem ausdrücklichen und völlig glaubwürdigen Zeugniß der Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 156 ff.) schon in die Zeit vor seiner ersten Empörung, also in die Jahre 936 bis 938. Vergl. S. 253.

S. 299. 300. — Ueber Ottos Dänenzug ist nach den späten und vielfach dunklen Ueberlieferungen keine klare Ansicht zu gewinnen. Der Gegenstand ist auf das Sorgfältigste nach allen Seiten durchforscht worden, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gekommen wäre. Asmussen in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung über die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark (Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. s. w. Band I.) setzt den Zug in das Jahr 958: Köpke kommt in dem tief in die Frage eingehenden Excurs über Ottos I. Kriege mit den Dänen (Jahrbücher[1] S. 104 ff.) auf das Jahr 947; Dahlmann in der Geschichte von Dänemark I. S. 81 verwirft beide Annahmen und wählt das Jahr 965; L. Giesebrecht nimmt in den Wendischen Geschichten I. S. 142 zwar kein bestimmtes Jahr an, verlegt den Zug aber, an eine Bemerkung Widukinds L. II. c. 20 anknüpfend, in die Zeit vor 940. O. Grund hat endlich in den Forschungen XI. 563—592, auf die ausführlichen Erörterungen Petersens in seiner dänischen Geschichte II. S. 36 ff. und einen von Waitz (Heinrich I. S. 264) ausgesprochenen Zweifel gestützt, darzulegen gesucht, daß Otto I. sich gar nicht persönlich an einem Kriege gegen Dänemark betheiligt habe. Dümmler schließt sich ihm in den Jahrbüchern[2] S. 167 an. Wenn aber Dümmler meint, die friedlichen Beziehungen zwischen König Gorm und dem deutschen Reiche seien bis in die Zeiten Harolds und bis zur Stiftung der dänischen Bisthümer unver-

image
not
available

Historisch-kritischen Beiträgen zur Geschichte Bruns I. (Köln 1875), von J. Strebitzki in den Quellenkritischen Untersuchungen zur Geschichte Bruns I. (Programm des Gymnasiums zu Neustadt 1875), von Em. Krüger in der Leipziger Dissertation: Bruns Einfluß auf Kirche und Schule in Lothringen (1876) und von K. Martin in der Jenaer Dissertation: Beiträge zur Geschichte Brunos I. von Köln (1878). Vergl. auch Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 397–399, Wattenbach in den Geschichtsquellen[4] S. 261. 262 und meinen Artikel in der Allg. deutschen Biographie III. S. 424 ff.

S. 322. 323. — Vergl. über die Kanzler und Erzkanzler in der ersten Hälfte der Regierung Ottos I. Köpkes Excurs in den Jahrbüchern[1] S. 98; Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 542–544 und Sickel in den Beiträgen zur Diplomatik VII.

S. 325. — Bruns Lehrer Israel hat Dümmler als Mönch von S. Maximin nachgewiesen in den Neuen Mittheilungen des thüring. sächsischen Vereins XI. S. 232.

S. 328. — Meyer a. a. O. S. 6 und nach ihm Pfeiffer a. a. O. S. 35 haben Anstoß daran genommen, daß ich früher von einer Herstellung der Karolingischen Schola palatina durch Brun gesprochen hatte; auch Waitz (V. G. VI. 271) und Dümmler (Jahrbücher[2] S. 545) stellen in Abrede, daß es eine Hofschule im Karolingischen Sinne gegeben habe, und zuzugeben ist, daß sich der Ausdruck in den Quellen nicht findet. Aber gut bezeugt ist, daß die königliche Kapelle unter Brun eine wissenschaftliche Pflanzstätte für den deutschen Klerus wurde und Brun selbst an der Unterweisung der Kleriker lebhaften Antheil nahm. Man vergl. auch Wattenbach Geschichtsquellen[4] S. 262. Dümmler scheint mir den Einfluß des Ottonischen Hofes auf die Literatur zu unterschätzen, wenn er sagt: „Außer der praktischen Uebung des Urkundenschreibens wurde schwerlich irgend ein Zweig literarischer Thätigkeit vom Hofe aus gepflegt.“ Schon das, was er selbst S. 398 über Brun sagt, steht damit meines Erachtens nicht ganz in Einklang, wie auch nicht die Berufungen der Italiener Gunzo und Stephan durch Otto (S. 203).

S. 329. — Ueber die lateinische Hof- und Klosterdichtung der Ottonischen Zeit handelt W. Wackernagel in der Geschichte der deutschen Literatur S. 70–74 und Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung S. 144–161.

S. 332–334. — Die Stiftungsbriefe für die dänischen Bisthümer und das Bisthum Oldenburg sind nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir die Stiftungsurkunden für Havelberg und Brandenburg, die erstere ist im Original, die andere nur in einer Kopie. Ueber die Widersprüche in beiden Urkunden handeln Köpke in den Jahrbüchern[1] S. 114 und Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 168. Die Zeit der Begründung des Bisthums Oldenburg ist schwer festzustellen. Dehio in seiner Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen (Bd. I. Kritische Ausführungen S. 62) setzt sie in die Zeit zwischen 948 und 955 und vermuthet October 948; Dümmler (Jahrbücher[2] S. 505) glaubt, daß sie erst um 968 erfolgt sei.

image
not
available

suchungen in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Gesta Berengarii veröffentlicht. Die Regierungen König Hugos und König Lothars sind eingehend behandelt von Fr. de Gingins-la-Sarraz, Mémoires pour servir à l'histoire des Royaumes de Provence et de Bourgogne-Jurane, seconde partie: les Hugonides (Archiv für Schweizerische Geschichte. Zürich 1853. IX. 86 ff.). Ueber Alberich und die römischen Verhältnisse seiner Zeit hat Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1844) p. 128 ff. Mehreres zusammengestellt, doch vermißt man in der Behandlung des Stoffs durchgreifende Kritik; anschaulich stellt diese Verhältnisse Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter III S. 249 ff. dar. Man vergleiche auch A. von Reumont, Geschichte der Stadt Rom II. S. 227 ff. Die Regierung K. Berengars II. hat J. Fietz nach den Quellen behandelt in seiner Dissertation: Geschichte Berengars II. von Ivrea (Leipzig 1871).

S. 343 u. 345. — Die hier erwähnten Worte Papst Johannes VIII. findet man bei Jaffé, Reg. pont. Nr. 2490 und 2449.

S. 348. — Das angeführte Gesetz Königs Aistulfs steht in den M. G. Legg. VI. p. 196.

S. 350. — Ueber die missatische Gewalt der Bischöfe vergl. Karoli II. Conventus Ticinensis a. 876 (M. G. Legg. I. 531): Ipsi nihilominus episcopi singuli in suo episcopio missatici nostri potestate et auctoritate fungantur. Ich kann dies nicht mit Hegel (II. 22) von der gleichen Stellung der Bischöfe neben den Sendboden verstehen, sondern glaube, die Bischöfe traten selbst für ihren Sprengel in die Geschäfte der Sendboden ein, nachdem Karl aus den lombardischen Städten in gleicher Weise, wie aus Rom, die königlichen Sendboten zurückgezogen hatte. Removit ab eis regias legationes, sagt der Libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 722). Man vergl. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II. S. 12 ff.

S. 352. — Die Raubzüge der Araber vom Garigliano übersieht man am besten in der Chronik des Benedict; interessante Notizen bietet auch die Destructio monasterii Farfensis dar.

S. 353. — Die Niederlassung der Araber in Garde-Frainet ist in Frankreich der Gegenstand mehrerer gelehrten Arbeiten gewesen; die wichtigste ist Reynaud, Invasions des Sarrasins en France (Paris 1836). Die Mémoires de la société des Antiq. de France T. VIII (1846) enthalten zwei einschlagende Arbeiten: Reynaud, Domination sarrasine sur la montagne du Grand-St.-Bernard und Bonnefoy, Du séjour des Sarrasins en Savoie. Man vergleiche auch F. Keller, Einfall der Sarazenen in die Schweiz um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in den Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich. XI. 1. S. 1 ff.

S. 353. 354. — Muratori bezweifelte (Annali a. 925), ob die Ungarn jemals bis Rom vorgedrungen seien; die Chronik des Benedict hebt jetzt jede Ungewißheit. Die Niederlage bei Rieti fällt gegen Ende 941 oder in das folgende Jahr. Der Sieger war nach Benedicts Zeugniß (c. 30) der Langobarde Joseph, unfraglich eine Person mit dem gleichnamigen dux et rector territorii Sabinensis, der in einer Urkunde vom November 941 erwähnt wird. Im Anfange des Jahres 941 wird noch der dux Sarilo in der Sabina genannt, im Jahre 943 schon der dux Raine-

image
not
available

verhältniß zu Otto stand, aber doch schwerlich in Bezug auf das italienische Reich, welches Berengar weder besaß noch bis dahin nur beansprucht hatte; denn die für Berengars Ansprüche von Fietz S. 9 angeführten Stellen scheinen mir Nichts zu beweisen. Die Commendation konnte auch ohne Bezug auf ein bestimmtes Beneficium erfolgen; fand eine solche Beziehung hier wirklich statt, so wird nur an die Mark Ivrea gedacht werden können. Otto war fortan Berengars Senior, und dies konnte dessen Ansehen in Italien heben; eine andere Unterstützung hat er unseres Wissens bei Otto nicht gefunden. Wenn v. Sybel (Die deutsche Nation und das Kaiserreich S. 43) Johann XI. und dessen Bruder Alberich mit Otto zum Sturze Hugos in Verbindung treten läßt, so muß dabei wohl eine Verwechselung zu Grunde liegen; denn Johann XI., Alberichs Bruder, starb vor der Thronbesteigung Ottos. Auch mit Alberich ist unseres Wissens bei Hugos Lebzeiten Otto nicht in Berührung gekommen, und durch ein Bündniß Ottos mit Rom gelangte, wie v. Sybel annimmt, gewiß nicht Berengar zur italienischen Krone.

S. 370. — Die Vermählung König Lothars mit Adelheid scheint mir chronologisch bestimmt durch eine am 27. Juni 947 zu Pavia ausgestellte Urkunde, in der Coriano an Adelheid verschrieben wird (Historiae patriae monumenta I. 159); man wird darin die Morgengabe zu sehen haben. Vergl. Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 174. Nach dem Zeugniß des Abts Odilo (Epitaphium c. 2) stand Adelheid damals im sechszehnten Jahre, war also im Jahre 931 oder 932 geboren. Ueber den Todestag Königs Hugo (10. April) sehe man die von Dümmler a. a. O. S. 141 zusammengestellten Zeugnisse. In einer interessanten Urkunde vom 11. Juni 948, zu Vignola im Modenesischen ausgestellt, beschenkt Lothar den Grafen Mainfred mit großen Besitzungen interventu et peticione Berengarii incliti marchionis regnique nostri summi consortis. De-Angeli l. c. Doc. 5.

S. 372. — Aus Farfenser Urkunden und Hugonis Destructio monasterii Farfensis c. 7 geht hervor, daß Alberich auf dem Aventin seine Stammburg hatte. Eine Urkunde, die ich zu Subiaco aus dem Registrum Sublacense abschrieb und die sich unter den Documenten (A) findet, zeigt, wie Alberich später bei S. Apostoli Hof hielt, an derselben Stelle, wo in der Folge die Grafen von Tusculum ihre Residenz hatten; vergl. die Urkunde vom 23. Mai 1013, die Galletti (Del Vestarario della S. R. C. p. 14) aus dem Registrum Farfense herausgegeben hat. Das hier in Rede stehende Protokoll über ein von Alberich angeordnetes Gericht hat um so mehr Interesse, als das urkundliche Material für Alberichs Geschichte sehr dürftig ist und manche in der Urkunde genannte Personen auch sonst in der Geschichte jener Zeit hervortreten. So ist der Protoscriniarius Leo, der nachherige Papst Leo VIII., der aus einer sehr angesehenen römischen Familie stammte und dessen Wohnung an der jetzigen Via di Marforio lag, die unter dem Namen Descensus Leonis Proti bis zum dreizehnten Jahrhundert vorkommt. Bei Liudprand Hist. Ott. c. 9 finden sich die meisten der in diesen Actenstücken erwähnten Personen theils selbst, theils ihre Söhne wieder.

S. 374. 375. — Ueber die inneren Verhältnisse des byzantinischen Reichs zur Zeit Kaiser Constantin VII. handelt Alf. Rambaud, L'empire grec au dixième siècle. Constantin Porphyrogenète. (Paris 1870.)

image
not
available

(Blankenburg 1871), wo die Ereignisse, die zur Herstellung des Kaiserthums führten, übersichtlich dargestellt sind.

S. 377. — Maurenbrecher (Die Kaiserpolitik Ottos I. a. a. O.) sucht nachzuweisen, daß Otto schon vom Beginn seiner Regierung die Herstellung des Kaiserthums in das Auge gefaßt habe. Beweise dafür lassen sich nicht anführen; denn daß Otto von Anfang an bestimmter als sein Vater auf die Karolingischen Ideen einging, wie ich selbst scharf genug betont habe, kann allein dies nicht darthun. Die ersten Verbindungen Ottos mit Rom, die wir kennen, fallen in das Jahr 947. Die Notiz bei Baronius, daß Otto 939 an der Erhebung Stephans IX. Antheil gehabt habe, hat keine Bedeutung; vielleicht mißdeutete Baronius eine Quellennachricht, die sich auf Odo von Cluny bezog.

S. 378. — Die angeführte Stelle des Liudprand findet sich Antapodosis V. c. 30.

S. 379—389. — Die Hauptquellen für den ersten italinischen Zug Ottos I. sind der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha. Ueber die Gefangenschaft und Flucht Adelheids ist besonders Hrotsvitha zu lesen und neben ihr Odilos Lebensbeschreibung der Königin; über die späteren, vielfach ausgeschmückten und sagenhaften Berichte handelt Dönniges S. 173—178 und nach ihm De-Angeli a. a. O. 173—185. So wenig Glauben die ausführliche Erzählung des Donizo in dem Leben der großen Gräfin Mathilde (M. G. XII. 335—358) auch im Einzelnen verdient, wird doch nach ihr angenommen werden können, daß Adelheid in der letzten Zeit zu Garda eingekerkert war, daß Atto sie nach ihrer Flucht beschützte und nach Canossa in Sicherheit brachte; in Bezug auf diese Punkte, für die es sonst an alten Zeugnissen fehlt, scheint Donizo Glauben zu verdienen. Man vergleiche auch Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 191. 195. 196. Für den Zug Ottos sind die bei St. R. Nr. 195—207 verzeichneten Urkunden wichtig. Fietz hat S. 23 meine Worte: „die Ritterehre schien den Kampf zu fordern" irrig auf Otto bezogen.

S. 381. — Maurenbrecher a. a. O. S. 139 behauptet, Liudolfs Unternehmen habe den Zug nach der Kaiserkrone unmöglich machen sollen, und sucht diese Ansicht durch eine fehlerhafte Lesart in einer fehlervollen Abschrift des Continuator Reginonis zu begründen. Gälte es nicht seine Ansicht zu stützen, so würde er, statt dieser und einer anderen offenbar falschen Lesart derselben Handschrift zu folgen, sich wohl Pertzs Text angeschlossen haben. Man vergleiche auch Rommel in den Forschungen zur deutschen Geschichte IV. S. 134. Daß sich Liudolf aus Mangel an Lebensmitteln zurückzog, schließe ich daraus, daß nach dem Continuator Reginonis die Thore der Städte ihm gesperrt wurden und daraus seine Leiden erklärt werden. Indem sich ihm die Städte verschlossen, entzogen sie ihm den Markt.

S. 382. — Daß der Brief Rathers (Opp. p. 537—546) an Papst Agapet II. gerichtet ist, scheint mir Vogel (Rather I. 145 ff. und II. 158) gut bewiesen zu haben.

S. 385—387. — Ueber das dotale munus der Adelheid besitzen wir die Bestätigungsurkunde Ottos II. St. R. Nr. 657. Ueber den Hochzeitstag Ottos und der Adelheid vergl. Dönniges in den Jahrbüchern[1] S. 11 Anm. 3 und Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 198. Weshalb Dönniges a. a. O. und S. 12. Anm. 2 annimmt, Liudolf und Erzbischof Friedrich seien schon vor der Hochzeit nach Deutschland ge-

gehörige Verzeichniß der königlichen Tafelgüter (Böhmer, Fontes III. p. 398)[1]) spricht zwar von Geldabgaben lombardischer Pfalzen, aber nicht von einem Jahrestribut des Landes. Man sehe auch Waitz, Verf. Geschichte VIII. S. 375 und Dümmler in den Jahrbüchern² S. 524. — Der Continuator Reginonis spricht nur von der Abtretung der Marken von Verona und Aquileja, aber mit denselben mußten auch die Marken von Trient und Istrien von Italien getrennt werden; in der Folge waren alle diese Marken zuerst mit dem Herzogthum Baiern, dann mit Kärnthen verbunden.

S. 392—414. — Die Hauptquellen für den Krieg Ottos mit seinen Söhnen sind der Fortsetzer des Regino, Widukind, Ruotger und Flodoard, nächstdem die Vita Udalrici und Folcuini Gesta abb. Lobiensium. In neuerer Zeit hat v. Sybel sich bemüht, in diesem Kriege eine nationale Opposition gegen Ottos Kaiserpolitik nachzuweisen; denselben Gedanken verfolgt Maurenbrecher. Die Quellen bieten für diese Auffassung keinen Anhalt dar, und Liudolf eignet sich so wenig, wie Friedrich von Mainz, zum Führer einer nationalen Opposition gegen Otto. Maurenbrecher meint indessen, daß die allgemeine Verbreitung des Aufstandes sich aus den persönlichen Motiven, die man den streitenden Führern beizulegen pflege, nicht wohl erklären lasse, und schließt aus derselben auf eine im Volke weit verbreitete Abneigung gegen Ottos italienische Pläne. Aber es ist schwer einzusehen, welche besondere Abneigung gerade die Baiern gegen diese Pläne und welche Vorliebe andererseits für dieselben die Lothringer gehegt haben sollen; denn klar ist, daß die Parteinahme in den verschiedenen Provinzen eine verschiedene war. Mit Ausnahme Schwabens, wo Liudolf beliebt war, wendet sich die Opposition gegen das fremde, noch wenig befestigte Herzogthum, und aus diesem Grunde in Lothringen gegen Konrad, in Baiern gegen Heinrich, aus ähnlicher Ursache in Sachsen gegen Hermann Billing. Nach Widukind scheitern die Verhandlungen vor Mainz, weil Konrad und Liudolf ihre Mitschuldigen nicht ausliefern wollen und Heinrich den Gegensatz aufs Neue schärft; Maurenbrecher läßt jene standhaft „auf ihrem Princip" beharren. Im Wesentlichen stimmt mit meiner Auffassung O. Rommel überein in seinem Aufsatz über den Aufstand Herzog Liudolfs in den Forschungen zur d. Geschichte IV. S. 123—158 und Dümmler in den Jahrbüchern² S. 212 ff. Man vergleiche auch die Arbeit von J. Dieringer: Ruotger und der Aufstand von 953 in Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte II. 1 ff.

S. 392. — Bruns Prophezeiung erzählt Ruotger c. 9.

S. 395. — Flodoard giebt ausdrücklich an, daß Konrad im Jahre 953 und zwar gleich im Anfange des Aufstandes vor der Belagerung von Mainz des Herzogthums Lothringen entsetzt sei[2]), dann erwähnt er Bruns Wahl zum Erzbischof von Köln und endlich die Uebergabe des Herzogthums Lothringen an denselben. Damit ist vereinbar, was Ruotger c. 20 berichtet, daß Brun, bereits Erzbischof von Köln, als die Belagerung von Mainz aufgehoben wurde, d. h. im Anfange des September 953, zum Herzog von Lothringen bestellt wurde. Aber völlig unvereinbar, wenn in einer Urkunde Ottos vom 30. August 953, zu Mainz ausgestellt (St. R. Nr. 229), fidelis noster dux Conradus genannt wird. Wäre die Urkunde damals stilisirt und

1) Vergl. darüber den Excurs in der Göttinger Dissertation von G. Matthäi, Die Klosterpolitik Kaiser Heinrichs II. (Grünberg 1877) S. 96 ff.

2) Gegen Waitzs Aeußerung, Verf. Geschichte V. 75, daß eine eigentliche Absetzung Konrads damals nicht erfolgt zu sein scheine, hat sich bereits Dümmler in den Jahrbüchern² S. 218 erklärt.

S. 411. — Der Todestag Pfalzgraf Arnulfs ist vielleicht der 22. Juli, Riezler, Geschichte Baierns I. S. 347. — Die Nova urbs bei Widukind III. c. 38 ist wahrscheinlich nicht, wie man sonst annahm, Neuburg an der Donau, sondern die Neustadt von Regensburg. Vergl. Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 239. Derselbe nimmt nach einer Notiz der Ann. Ratipon. (M. G. XVII. p. 583) an, daß der Regensburger Brand am 15. August stattgefunden habe. — Ueber den Ort, qui dicitur Suveldun (Widukind III. c. 40) sehe man Dümmler a. a. O. S. 240.

S. 414. 415. — Auf den äußerst wichtigen Brief des Erzbischofs Wilhelm an Papst Agapet II. (Docum. B) hat zuerst Jaffé in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IX. 204 aufmerksam gemacht. Wilhelms Brief ist in einer Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius enthalten, die dem zehnten Jahrhundert angehört; aus dieser hat ihn mit einigen päpstlichen Schreiben an die Erzbischöfe Friedrich und Wilhelm Würdtwein in seiner Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius abdrucken lassen (Epistolae s. Bonifacii p. 377). Nach derselben Handschrift hat Jaffé dieselben Briefe dann in seiner Bibl. III. 336—338. 344—351 selbst edirt. Wilhelms Brief kann nur im October oder November 955 geschrieben sein; die darin erwähnte Reise Hadamars nach Rom muß demnach in den August und September 955 fallen und ist wohl dieselbe, die Ruotger (c. 26) erwähnt. Denn zwei Reisen Hadamars nach Rom in den Jahren 954 und 955 anzunehmen, scheint kein hinreichender Grund vorzuliegen. Dieselbe Meinung hat nach mir Grosfeld in seiner sorgfältigen Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus (Münster 1855), wo er von Wilhelms Brief den erforderlichen Gebrauch gemacht hat, ausführlicher entwickelt.

S. 415. 416. — Bei der Darstellung der baierischen Angelegenheiten in der ersten Hälfte des Jahres 955 bin ich mehrfach von den früheren Annahmen, namentlich denen von Dönniges in den Jahrbüchern[1], abgewichen, indem ich mich auf folgende Quellenstellen stütze. Flodoard giebt an, daß Otto sogleich im Anfange des Jahres wegen eines drohenden, aber vereitelten Ungarneinfalls nach Baiern gezogen sei. Widukind (III. c. 43) berichtet, daß Otto das Osterfest bei Heinrich gefeiert habe, nach Ostern aber Regensburg belagert und endlich eingenommen sei. Ueber die Gefangennehmung und Blendung Herolds giebt das beste Zeugniß der ebenerwähnte Brief des Erzbischofs Wilhelm, und neben demselben kommt ein Fragment alter Salzburger Annalen, das sich in einer Handschrift des Otto von Freising vorgefunden hat und auch in späteren österreichischen Annalen benutzt ist, in Betracht (M. G. IX. 771 n. 58); dieses Fragment giebt zugleich die einzige Kunde von der Schlacht bei Mühldorf. Die Angabe des Jahres 956 ist in dem Fragment irrig; denn Herzog Heinrichs Tod fällt nach allen Zeugnissen in das Jahr 955 und wird in dem angeführten Fragment selbst ausdrücklich in dasselbe Jahr mit der Blendung Herolds gesetzt. Das Jahr 955 ergiebt sich auch aus dem Briefe Wilhelms, der das Ereigniß dem Papste meldet und sogar den Tag näher bezeichnet; doch läßt die Abbreviatur Kal. Ma. nicht erkennen, ob der 1. März oder 1. Mai gemeint ist. Letzteres möchte das Wahrscheinlichere sein, da Wilhelm wohl nicht ein Ereigniß von älterem Datum so speciell dem Papste mitgetheilt haben würde. Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 248 will lieber wegen der Einordnung des Ereignisses in die Erzählung des Cont. Regin. an den 1. März denken, aber diese Quelle ist hier chronologisch wenig genau. Sie setzt die Blendung schon in das Jahr 954, und faßt dort überhaupt manche spätere Ereignisse zusammen. Das mit dem Continuator Reginonis übereinstimmende Zeugniß der Excerpta Altahensia für das Jahr 954

image
not
available

der Schlacht auf dem Lechfelde auf zwei Tage (9. und 10. August) vertheilt. Er folgte hierin Thietmars Darstellung, die sich indessen in allem Wesentlichen auf Widukind gründet. Widukinds Erzählung ist nun in chronologischer Beziehung dadurch verdunkelt, daß sie in der Mitte auf eine ganz unpassende Weise durch die Einfügung fremdartiger Nachrichten unterbrochen ist; hierdurch sind Ereignisse auseinandergerückt, die unmittelbar zu einander gehören, und hierdurch ist auch Thietmar zu seinem Irrthum verführt worden. Denn die anderen alten Quellen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nur an einem Tage, und zwar am 10. August geschlagen wurde. Ruotger bezeichnet (c. 35) ausdrücklich den 9. August als den Fasttag vor der Schlacht, dessen auch Widukind (c. 44) gedenkt; der Kampf begann nach Ruotger mit dem Zwielicht am 10. August und war vor der Abenddämmerung entschieden. Der irrigen Darstellung bei Dönniges ist auch ein Programm zur letzten Säcularfeier der Schlacht gefolgt, welches den Titel führt: L. Brunner, Die Einfälle der Ungarn in Deutschland bis zur Schlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955. Diese Schrift enthält interessante Mittheilungen aus der ungedruckten Weberchronik in Augsburg und neben manchem Unkritischen gute Bemerkungen. So wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Bischof Ulrich auf dem Schlachtfelde trotz Thietmars Zeugniß nicht gegenwärtig gewesen sein könne, und nachgewiesen, wie unglaubwürdig die Angabe späterer Quellen ist, daß die Schlacht an dem Gunzenlee, einem Hügel auf dem rechten Lechufer bei Kissing, gewesen sei. Mit Unrecht hat Joh. Schrott in einem Artikel der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1873 Nr. 157), der sonst manche anziehende Lokalnotizen enthält, wieder auf die späteren Chroniken Gewicht gelegt, wobei er die jüngere Ebersberger Chronik abermals mit der älteren verwechselt. Aus den alten Quellen läßt sich über den Ort der Schlacht nur Folgendes ermitteln: 1) Otto rückte von Westen gegen Augsburg vor, denn von Reisersburg her brachte Berchthold die Nachricht von seinem Anzuge; 2) die Ungarn rückten ihm entgegen; 3) die Schlacht fand in der Nähe von Augsburg auf dem linken Lechufer statt, denn die geschlagenen Ungarn flohen bei Augsburg vorbei dem Leche zu. Für genauere Bestimmungen findet sich nirgends ein Anhalt. Da beide Heere schon vor der Schlacht auf dem linken Lechufer waren, habe ich früher geglaubt, Widukinds Worte: Ungarii Lech fluvium transierunt auf einen doppelten Lechübergang der Ungarn deuten zu müssen; aber man kann wohl überhaupt die Richtigkeit dieser Angabe des Korveier Mönchs, dem die Lokalkenntniß fehlte, in Zweifel ziehen, und es scheint mir sicherer, hier der Vita Udalrici zu folgen. Dagegen hält Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 257 an dem doppelten Uebergang über den Fluß fest und mit ihm Riezler, Geschichte Baierns I. S. 352. In einer Urkunde des Erzbischofs Rodbert von Trier vom 9. September 955 (Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte des Mittelrheins I. 259) findet sich bei der Zeitbestimmung hinzugefügt: eodem anno gloriosus rex Otto et imperator Ungros vicit et Romano imperio subegit. Sollte diese Notiz gleichzeitig sein, so würde sie in merkwürdiger Weise Widukinds Angabe bestätigen, daß das Heer Otto als Imperator nach der Schlacht begrüßt habe, aber sie ist wohl ein Zusatz im Balduineum, aus welchem die Urkunde abgedruckt ist.

S. 426—429. — Die ältesten Quellen für die erzählten Wendenkriege sind die Annalen von S. Gallen, Hersfeld und Korvei, dann folgen Flodoard und der Continuator Reginonis; die beste und ausführlichste Erzählung verdankt man abermals Widukind.

S. 429. 430. — In Urkunden wird Adelheid geradezu als Mitregentin bezeichnet. „Consultu et interventu Adeleide dilectae uxoris nostrae regnorum-

image
not
available

nicht in den April des Jahres 956 zu setzen, wie in den Jahrbüchern[1] und in den M. G. geschehen ist, sondern in den Mai oder Juni 958. Im Jahre 956 war allerdings der König nach Ostern nach Köln gekommen und hielt sich dort mindestens bis zum 19. Mai auf, an welchem Tage Erzbischof Robbert von Trier zu Köln starb: aber die erwähnte Versammlung war nach Ruotgers ausdrücklichem Zeugniß erst nach Liudolfs Tode, der im Jahre 957 erfolgte. Wir wissen nun aus dem Continuator Reginonis, daß Otto Ostern 958 zu Ingelheim feierte und sich dann abermals nach Köln begab, um dort einen Landtag zu halten; er urkundete noch am 11. Juni zu Köln. Eine andere Urkunde, die dort am 13. Juni von ihm ausgestellt sein soll, ist gefälscht, scheint aber auf einer echten Vorlage zu beruhen. Vergl. Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 296. 297.

S. 437. — Ueber den Umfang von Hermann Billings Herzogthum ist der Excurs von Dönniges und Waitz in Rankes Jahrbüchern[1] I. 3. 191—196 zu vergleichen, wie Ficker in seinem Leben Engelberts von Köln S. 228. Eingehend hat über den Gegenstand gehandelt E. Steindorff: De ducatus, qui Billingorum dicitur, in Saxonia origine et progressu (Berolini 1863). Dagegen hat Ed. Wintzer: De Billingorum intra Saxoniam ducatu (Bonnae 1869) zu zeigen gesucht, daß sich das Herzogthum der Billinger über ganz Sachsen erstreckt habe. Vergl. jetzt auch Waitz, Verf. Gesch. VII. 102, 109, 138 ff., 159 ff.

S. 439. — Die angeführten Worte lauten bei Ruotger c. 20: Hoc est, quod in acerbis meis me maxime consolatur, cum video per Dei omnipotentis gratiam nostro imperio regale sacerdotium accessisse. In te namque et sacerdotalis religio et regia pollet fortitudo. — Aus den Zusammenstellungen bei H. Gerdes (Die Bischofswahlen in Deutschland unter Otto dem Großen in den Jahren 953 bis 973. Göttingen 1878) geht hervor, daß Otto den größten Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer übte, daß vornehmlich dem königlichen Hause verwandte oder andere durch ihre Geburt ausgezeichnete Personen ins Auge gefaßt und auch gelehrte Bildung berücksichtigt wurde. Das Wahlverfahren erscheint bei Gerdes meines Erachtens zu complicirt. Das Entscheidende war die Ernennung des Königs und die Uebertragung des Bisthums mit dem Hirtenstab durch denselben. Häufig wurde ihm ein Candidat präsentirt, über welchen sich angesehene Geistlichen und der Adel des Stifts geeinigt hatten und das Recht solcher Wahl ist manchen Kirchen besonders zugestanden worden; die Ernennung war aber an eine solche Candidatur nicht gebunden. Daß eine formelle Zustimmung des Klerus und der Laien zu der Ernennung des Königs noch stattfand, ist in einzelnen Fällen bestimmt nachzuweisen und war gewiß die Regel; man suchte sich so mit den alten kanonischen Vorschriften abzufinden. Vergl. Waitz, Verf. Gesch. VII. S. 275.

S. 448. — Auf die merkwürdige Urkunde Berengars und Adalberts für Genua hat zuerst Böhmer (Regesta Karolorum No. 1438) die Aufmerksamkeit gelenkt. Sie ist zuletzt gedruckt Hist. patr. mon. II. p. 44.

S. 449. — Das Chronicon Benedicti c. 34 nennt Octavian den Sohn einer Concubine, giebt aber doch selbst zu verstehen, daß er ein Sohn der Alda war, indem es das Geschlecht der Mutter von den Königen der Langobarden herleitet.

S. 450. 451. — Den Zug Johanns XII. gegen Capua erwähnt nur das Chronicon Salernitanum c. 166. 167; die Unternehmung muß in die ersten Zeiten Johanns fallen, denn später stand Markgraf Hubert nicht mehr auf des Papstes, sondern auf Berengars Seite. Dümmler (Jahrbücher[2] S. 315) setzt den Zug in das Jahr 959.

image
not
available

Benedict. Des Letzteren Nachrichten sind hier um so erwünschter, als sie nachweisen, daß Huberts Tod früher irrig in das Jahr 959 gesetzt ist; diese Nachrichten bieten zugleich einen Anhalt für die Kritik der fabelhaften Erzählung des Petrus Damiani ep. 8 (Opp. I. 335).

S. 456—458. — Ueber die Kaiserkrönung Ottos fehlt es an ausführlichen Nachrichten; um so empfindlicher ist die Lücke in Hrotsvithas Gedicht, das unfehlbar mit einer glänzenden Beschreibung dieses Ereignisses schloß. Aus den wenigen erhaltenen Zeilen sehen wir nur, daß Adelheid mit Otto gekrönt wurde. S. Cassel hat in den Magyarischen Alterthümern (S. 314. 315) die Nachrichten des untergeschobenen Josephus Hebraicus über die Krönung Vespasians auf Ottos Kaiserkrönung beziehen wollen. Der jüdische Rabbi nämlich, von dem dieses merkwürdige Buch herrührt und der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Italien lebte (Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden S. 146—154), liefert eine ausführliche Beschreibung des bei der römischen Kaiserkrönung üblichen Ceremoniels, das er durch den Augenschein kennen gelernt haben will (p. 667—673 der Breithauptschen Ausgabe. Gotha und Leipzig 1710). Vieles in dieser Beschreibung entspricht nun allerdings dem, was man aus den späteren Ordines für die Kaiserkrönung kennt, aber daneben finden sich auch ganz phantastische Ausschmückungen. So erhält nach dem Pseudo-Josephus der Kaiser vom Papst ein hölzernes, theilweise vergoldetes Scepter, an dem oben ein Aschensack ist, ferner einen Ring aus Menschenknochen gearbeitet, eine goldene Schüssel mit einem Reichsapfel und einer Krone; nach den späteren Ordines empfing dagegen der Kaiser vom Papst nach der Salbung Ring, Schwert, Krone und Scepter. Daß Papst Benedict VIII. dem Kaiser Heinrich II., und zwar nicht unmittelbar bei der Krönung, einen Reichsapfel überreichte, wird von Rodulfus Glaber (M. G. VII. 59) ausdrücklich als eine Neuerung bezeichnet, obwohl nach dem Vorbild der byzantinischen Kaiser schon von Otto I. an die abendländischen Kaiser in ihrem Siegel den Reichsapfel führten. Was Josephus im Uebrigen von der wunderbaren Beschaffenheit der Reichsinsignien berichtet, findet in den Ordines gar keinen Anhalt. Da sich außerdem die Beschreibung auch auf Ottos II. oder III. Kaiserkrönung beziehen oder wohl gar ein späterer Zusatz des vielfach interpolirten Buchs sein könnte, habe ich von derselben ganz Abstand genommen und mich lieber an die Umstände gehalten, die der Panegyricus Berengarii v. 100 seq. von der letzten Kaiserkrönung vor Ottos I. Zeiten überliefert hat. Denn darauf möchte nicht viel Gewicht zu legen sein, daß Liudprand sagt, Otto sei novo apparatu in Rom empfangen worden. Das Versprechen vor den geschlossenen Pforten der Peterskirche, das auch Berengar leisten mußte, verlangte zuerst Papst Sergius II. von König Ludwig II. Aus dem Codex Vaticanus 1340 ist die interessante chronologische Notiz erhoben, daß Otto in Rom einzog „mense Januario die XXXI. feria VI. et stetit ibi diebus XV. et exiit inde mense Februario die XIV. scilicet festivitate sancti Valentini indictione V.“ M. G. III. 718. n. 18 und mit einigen Verbesserungen nach der Handschrift bei Watterich, Pont. Rom. vit. I. 45. Am 21. Februar urkundete Otto zu Rignano bei Rom (St. R. Nr. 301. 302).

S. 458. 459. — Die Bestätigungsurkunde Ottos für Johann XII. ist nach dem angeblichen Original abgedruckt M. G. Legg. II. B. 9 und bei Aug. Theiner, Codex diplomaticus dominii temporalis s. sedis (Romae 1861) I. p. 4, nach späterer vielfach fehlerhafter Abschrift bei Huillard-Bréholles, Rouleaux de Cluny (Paris 1865) p. 16. Waitz in den Jahrbüchern[1] I. 3. S. 207—213 und Ficker

image
not
available

theidigt worden. Floß nimmt nämlich an, daß die Urkunde in der bisher bekannten Fassung lediglich ein Excerpt des von ihm publicirten Exemplars sei. Weizsäcker in der oben angeführten Recension stimmte dieser Annahme bei, bezeichnete aber das Privilegium in beiden Fassungen für untergeschoben. Waitz (Historische Zeitschrift I. S. 225 und Göttingische gelehrte Anzeigen 1859. S. 649—651) erklärte sich ebenfalls gegen die Echtheit des Privilegiums in beiden Fassungen und sah die kürzere zum Theil als unmittelbare Grundlage der längeren Urkunde an. In Bezug auf letztere sagt er mit vollem Recht: „Die größten Monstrositäten in Form und Inhalt finden sich so gehäuft, daß die Kritik in der That allen Boden unter ihren Füßen verlieren würde, wenn sie etwas Derartiges gelten lassen, überhaupt nur für möglich annehmen wollte." Irrig aber war es, daß er von einem Theil dieser Urkunde (S. 153—156 bei Floß) behauptete, er trage das Gepräge eines authentischen, wirklich der Zeit Ottos I. angehörigen Textes von Beschlüssen eines damals in Rom abgehaltenen Concils, denn diese Kanones sind, wie jetzt auch Waitz in der Verf. Gesch. V. S. 98 annimmt, im Wesentlichen aus den Beschlüssen des sechsten toletanischen Concils entnommen und finden sich in etwas anderer Ordnung bereits in der Collectio Anselmo dedicata. Dies hat bereits Floß S. 81 bemerkt, und selbst der Verfertiger der Urkunde giebt jene Kanones gar nicht als neue Bestimmungen, sondern beruft sich vielmehr auf sie als bereits gültige Kirchengesetze. Man vergl. zu dem Eingang hier: sacros ad medium canones deducamus den ähnlichen S. 156: apostoli praecepta ad medium deducamus. Es kann hiernach kein Zweifel sein, daß auch dieser Theil der Urkunde keinesfalls der Ottonischen Zeit angehört. Nach meiner Meinung stammt das ganze Machwerk aus der Zeit des Investiturstreits, und der Fälscher, ein Mann der kaiserlichen Partei, hatte das kürzere Privilegium vor Augen, dem er eine festere Grundlage durch weitere historische und kirchenrechtliche Ausführungen zu geben versuchte. Die historische Deduction beginnt S. 148—152; sie ist meist wörtlich aus dem Liber pontificalis und seiner schon im zehnten Jahrhundert niedergeschriebenen Fortsetzung entnommen. Dann folgt die Anführung der brauchbaren Kanones S. 153—156; die Sammlung des Burchard von Worms, wo sich L. XV. c. 22—29 diese Kanones ganz in derselben Ordnung finden, war hier Quelle. S. 156—159 wird darauf eine Exposition auf biblischer Grundlage gegeben, zuverlässig einem älteren Tractat entlehnt, wie der hier ganz unpassende Eingang: quia super de apostolo fecimus mentionem verräth. Endlich schließt S. 159—163 eine sich an Gregors des Großen Schriften anlehnende Erörterung, ebenfalls wohl älteren Ursprungs; die Stelle S. 162: nemo enim se ipsum potest regem facere etc. findet sich in fast gleicher Fassung auch in einer anderen Schrift aus der Zeit des Investiturstreits bei Sudendorf, Registrum II. p. 41 (Brüsseler und Hannoversche Handschrift des Benno). E. Bernheim sucht in den Forschungen zur deutschen Geschichte XV. S. 618 ff. nachzuweisen, daß ein kleiner echter Kern in dieser Fälschung sei; Dümmler giebt in den Jahrbüchern[2] S. 365 mindestens die Möglichkeit eines solchen Kerns zu.

S. 473. 474. — Ueber das Fest in Köln handeln der Fortsetzer des Regino, Ruotger c. 42, die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14 und noch ausführlicher die jüngere c. 21. 22. Daß auch die Herzogin Hedwig gegenwärtig war, giebt Siegbert von Gembloux zum Jahre 965 an.

S. 485—488. — Widukind III. c. 64. 66. 67 berichtet über die durch Wichmann erregten Unruhen, wie auch über die Unterwerfung der Lausitzer und Polen durch Markgraf Gero. Ueber diese letzten großen Thaten Geros sind auch der Fort-

Taufe in das Jahr 966, Ruotger setzt sie dagegen schon in die Lebzeiten Bruns, der am 11. October 965 starb. Vergl. Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen I. Kritische Ausführungen S. 63. Beachtenswerth scheint mir die Notiz der vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Annales Ryenses (M. G. XVI. p. 399): Hunc Haraldum filius eius Suen de regno expulit, quia ad praedicationem Popponis, capellani domini papae, baptizatus fuerat, womit zu vergleichen Staindels Chronicon generale z. J. 964 (Oefele, Script. rerum Boicarum I.): Dacia convertitur a Poppone capellano papae. Nach diesen Nachrichten, deren Ursprung ich bisher nicht habe ermitteln können (Staindel hat die Annales Ryenses nicht benutzt), wäre Poppo ein Capellan des nach Hamburg verbannten Papstes Benedict gewesen, der erst im Sommer 965 nach Sachsen kam; hat daneben Ruotgers Zeitbestimmung Gewicht, so müßte Haralds Bekehrung bald darauf, und zwar noch vor dem 11. October, erfolgt sein. Ich habe früher die Vermuthung ausgesprochen, daß Poppo ein Italiener gewesen sein könne, doch bemerkt Dümmler (Jahrbücher[2] S. 391) mit Recht, daß der Name in Italien unerhört sei; Poppo könnte auch ein Deutscher gewesen sein, der als Capellan dem Papste diente. — Die Taufe des Polenherzogs erzählt Thietmar IV. c. 35 und die Chronica Polonorum I. c. 5. — Die Gesandtschaft der Helena und Adalberts Sendung berichtet der Continuator Reginonis 959—962. Bei der viel bestrittenen Sache ist eine Stelle in Bruns Leben des h. Adalbert (c. 14) der Beachtung werth, wo es heißt, die Mutter des h. Adalbert habe sich später erinnert, wie Erzbischof Adalbert ihrem Sohne das Chrisma ertheilt habe: quia Pruzis episcopus gentium positus cum idem Adalbertus super regnum patris iter ageret, deductum filium cum unguendis pueris tum primo crismate liniret. Adalbert nahm demnach seinen Weg durch ein Land, das der Vater der Strziezislawa beherrschte; sie war nach Bruns Worten ex claro genere Sclavorum nobilissima, die Tochter also eines Wenden- oder Polenfürsten. Es ist möglich, daß eine Verwechselung von Ruzis und Pruzis vorliegt, aber jedenfalls nahm Brun eine Missionsreise Adalberts nach dem fernen Osten an.

S. 491. 492. — Ottos Abschied von seiner Mutter wird in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 22 erzählt; die ältere Lebensbeschreibung hat hiervon Nichts.

S. 492—495. — Die Vorbereitungen zum dritten italienischen Zug Ottos und diesen selbst erzählt am besten der Continuator Reginonis; einzelne wichtige Nachrichten geben die Vitae pont. Rom., das Chronicon Benedicti c. 39 und das Itinerarium Ratherii Romam euntis (Opp. 437—456). — Papst Johann XIII. war nicht aus niederem Stande, wie es nach den Jahrbüchern[1] I. 3. S. 115 scheinen könnte. Johanns Schwester war die Stephania senatrix, der er Palestrina verlieh; der Graf Benedict in der Sabina war sein Neffe. Vergl. Jaffé, Regesta pont. No. 2870, Jahrbücher[1] II. 2. S. 223. 224 und Gregorovius III. S. 354. 355. — Daß man auch nach Johanns Vertreibung noch Ottos kaiserliche Gewalt in Rom anerkannte, zeigt eine merkwürdige römische Urkunde vom 28. Juli 966, die ich aus dem Registrum Sublacense abgeschrieben habe und die sich unter den Documenten (D) findet. Diese Urkunde, schon dadurch von Interesse, daß in ihr meist dieselben Personen des römischen Adels genannt werden, die Liudprand in der Historia Ottonis c. 9 erwähnt, war früher meines Wissens unbekannt, und auch Muratori that ihrer in seinen Excerpten aus dem Archiv von Subiaco (Antiquitates V. 769) keine Erwähnung.

image
not
available

Musulmane (Paris 1841) herausgegeben hat. Die frühesten arabischen Quellen für die Geschichte Siciliens gehören erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts an. Zu beachten ist jetzt vor Allem die auf dem gründlichsten Studium der arabischen Quellen beruhende ausführliche und anziehende Darstellung dieser Verhältnisse im zweiten Bande von M. Amaris Werk: Storia dei Musulmani di Sicilia (Firenze 1858).

S. 506—513. — Ueber die Gesandtschaft des Johann von Gorze besitzen wir in seiner Lebensbeschreibung c. 115—136 einen auf Johanns eigenen Erzählungen beruhenden Bericht, der aber unvollendet ist. Dieser Bericht ist durchgängig zuverlässig und gehört zu den interessantesten Denkmalen jener Zeit. Leider ist die einzige, sonst gute Handschrift der Lebensbeschreibung auf den letzten Seiten durch die Zeit so zerstört, daß man auf Vermuthungen angewiesen ist, um den Text lesbar zu machen. Pertz hat zum Glück fast alles mit großer Evidenz hergestellt. Im Anfange von c. 127 möchte ich lesen: Haec regi perlata. Non in iram, ut prius, mentem accendit, sed consilio regio percepit (oder percepta sunt). Iam pridem enim a suis, quibus res nostrae iam fuerant pervulgatae, abstrudendos nos commonitus erat. Pertzs Zeitbestimmungen hat Gfrörer (Kirchengeschichte III. 3. S. 1595) meines Erachtens ohne Grund angegriffen und ist auf die chronologischen Bestimmungen Mabillons zurückgegangen, nach denen Johann erst gegen Ende des Jahres 955 oder im Anfange des folgenden Jahres abgereist wäre. Ueber die Zeit, wo Bischof Recemund von Otto zu Frankfurt empfangen wurde, siehe Dümmler in den Jahrbüchern[2] S. 277. 278. — Ueber Chisdai, der in der Vita Johannis Hasdeu genannt wird, vergl. Zedner, Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern (Berlin 1840) S. 28, S. Cassel, Magyarische Alterthümer S. 183 ff. und Ph. Luzzatto, Notice sur Abou-Joussouf-Hasdai Ibn-Chaprut (Paris 1852).

S. 514–519. — Die Regierung des Nicephorus und Johannes Tzimisces hat einen für jene Zeit ausgezeichneten Geschichtsschreiber in dem Diakonen Leo gefunden, dessen Werk zum ersten Male vollständig von Hase in dem Corpus scriptorum historiae Byzantinae T. XI. herausgegeben ist. Neben Leo kann man die anderen, ohnehin sehr dürftigen Quellen für die byzantinische Geschichte jener Zeit füglich entbehren. Von Neueren hat nach Gibbons bekanntem Werke der Engländer Finley in seinem Buche: History of the Byzantine Empire from 716 to 1057 (Edinburgh and London 1853) die Geschichte Constantinopels in jener Epoche ausführlich behandelt. Für die Chronologie sind brauchbar: Krug, Chronologie der Byzantiner, und Ed. de Muralt, Essai de Chronographie Byzantine (Petersbourg 1855). Von der spartanischen Herkunft der älteren Theophano habe ich nicht mehr gesprochen, da die betreffende Stelle des Leo Diaconus (III. c. 9), auch eine andere, obgleich keineswegs sichere Deutung erfahren hat. Vergl. Hertzberg, Geschichte Griechenlands II. S. 492.

S. 519. — Des Dominicus Gesandtschaft an Nicephorus gewinnt durch Liudprand in der Legatio c. 25. 26. 31 Licht.

S. 520. 521. — Die besten Nachrichten über die Reise des jungen Otto nach Italien und dessen Krönung finden sich beim Continuator Reginonis; das Fragment desselben beim Annalista Saxo zum Jahre 967 ist nicht zu übersehen. Auch ist das Chronicon Benedicti c. 38 von Wichtigkeit, wie die von Stumpf (R. Nr. 431—438) verzeichneten Urkunden. Ueber den Reichstag in Verona vergl. man M. G. Legg. II. 33 und die merkwürdige Notiz in der eben angeführten Stelle des Benedict.

Hugo Flaviniacensis in seiner Chronik II. c. 8 (M. G. VIII. 374): die des Dietrich von Metz die Vita Deoderici c. 16 (M. G. IV. 474). Ueber die Einholung und Vermählung der Theophano berichten die Annales Altahenses aus den Hersfelder Annalen, Widukind III. c. 74, die Chronik des Benedict c. 38, die Annales Lobienses und Annalista Saxo. Die Schenkungsurkunde Ottos II., von der das schöne Original noch in Wolfenbüttel erhalten ist, findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 292 abgedruckt (St. R. Nr. 568). Durch diese Urkunde steht fest, daß Theophano eine Nichte des Kaisers Johannes Tzimisces war, aber sie konnte deshalb doch auch jene Tochter des Kaisers Romanus II. sein, um welche Otto so lange für seinen Sohn geworben hatte. Man hat deshalb meist die Nachricht bei Thietmar II. c. 9, daß Theophano nicht die verlangte Braut gewesen sei, für irrthümlich erklärt. Aber auffällig bleibt dabei, daß die byzantinischen Historiker nur eine Tochter Kaiser Romanus II. kennen, Anna mit Namen, welche später dem russischen Großfürsten Wladimir I. vermählt wurde, und daß Theophano auch in den abendländischen Quellen nirgends ausdrücklich als die Tochter Romanus II. und die Schwester Basilius II. und Constantins VIII. bezeichnet wird. Moltmann a. a. O. S. 12 ff. scheint mir deshalb mit Recht die Glaubwürdigkeit von Thietmars Nachricht zu vertheidigen.

S. 554. — Widukind feiert an zwei Stellen im 75. Kapitel des dritten Buchs Otto I. als Sieger über die Sarazenen, aber ein unmittelbarer Kampf Ottos mit den Arabern ist durchaus nicht zu erweisen.

S. 556–558. — Der Zustand Sachsens während der Abwesenheit des Kaisers erhellt aus Widukind III. c. 68–70 und Thietmar II. c. 19. Ueber die Synode in Ingelheim vergl. Vita Udalrici c. 23. 24 und J. Möser, Osnabrückische Geschichte. Documente Nr. 14.

S. 558–561. — Ueber Liutgardes und Liudolfs Grab ist Thietmar II. c. 6 und 24 zu vergleichen, über den Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde Widukind III. c. 74, die ältere Vita Mathildis c. 15 und die jüngere c. 24–28. Der Ort, wo Wilhelm starb, wird Radulveroth oder Redalwerothe genannt. Nach Förstemann nimmt Dümmler (Jahrbücher[2] S. 439) an, daß Rottleberode, südlich von Stollberg, gemeint sei. Will (Regesten der Mainzer Erzbischöfe I. S. 113) will den Ort in Reinholderode im Eichsfeld finden. Den kirchlichen Stiftungen Mathildens, namentlich so weit sie Westfalen berühren, hat R. Wilmanns eingehende Untersuchungen gewidmet in seinem Werke: Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen (Münster 1867) I. 431–453.

S. 561–563. — Die meisten auf die Gründung des Erzbisthums Magdeburg bezüglichen Urkunden finden sich mit der erwähnten Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis in Leibnitii Annales imperii T. III. gedruckt. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern[1] I. 3. S. 222 und Grosfelds Regesten in seiner Dissertation de archiepiscopatus Magdeburgensis originibus p. 60–73, wo auch einiges neue Material beigebracht ist. Das wichtige Schreiben des Kaisers wegen der Einführung des Erzbischofs Adalbert ist im Berliner Staatsarchiv noch im Original vorhanden und aus demselben in den M. G. Legg. II. 561 abgedruckt. Die Uebertragung des Moritzklosters nach dem Kloster des h. Johannes erwähnen Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen zum Jahre 969.

S. 563–567. — Von dem letzten Aufenthalt des Kaisers zu Magdeburg, Quedlinburg und Merseburg, wie von seinem Tode handeln Widukind III. c. 75. 76, die aus den Hersfelder Annalen abgeleiteten Quellen (besonders die Annales

image
not
available

S. 573. — Otto von Freising (Chron. VI. c. 15) leitet bekanntlich sein eigenes Geschlecht von dem im Jahre 906 enthaupteten Babenberger Adalbert ab; diese Abkunft hat Stein in den Forschungen zur deutschen Geschichte XII. S. 115 bestritten, und Riezler (Geschichte Baierns I. S. 360) macht darauf aufmerksam, daß die Babenberger in Oesterreich nicht nach fränkischem, sondern nach bairischem Recht lebten. Man kann so zu der Annahme gelangen, daß die Babenberger in der Nordmark und Oesterreich von einem bairischen, im Bambergischen später angesiedelten Geschlecht abstammten, aber man kommt über vage Vermuthungen nicht hinaus.

S. 574. — Wenn ich in den Jahrbüchern¹ II. 1. S. 17 Anm. 1 irrig angab, daß sich Herzog Heinrich zu Ingelheim unter der Obhut des Bischofs Poppo befunden habe, so beruhte dies darauf, daß mir damals unbekannt war, daß Poppo und Folkmar identische Namen sind [1]). Vergl. die Note in den M. G. IV. 350. Ebenso war es irrig, wenn ich S. 115 von Poppo und Folkmar als zwei verschiedenen Kanzlern Ottos II. sprach; Beide sind eine Person.

S. 574. 575. — Ueber den Dänenkrieg Ottos II. vergl. meinen Excurs in den Jahrbüchern¹ II. 1. S. 125—129 und die Annales Altahenses (M. G. XX. p. 788).

S. 576. 577. — Die großen Veränderungen, die das Herzogthum Baiern im Jahre 976 erlitt, habe ich in den Jahrbüchern¹ II. 1. S. 31. 32 und in den Excursen S. 131—141 entwickelt. Man vergl. auch die Bemerkungen von Hirsch, Heinrich II. Band I. S. 27. 32. — Für die damalige Lage des Kaisers ist eine Urkunde merkwürdig, die vollständig zuerst v. Mohr in dem Codex diplomaticus für Graubünden hat abdrucken lassen, nachdem sie von Mabillon nur im Auszuge citirt war. Das Original ist nicht mehr vorhanden, aber es scheint mir Alles für ihre Echtheit zu sprechen, wenn auch der vorliegende Text corrumpirt ist. Die Urkunde ist am 4. Juli 976 ausgestellt und zwar in Bamberg, wie Mabillon angiebt, während das Actum in v. Mohrs Abschrift fehlte; sie bestätigt Privilegien und Freiheiten des Klosters Disentis ob divinae mercedis remunerationem regnique divinitus collati quietem et perpetuam stabilitatem, nec non amabillimae (!) matris nostrae Adalheidae imperatricis augustae et imperii consortis interventu. Ueber ähnliche Motive bei Ottos Freigebigkeit gegen die Kirchen vergl. Jahrbücher¹ II. 1. S. 45. Anm. 3, wie über Ottos Verhältniß zu seiner Mutter S. 7 und 27. Für die Stellung, die Adelheid bald wieder in Italien gewann, ist nicht unwichtig der Brief ihrer Tochter Bertha an sie vom Jahre 981 bei Richer III. c. 87.

S. 578. — Die undatirte Urkunde bei Guden, Cod. diplom. I. 358 haben Euler, Erzbischof Willigis S. 24 und Stumpf R. Nr. 696 gewiß richtig in den März 977 gesetzt; sie wird zu Utrecht ausgestellt sein.

S. 579. — In den Jahrbüchern¹ II. 1. S. 34 und 35 ist ein besonderer Kriegszug Ottos II. gegen die Böhmen im Jahre 976 angenommen worden; daß aber die dort erzählten Ereignisse dem im Jahre 977 in Böhmen geführten Kriege angehören, zeigen die Annales Altahenses.

S. 582. 583. — Die Erzählung von den Vorgängen an der Aisne überliefern die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 98.

S. 584. — Richer (III. c. 80) verlegt die Zusammenkunft Ottos und Lothars

---

1) Sickel hat neuerdings in seinen Beiträgen zur Diplomatik VII. (Wiener Sitzungsberichte Bd. XCIII S. 710) Zweifel aufgeworfen, ob wirklich eine volle Identität zwischen beiden Namen bestehe, aber vorläufig wird für das zehnte Jahrhundert doch an derselben festzuhalten sein.

image
not
available

die gangbare Annahme, daß Crescentius de Theodora ein Sohn der bekannten Römerin dieses Namens und des Papstes Johanns X. gewesen sei, scheinen mir begründet.

S. 593—598. — Die italienischen Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 981 und 982 lassen sich nur aus den Urkunden einigermaßen erkennen. Was die gleichzeitigen Annalen und dann das Chronicon Venetum, Thietmar, Alpert und die Gesta epp. Cameracensium berichten, ist überaus dürftig; am meisten erfährt man noch aus Thietmar. Eine sehr interessante Aufzeichnung über Streitkräfte, welche dem Kaiser nach Italien zugeschickt werden sollten, hat sich neuerdings in einer Bamberger Handschrift vorgefunden und ist aus derselben von Jaffé Bibl. V. p. 471. 472 zuerst veröffentlicht worden. Außer den Erläuterungen, die Jaffé selbst gegeben, haben auch M. Lehmann in den Forschungen zur deutschen Geschichte IX. 437 ff. und Usinger in den Gött. gel. Anzeigen 1870 S. 136 ff. in beachtenswerther Weise jene Aufzeichnung commentirt. Eine Urkunde im eigentlichen Sinne kann man in derselben nicht sehen; es sind offenbar Notate für den Gebrauch der Kanzlei, um danach die erforderlichen Ausschreiben zu erlassen. Jaffé bezieht sie auf das Aufgebot, welches der Kaiser bei seinem Aufbruch nach Italien erließ, setzt sie also in das Jahr 980 und stützt sich dabei hauptsächlich darauf, daß dem Kanzler und Bischof Hildebald die persönliche Theilnahme an dem Zuge befohlen wird, Letzterer aber als Recognoscent in den kaiserlichen Urkunden schon von Beginn des Zuges erscheine. Dagegen hat schon Lehmann bemerkt, daß die Recognition des Kanzlers nicht immer dessen Anwesenheit am Hofe beweise, ist aber doch bei der Annahme Jaffés stehen geblieben, weil er mit demselben in einem gewissen Otto, der ebenfalls zu persönlicher Theilnahme entboten wird, den Herzog Otto von Baiern und Schwaben sieht, der dem Kaiser sogleich über die Alpen folgte. Mit Recht hat jedoch Usinger hervorgehoben, daß zwischen diesen beiden Ottonen zu unterscheiden sei, und damit fällt meines Erachtens jeder Grund, die Aufzeichnung in das Jahr 980 zu setzen. Besser bezieht man sie wohl auf die Verstärkung des Heeres, welche der Kaiser 981 anordnete, nachdem er zu Rom die Angriffe der Araber auf Italien erfahren hatte. (Thietmar III. c. 12 und Gesta epp. Cameracensium I. c. 104). Denn so erklärt sich am leichtesten, daß Herzog Otto und Bischof Dietrich von Metz, die Beide beim Kaiser damals waren, nicht erwähnt werden, daß ferner die Sachsen und die weltlichen Großen Baierns und Schwabens in dem Verzeichniß nicht erscheinen, die wohl schon großentheils mit dem Kaiser und ihrem Herzog über die Alpen gezogen waren. Daß Thietmar nur von einem Aufgebot der Baiern und Schwaben i. J. 981 spricht, steht unsrer Annahme nicht bedenklich entgegen; er wußte wohl nur, daß das neue Aufgebot nicht auch Sachsen betroffen hatte. Manche, deren Namen das Verzeichniß enthält und die selbst ausziehen sollten, haben dem persönlichen Aufgebot Folge geleistet; so wissen wir, daß Bischof Heinrich von Augsburg und Graf Bezelin im Kampfe in Calabrien fielen. Andre, die nur zur Sendung von Rittern verpflichtet wurden, sind doch auch selbst dem Rufe gefolgt, wie der Abt Werner von Fulda, der bald nach jenem Kampfe in Italien starb. Näher erläutert die merkwürdige Aufzeichnung G. Matthäi, Klosterpolitik K. Heinrichs II. S. 91 ff. Man vergleiche auch W. Baltzer, Zur Geschichte des deutschen Kriegswesens (Leipzig 1877) S. 33 und Waitz, Verfassungsgeschichte VIII. S. 133. — Ueber die letzten Zeiten des Tzimisces haben wir an Leo Diaconus eine zuverlässige Quelle; für die folgenden Zeiten wird auch die byzantinische Literatur sehr mager. Die arabischen Geschichtsschreiber verbreiten sich über Abulkasems Züge etwas ausführlicher, als sie

image
not
available

Muratori mit dem falschen Actum „prope fluvium Ticinum“ hat abdrucken lassen; das Original hat prope fluvium Trinium. Die zweite Angabe stützt sich auf eine Urkunde, die sich jetzt bei Tosti, Storia di M. Cassino I. 245 vollständig gedruckt findet, während ich sie früher nur nach einem Citat in Pertzs Archiv kannte und danach in das Jahr 982 setzen zu dürfen glaubte. Da in beiden Urkunden sich Adalbert als Kanzler unterzeichnet, gehören sie mit Sicherheit in das Jahr 983, wohin sie auch Stumpf R. Nr. 862. 863 gestellt hat. Die erste Urkunde verleitete mich in den Jahrbüchern[1] (II. 1. S. 89. 90) der Erzählung Landulfs von einer Belagerung Mailands durch Otto II. Glauben beizumessen, obwohl der bei weitem zuverlässigere Arnulf Nichts von ihr meldet; seitdem die Stütze jener Urkunde fehlt, scheint mir jene ganze Erzählung als eine müßige Erfindung Landulfs zu verwerfen. Wenn Moltmann Theophano S. 65 meinen früheren Irrthum in Betreff dieser Urkunde rügt, so wäre billig gewesen zu bemerken, daß ich ihn selbst schon längst in diesem ihm wohlbekannten Buche verbessert habe. Auch an einer anderen Stelle seiner Dissertation (S. 52. 53) hätte er mehr meine späteren Ansichten in das Auge fassen sollen, als eine frühere Darstellung, die ich lange vor ihm in wesentlichen Punkten geändert hatte.

S. 604. 605. — Ueber den Wendenaufstand des Jahres 983 vergleiche man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 264. 265. Thietmars Nachrichten habe ich in den Jahrbüchern[1] II. 1. S. 156—163 mit den Berichten der Magdeburger Annalen und Helmolds durch eine kritische Beleuchtung zu verbinden gesucht. Auch nach den in den Wendischen Geschichten hiergegen erhobenen Einwendungen kann ich mich nicht von der Ansicht losmachen, daß sich Helmolds Nachrichten hier recht wohl mit Thietmar, aber nicht mit Adam von Bremen vereinigen lassen. Was Thietmar und die Magdeburger Annalen von der Zerstörung Hamburgs durch die Abodriten berichten, kann meines Erachtens nicht erst auf eine spätere Zeit (auf das Jahr 1002) bezogen werden.

S. 606. — Die angeführte Stelle des Thietmar steht IV. 9; das erzählte Traumgesicht überliefert Brun in der Vita s. Adalberti c. 12.

S. 607. — Ueber das Grab Ottos II. siehe Gregorovius III. S. 387 ff.

Buch III. Kapitel 11—17. Geschichte Ottos III.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hildesheimenses bis zum Jahre 998. Annales Quedlinburgenses. Annales Colonienses. Annales Corbeienses. Die Grundlage der Annales Leodienses. Annales Sangallenses maiores. Die beiden Fortsetzungen der Chronica s. Benedicti. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 8—23. Die wichtigste gleichzeitige Quelle besitzen wir in den Briefen des Gerbert. Für die französischen Angelegenheiten ist nächst Gerberts Briefen am erheblichsten der gleichzeitige Bericht des Richer III. c. 97 - 110. IV. Vitae pont. Rom. Die erhaltenen Gesetze und Actenstücke finden sich M. G. Legg. II. 36. 37. B. 163. M. G. III. 658. 694. — Der Zeit Ottos III. sehr nahe stehen folgende Quellen, die noch von Zeitgenossen des Kaisers herrühren: Die drei Lebensbeschreibungen des h. Adalbert. Das Leben des h. Nilus. Chronicon Venetum (M. G. VII. 28—34). Thietmar IV. Constantins Leben des Bischofs Adalbero von Metz. Alperts Fragment seiner Geschichte der Metzer Bischöfe. Die Schrift Hugos von Farfa de dimi

image not available

enthalt in der spanischen Mark, neue Aufschlüsse finden. Zum großen Theil auf diese Arbeiten stützt sich Olleris in seiner Vie de Gerbert, welche der Ausgabe von Gerberts Werken vorangestellt ist, trägt aber auch eigene Ansichten vor, die jedoch vielfach von Witte in seiner Dissertation: Lothringen in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts (Göttingen 1869) angefochten sind. Für die Aufklärung der politischen Rolle des merkwürdigen Mannes und namentlich zur Erläuterung seiner Briefe hat Wilmans Vortreffliches geleistet. Auch Gfrörer hat wichtige Beiträge geliefert und mit Scharfsinn manche Machinationen des in der That sehr intriganten Mönchs richtig erkannt, nur daß er sich von der Leidenschaft oft auch zu ganz unbegründetem Tadel gegen ihn fortreißen läßt. Daß eine in so bunten Farben schillernde Persönlichkeit, wie Gerbert, die verschiedenartigsten Beurtheilungen gefunden hat, kann nicht verwundern. Hock, Büdinger und Olleris suchen ihn gegen die Angriffe seiner Gegner, deren er bei Lebzeiten und nach seinem Tode gleich viele gehabt hat, durch ein günstiges Präjudiz für den gelehrten Mann geleitet, in Schutz zu nehmen, obwohl sie sonst von durchaus verschiedenartigen Gesichtspunkten ausgehen. Dagegen bricht Gfrörer über den moralischen Werth Gerberts vollkommen den Stab; selbst die Tiara Silvesters II. erregt ihm dabei geringe Bedenken. Anders wieder Damberger, der keinen Makel an der Person des auf den Stuhl Petri erhobenen Mönchs haften läßt; so rein läßt er sich freilich nur waschen, wenn man alle gegen ihn zeugenden Beweisstellen in Bausch und Bogen als unecht verwirft, wie Damberger mit erstaunlicher Kühnheit ohne allen Beweis gethan hat.

S. 617. — Die beabsichtigte Zusammenkunft Lothars und Heinrichs (bei Breisach) erwähnt außer Gerbert (Ep. 39) auch Richer III. c. 98 und giebt zugleich nähere Nachrichten, die Wilmans nicht aufnimmt, wie er denn überhaupt gegen Richer vielleicht noch mehr, als gerechtfertigt ist, Mißtrauen hegt. Vergl. auch Witte a. a. O. S. 54.

S. 618. 619. — Ueber die Lokalitäten der Hesseburg und Seesens vgl. H. v. Strombeck in der Zeitschrift des Harzvereins Jahrg. 3. 1870. Heft 3. S. 930.

S. 620. 621. — Ueber Willigis sind neuerdings zwei Monographien erschienen, welche nicht ohne Verdienst sind, obwohl man sie nicht als erschöpfend ansehen kann. Die eine ist eine Münstersche Inaugural-Dissertation (De Willigisi archicancellarii regni Germaniae et archiepiscopi Moguntini vita et rebus gestis. Monasterii 1859) von J. H. Offenbeck; sie verfolgt die ganze Wirksamkeit des Willigis in ihren allgemeinen Zügen, ohne sich tiefer in Specialuntersuchungen einzulassen. Eingehender ist die Arbeit von C. Euler: Erzbischof Willigis von Mainz in den ersten Jahren seines Wirkens (Naumburg 1860), aber gerade die Zeiten, wo die politische Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes am eingreifendsten wird, sind hier nicht mehr behandelt; auch in manchen anderen Beziehungen zeigt sich, daß die Arbeit keine fertige ist. Mehrere gute Bemerkungen zur Geschichte des Willigis finden sich in der Einleitung, welche W. Guerrier seiner Ausgabe des Officium s. Willigisi vorausgeschickt hat. Einzelnes über Willigis Jugend und seine Ernennung erzählt Thietmar III. c. 3. Vergl. Leibnitii Annales imperii III. 348—350. Der Ausdruck Gerberts, welchen wir auf Willigis angewendet haben, findet sich in einem Briefe Gerberts (Ep. 34), der an jenen selbst gerichtet ist.

S. 621. 622. — Ueber die Bisenstidi prata bei Thietmar IV. c. 3 und 6 und Rara siehe G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg im Correspondenzblatt des deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins 1877 S. 25 und Dümmler im Lit. Centralblatt 1878 S. 80.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

wie sie in den Wendischen Geschichten I. 215—230 erfahren haben, denen wir hier durchweg gefolgt sind.

S. 640—656. — Die Geschichte der Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron hat durch Richer IV. c. 1—73 und durch die gründliche Benutzung der Gerbertschen Briefe, die man Wilmans verdankt, ein ganz neues Licht gewonnen. Vergl. Jahrbücher[1] II. 2. S. 39—57 und 160—173. Dann hat Olleris in seinem Leben Gerberts p. LXXXVIII ff. und in den Noten zu Gerberts Briefen S. 523 ff. eingehend diese Angelegenheiten behandelt; seiner Darstellung tritt Witte a. a. O. S. 96 entgegen. Vergl. jetzt auch von Kalkstein a. a. O. I. S. 384 ff.

S. 644. — Die Angabe Richers (IV. c. 12), daß Hugo am 1. Juni zu Noyon gekrönt sei, kann schon nach seiner eigenen Darstellung nicht richtig sein. Die späteren französischen Chroniken, welche die Krönung nach Reims und auf den 3. Juli verlegen, finden in Bezug auf den Ort urkundliche Bestätigung und sind wohl auch in der Bezeichnung der Zeit zuverlässig. Das Fragmentum hist. Franc. (Bouquet X. 210) läßt die Wahl zu Noyon erfolgen, die Richer nach Senlis setzt; vielleicht hat eine Verwechslung des Wahl- und Krönungsortes auch den chronologischen Irrthum bei Richer veranlaßt.

S. 647. — Die angeführten Briefe Hugo Capets an Erzbischof Siguin und die Kaiser von Constantinopel sind von Gerbert abgefaßt (Epp. 107 und 111); der erste ist im Jahre 987, der andere im folgenden Jahre geschrieben.

S. 648. — Alles, was Gfrörer in der allgemeinen Kirchengeschichte III. 3. S. 1441. 1442 über Theophanos Einfluß auf Arnulfs Erhebung, wie S. 1419 über die eigenthümliche Stellung der Stadt Reims sagt, sind lediglich Hypothesen, die in directem Widerspruch mit den Quellen, namentlich mit Richer, stehen. Nach Gfrörer wäre Reims nur dem Namen nach eine französische Stadt, der That nach aber ein unabhängiges geistliches Fürstenthum unter dem Schutz der deutschen Kaiser gewesen.

S. 649. 650. — Ueber den letzten Aufenthalt der Kaiserin Theophano in Italien vergl. Wilmans in den Jahrbüchern[1] II. 2. S. 65. 66, namentlich die dort angeführten urkundlichen Zeugnisse. Das Wort der Theophano gegen Adelheid überliefert Odilo in dem Epitaphium Adalheidae c. 8.

S. 656—658. — Den Wendenkrieg von 990 und die letzten Schicksale der Theophano berichten die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, wie Thietmar IV. c. 9 und 10. Zu vergleichen sind auch die Lebensbeschreibungen des heiligen Adalbert und Cosmas von Prag zum Jahre 990. Die Geschichte von Theophanos Erscheinung findet sich in Othloni Liber visionum (M. G. XI. 385) und daraus in einer Hildesheimer Handschrift (M. G. IV. 888).

S. 658. 659. — Adelheids Rückkehr nach Deutschland berichtet Thietmar IV. c. 10. In den Jahrbüchern[1] II. 2. S. 71 wird gesagt, Adelheid habe nicht lange an dem Hofe ihres Enkels verweilt; es geschah jedoch jedenfalls bis gegen das Ende des Jahres 994, wie die Urkunden aus diesem Jahre nachweisen, die man bei Leibniz in den Annales imperii gesammelt findet. Daß während Adelheids Regentschaft Nichts ohne den Beirath des Fürsten geschah, geht ebenfalls aus jenen Urkunden hervor. Bernardi ducis et Egberti comitis caeterorumque fidelium perplurium consulto obtemperantes (Leibn. Ann. imp. III. 584). — Nos vero divini timoris et amoris intuitu, simul etiam omnium fidelium nostrorum consultu, archiepiscoporum, episcoporum, abbatum, ducum et comitum (l. c. 587). Man vergl. die Annales Hildesheimenses zum Jahre 992: Dominus rex, bonis Sclavorum promissionibus

image
not
available

image
not
available

sium I. c. 111 findet. Die bei Olleris p. 546. 547 aus Vignier abgedruckten Briefe Gerberts und eines Freundes desselben halte ich nicht für untergeschoben; sie sind bezeichnend für die Verhältnisse im Herbst 997, wo die Briefe geschrieben sein müssen. Auch der von Olleris p. 543 aus Vignier mitgetheilte Brief Gerberts ist für echt zu halten; Austria darf freilich nicht als Oesterreich aufgefaßt werden. Dieser Brief wird im Sommer des Jahres 997 geschrieben und Gerberts Brief App. 28 die Antwort sein; für in Austria ist vielleicht industriam zu lesen.

S. 701—704. — Das Ende des Crescentius und des Papstes Johannes erzählen fast alle gleichzeitigen Quellen. Am wichtigsten sind die Annales Hildesheimenses und Quedlinburgenses, Thietmar IV. c. 21, die Chronik von Venedig, die angeführte Stelle der Lebensbeschreibung des h. Nilus und die alten Papstleben; nicht zu übersehen ist auch folgende Stelle des Ademar von Chabannais (Hist. III. 31), da er der Zeit Ottos III. ziemlich nahe stand: Praefectus Romae Crescentius, cum contra Hotonem imperium Romanum vellet arripere, tandem coactus in turre, quae vocatur Inter-celis, diu evasit, sed expugnata ipsa turre captus est insidiis suae coniugis et patibulo suspensus est et pro eo planctus magnus factus est (M. G. IV. 130). Daß das zu Rom Il Monzone genannte wunderliche Gebäude aus dem früheren Mittelalter weder diesem Crescentius noch überhaupt dieser Zeit, sondern erst dem zwölften Jahrhundert angehört, habe ich nach der alten Inschrift des Hauses in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 567—569 zu zeigen gesucht. Vom Grafen Benedict handeln die Historiae Farfenses (M. G. XI. 541). Sehr eingehende Untersuchungen über das Geschlecht der Crescentier hat Wilmans angestellt und in den Jahrbüchern[1] II. 2. S. 222—233 veröffentlicht; einige Gegenbemerkungen bei Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom Band III. S. 377. 379.

S. 704—707. — Die Beschlüsse der römischen Synode vom Jahre 998 und Gregors Bulle an Gerbert finden sich bei Mansi XIX. 227 und 201, der Beschwerdebrief Gerberts steht in dessen Briefen App. No. 30; die beiden letzten Stücke auch bei Olleris p. 547 und 140. Die Beschwerden beziehen sich auf Güter, die Gerbert während seines Aufenthalts in Magdeburg vom Kaiser geschenkt waren, wie sich klar aus dem vorhergehenden Briefe App. 28 ergiebt, wo es heißt: Haec a vobis liberaliter collata, sed a quodam nescio cur ablata, restitui sibi petiit vester Gerbertus. Gfrörer (S. 1500) bezieht dagegen diese Beschwerden auf Gerberts Bewerbungen um ein hohes Kirchenamt, bei denen ihm Papst Gregor V. hinderlich gewesen sei. Die Beschlüsse der Synode Gerberts zu Ravenna stehen bei Mansi XIX. 219 und Olleris p. 257.

S. 707. 708. — Das auf die Beschlüsse der Synode zu Pavia gegründete Edict ist gedruckt in den M. G. Legg. II. 37. Pertz hat einige Zweifel an der Echtheit des Actenstücks laut werden lassen und diese sind mir durch einen gelehrten juristischen Freund verstärkt worden, aber ich kann mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß das Actenstück untergeschoben sei. Es findet sich nicht allein in dem Chronicon Farfense, das ohnehin eher ein günstiges als ungünstiges Präjudiz abgiebt, sondern auch in einer Ravennatischen Quelle, den Zusätzen zum Agnellus (Muratoris Annalen zum Jahre 998). Das verdorbene „presbyteri sunt" am Schluß, das besonders Pertz Anstoß erregt hatte, ist bereits in Leibnitii Annales III. 709 in „praebituri sunt" richtig geändert worden. Auch Ficker (Sitzungsbericht der Wiener Akademien Bd. LXXII. S. 137) benutzt das Edict als ein echtes Actenstück. Die Erklärung macht allerdings manche Schwierigkeiten. Daß bei den damals üblichen Pachtverhältnissen die Kirche in großen Nachtheil gerieth, hatte schon Otto I. gesehen und

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

III. Die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert.

Die Geschichte der Stadt Rom und ihres Gebiets von den Zeiten Gregors des Großen bis zu der sogenannten Herstellung des Senats im Jahre 1143, wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung eine der schwierigsten Aufgaben für die historische Forschung, ist durch gründliche Untersuchungen in der letzten Zeit mindestens so weit aufgeklärt worden, daß man sich im Ganzen und Großen ein Bild der damals in der Kaiserstadt obwaltenden Verhältnisse und Zustände entwerfen kann, wenn auch einzelne Punkte zweifelhaft bleiben und bei der Beschaffenheit der Quellen wohl immer bleiben werden. Nach der bekannten Untersuchung v. Savignys in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter sind einzelne Partien besonderer Betrachtung von Dönniges in seinem deutschen Staatsrecht und von Wilmans in seiner Abhandlung: „Rom vom fünften bis zum achten Jahrhundert“ [1]) unterworfen worden; die ganze Entwicklung in ihrem Zusammenhange haben dagegen von Bethmann-Hollweg in seiner Schrift über den Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846) und C. Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien (1847) einer neuen eingehenden Untersuchung gewürdigt. Vor Allem hat Hegel das Verdienst allen Verwirrungen, die durch die leeren Namen des Senats und der Consuln in die Betrachtung dieser Verhältnisse gekommen waren, ein gründliches Ende gemacht zu haben. Erst durch Beseitigung dieser Truggestalten ist Raum für die Darstellung der wirklichen Zustände gewonnen worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich zunächst auf die Geschichte Roms im zehnten Jahrhundert und gehen auf die früheren Zeiten nur so weit zurück, als es zum Verständniß der späteren Epoche erforderlich ist; sie beschränken sich darauf, mehrere Punkte von Erheblichkeit näher zu bestimmen, indem sie sich im Allgemeinen an Hegels Darstellung anschließen [2]).

Als sich im achten Jahrhundert zufolge der Bilderstreitigkeiten die Gegenden Italiens, welche bis dahin noch die Hoheit des oströmischen Reichs anerkannt hatten,

1) Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II. 137—151.

2) An die früheren Untersuchungen sich anschließend, zugleich aber mit Beihülfe manches neuen Materials hat Gregorovius auch die inneren Verhältnisse der Stadt Rom im zehnten Jahrhundert im dritten Bande seines Werks behandelt. In der Höflerschen Ausgabe von Pappencordts Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter und in Alfr. von Reumonts Geschichte der Stadt Rom (Bd. II.) werden diese Verhältnisse nur summarisch dargestellt. Fickers Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens berühren öfters auch dieses Gebiet. Ich habe meine frühere Darstellung um so mehr unverändert gelassen, als in den späteren Arbeiten mehrfach auf sie Bezug genommen ist.

image
not
available

beamte und nahmen an der Regierung und Verwaltung der Stadt Rom und ihres Gebiets in weitem Umfange Antheil. Zu den Hofbeamten des Laterans gehörten: der Vicedominus, dessen Stellung stets ein höherer Geistlicher bekleidet zu haben scheint; der Vorsteher der Zunft der Vestararii, meist schlechthin der Vestararius genannt, der immer oder doch häufig aus dem weltlichen Stande gewählt wurde; der Superista, der Vorsteher der Zunft der Cubicularii, der ebenfalls gewöhnlich nicht der Geistlichkeit angehört zu haben scheint; vor Allem aber die sieben Ersten in der Zunft der Notare, die regelmäßig Kleriker niederen Grades waren. Diese Sieben standen in folgender Rangordnung: der Primicerius, Secundicerius, Arcarius, Sacellarius, Protoscriniarius, Primus defensor, Adminiculator oder Nomenculator. Sie waren nicht allein die Vorsteher der Zünfte der Notarii, Tabelliones und Defensores, sondern zugleich die Minister des Papstes in der ganzen ihm zustehenden weltlichen Verwaltung. Seitdem der Papst in Rom auch die Quelle alles bürgerlichen Rechts geworden war, übten sie zugleich in seinem Namen eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit in allen Streitsachen aus, die an ihn als den Landesherrn gebracht wurden, nur daß sie als Kleriker von den Criminalsachen ausgeschlossen waren. Auch sie wurden jetzt Judices genannt, und man unterschied fortan die Judices de militia und Judices de clero; jene sind die Duces und Tribuni, diese die sieben ersten Notare. Ob unter die Judices de clero auch der Vicedominus, Superista und Vestararius gerechnet wurden, ist zweifelhaft; doch wissen wir, daß dem Vestararius stehend die Jurisdiction übertragen war, wenn das Kloster Farfa gegen die Unterthanen des Papstes klagte.

Die genannten militärischen Beamten mit den Hofbeamten des Papstes bildeten den Adel der Stadt, der in die zwei Klassen der Optimates militiae und der Proceres ecclesiae zerfiel: eine Beamtenaristokratie, die theils durch den Umfang ihrer Geschäfte, theils durch die reiche Ausstattung der von ihnen bekleideten Aemter binnen kurzer Zeit übermächtig wurde und auch auf die Papstwahl, das wichtigste Vorrecht des römischen Volkes, einen besonderen, sogar gesetzlich begründeten Einfluß übte.

Das Papstthum zeigte sich, kaum zur Selbstständigkeit gelangt, der Macht dieses Adels in keiner Weise gewachsen, zumal alle jene einflußreichen Stellungen erblich in den Besitz einiger weniger Geschlechter kamen. Auch die Judices de clero waren verheirathet und vererbten ihre Aemter [1]); sie gerade waren es, die dem päpstlichen Regimente am gefährlichsten wurden. Die Gewaltthaten, die sich diese römischen Großen gegen die Päpste erlaubten, führten unmittelbar zur Herstellung des abendländischen Kaiserthums, und diesem unterwarfen die Päpste freiwillig die Stadt Rom und ihr Gebiet, nachdem sie ihre politische Selbstständigkeit nur kurze Zeit und ohne sonderliches Glück behauptet hatten. Um der Tyrannei ihrer hohen Beamten zu entgehen, stellten sich die Päpste unter den Schutz und die Hoheit der fränkischen Könige.

Unfraglich übten Pippin und Karl der Große schon als Patricier gewisse Rechte im römischen Gebiet aus. Es wird uns glaubhaft überliefert, daß Karl schon vor seiner Kaiserkrönung ein Abkommen mit dem Papste traf, wonach ein Gesandter von ihm bei der Papstwahl gegenwärtig sein und er streitige Rechtsfälle vor sein Forum ziehen konnte; auch sollen schon damals königliche Missi das römische Gebiet durch-

1) Man vergleiche die Stammbäume bei Galletti, del Vestarario della S. R. C. p. 42 und del Primicero p. 71.

image
not
available

Nach dem Tode Karls des Großen brachen zu Rom abermals innere Streitigkeiten bedenklicher Art aus, die auch die Grenzen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt in Frage stellten. Im Jahre 824 ging Lothar nach Rom und stellte die Ordnung her. Die Constitution, welche er damals erließ, mußte der regierende Papst schriftlich anerkennen und sollte fortan von jedem seiner Nachfolger vor dem Missus eidlich bekräftigt werden, ehe die Ordination erfolgte. Diese wichtige Constitution ist uns erhalten und bildet eines der erheblichsten Actenstücke, um die Verfassung Roms in der Karolingischen Zeit zu erkennen [1]).

Die Constitution Lothars erwähnt nur zwei Klassen von richterlichen Beamten zu Rom: Duces und die, welche sie schlechthin Judices nennt. In letzteren kann man meines Erachtens im Gegensatz gegen die Judices de militia nur die Judices de clero sehen. Von diesen zwei Klassen wird nun mit unzweideutigen Worten gesagt, daß sie zunächst päpstliche Beamte waren und vom Papste eingesetzt wurden; doch sollten sie vor dem Kaiser erscheinen, damit er ihre Zahl und ihre Namen erfahren und sie auf ihre Verpflichtung hinweisen könne. Zur Beaufsichtigung dieser Beamten sollte von Seiten des Kaisers und Papstes je ein Missus bestellt werden. Beide Missi sollten alljährlich an den Kaiser darüber berichten, wie das Recht gehandhabt werde, Beschwerden wegen Rechtsverweigerung aber zunächst an den Papst bringen, daß er sie sofort von einem von ihnen erledigen lassen könne; geschehe dies nicht, so solle der kaiserliche Missus an den Kaiser Bericht erstatten, der dann besondere Gesandten zur Entscheidung der Sache nach Rom senden wollte. Daß neben den hier erwähnten Missi, die theils zur alljährlichen Beaufsichtigung der Beamten und Berichterstattung an den Kaiser, theils zur Erledigung einzelner Rechtsstreitigkeiten bestimmt waren, es auch ferner einen stehenden kaiserlichen Missus zu Rom gab, kann nicht zweifelhaft sein, und die Constitution selbst gedenkt desselben bei Gelegenheit des Eides, der den neugewählten Päpsten auferlegt wurde.

Das erwähnte Gesetz Lothars enthält überdies die Bestimmung, daß Jeder im römischen Volke über das Recht, nach welchem er lebe, befragt und dann nach demselben gerichtet werden solle. Da man seitdem nicht allein nach römischem, sondern auch nach fränkischem oder langobardischem Recht in Rom leben konnte, mußten nothwendiger Weise germanische Rechtsprincipien dort Eingang gewinnen, wie auch das Proceßverfahren der Franken dort nicht mehr unbekannt war. Die fränkischen Missi tagten zu Rom ganz in derselben Weise, wie in anderen Theilen der fränkischen Monarchie, wie wir aus einem Rechtsstreit des Klosters Farfa mit dem Papste sehen, der im Jahre 829 vor den beiden kaiserlichen Missi, dem Bischof Joseph und dem Grafen Leo, von römischen Richtern, die ihnen als Schöffen dienten, und unter einem zahlreichen Umstande aus dem Volke entschieden wurde [2]).

Als sich unter Johann VIII. das Papstthum mit der kaiserlichen Gewalt in Zwiespalt setzte, kamen die Kaiserrechte in der Stadt in Verfall [3]). Wenn auch in der Folge die Päpste die Kaiser, welche sie selbst herbeigerufen oder nothgebrungen gekrönt hatten, dem Namen nach als ihre Oberherren anerkannten und die Römer ihnen für den Augenblick Treue schwuren [4]), wenn selbst noch kaiserliche Missi zeit-

1) M. G. Legg. I. 239.
2) Galletti, del Primicero p. 183.
3) Merkwürdig ist in einer Bulle Johanns VIII. das Datum: imperatore Domino Jesu Christo anno pontificatus etc. Nouveau traité de diplomatique V. 191.
4) Der Kaiser Arnulf geleistete Eid steht M. G. Legg. I. 562.

image
not
available

und übte hier eine Herrschaft, welche die der Päpste völlig in Schatten stellte. Als höchster Gesetzgeber, Richter und Kriegsfürst der Römer trat er auf und hielt Reichsversammlungen und Hoftage in dem Palast neben der Peterskirche, auf denen er über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt entschied.

Es entsteht die Frage, was sich während dieses Wandels der Verhältnisse von den früheren Einrichtungen zu Rom erhalten hatte. Schon die Bemerkung, daß uns nirgends mehr in den Urkunden Tribunen entgegentreten, läßt schließen, daß die alte Heeres- und Gerichtsverfassung Roms eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, und eine nähere Betrachtung der veränderten Stellung der Duces führt zu demselben Resultat.

In den kleinen Territorien, in welche das römische Gebiet zerfiel, finden sich jetzt selten Duces genannt, während die Tribuni ganz verschwinden; dagegen treten nach und nach Comites hervor, und die Territorien werden bisweilen als Comitate bezeichnet. Wie diese Umwandlung im Einzelnen vorging, läßt sich nicht mehr nachweisen, doch liegt auf der Hand, daß sie unter der Einwirkung der germanischen Staatsverhältnisse erfolgte, wie denn einzelne dieser neuen Grafengeschlechter selbst germanischen Ursprungs waren [1]). Neben den Comites werden auch Vicecomites und Guastaldiones erwähnt.

In Rom selbst finden sich allerdings noch vielfach Duces genannt, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze der römischen Miliz; wie diese jetzt die niederen Bürgerklassen vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich umfaßte, so tritt uns als Führer derselben bei Liudprand auch ein Mann aus dem Volke entgegen [2]). Die Duces zu Rom haben ferner keinen Antheil an der Jurisdiction mehr, sondern erscheinen in Gerichtsverhandlungen nur als angesehene Zeugen aus dem Umstande. Wenn daher in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Duces in Rom vorkommen, die meist auch den Consultitel führen, so ist ihr Titel nicht mehr als Bezeichnung eines Amtes, sondern des Standes anzusehen. Denn schon hatte sich in der Stadt ein Erbadel vollständig ausgebildet. In den Urkunden werden die Nobiles oder Optimates stets besonders ausgezeichnet, während ihnen gegenüber die Plebs steht, deren Mitglieder urkundlich als Viri humiles, anderweitig auch als Decarcones [3]) be-

---

1) Schon 911 erscheint ein Comes Adrianus cum sex iudicibus in Tibur (Muratori, Antiquit. V. 773). Rodfred, Graf in der Campagna, wird im Jahre 965 in den Vitae pontif. erwähnt. Berardus inclitus comes Tiburtinus in einer Urkunde von 983 (Muratori, Antiquit. I. 382). Benedictus domini gratia inclitus comes seu Stephania illustrissima femina comitissa senatrix Urkunde von 987 (Nerini, Storia di S. Alessio 382). Andere Beispiele finden sich in dem alten Güterverzeichniß der römischen Kirche bei Borgia, Breve istoria del dominio temporale. Documenti No. 1.

2) Ex plebe Petrus, qui et Imperiola est dictus, adstitit cum omni Romanorum militia. Hist. Ottonis c. 9. Wahrscheinlich ist Petrus, qui et Imperio vocatur (Documente D), dieselbe Person.

3) In der Fortsetzung des Liber pontificalis kommt zweimal der Ausdruck vor: Vulgi populus, qui vocantur Decarcones. In diesem Decarcones hat man besondere Beamte finden wollen und deshalb das Wort, das in allen alten Handschriften gleichmäßig überliefert ist, willkürlich geändert. Nach dem Zusammenhange kann aber kaum zweifelhaft sein, daß der Ausdruck nicht Führer des Volks, sondern die niedere Volksmasse selbst bezeichnet und der Vulgärsprache des zehnten Jahrhunderts angehört. Die Ableitung ist allerdings dunkel; vielleicht haben die Decarcones ihren Namen von decarcare (discaricare) und waren nichts Anderes als die damaligen Facchini, die noch heute einen so erheblichen Bestandtheil der italienischen Stadtbevölkerung bilden. Gregorovius a. a. O. Band III. S. 357 leitet den Ausdruck von duodecim capi(tanei) regionum her; diese Ableitung scheint mir nicht allein sehr künstlich, sondern führt auch meines Erachtens auf einen falschen Begriff.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

allein zu Rom, sondern auch in den einzelnen Städten des römischen Gebiets nannten. Man erkennt aus diesem Verzeichniß, daß der Name der Comites sich zu jener Zeit noch nicht recht im Römischen eingebürgert hatte und daß man dem Gerichtsherrn noch meist den Titel eines Consul beilegte [1]), daß sich indessen die Formen des Grafengerichts bereits fest ausgeprägt hatten. Weshalb der Präfect und die Judices dativi [2]) in Rom selbst in dem Verzeichniß nicht besonders erwähnt werden, läßt sich nicht ermitteln, da wir den Zusammenhang, in dem das Stück ursprünglich stand, nicht kennen.

Aus diesen Aufzeichnungen aus der Zeit Ottos III. erhellt deutlich, daß die römischen Richter damals ebensowohl als kaiserliche, wie als päpstliche Beamte angesehen wurden, und eine Reihe gleichzeitiger Urkunden [3]) zeigt sie uns als Schöffen in Gerichtssitzungen, welche der Kaiser selbst, sein Patricius oder der Präfect abhielt. Der Primicerius und Secundicerius scheinen überdies am Hofe Ottos eine besonders bevorzugte Stellung eingenommen zu haben, denn sie werden geradezu als die ersten Räthe des Kaisers bezeichnet, „die ihn zur Rechten und Linken umgeben, gleichsam mit ihm regieren, und ohne welche er nichts Großes beschließen kann." In Allem erkennen wir auch hier, wie sich Otto bemühte die Ordnungen und Formen in Rom einheimisch zu machen, die am Hofe von Byzanz eingeführt waren.

Was in diesen Einrichtungen auf einen dauernden Aufenthalt des Kaisers in Rom berechnet war, ging mit dem Tode desselben unter. Die römischen Richter und Beamten behielten allein die lokale Bedeutung, die sie vordem gehabt hatten. Die Stellung des Patricius erhielt sich zwar, sank aber auch von ihrer allgemeinen Bedeutung herab und bewahrte sich nur für die Stadt und ihr Gebiet Geltung. Der Patricius galt in der Folge für den Stellvertreter des Kaisers in Rom und konnte als solcher auch dem Präfecten Befehle ertheilen [4]).

Während der Kaiser die Einrichtungen von Byzanz nach Rom zu verpflanzen suchte, übertrug sein Lehrer Papst Silvester II. die fränkischen Lehnsverhältnisse, soviel wir wissen, zuerst auf die römischen Gegenden. Bis dahin hatte die römische Kirche, wie sie einzelne Grundstücke gegen einen festgestellten Zins in Pacht zu geben pflegte, so auch ganze Städte und Territorien in Pacht meist auf drei Generationen ausgethan [5]). Silvester II. erkannte das Nachtheilige dieses Verfahrens und gab zuerst dem Grafen Dauferius die Stadt und Grafschaft Terracina zu Lehn. Noch häufig kehrten die Päpste freilich zu den alten Pachtverhältnissen zurück, aber allmählich faßte doch das Lehnswesen auch im Römischen festen Fuß [6]).

So bildeten sich hier innerhalb des zehnten Jahrhunderts die Standesbestimmungen, die Gerichtsverfassung und zuletzt selbst die Eigenthumsverhältnisse unter den Einwirkungen des germanischen Wesens um. Alles näherte sich den Zuständen, die in dem lombardischen Italien längst bestanden und sich auch im Ravennatischen bereits durchgearbeitet hatten. Das römische Gebiet hatte seine Grafen und Schöffen; in Rom selbst erscheint der Präfect halb in der Stellung eines Grafen, halb eines bischöflichen Vogts und hat in den Judices ordinarii und dativi seine rechtskundigen

---

1) Man vergleiche auch die Urkunde vom Jahre 977, aus der Gregorovius III. 452 Stellen anführt.
2) Der Präfect und die Dativi zu Rom werden gerade zu Ottos III. Zeiten vielfach in Urkunden erwähnt.
3) Galletti, del Primicero 219—231.
4) Galletti, del Primicero 241.
5) Man vergl. die Urkunde Johanns XIII. bei Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2870.
6) Jaffé, Reg. pont. Rom. No. 2996.

image
not
available

wie es die Schrift beschreibt. Neben den allgemeinen Beziehungen, welche sich in der Graphia auf die Zeit Ottos III. und zwar auf diese allein, wie mir scheint, nachweisen lassen, deuten aber noch einige Einzelnheiten specieller auf ihre damalige Entstehung hin.

Erstens finden sich jene drei Formeln, von denen oben die Rede war und die jetzt allgemein der Zeit Ottos III. zugeschrieben werden, am Schlusse der Graphia wieder, und zwar in der Gestalt, in welcher wir sie in der ältesten Vaticanischen Handschrift [1]) besitzen, so daß sich manche Fehler dieser Handschrift aus der Graphia verbessern lassen. Die Vermuthung liegt somit nahe, daß diese Handschrift selbst die Formeln aus einem älteren Exemplar der Graphia copirt hat; zumal die Handschrift mitten im Satz abbricht, wie in gleicher Weise die am Schlusse unvollendete Graphia. Die Vaticanische Handschrift der Formeln gehört aber bereits dem elften Jahrhundert an [2]).

Zweitens: Von einem zweiten in der Graphia enthaltenen Stück [3]) findet sich in einer anderen Florentiner Handschrift eine fast wörtliche Wiederholung unter dem Titel: Incipit de VII. gradibus, quomodo nominantur apud Grecos et Latinos (M. G. Legg. IV. 663.) Diese Handschrift gehört spätestens dem Anfange des elften Jahrhunderts an.

Drittens: Außer dem Kaiser wird von Personen in der Graphia nur der Dictator Tusculanensis bestimmt bezeichnet und zwar als der Anführer der kaiserlichen Leibcohorten und Comes cesariani palatii. Es ist aber bekannt, eine wie einflußreiche Stellung die Grafen von Tusculum gerade bei Otto III. einnahmen. In einer Urkunde des Kaisers wird Gregorius von Tusculum als praefectus navalis, dessen Sohn Albericus als imperialis militiae magister erwähnt [4]).

Viertens: Was von der wunderlichen Tracht des Kaisers in der Graphia erzählt wird (S. 174–176), findet in anderen Nachrichten bei Otto III. seine Bestätigung. Dieser Kaiser schenkte dem Kloster des h. Alexius seinen Krönungsmantel, auf dem die sämmtlichen Gestalten der Apokalypse in Gold eingewirkt waren [5]).

Faßt man zusammen, daß die erwähnten Handschriften des elften Jahrhunderts schon die Graphia benutzt zu haben scheinen und daß die Verwandtschaft derselben mit den Ceremonienbüchern des Kaisers Constantinus über die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurückzugehen verbietet, wie ferner daß manche Einzelnheiten gerade bei Otto III. und seiner Umgebung eine naheliegende Erklärung finden, so fixirt sich die Zeit dieses Kaisers unseres Erachtens mit größter Wahrscheinlichkeit als die Periode, in welcher die Schrift entstand. Sie wird später noch mehrfach überarbeitet sein. Als die letzten Abschnitte, weil die Kaiser des Abendlandes ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, kein Interesse mehr hatten, ließ man sie gemeinhin fort und schrieb nur den ersten Theil des Buches ab, der wegen seiner scheinbaren Belehrung über merkwürdige Oertlichkeiten immer noch gern gelesen werden mochte. So entstand der Liber de mirabilibus aus der Graphia [6]).

---

1) Codex Vatic. 4917.
2) Vergl. Documente E. 1.
3) Primicerius palatii — — ad imperatorem p. 171. 172. Dieses Stück ist, aus dem Zusammenhang gerissen, später auch in manche Exemplare der Mirabilia übergegangen. S. Urlichs, Codex urbis Romae dipl. topographicus (Wirceburgi 1871) p. 97. 98.
4) Galletti, del Primicero 230.
5) M. G. IV. 620.
6) Die Ansicht, welche Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom III. S. 517 ff. über die Graphia entwickelt, stimmt im Wesentlichen mit der meinigen überein.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

IV. Einige Documente [1]).

A. Unedirte Urkunde, die ich aus dem Registrum Sublacense f. 171 abgeschrieben habe. Das Registrum Sublacense, nach der Mitte des elften Jahrhunderts angelegt und dann später von verschiedenen Schreibern des elften und zwölften Jahrhunderts fortgesetzt, befindet sich noch jetzt im Archiv zu Subiaco und ist der wichtigste Schatz desselben. Die Originale der im Registrum zusammengestellten Urkunden sind meistentheils untergegangen; die ältesten noch jetzt im Archiv vorhandenen Originalurkunden sind von Papst Paschalis II. Das Registrum Sublacense hat manche Beiträge für Muratori und Galletti geliefert, ist aber noch keineswegs erschöpft. Die hier mitgetheilte Urkunde citirt Georgi zum Baronius (z. J. 938), und Muratori hat ein kurzes Excerpt mitgetheilt (Antiquitates V. 773). Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom III. 300). setzt sie mit Recht in das Jahr 942, während ich sie früher irrig dem Jahre 939 zugewiesen hatte.

B. Nach der dem zehnten Jahrhundert angehörigen Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius schon bei Würdtwein, Epistolae s. Bonifacii p. 377 und hiernach in Giles, Opera s. Bonifacii I. 286 herausgegeben. Doch ergab eine Vergleichung der Handschrift wesentliche Verbesserungen. Noch einmal hat nach derselben Handschrift Wilhelms Brief edirt Jaffé in seiner Bibliotheca III. 347–350.

C. Aus der ältesten und besten Handschrift des Cencius Camerarius, die sich zu Florenz in der Bibliotheca Riccardiana befindet (Cod. 228 f. 141), von mir abgeschrieben; nach einer schlechteren Handschrift des Cencius hat Muratori die Urkunde in den Antiquitates V. 807 abdrucken lassen. Einige Verbesserungen sind erheblich, selbst für die Chronologie der Reise Geros nach Rom. Neuer Abdruck bei v. Heinemann, Markgraf Gero S. 166. 167 und im Codex diplomaticus Anhaltinus I. 26—27.

D. Unedirte Urkunde aus dem Registrum Sublacense f. 143.

E. 1. Zuerst edirt von Bluhme im Rhein. Museum für Jurisprudenz V. 123–126 nach zwei Vaticanischen Handschriften, von denen Cod. 4917 dem elften, Cod. 1983 dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und sicher nur Copie der ersten ist; abermals herausgegeben von Ozanam in den Documents inédits p. 182.

---

1) Mehrere dieser Documente sind in den letzten Jahren von Neuem gedruckt worden: ich belasse sie nur deshalb auch jetzt an ihrer alten Stelle, weil sie häufig nach diesem Buche angeführt werden und deshalb auch in Zukunft hier gesucht werden könnten. Einige Verbesserungen habe ich nach den neueren Drucken vorgenommen, namentlich bei B.

image
not
available

ist von Kaiser Otto geschrieben, die Verse, in denen Otto mehrfach als König angeredet, wohl vor der Kaiserkrönung, also vor der Zeit, wo Ottos und Gerberts wissenschaftlicher Verkehr begann. So erwachsen erhebliche Bedenken über die Autorschaft Gerberts, und auch die Verse selbst würden dem Ruhme der großen Gelehrten wenig entsprechen. Der Vollständigkeit wegen habe ich die Verse hinzugefügt, die sich am Ende des ersten Buchs und am Schluß des Werks in der Bamberger Handschrift finden. Die letzten, die ich in fünfzeilige Strophen abgetheilt habe, könnten unvollständig sein, da nach fol. 139 in der Handschrift ein Blatt fehlt. Durch die Güte des Herrn Directors v. Halm bin ich auf diese Bamberger Handschrift aufmerksam gemacht worden. Aus derselben hat G. Friedlein in Fleckeisens neue Jahrbücher für Philologie (1867) Bd. XCV. 709. 710 diese Stücke später noch einmal abdrucken lassen.

2. Das Gedicht auf Mariä Himmelfahrt steht auf den letzten Blättern einer Bamberger Pergamenthandschrift Ed. V. 1, die im Jahre 1067 geschrieben ist und zahlreiche Ritualbestimmungen enthält. Unfraglich ist das Gedicht in Rom selbst entstanden, obwohl die Handschrift in Deutschland geschrieben scheint. Schon als eines der wenigen Erzeugnisse der römischen Literatur verdient es Aufmerksamkeit, wie denn auch die Beschreibung der Festfeier nicht ohne historisches Interesse ist. Man hat sich wohl den Kaiser zur Zeit der Entstehung des Gedichts in Rom anwesend zu denken: war dies der Fall, so muß dasselbe im Jahre 999 entstanden sein. Neuerdings hat es als ein angebliches Ineditum Gir. Amati in der Bibliografia Romana (Roma 1880) abermals abdrucken lassen, aber nach einer lückenhaften und vielfach incorrecten Handschrift der Vallicelliana (D. 5. f. 129). Eine dritte Handschrift befindet sich nach Amati in M. Cassino.

A.

Römische Urkunde vom 17. August 942.

Anno quarto pontificatus domni Stephani VIII. pape in sacratissima sede b. Petri apostoli ind. XV. mense Augusto die XVII. Breve recordationis facio ego, Leonem venerabilem abbatem monasterii s. Benedicti, qui situm est in Sublacu, qualiter orta est contentio inter nos et Demetrius seu Petrus et Leone et alius Petrus, abitatores civitatis Tiburtine, de fundum, qui appellatur Paterna, positum territorio Tiburtino milibus ab urbe Roma plus minus XX. Ideoque coadunati per commendatione domni Alberici glorioso principe venimus in curte ipsius principi Alberici iuxta basilica s. Apostoli ante presentia obtimatibus et iudicibus, videlicet Marinus sanctissimus episcopus s. Polimartense ecclesie seu Nicolaus primicerius atque Georgius secundicerius nec non et Andrea arcario, simulque et Johannes sacellario et Leone protoscriniario s. sedis apostolice atque Benedictus, qui dicitur Campanino, et Caloleo et Georgius dux, qui appellatur de Cannapara, Theuphilactus vestarario, Johannes superista, Demetrius de Umiliosum, Balduinus Franco, Gregorius de Abentino, Benedictus Mitcino, Crescentius, Benedictus da Flumine, Benedictus de Leone de Azo, Adrianus dux, Henricus de Sergius, ceterisque plurimis circumastanti-

image
not
available

image
not
available

Geronis construxi monasterium puellarum, in quo abbatissa Athunni [1]) preesse dinoscitur, in honore beate Marie, genitricis Dei et Domini nostri, et beati Petri principis apostolorum, cui Dominus potestatem contulit ligandi atque solvendi in celo et in terra, ut ipsis dicata maneant [2]) in perpetuum pro redemptione anime mee et filiorum meorum, qui de hac luce iuvenili flore compti migrarunt. Ob hoc non longo post tempore, accepta licentia imperatorum, limina apostolorum Petri et Pauli adii, et idem monasterium cum omnibus pertinentiis eius ubicunque positis et annuali censu ditioni illorum in perpetuum subdidi, prius per pontificalis privilegii paginam, postmodum per imperatorum meorum seriem precepti, nunc vero per istius mei privilegii textum, ut nullus coheredum meorum potestatem habeat dominandi vel de rebus eorum alienandi aut donandi. Sed volo atque constituo, ut omnia integra et illibata permaneant sub iure beatorum apostolorum, quibus offero modo triginta libras argenti in presentia domni apostolici pro censu triginta annorum. Completis vero triginta annis abbatissa, que eidem monasterio prefuerit, annuatim pensionem singularum librarum persolvat. Quapropter humo prostratus deprecor vos, duo magna luminaria, Petrum Paulumque, ut post funera carnis anime mee paradisi ianuas aperiatis et in futuro examine protectores ac defensores mei ante Deum maneatis, quatinus post iudicium merear vobiscum lucifluis mansionibus perfrui et sine fine gaudere, annuente Domino nostro Iesu Christo, qui cum patre et spiritu sancto vivit et gloriatur Deus per infinita secula seculorum. Amen. Scriptum per manum Luzonis indignissimi sacerdotis.

D.

Römische Urkunde vom 28. Juli 966.

Temporibus domni Ottoni piissimi augusti, anno imperii sui V. indictione IX. mense Iulio die XXVIII. Breve recordationis facio ego Georgius dudum secundicerium, nunc vero abbatem venerabilis monasterii pii patris Benedicti situm in Sublacu, qualiter orta est intentio inter me et Imperium de terra sationale, in quo sunt parietinis et ortuo cucumerario, sicuti est in Longara posita foris porta maiore ad latus eandem portam, quam modo clausa est. Unde pro iussione domni Stephani vestararii ad placitum venimus super eandem terram una cum ordinariis iudicibus, id est Leonem arcarium, Leonem protoscrinarium et Johannes atque Guido dativi indices, nec non et nobili viris, videlicet Gumpizo, Johannes de Mitzina, Theodorus filius Rufine, Johannes de Primicerio, Petrus de Cannapara, Gregorius filius Georgii, Benedictus filius Theodori, Leo filius Georgii de Cudeta, Sergius de Palatio, Bonizo a Colosseus, Benedictus subdiaconus, genero eius, ceterisque quam plurimis ibidem astantibus. Is omnibus nominatim insimul venimus supra ipsam terram, et

1) So die Handschrift.
2) So die Handschrift.

image
not
available

Theodorus. Georgius consul et dux. Johannes consul et dux.
Sergius. Petrus nobilem virum.
Stephanus scriniarius et tabellio urbis Rome complevit et absolvit.

E.

Quellen für die Geschichte der Verfassung Roms um das Jahr 1000.

1.

Qualiter patricius sit faciendus.

Patricii ergo dignitas taliter disponenda est, quatinus illa dignitas non vili persone, nec alicui concedatur ignoto. Sit enim valde notus imperatori, sit fidelis et prudens, non elatus. Protospatharius veniens ante imperatorem osculetur suum humerum, et dicat: „Maxime imperatorum, adest, quem vocasti." Tunc stet ad sinistram imperatoris yparchus illius, quem nos dicimus praefectum, et dicat ei imperator:[1]) „Cum protospathario futurum patricium adducito." Dum autem venerit patricius, in primis osculetur pedes imperatoris, deinde genu, ad extremum osculetur ipsum. Tunc osculetur omnes Romanos circumstantes, et dicant omnes: „Bene veniatis."[2]) „Nobis nimis laboriosum esse videtur, concessum nobis a Deo ministerium me solum procurare. Quocirca te nobis adiutorem facimus, et hunc honorem concedimus, ut ecclesiis Dei et pauperibus legem facias, et ut inde apud altissimum judicem rationem reddas." Tunc induat ei mantum,[3]) et ponat ei in dextra[4]) indice anulum, et det ei bambacinum propria manu scriptum, ubi taliter contineatur inscriptum: „Esto patricius misericors et iustus." Tunc ponat ei in caput aureum circulum, et dimittat eum.

Qualiter iudex constituendus sit.

Quando judex constitui debet, veniat autem[5]) ad imperatorem, et ducat[6]) eum primicherius. Tunc dicat imperator: „Primicheri,[7]) vide, ut non sit servus alicuius, neque ita pauper, ut meam[8]) perdat animam in acquirenda[9]) sibi pecunia. Tunc dicat imperator iudici: „Cave, ne aliqua occasione Iustiniani

---

1) So interpungirt Cod. Vat. 4917 und die Graphia aureae urbis Romae.
2) Bluhme ergänzt: Tunc dicat imperator.
3) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; induat eum imperator mantum Cod. Vat. 1983.
4) dextre Cod. Vat. 1983. Die Graphia dextra, wie Cod. Vat. 4917.
5) autem fehlt im Cod. Vat. 1983. Die Graphia hat ante, was das Richtige scheint.
6) inducat Cod. Vat. 1983.
7) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia, primicherie Cod. Vat. 1983.
8) meam Graphia, in ea Cod. Vat. 4917. Fehlt im Cod. Vat. 1983.
9) acquirendam Cod. Vat. 4497.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Ergo fremit populus, nec cessant tundere pectus
  Matres cum senibus, ergo fremit populus.
Sistitur in solio Domini spectabile signum,
  Theotocosque suo sistitur in solio.
Hinc thimiama[1] dabunt, hinc balsama prima reponunt,
  Thus myrramque ferunt, hinc thimiama dabunt.
Dat scola Greca melos et plebs Romana susurros,
  Et variis modulis dat scola Greca melos,
„Kyrie“[2] centuplicant et pugnis pectora pulsant,
  „Christe faveto“ tonant, „Kyrie“[2] centuplicant.

Invitatio ad orationem.

Sollicitemus ad hoc Dominum prece, carmine, lingua,
  Et matrem Domini sollicitemus ad hoc.
Virgo Maria, tuos clementius aspice natos,
  Exaudi famulos, virgo Maria, tuos!
Supplicibus lacrimis tibi grex conspargitur urbis,
  Alma Maria, fave supplicibus lacrimis!
Turba gemit populi modico discrimine leti,[3]
  Sancta Maria, tibi turba gemit populi.
Sancta Dei genitrix, Romanam respice plebem,
  Ottonique fave, sancta Dei genitrix!
Tercius Otto, tuae nexus solamine palmae,
  Presto sit veniae[4] tercius Otto tuae!
Hic tibi, si quid habet, devoto pectore prestat,
  Spargere non dubitat hic tibi, si quid habet.
Gaudeat omnis homo, quia regnat tercius Otto,
  Illius imperio gaudeat omnis homo.

1) So die Handschrift. 2) Kyriae Cod. 3) laeti Cod. 4) venie Cod.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.



image
not
available

image
not
available

image
not
available